Deutsche Geschichte: bd. 1. hälfte. Soziale entwicklung. ...

Karl Lamprecht

Ger 312.10.3

Harvard College
Library

FROM THE BEQUEST OF

Lucy Osgood

OF MEDFORD, MASSACHUSETTS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Geschichte

von

Karl Lamprecht.

Zweiter Ergänzungsband.

Erste Hälfte.

Erste und zweite Auflage.

Freiburg im Breisgau.
Verlag von Hermann Heyfelder.
1903.

Digitized by Google

Zur jüngsten deutschen Vergangenheit.

Von

Karl Lamprecht.

Zweiter Band.

Erste Hälfte.

Wirtschaftsleben. — Soziale Entwicklung.

Erste und zweite Auflage.

Freiburg im Breisgau.
Verlag von Hermann Heyfelder.
1903.

Digitized by Google

~~13536.24.2~~

Ger. 312.10.3

HARVARD COLLEGE
JUN 29 1903
LIBRARY

Lucy Osgood fund.
(Ergänzungsbd. II. 1)

Alle Rechte vorbehalten.

331

2247
44-132
28-2

Digitized by Google

Vorwort.

Dieſen Band meiner Deutſchen Geſchichte muß ich, ſoweit ſeine erſten hundert Seiten in Betracht kommen, dem beſonderen Wohlwollen des Leſers empfehlen. Sollte die deutſche Wirtſchafts- und Geſellſchaftsentwicklung der jüngſten Vergangenheit und Gegenwart nicht vom ſpeziell national- und ſozialökonomiſchen, ſondern vielmehr von allgemeinem entwicklungsgeſchichtlichen und ſozialpſychologiſchen Standpunkte zur Darſtellung gelangen, ſo bedurfte die Erzählung eines weit zurückreichenden und breiten Unterbaues: insbeſondere mußten die bisher geltenden Lehren von den Wirtſchaftsſtufen durch eine neue pſychologiſche Theorie dieſer Stufen erſetzt, ſowie das Verhältnis von Naturwiſſenſchaft, Technik und Volkswirtſchaft im Verlaufe der Entwicklung wenigſtens des 15. bis 19. Jahrhunderts geſchichtlich klargelegt werden. Vornehmlich dieſen Aufgaben ſind etwa die erſten hundert Seiten des Buches gewidmet. Ich habe nun zwar allen Eifer angewandt, für die in dieſem Teile mitgeteilten Tatſachen und ihren Zuſammenhang eine leichte Formulierung zu finden; und mehr als einmal ſind die Abſchnitte in dieſer Abſicht umgearbeitet worden. Aber iſt das Ziel ganz erreicht worden? Meinem eigenen Eindrucke nach habe ich mich ſchließlich beſcheiden müſſen; der Inhalt an ſich bietet eben, wenigſtens bei der hier notwendigen gedrängten Darſtellungsweiſe, formell nicht leicht zu überwindende Schwierigkeiten. Jedenfalls iſt das Buch derart eingerichtet worden, daß es beim

Digitized by Google

Beginn der Lektüre von Seite 115 ab gelesen werden kann, ohne daß eine vorhergehende Kenntnis des Inhaltes der früheren Abschnitte nötig wäre. Das hat freilich einige kleine Wiederholungen notwendig gemacht, doch wird in ihnen der schon anderswo erwähnte Stoff regelmäßig in anderer Beleuchtung vorgetragen.

Im übrigen behandelt dieser Teil des zweiten Ergänzungsbandes die Entwicklung der Wirtschaft und der Gesellschaft, während die Darstellung der Politik, der inneren wie der äußeren, einem weiteren, letzten Teile vorbehalten bleibt, der im Manuskript ziemlich abgeschlossen ist und im Herbst dieses Jahres erscheinen soll.

Im Verlaufe der Erzählung selbst wird man bemerken, wie sich die Anschauung, die in dem ersten Bande über die Entwicklung des Geisteslebens vorgetragen ist, nun mit entsprechenden Anschauungen über die Entwicklung der sogenannten materiellen Kultur zu einer Einheit zusammenschließt: einer Einheit, die in den höchsten Leistungen der geistigen Kultur gipfelt. Diese Anschauung hätte, so wird man meinen können, zur Behandlung des Geisteslebens (also des Inhaltes des ersten Bandes) erst nach dem Wirtschaftsleben und der sozialen und politischen Entwicklung (zweiter Band) führen sollen. Wer so urteilt, verkennt die Schwierigkeiten einer Darstellung, die sich zum ersten Male den tieferen Problemen der jüngsten Kulturentwicklung nähert und sie nach Kräften zu bewältigen sucht. Bei so schweren Aufgaben kann im ersten Wurfe nicht eine deduktive, sondern nur eine genetische und grundsätzlich analysierende Darstellung gewählt werden: die Erzählung muß den Wegen folgen, auf denen der Erzähler zum Inhalt seines Vortrages gelangt ist. Von dieser Seite her betrachtet unterlag es keinem Zweifel, daß eine chronologische Abgrenzung

Digitized by Google

des Zeitalters unſerer jüngſten Vergangenheit, der erſte und notwendigſte Schritt vor jeder Bewältigung des Ganzen, mit Sicherheit nur durch eingehende Unterſuchung und Darſtellung der geiſtigen Seite der Entwicklung zu erreichen war.

Die Behandlung des Wirtſchaftslebens und der Geſellſchaftsentwicklung in dieſem Bande iſt eine ſozialpſychiſche und entwicklungsgeſchichtliche. National- und Sozialökonomen werden daher eine Anzahl von Begriffen und Kategorieen ihrer engeren Wiſſenſchaft umgedeutet oder verworfen finden, und ſie werden auch wohl hier und da intime Kenntniſſe vermiſſen. Gleichwohl darf der Verfaſſer von ſich behaupten, innerhalb des überaus umfaſſenden Tatſachenbereiches ſeiner Darſtellung auch für die Wirtſchafts- und Sozialgeſchichte der jüngſten Zeit allen Fleiß angewendet zu haben und durch eine Reihe günſtiger Zufälligkeiten ſeines Lebensganges mit weſentlichen Seiten des modernen Wirtſchaftslebens vor allem praktiſch ein wenig vertraut zu ſein. Möchte der Verſuch, Wirtſchaft und Geſellſchaft hier nicht vom nationalökonomiſch und fachmänniſch abgegrenzten, ſondern vom allgemein geſchichtlichen Standpunkte zu behandeln, mit Erfolg eingeſchlagen ſein. Im übrigen brauche ich wohl kaum zu betonen, wie viel mein Buch den Vertretern der Nationalökonomie verdankt, wie mich denn nichts mehr erfreuen könnte, als wenn ich gerade von dieſer Seite her die Anerkennung ernten würde, nicht ganz umſonſt gearbeitet zu haben. Sehr nahe tritt mir dabei an dieſer Stelle die Verſuchung, eine Anzahl von Namen zu nennen, denen ich beſonders viel ſchulde, Namen von Gelehrten, die unter ſich zum Teil in recht lebhaften Gegenſätzen ſtehen. Aber ich unterlaſſe die ausdrückliche Äußerung von Gefühlen, die jeder Kenner im Verlaufe meiner Erzählung immer und immer wieder wie leiſe Nebentöne wird anklingen hören.

Digitized by Google

Zum Schluß erfülle ich eine Herzenspflicht, indem ich den Herren Geheimrat Professor Dr. Ostwald und Privatdozent Dr. Eulenburg hier wiederhole, was ich ihnen schon mündlich sagen durfte: wie verbunden ich ihnen bin, daß sie sich des Textes des vorliegenden Bandes während der Drucklegung mit unermüdlicher und gelegentlich tiefgreifender Kritik angenommen haben. Nicht minder danke ich Herrn Dr. Tille für die Freundlichkeit, mit der er die Korrekturen des Bandes begleitet und meine Anschauungen in einzelnen Fällen bereichert hat.

Leipzig, 25. Februar 1903.

Lamprecht.

Inhalt.

Wirtschaftsleben.

Seite

I. Einleitung . . . . . 3—10

Parallele zwischen dem Entwicklungsgang der Naturwissenschaften und der Geisteswissenschaften in der Kultur der west- und mitteleuropäischen Völker. Allgemeines Problem der Geisteswissenschaften der Gegenwart, insbesondere der Geschichtswissenschaft. Das besondere Problem einer Geschichte der Wirtschaftsentwicklung vom psychologischen Standpunkt.

II. Die Beseelung der Wirtschaftsstufen. Umrisse einer Entwicklungsgeschichte vornehmlich auch des deutschen Wirtschaftslebens . . . . . 11—68

1. Bedürfnis und Genuß als Prinzipien psychologischen Verständnisses des Wirtschaftslebens. Primitivste Wirtschaftsstufen, generell betrachtet: das Zeitalter unmittelbarer Folge von Bedürfnis und Genuß und das Zeitalter sippenhafter Spannung zwischen Bedürfnis und Genuß. — 2. Die nächsthöheren Wirtschaftsstufen in der Beleuchtung durch die deutsche Entwicklung: Stamm und Grundherrschaft als Vermittler und Bewältiger höherer seelischer Spannungen zwischen Bedürfnis und Genuß: Mittelalter. — 3. Neuzeit. Bewältigung der immer größer gewordenen Spannung durch einen besonderen Berufsstand: Entstehung des kaufmännischen Standes. Besonderheiten der deutschen Entwicklung vom 13. zum 19. Jahrhundert infolge der wirtschaftlichen Depression seit 1550 und 1650. — 4. Neueste Zeit: das Zeitalter des Unternehmertums zunächst als eines Berufsstandes der Vermittlung zwischen Bedürfnis und Genuß, unter Einverleibung der Erzeugung in den Vermittlungsvorgang; dann als einer Bevölkerung von Unternehmern überhaupt. Entwicklungszeiten und Entwicklungsformen des Unternehmertums auf deutschem Boden. — 5. Vertiefung

Seite

der Frage nach den Prinzipien einer pſychologiſchen Betrachtung des nationalen Wirtſchaftsverlaufes. Wirtſchaftsleben und höheres Geiſtesleben in Wiſſenſchaft und Kunſt nach ſeinen inneren Zuſammenhängen.

III. Wirtſchaftsleben, Naturwiſſenſchaft und Technik in den inneren Zuſammenhängen ihrer Entwicklung vom hohen Mittelalter bis zur Gegenwart . . . . . 69—114

1. Gleichmäßige Fortſchritte der wirtſchaftlichen und der intellektuellen Entwicklung; Übergang vom überwiegenden Analogieſchluß und Wunderglauben zur Induktion und zum fortſchreitenden Kauſalitätsbewußtſein: Entwicklung des Induktionsſchluſſes und der Kauſalität. — 2. Wirkungen des Überganges vom Analogieſchluß und Wunderglauben zur Induktion und Kauſalität in der Naturwiſſenſchaft: Pandynamismus des 15. und 16. Jahrhunderts und Anfänge der modernen Mathematik und Mechanik im 16. und 17. Jahrhundert. — 3. Die Entwicklung der Naturwiſſenſchaften ſeit dem 17. Jahrhundert: Mechanik, Phyſik, Chemie, Elektrizitätslehre, Biologie. Abſchluß der mechaniſtiſchen Anſchauungen um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Neuere Strömungen: organiſcher Evolutionismus. — 4. Die Entwicklung der Technik: Zuſammenhang der Entwicklung der Technik, der Kunſt und der Wiſſenſchaft, insbeſondere der Naturwiſſenſchaft; Vorzeit und mechaniſche, phyſikaliſche, chemiſche, elektriſche ſowie biologiſche Periode der modernen Technik; Technik und Wirtſchaftsleben; Einheit aller intellektuellen und im weiteren aller kulturellen Entwicklung.

IV. Der moderne Verkehr und ſeine Folgen . . . 115—175

1. Die Umgeſtaltung der gröberen Verkehrsorgane. Chronologiſches Verhältnis von Handel und Induſtrie in der Wirtſchaftsentwicklung. Verkehrswege und Verkehrsmittel: alte Waſſerwege, Kunſtſtraßen, Eiſenbahnen, Dampfſchiffe, moderne Binnenwaſſerwege, Telegraph, Telephon. — 2. Die Umgeſtaltung der feineren Verkehrsorgane. Die Nachricht: Entwicklung des Druckes und der polygraphiſchen Gewerbe im 19. Jahrhundert; Verſuche, eine Weltſprache zu begründen. Das Geld: Münzgeld und Kreditgeld; Bedeutung des Kreditgeldes im 19. Jahrhundert. — 3. Die Entwicklung der Verkehrsorganiſationen. Die Poſt: ältere Perioden der Entwicklung vom 16. Jahrhundert bis ca. 1850; Änderungen ſeit 1850 und 1870; Weltpoſtverein vom Jahre 1874 und

Seite

innere Fortschritte seit den letzten Jahrzehnten. Bank und Börse: ältere Zeiten, moderne Periode: das Emissions- und Gründungsgeschäft und seine Bedeutung. Einfluß der modernen Verkehrsorganisationen auf die Aufrechterhaltung des Friedens. — 4. Entwicklung des Güteraustausches. Positive Daten der Entwicklung: Geldverkehr, Güterverkehr nach außen und im Binnenlande, Charakter dieses Verkehrs im Vergleiche zum Verkehre des späteren Mittelalters: Möglichkeiten, sich absolute Verkehrshöhen der Gegenwart anschaulich zu machen; Pflicht der Zeitgenossen, dies zu tun. — 5. Veränderter Zeitbegriff und veränderte Raumanschauung der Gegenwart als Ergebnisse der Verkehrsentwicklung. Alter und neuer Charakter der Zeit und ihres Begriffes: Pünktlichkeit. Umwandlung des Raumes durch Verkehrsmittel und Verkehrsorganisation; Folgen für die Erweiterung und die Begrenzung der Raumanschauung: Anfänge einer tellurischen Grundrente; Grundrentenverhältnisse in Deutschland. — 6. Die Entwicklung des modernen Handels. Verselbständigung des Transportwesens. Entwicklung des Geldhandels, des Spekulations- (Termin-)handels, des Kommissionshandels: Verfall des alten Zwischenhandels. Unmittelbare Konsequenzen des neuen Handels für die Preisbildung der wichtigsten Waren in Europa.

V. Die Fortbildung der Gütererzeugung . . . . . 176—210

1. Entfaltung der technischen Seite der modernen Gütererzeugung. Stoffveredlung (Industrie): Entwicklung der Arbeitsmaschinen vornehmlich in der Textilindustrie und der Eisenindustrie; Geschichte der Dampfmaschine als industriellen Motors und anderer Motoren; Entfaltung der thermochemischen industriellen Prozesse vornehmlich in der Eisen- und Stahlfabrikation; Entwicklung der chemischen Industrie. Landwirtschaft: Agrikulturchemie, Tierchemie, chemische Befruchtung der landwirtschaftlichen Nebengewerbe (Brennerei, Zuckerfabrikation, Holzindustrie u. s. w.). Entwicklung der elektrischen Industrie: Siemenssche Dynamomaschine und Grammescher Ring, Geschichte der elektrischen Kraftübertragung; Kraftübertragung zur Erzeugung von Licht und mechanischer Bewegung auf dem Gebiete des Verkehrswesens, der Industrie und der Landwirtschaft. — 2. Höhe der modernen Kraferzeugung. Umgestaltung des Kraftbegriffs: Unmöglichkeit, die Energieen aller großen Naturagentien auf einen Nenner zu bringen und zu berechnen. Höhe der motorischen, insbesondere der Dampfkräfte. Steigerung des

Seite

Nutzungswertes der für menschliche Zwecke freigestellten Energieen durch das Wachsen ihres Ausnutzungskoeffizienten in geometrischer Progression, durch die ständig wachsende Verbesserung der Arbeitsmaschinen und zunehmende Ausscheidungsmöglichkeiten menschlicher Arbeit. Abkürzung der Produktionszeit und ihre wirtschaftlichen Folgen. Quantitative und qualitative Umgestaltung des Kraftbegriffes. Unterschied der Naturkräfte und der Menschenkräfte; Heldenkult und sozialpsychologische Anschauung der Geschichte. — 3. Umwälzungen in der Produktion durch Einführung der neuen Energiemengen. Verhältnis der einzelnen Produktionsgebiete zu den neuen Energieen: künstlerische Tätigkeit, Hauswirtschaft, Fertigstellungsgewerbe, Okkupation, Landwirtschaft, Industrie, Verkehr. Entwicklung dieser Energieen zum Großbetrieb infolge zunehmender Kapitalbildung durch nationale Sparsamkeit (zunehmenden Nationalreichtum) und zunehmende Intensivierung der Arbeitsorganisation.

VI. Die wirtschaftliche Entwicklung der freien Unternehmung . . . . . 211—238

1. Allgemeine Grundlagen dieser Entwicklung: Unternehmung und Kapitalbildung in der deutschen Geschichte vom 14. bis zum 19. Jahrhundert. Kapitalbildung durch Okkupation von Naturkräften. Besondere Bedeutung der Okkupation der naturwissenschaftlichen Energieen. Vereinheitlichung des modernen Wirtschaftslebens durch Vereinheitlichung der Energieen zur Energie. Die freie Unternehmung als ein Ganzes (energetische Unternehmung). Ihre Entwicklung in der Richtung zunächst der Quantität. — 2. Die äußere Entwicklung der Unternehmung. Anfänge der Manufakturen und Fabriken in Deutschland. Volle Entwicklung erst seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Übergang von der Kleinfabrik zur Großfabrik, Spezialisierung (Beispiel: Glasfabrikation). Arbeitsvereinigung der spezialisierten Großfabriken: Fabrikationsanstalt. Analoge Entwicklung auf dem Gebiete des Transport- und Geldwesens. Modernste Riesenunternehmungen. — 3. Die innere Entwicklung der Unternehmung. Vorwiegend qualitativer Charakter der früheren Produktion, vorwiegend quantitativer der modernen. Abwandlung der Produktionsvorgänge unter diesem Gegensatz in Landwirtschaft und Stoffveredlung. Abwandlung des Begriffes der Konsumtion. Wandlung der seelischen Disposition des Unternehmers.

Digitized by Google

Seite

Anhang. Merktafel zur Chronologie der Wirtschaftsstufen und speziell zur Chronologie der Wirtschaftsstufe der Unternehmung.

Soziale Entwicklung.

I. Die Psychologie der freien Unternehmung . . . 241—262

1. Die konstituierenden Elemente. Unterschied des modernen Unternehmers vom Großkaufmann des 18. Jahrhunderts. Intellektuell-voluntaristische Seite des Seelenlebens der Unternehmung. Gemüts- und Empfindungsseite: besondere Art der Affekte und des Indifferenzzustandes zwischen ihnen; Nervosität. Typ des Durchschnittsunternehmers. Der große Unternehmer. — 2. Die accessorischen Elemente. Überhastung und Erregungsgenuß. Einseitigkeit und Verlust der Persönlichkeit. Der Sieg des Kapitals über den Unternehmer. Moderne Selbstbewußtheit, willenloser Optimismus. Entwicklungsgeschichtlicher Charakter dieses Zustandes. Seine Überwindung und sein fortdauerndes Element: Reizsamkeit.

II. Die freie Unternehmung und das Geistesleben der Zeit . . . . . 263—291

1. Die freien Unternehmer und die Stände der Kopfarbeit. Entwicklung der Stände der Kopfarbeiter: älteste Stände der kirchlichen und staatlichen Ämter, jüngere Stände der freien geistigen Berufe, jüngster Stand der Unternehmung. Wirtschaftlicher und sozialer Einfluß des jüngsten Standes auf Geistlichkeit und Beamtentum, sowie auf die freien geistigen Berufe (Theater- und Konzertunternehmung, Buchhandel, Zeitungsverlag). Rekrutierung der älteren Stände aus den Kreisen der Unternehmung. Eindringen des Geistes der Unternehmung in die Weltanschauung der älteren Stände. — 2. Der Geist der freien Unternehmung in seiner allgemeinen seelischen Einwirkung I: Verbreitung dieser Einwirkung. Wirkung auf Sittlichkeit und Recht. — 3. Der Geist der freien Unternehmung in seiner allgemeinen seelischen Einwirkung II: Wirkung auf das Denken. Vergrößerter Erfolg, Umordnung der Zusammenhänge der Erfahrung, Evolutionismus. Wirkung auf die Phantasietätigkeit. Selbständige Entwicklung eines neuen Seelenlebens der Reizsamkeit, Wirkung desselben auf Wirtschaftsleben und soziale Entwicklung.

Seite

III. Einwirkungen der freien Unternehmung auf die älteren sozialen Formen der Industrie und des Handels . . . . . 292—339

1. Die freie Unternehmung und die Hausindustrie. Älteste Formen der Hausindustrie: bäuerlicher Hausfleiß, bäuerliche Hausindustrie, freie Gewerkschaft. Früheste Formen der durch Verleger begründeten Hausindustrieen. Reglementierung der Hausindustrie im absolutistischen Staate; ihre Bedeutung gegen Wende des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Eindringen der freien Unternehmung in die Gewerkschaften, die bäuerliche Hausindustrie, die jüngeren Formen der Hausindustrie; Zerstörung der Reglementierung. Eindringen der besonderen Unternehmerform der geschlossenen Fabrik. Modernste, erst aus dem Geist der freien Unternehmung geschaffene Hausindustrieen. — 2. Die freie Unternehmung und das Handwerk. Erste Krisenperiode: ca. 1840 bis 1870; innere Umwandlung der Zünfte durch den Geist der freien Unternehmung. Zweite Krisenperiode seit Ende der sechziger Jahre: Eindringen der Fabrikation in das Handwerk unter Fortdauer der bisherigen Einwirkungen der Unternehmung. Umbildung der bestehen bleibenden Handwerke ins Hausindustrielle und in neue Abhängigkeitsformen von Unternehmung und Fabrik, Schmälerung des handwerklichen Betriebes durch die Fabrikation, Entwicklung der handwerklichen Kleinunternehmung, Rettung des alten Handwerks in die Kleinstadt und auf das platte Land. — 3. Die freie Unternehmung und der Handel. Anfängliche Benutzung, spätere Zerstörung des Hausierhandels. Eindringen in den Kramhandel: Übersetzung seit den vierziger Jahren, Spezialisierung; Konkurrenz der Großunternehmung (Geschäftsreisende, Wanderlager, Auktionsgeschäft, Versandhaus, Warenhaus, Engrossortiment); Eindringen der Unternehmung in die kleinen Formen des Kramhandels selbst. Schicksal des Zwischenhandels nach außen und im Binnenland: Entwicklung der Agentur, der Kommission, des Engrossortimentes. Entwicklung direkter Verbindungen zwischen Konsument und Produzent überhaupt.

IV. Die freie Unternehmung und die Stände der Landwirtschaft . . . . . 340—419

1. Die Landwirtschaft und der ausländische Wettbewerb. Der ausländische Wettbewerb in seiner unterschiedlichen Bedeutung für Handel, Industrie und Landwirtschaft. Geschichte des ausländischen Wettbewerbs: allgemein europäische Vorgänge der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts; Entwicklung

der Einfuhrbedürftigkeit Deutschlands seit Mitte des 19. Jahrhunderts; Sinken der landwirtschaftlichen Preise infolge der Verbindung des auswärtigen Wettbewerbs mit billigeren Produktionsbedingungen im Ausland und steigender Billigkeit des internationalen Verkehrs. — 2. Die älteren Formen der landwirtschaftlichen Unternehmung. Entwicklung der Unternehmungs-Zwergwirtschaft seit dem Aufkommen der Städte. Entwicklung der deutschen, insbesondere kolonialdeutschen Gutsherrschaft: Grundherrschaft und Gutswirtschaft bezw. Gutsherrschaft im Mittelalter; Aufkommen des freien Siedlungspachtrechtes; Anwendung und Schicksal desselben im kolonialen Osten. Eindringen einer älteren Form der Unternehmung in die mittleren Wirtschaften: Fortdauer der alten bäuerlichen Produktions- und Konsumtionseinheit noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, ihre Wandlung durch landwirtschaftliche Fortschritte und industrielle Entwicklung; höhere Lebenshaltung in starker Bevölkerungsvermehrung; Auswanderung und Übergang zu primitiven Formen agrarischer Unternehmung. — 3. Eindringen des modernen Geistes der freien Unternehmung in die ländlichen Stände. Gegensatz des Geistes der freien Unternehmung zu den unter 2. besprochenen älteren Formen der Unternehmung. Wirkungen der Gemeinheitsteilungen und Ablösungen wie der Proklamation des freien Erwerbs von Grundeigen auf den kleinen Mann und den Bauer; Änderungen des Familienrechts und der Familiensitte; Verfall der alten Personalverfassung der Wirtschaft; Verschuldung. Einwirkungen der freien Unternehmung auf die Gutsherrschaft. Aufschwung des Großbetriebs und der landwirtschaftlichen Nebengewerbe um die Mitte des 19. Jahrhunderts, Steigen der Grundrente und der Bodenpreise; starke Verwendung von Kapital und Kredit in den Boden, hypothekarische Überlastung. Fallende Preise der Produkte und des Landes infolge auswärtigen Wettbewerbs: Krisis. Andere Ursachen dieser Krisis, vornehmlich die Umbildung der Großgrundwirtschaft zum modernen Unternehmen. Einwirkungen der Unternehmung auf das Gesinde. Einwirkungen der älteren Unternehmungsformen. Einwirken der freien Unternehmung, Folgen für Herrschaft und Gesinde. Auswanderung und Abwanderung, Klagen über Mangel an Gesinde, Entwicklung eines neuen ländlichen Arbeiterstandes. Verschiebung der sozialen Stellung der Landwirtschaft im nationalen Leben überhaupt. Verminderung ihrer prozentualen Beteiligung an dem Stand der

Seite

Bevölkerung und an der nationalen Produktion, verminderter Einfluß auf die Bevölkerungsvermehrung. — 4. Innerſter Einfluß des Zeitalters der freien Unternehmung auf den landwirtſchaftlichen Betrieb; Verhältnis der Induſtrie zu dieſem Einfluß. Die kommerziell-ſpekulative und die induſtriell-arbeitgeberiſche Seite des Unternehmens: Verhältnis des kleinen, mittleren und großen landwirtſchaftlichen Betriebes hierzu. Accentuierende Einwirkungen des ausländiſchen Wettbewerbes und der heimiſchen und fremden Induſtrie, verſchiedenartige Wirkung der Induſtrie im Mutterland und im Kolonialgebiete. — 5. Verſchiedenheiten der Entwicklung im Mutterland und im Kolonialgebiet überhaupt. Verquickung der wirtſchaftlichen und ſozialen mit konfeſſionellen und nationalen Schwierigkeiten (Polen). Art des Vordringens der Polen, die polniſche Frage vom ländlichen Standpunkte aus zum guten Teile eine Arbeiterfrage. Schickſal der deutſchen Arbeiter der älteren Gutsherrſchaft in der Zeit der freien Unternehmung. Eindringen polniſcher Arbeiter. Stellung der Arbeitgeber zur nationalen Seite der Arbeiterfrage. Eingreifen des Staates. Andeutungen über die allgemeine geſchichtliche Bedeutung der Polenbewegung. — 6. Gegenwirkungen gegen die bisherige Entwicklung. Gegenwirkungen gegen die mechaniſche Störung durch den auswärtigen Wettbewerb: Schutzzoll, Bimetallismus, Eiſenbahntarifpolitik, Börſenpolitik. Gegen die organiſchen Umwälzungen infolge Eindringens der freien Unternehmung: Verlangſamen bezw. Aufhalten der Entwicklung auf dem Gebiete des Rechts und der Sitte (bäuerliches Erbrecht, Fideikommiß, Einwirkung auf die ländlichen Arbeitsſitten, Rentengutrecht), Beihilfe zur Eingewöhnung in die neue Zeit (Zuführung von Kapital, landwirtſchaftliche Belehrung). Abwarten einer Zeit der gebundenen Unternehmung; Vorbereitungen dazu.

V. Soziale Neu- und Umbildungen . . . . . 420—465

1. Die Bildung des vierten Standes. Charakter der negativen und poſitiven Wirkungen der Unternehmung auf ſozialem Gebiete. Anfänge und quantitatives Steigen des vierten Standes bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Durchbildung eines Standesbewußtſeins. Weitere quantitative und geiſtige Entwicklung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. — 2. Soziale Differenzierung des vierten Standes. Entwicklungsausſichten unterſter Stände überhaupt. Beſſerung der wirtſchaftlichen Lage des vierten Standes; Erhöhung ſeiner Lebenshaltung. Differenzierung in einen niedrigeren,

Seite

abhängigen Mittelstand, einen Stand der gewöhnlichen Fabrikarbeiter und eine unterste Masse Deklassierter. — 3. Die Wandlungen der anderen Stände. Allgemeiner Verlauf der Umbildung. Wandlungen der polaren Schichten. Schicksal der zentralen Schichten. Entwicklung neuer Mittelstandsschichten: Kleinunternehmer, höhere Angestellte, umgebildete Reste des alten Mittelstandes. Umbildung der Stände der Kopfarbeiter und des Kreises der Gebildeten. Umformung des alten Adels. Der Adel der Unternehmung und seine Differenzierung. — 4. Die Nation als sozialer Gesamtkörper unter dem Einflusse der Unternehmung. Qualitative und quantitative Elemente der Bevölkerungsbewegung. Vermehrung des deutschen Volkes innerhalb des Reiches: Geburtenzahl, Sterblichkeit, Einwanderung, Auswanderung. Verhältnis der deutschen Vermehrung zu der anderer Nationen. Ursachen der Vermehrung. Wirkungen der Vermehrung: räumliche Umschichtungen der Nation, ihre Vorgeschichte, ihre Erscheinungen im 19. Jahrhundert: discursive, zentripetale und zentrifugale Wanderungen. Bedeutung der großen Städte im Leben der Gegenwart.

VI. Gegenwirkungen. Anfänge eines Zeitalters der gebundenen Unternehmung . . . . . 466—520

1. Die Sozialisierung der Praxis der freien Unternehmung. Nahende Ablösung der freien Unternehmung durch die gebundene; entwicklungsgeschichtliche Parallelen. Innere Umbildung der freien Unternehmung durch die Entwicklung eines neuen Handels. Äußere Umbildung durch die Mächte der Genossenschaft und des Staates; verstärkende Elemente neben diesen Mächten. Arten der äußeren Umbildung auf genossenschaftlichem Wege: Sozialisierung der freien Unternehmung, grundsätzliche Gegenwirkung gegen die freie Unternehmung, grundsätzliche Gegenwirkung gegen die Unternehmung überhaupt. Zunächst: Sozialisierung der freien Unternehmung durch den kleineren und mittleren Unternehmer des Handwerker- und Bauernstandes: Kreditgenossenschaften und Betriebsgenossenschaften, ihr Wesen, ihre Entstehung, Entwicklung und Verbreitung. — 2. Grundsätzliche Gegenwirkungen gegen die freie Unternehmung. Gegenwirkungen seitens des vierten Standes: Entstehung der verschiedenen Arten der Gewerkschaften, ihre Schicksale, Mittel ihrer Wirksamkeit, Ausdehnung der Wirksamkeit hinaus über ihre eigentlichen Zwecke. Gegenwirkungen seitens der Unternehmer: Ring, Trust und Kartell. Arten der deutschen Kartelle, ihre Entwicklung nach Zahl und innerer Durchbildung. Das Kartell eine Form des Über-

ganges zu einer Periode gebundener Unternehmung? Seine sozialistischen Keime? Sein Wirtschaftscharakter nach den Absichten der Kartellangehörigen selbst. — 3. Grundsätzliche Gegenwirkungen gegen die Unternehmung überhaupt. Versuche, die Konsumtion gegenüber der Produktion zu verselbständigen: Verhältnis der freien Unternehmung zur Konsumtion, Begründung der Konsumvereine in England und Deutschland, verschiedene Formen der Vereine auf deutschem Boden; allgemeine Bedeutung der Gegenbewegung der Konsumenten. Versuche, die Produktion so umzugestalten, daß die Unternehmung überhaupt hinwegfällt: Kommunismus und Sozialismus. Innere Entstehungsgründe und allgemeiner Charakter der kommunistischen und sozialistischen Theorieen des 19. Jahrhunderts. Das Spezifische der Theorieen gerade des 19. Jahrhunderts. Ihre Entwicklung in Frankreich, England und Deutschland. Karl Marx und die Bedeutung seines Denkens. — 4. Obrigkeitliche (kommunale und staatliche) Organisation der freien Unternehmung. Eingriffe der Gemeinde: sozialpolitische Regelung der freien Unternehmung, Förderung der Erscheinungen der freien Unternehmung hinein ins Soziale. Eingriff des Staates: Sozialgesetzgebung mit der freien Unternehmung gegenüber bindenden Motiven, rechtliche Umgestaltung des Begriffes des Eigentums und der Arbeit; Sozialisierung des Rechtes überhaupt.

Wirtſchaftsleben.

I.

Die Wissenschaft ist der jüngste Trieb, der sich an dem alten Baume der mittel- und westeuropäischen Kultur zu breitem, schattendem Gezweig entwickelt hat; nicht eben viel über das 16. Jahrhundert zurück, in einzelnen wichtigen Erscheinungen höchstens bis ins 13. Jahrhundert, läßt sich sein Wachstum als eine selbständige Entwicklungserscheinung der heute blühenden europäischen Kultur verfolgen.

In dieser Jugend der Geschichte der Wissenschaften beruht ihre besondere entwicklungsgeschichtliche Bedeutung, und gesteigert wird diese noch durch ihren stracken und in sich besonders folgerichtigen Verlauf. Man kann in diesem Falle einmal einen vollwichtigen Teil des Lebens der Gegenwart bis in seine Wurzeln verfolgen, und man sieht leicht, unter der Wirkung welcher allgemeiner psychischer Regelmäßigkeiten er erwachsen ist. Und was mehr ist: diese Entwicklung ist zugleich die Entfaltung einer der wichtigsten Äußerungsformen der geschichtlichen Psyche, der intellektuellen, nur in besonders hoher Potenz: denn was ist wissenschaftliches Denken anders als gewöhnliches Denken, nur beharrlich und systematisch angewandt auf besonders verwickelte Gegenstände? Und damit fallen denn aus der Entfaltung dieses verwickelten Denkens auch Streiflichter auf jene ferne und für uns vielfach nur noch in mittelbarem Schluß erkennbare Zeit, da menschlicher Verstand innerhalb menschlicher Gemeinschaften in ursprünglichstem Ringen die erste Herrschaft des Denkens über den nächsten Horizont der Erscheinungswelt erwarb.

Das früheste freie wissenschaftliche Denken der abendländischen Nationen bezog sich auf das Gebiet der Naturwissen-

schaften; allgemeiner trat es erst ein mit dem 15. Jahrhundert, mitten in der Befreiung des mittelalterlichen Verstandes von kirchlicher Bevormundung. Und da ist es denn alsbald kühn, wie jeder erste und naive Versuch menschlichen Fortschritts, auf großen und neuen Bahnen gewandelt. Es begnügte sich nicht mit der Kenntnis unzähliger Einzelheiten aus der Naturbeschreibung, wie sie teilweise schon das Mittelalter, oft in sonderbarer Verquickung mit dem Wunderglauben der Kirche und dem Aberglauben der Völker, angehäuft hatte: es wollte alsbald tiefer sehen, wollte das Ganze verstehen lernen. So suchte es nicht in hartnäckigem Festhalten am Einzelnen, sondern in enthusiastisch-dichterischer Umfassung des Universalen nach einem Zauberwort, das dieses mit einem Rucke aufklären und erschließen sollte. Es war die Zeit des Goetheschen Faust. Erkennen wollte sie alsbald, was die Welt im Innersten zusammenhält. Und da Sinne und Verstand in dem verzückten Gemüte des Forschers noch ineinander überflossen, so ward ihr der Wunsch, die Erfüllung. Als eine äußere Hülle nur noch steht vor dem Auge der neuen Wissenschaft die Welt der Erscheinungen da, als eine Coulisse gleichsam, die den Blick in das Allerheiligste hindert. Hinter ihr dagegen webt erst die wahre Welt, ein unendliches Reich von Kräften: und alle diese Kräfte werden von dem dichterisch bewegten Verstande des Forschers in einem größen Schlusse der Vergleichung zusammengefaßt zu einer einzigen großen Kraft, der Kraft eines Allbewegers, Allerhalters. So entsteht ein System des Pandynamismus, und dieses System gipfelt in bald panentheistischen, bald pantheistischen Anschauungen.

Aber bereits seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts begann diese enthusiastische Behandlung der Naturwissenschaft abgelöst zu werden durch eine andere Art. Man lernte jetzt kritisch das Einzelne betrachten; man ging der Natur, die sich nicht im All-Einen offenbaren wollte, nahe mit Hebel und mit Schrauben. Man zwang ihr ein Verständnis ab, indem man die Wirkung ihrer anscheinend einfachsten Elemente, vielfach in bewußter Anknüpfung an die Griechen, in ihren einfachsten

Verhältnissen beobachtete. Es ist der Beginn des mechanistischen Zeitalters. Stevin stellte zuerst die Lehre von der schiefen Ebene auf, Galilei folgte mit den Fallgesetzen, Newton legte deren mathematische Grundlagen vollends klar und machte die Anwendung auf den Kosmos des Sonnensystems; eine wunderbare Entwicklung der Wissenschaft der Mechanik begann, die schließlich zu der großartigen Einfachheit der mechanischen Anschauungen eines Lagrange führte: bis das 19. Jahrhundert die Auflösung der Mechanik in eine allgemeine Mannigfaltigkeitslehre erlebt hat.

Unter dem belebenden Einflusse der mechanischen Lehren aber erblühten Physik und Chemie, und auf deren Ergebnissen baute sich eine neue, mechanische Lehre vom Leben auf; eine Bewegung, die im 19. Jahrhundert in dem Gesetze von der Erhaltung der Kraft (Mayer 1842, Helmholtz 1847) einerseits, andererseits in der Darwinschen mechanisch-psychologischen Erklärung der organischen Entwicklungsvorgänge (Deszendenztheorie 1859) ihren Höhepunkt und wohl auch ihren Abschluß fand. Denn es ist klar, daß die Naturwissenschaft bei diesen Errungenschaften nicht stehen geblieben ist und nicht stehen bleiben wird. Aber vor aller Augen liegt auch, was sie bis zu ihnen hin geleistet hat: niemals hat das menschliche Geschlecht einen nur annähernd gleich tiefen Einblick in die Geheimnisse der Natur besessen.

Die Entwicklung der Geisteswissenschaften ist andere Wege gegangen. Schon ihr Ausgangspunkt war ein anderer. Die mechanische Naturwissenschaft hatte in den Wiegenzeiten auf ihrem eigensten Gebiete nur wenige Hindernisse entgegenstehenden Denkens aus älterer Zeit hinwegzuräumen gehabt. Was sie vorgefunden hatte, war nur eine uralte technische Praxis gewesen, der Gebrauch von Hebel und Bohrer und Rolle und Schraube und dergleichen: von Dingen, die zum großen Teil schon aus den Jahrtausenden der Kultur Vorderasiens und der Mittelmeerländer auf die Völker des Mittelalters übergegangen waren und nicht selten aus der erweiterten Anwendung des 13. bis 15. Jahrhunderts heraus, in der sie bereits in Verbindung mit Kompaß, primitiver Uhr und primitivem

Vergrößerungsglaſe gebraucht wurden, ſchon den erſten großen Denkern der Mechanik, wie Leonardi da Vinci, die wichtigſten und zunächſt zu löſenden Probleme geſtellt hatten. Anders die Geiſteswiſſenſchaften. Allerdings gab es auch in ihrem Bereich von alters her eine Technik, aber dieſe war von ganz anderer Natur und Wirkung. Schon in Zeiten, die deſſen, was wir wiſſenſchaftliche Methode nennen, noch gar nicht fähig geweſen waren, hatte es doch gewiſſe Gebiete des Denkens gegeben, die ſo verwickelt erſchienen, daß für ſie durch berufsmäßige Pflege geſorgt werden mußte. Es waren namentlich zwei geweſen: das Gebiet des Glaubens und das Gebiet des Rechtes. Und ſo waren die Gottes- und Rechtsgelehrtheit als praktiſche Wiſſenſchaften entſtanden, nicht ſchon aus der reinen Abſicht der Erkenntnis der Vernunft- und Verſtandesgeſetze an ſich, ſondern aus dem Bedürfnis, ſich in verworrenen Bezirken des jeweilig beſtehenden Lebens tatſächlich leichter zurecht zu finden. Und ſie hatten dann, auf dem Rechte dieſes Daſeins fußend, zum Verſtändnis der ihnen unterſtellten Gebiete, wie nicht anders möglich, die Denkgewohnheiten eben ihrer Zeit, und das hieß in niedrigen Kulturen ſolcher verhältnismäßig geringer intellektueller Durchbildung angewandt. Und damit waren ſie denn auch in dieſem Denken fixiert worden; es war eine beſtimmte Überlieferung geſchaffen worden, bei den weſt- und mitteleuropäiſchen Völkern die des uns bekannten Mittelalters, über die ſpäter nur ſchwer hinauszukommen war.

Gewiß: als mit den erſten Befreiungsvorgängen der Perſönlichkeit im 16. Jahrhundert die Reformation einzog und nach ihr die volle Anerkennung der Vernunft als des natürlichen Lichts zur Erhellung auch der geiſtigen Welt, da war unter Beihilfe des in der Renaiſſance erneuten Denkens der Antike der erſte ſchüchterne Verſuch gemacht worden, die alte Überlieferung durch die Begriffe eines natürlichen Rechtes und auch einer natürlichen Religion zu erſetzen. Aber haben Beſtrebungen in dieſer Hinſicht, die die Beſchäftigung ganzer Generationen vom 16. bis zum 19. Jahrhundert bildeten, Erfolg gehabt? Nur langſam gab ſich namentlich die Theologie als Geſamterſcheinung — von

einzelnen Denkern ist hier nicht die Rede — den Anforderungen ständig freier entwickelten wissenschaftlichen Denkens hin; und auch der Jurisprudenz ist es schwer geworden, alte und lieb gewordene Wege des Denkens zu verlassen.

Alles andere geisteswissenschaftliche Denken aber blieb bis mindestens zur Mitte des 18. Jahrhunderts unter dem Einfluß des weitumfassenden, in sich abgeschlossenen und darum imponierenden Denkens dieser alten praktischen Disziplinen. Ja selbst im 19. Jahrhundert übten und üben beide noch den stärksten Einfluß: eine Geschichte der Geschichtswissenschaft vor allem würde davon zu berichten haben.

Indem dies der Gang der Entwicklung war, indem es zugleich anscheinend in der Natur der Dinge lag, daß sich das wissenschaftliche Denken den schwierigen Fragen der Geisteswissenschaften erst später zuwandte als den leichter zu erobernden Feldern der Naturwissenschaft, ist es zu einem wahrhaft freien wissenschaftlichen Erforschen geisteswissenschaftlicher Probleme erst allmählich etwa seit der Mitte des 18. Jahrhunderts gekommen.

Und nun beobachtet man, daß sich auch auf diesem Gebiete ein verwandter Entwicklungsgang einstellt, wie ihn die Naturwissenschaft im 15. bis 17. Jahrhundert genommen hatte. Während eine breite Tätigkeit sich nicht so sehr der Erkenntnis, als der Kenntnis der Einzeltatsachen zuwendet und im Rubrizieren und Beschreiben der Dinge als schlechthin singulär gedachter Erscheinungen aufgeht, setzt zugleich ein erstes denkhaftes Verständnis im Sinne einer enthusiastischen Durchdringung des Ganzen von einem Punkte aus ein. Es sind die Zeiten der großen Systeme von Herder bis Hegel, die Jahre einer philosophischen Geschichtsschreibung und einer dichterischen Philosophie: gleich den Jahrhunderten des Pandynamismus, die in dem naturphilosophischen Jahrzehnt der Periode des geisteswissenschaftlichen Enthusiasmus (1810—1820) ein merkwürdiges Nachspiel fanden, haben sie unendliche Anregungen ausgestreut; reich an unmittelbaren positiven Ergebnissen sind sie nicht gewesen.

Gleichwohl blieb den Geisteswissenschaften, wie einst der Naturwissenschaft, aus dem Zeitalter ihrer enthusiastischen Anfänge ein allerwesentlichstes methodisches Element zurück, das Element der Vergleichung. Und die Vergleichung, die in ihrer ersten naiven Anwendung alsbald auf das Ganze versagt hatte, kam nun den Teilen zu gute: eine vergleichende Kulturgeschichte, Sprachwissenschaft, Literatur- und Kunstgeschichte, eine vergleichende Völkerkunde und Religionswissenschaft entstanden. Aber konnten nun diese jungen Wissenschaften, sie alle der Hauptsache nach Kinder erst des 19. Jahrhunderts, sicher und schnell zum Ziele führen?

Mit nichten. Wie verwickelt waren doch die Gegenstände, die hier verglichen werden sollten! Das Ergebnis welcher Unsumme verschiedener Ursachen, allgemein typischer wie persönlich, zeitlich und räumlich besonderer, ist doch eine Religion, eine Literatur, eine Verfassung! Wie ist es denkbar, daß zwei von ihnen, durch das Mittel eines einfachen Gesamtvergleichs nebeneinander gehalten, ein sicheres Bild des in ihnen dauernd Beständigen, des ihnen im tiefsten Grunde Gemeinsamen ergeben sollten! Nur vereinzelte Analogieen können auf diesem Wege gewonnen werden, nicht Gleichheiten, und der Analogieschluß ist der gebrechlichste aller Schlüsse. In der Tat sind die meisten der hierher gehörenden Wissenschaften im sogenannt Geistreichen stecken geblieben.

Tiefer muß man graben, will man auf geisteswissenschaftlichem Gebiete erfolgreich vergleichen — hinab bis zu den Elementen alles Geisteslebens, bis zu den einfachsten Erlebnissen der menschlichen Seele selbst. Es ist ein Schritt, der der Wandlung der Naturwissenschaften zur Mechanik entspricht. Das Geistesleben als Erscheinung und Ergebnis elementarster Regungen der menschlichen Seele, und diese einfachsten Regungen aus dem Geistesleben auf dem Wege eingehendster und exaktester Vergleichung erfaßt: das ist das Problem der Geisteswissenschaften der Gegenwart.

Und dies Problem hat zwei Seiten, die sich wiederum mit den zwei verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaften, dem physikalisch-chemischen und dem biologischen, wohl vergleichen

lassen. Die physikalisch-chemischen Gesetze gelten uns für zeitlos; wir gehen von der Annahme aus, daß sie, wie sie heute sind, immer gewesen sind und immer sein werden. Die biologischen Tatsachen dagegen stellen den Verlauf dieser Ewigkeit in den Bereich der organischen Entwicklung; sie bergen außer ihnen noch ein weiteres, ein formbildendes Prinzip, das Leben, die Entwicklung selbst; und auch dies Leben verläuft nach bestimmten, nach seinen Gesetzen. Ob dabei nicht zwischen physikalisch-chemischen und biologischen Vorgängen ein innerer tiefster Zusammenhang obwaltet, und welcher Art dieser wohl sei, braucht hier nicht gefragt, noch weniger beantwortet zu werden. Auf geisteswissenschaftlichem Gebiete stehen in gleicher Weise nebeneinander die elementar-psychologischen Vorgänge und die Vorgänge der seelischen Entwicklung. Die ersteren bilden die in der Psychologie gewöhnlich behandelten Erscheinungen, wie z. B. die der psychischen Reaktion, der Vorgänge, unter denen Lust und Unlust ständig und unabhängig von jeder besonderen Kulturhöhe in der Brust des Menschen wechseln. Zu den letzteren gehören vornehmlich die Erscheinungen der seelisch aufeinander folgenden Kulturzeitalter, die seelische Gebundenheit des Mittelalters z. B. oder das freie Denken höherer Kulturen. Und wer wollte ablehnen, daß gleichwie die Formen der natürlichen Lebewesen durch den Verlauf der geologischen Zeitalter hin bis zur Gegenwart durch die Linie einer bestimmten Entwicklung verknüpft sind, so auch durch den Verlauf der Kulturentwicklung des Menschengeschlechts schon infolge der Übertragung früherer Kulturen auf spätere Völker auf dem Wege ständiger Renaissancen und Rezeptionen eine große Linie zusammenhängender seelischer Entfaltung verlaufe?

Mit den zeitlosen, stetigen Erscheinungen des Seelenlebens beschäftigen sich die Psychologie und die Soziologie, die Lehren vom Leben der Einzelseele und dem Leben der Kollektivseele menschlicher Gesellschaften, die mechanischen Wissenschaften gleichsam der Geisteswissenschaft; energisch und immer selbständiger und losgelöster von den Einwirkungen philosophischer Metaphysik haben sie ihre Forschungen mit der zweiten Hälfte

des 18. Jahrhunderts aufgenommen. Die biologiſche Seite des Seelenlebens dagegen zu erforſchen, iſt Aufgabe der Geſchichtswiſſenſchaft.

Es iſt eine ganz moderne Aufgabe. Das Problem erſt iſt erkannt; wenig zahlreich ſind noch die Schritte und klein, die zu ſeiner Löſung getan ſind. Und ſie haben ſich bisher wohl faſt ausnahmslos auf die ſogenannte ſpezifiſch geiſtige Seite des Seelenlebens erſtreckt: auf den Verlauf der künſtleriſchen, dichteriſchen, wiſſenſchaftlichen, allenfalls auch religiöſen Entwicklung. Die ſogenannte materielle Entwicklung dagegen, die Vorgänge auf den Gebieten des wirtſchaftlichen, ſozialen, politiſchen Lebens, ſind von dieſen Forſchungen noch wenig berührt worden. Um ſo mehr bedürfen ſie der Bearbeitung ſchon zu dem Zwecke, die Erſcheinungen dieſer Seite des Seelenlebens dadurch, daß ihr ſeeliſcher Kern herausgeſchält wird, auf den gleichen Nenner gleichſam mit den Erſcheinungen der ſogenannten geiſtigen Kultur und damit zur unmittelbaren Vergleichbarkeit mit dieſen zu bringen.

Im folgenden wird zunächſt der Verſuch gemacht, die Entwicklungen des Wirtſchaftslebens menſchlicher Gemeinſchaften unter Betonung des ihnen zu Grunde liegenden Wandels ſeeliſcher Vorgänge ganz allgemein darzuſtellen und daraufhin ein vertieftes Verſtändnis vor allem auch der deutſchen Wirtſchaftsentwicklung jüngſter Zeiten zu erreichen.

II.

1. Sobald man sich eingehender mit der Geschichte der menschlichen Wirtschaft beschäftigte[1], hat man auch erkannt, daß der Entwicklung der verschiedenen Wirtschaften in den verschiedensten menschlichen Gemeinschaften eine große Summe gemeinsamer Motive zu Grunde liegt. Und so ist man früh dazu geschritten, das gemeinsam Erscheinende herauszuheben und einem vorgestellten generellen geschichtlichen Ablauf, einer Theorie der Wirtschaftsstufen zu Grunde zu legen. Die erlauchtesten Namen in der Geschichte der Nationalökonomie des 19. Jahrhunderts, diejenigen Lists und Hildebrands und Roschers und Schmollers und Büchers, in gewissem Sinne auch der von Karl Marx und neuerdings derjenige Sombarts, sind mit diesen Bestrebungen verknüpft. Dabei war der Weg der Forschung der, daß man von sehr äußerlichen Merkmalen der Wirtschaft ausging und zu immer innerlicheren Merkmalen fortschritt. Im Beginn, noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und

[1] Es sei ein für allemal bemerkt, daß hier keine der festen Terminologieen irgend einer nationalökonomischen Theorie verwendet wird, so wenig wie in des Verfassers Teutscher Geschichte Ergänzungsband I (vgl. dort S. 3) eine der herkömmlichen psychologischen Terminologieen gebraucht worden ist. Solche eingehende und feste Systeme von Begriffen, die zumeist nur von dem Leben der Gegenwart abgezogen sind, werden der geschichtlichen Mannigfaltigkeit der Dinge nicht gerecht und präzisieren nur scheinbar. Soweit einige Leitmotive wirtschaftsgeschichtlichen Geschehens eine Umschreibung durch besondere Ausdrücke unbedingt erfordern, ist eine eigene Terminologie gebildet worden. Im übrigen wird es das Bestreben sein, Ausdrücke der nationalökonomischen Wissenschaft, die ihrem vollen Sinne nach nur dem Fachmann verständlich sind, auch da zu vermeiden, wo sie an sich den Sinn decken würden.

vorbereitet ſchon durch Anſchauungen des 18. Jahrhunderts, fand ſich die Vorſtellung einer Aufeinanderfolge von Wirtſchaften eines Jäger- und Fiſcher-, eines Hirten-, eines Ackerbauvolkes ein, bis die Krönung der Entwicklung im Induſtrievolk erreicht ward: wurde alſo von einer noch dazu ſehr äußerlichen Betrachtung der wirtſchaftlichen Erzeugung abſtrahiert: — im Ausgang dieſer Theorieen dagegen in der jüngſten Zeit ſind die Entwicklungsprinzipien der Wirtſchaftsſtufen vom inneren Charakter des wirtſchaftlichen Betriebes, ja zerſtreut und unſyſtematiſch auch ſchon aus der ſeeliſchen Verfaſſung der Wirtſchaftenden hergenommen.

So ſteht ein Verſuch, die Entwicklung der Wirtſchaft unmittelbar und grundſätzlich mit der Entfaltung ſeeliſcher Vorgänge zu verbinden, nicht vorausſetzungslos da; er ſchließt ſich als ein weiterer Schritt an die bisherigen Vorſtellungen des allgemeinen Ganges der Wirtſchaftsentwicklung an und macht von deren Errungenſchaften Gebrauch; er läuft nur auf eine Beſeelung, eine Pſychologiſierung teilweiſe ſchon gefundener Wirtſchaftsſtufen hinaus. Dabei kann er, wenn er wie hier zu einem gründlichen Verſtändnis der Entwicklung einer beſonders hochſtehenden, nämlich der heutigen deutſchen Wirtſchaft unternommen wird, ſobald dies möglich iſt, in die Erzählung der Vorſtufen eben dieſer Wirtſchaft einmünden; und es wird ihm erlaubt ſein, die früheren, in der deutſchen Entwicklung geſchichtlich nicht bekannten Stufen in allgemeiner, mehr zuſammenfaſſender und ſchematiſcher Behandlung, und zwar auch hier ſchon im Hinblick auf die beſonderen Überlebſel dieſer früheſten Zeiten grade im deutſchen Wirtſchaftsleben zu erledigen. —

Begeben wir uns innerhalb der menſchlichen Wirtſchaft auf das pſychologiſche Gebiet, ſo iſt klar, daß die Grundbegriffe des heutigen Wirtſchaftslebens, Gut, Bedürfnis, Wert, wirtſchaftliche Arbeit und dergleichen, pſychologiſche Begriffe ſind, und daß ſich mithin von ihnen aus jedes nationalökonomiſche Syſtem der Gegenwart ohne weiteres pſychologiſieren läßt. Hat doch jüngſt Tarde in der Tat eine Psychologie économique geſchrieben.

Aber eignet sich dies heutige System der Wirtschaftsbegriffe auch nur in seinen Grundelementen zur psychologischen Erkenntnis der Wirtschaftsvorgänge jugendlicher Kulturen? Sollte man erwarten dürfen, daß z. B. der heutige Begriff des Wertes — und damit auch des Gutes — und der Arbeit, ja daß Wirtschaftsbegriffe überhaupt in irgend welcher mehr ausgesprochenen Art ihres Daseins einfachsten Wirtschaftsformen zugänglich seien? Schon die Mittelalter der Nationen kennen diese Begriffe im heutigen Sinne nicht mehr; in den Urzeiten würde man sie überhaupt fast vergebens suchen, und in frühester Vorzeit bleibt von all dem reichen wirtschaftlichen Begriffsleben der Gegenwart nur noch ein Rest übrig, und auch der in anderer Bedeutung: der Begriff des Bedürfnisses. Auf das Bewußtsein des Bedürfnisses und seine Befriedigung sowie allenfalls auf einige aus dem Bedürfnisbewußtsein her entwickelte primitive Wertvorstellungen schrumpft, rückwärts betrachtet, die Entwicklung zusammen. Und zwar auf das einfachste und unmittelbarste Bedürfnis, das Bedürfnis, das zu dem Umfang und der Art und der Häufigkeit der heutigen wirtschaftlichen Bedürfnisse nur entfernte Beziehungen hat: auf das Bedürfnis der Fürsorge für das nackte Leben in Nahrung und in Befriedigung urwüchsigster Lebensfreude[1].

Die Zeiten, in denen wirtschaftliche Zustände so primitiver Art herrschten, sind uns aus den Überlieferungen der deutschen Geschichte nicht bekannt, selbst wenn wir diese Überlieferungen bis in die Gräberfunde der Steinzeit zurück verfolgen: schon

[1] Wird im folgenden das Bedürfnis als der psychologische Ausgangspunkt der Wirtschaftsentwicklung aufgefaßt, so versteht es sich nach dem im Texte Gesagten von selbst, daß der Begriff formal gefaßt wird, d. h. daß er nicht im Sinne eines spezifisch und ausschließlich wirtschaftlichen Bedürfnisses verstanden wird. Wesentlich für ihn ist also, daß menschliche Motivationen, gleichviel welcher Art, z. B. etwa auch religiösen oder künstlerischen Ursprungs, die Form des wirtschaftlich zu befriedigenden Bedürfnisses annehmen, um die Wirklichkeit der Erfüllung zu erleben. In diesem formalen Sinne ist das Bedürfnis ein Begriff, der eben seines Formalcharakters wegen der Entwicklung der verschiedensten wirtschaftlichen Perioden zu Grunde gelegt werden kann.

manches Jahrtausend vor aller geschriebenen Geschichte war den Germanen ein höheres wirtschaftliches Dasein erblüht. Und liegen sie sonst, in den Überlieferungen oder dem gegenwärtigen Leben anderer Völker, noch deutlich erkennbar vor? Die Frage kann nur mit Zagen beantwortet werden. Gewiß finden sich noch heute bei den Zwergvölkern Afrikas, bei den Weddah Ceylons, den Ainos Japans, den Negritos der Philippinen Zustände, deren wirtschaftlich-seelische Voraussetzung nichts ist als das primitivste Lebensbedürfnis. Aber stehen wir damit auch wirklich an den Eingangspforten allgemein menschlicher Entwicklung — oder nicht vielmehr an einem Ausgang derselben? Sind nicht auch über diese elenden Völker schon Jahrtausende und vielleicht Jahrhunderttausende hingegangen? Und gleicht nicht der Verfall im Menschenschicksal des Einzelnen wie der Völker in so realen Dingen wie dem Wirtschaftsleben nur zu häufig wenigstens äußerlich der Kindheit? Erst die noch so wenig betriebene Untersuchung der Typik menschlicher Verfallszeiten wird hier einmal — vielleicht! — eine etwas zuverlässigere Antwort gestatten.

Indes bedarf es dieser Antwort hier im gewissen Sinne nicht. Für die hier gepflogene Betrachtung genügt — wenn auch nur notdürftig und in Ermangelung eines Besseren — die Tatsache, daß diese niedrig stehenden Völker eben wirklich nur ein einziges Wirtschaftsbedürfnis kennen, das der unmittelbarsten Fürsorge des Lebens. Es genügt, weil wir in ihrem Leben die volle Auswirkung dieses nur einen Motives befriedigend studieren können. In bloß äußerlich geeinten Horden, noch ohne organisch-natürliche Einheiten, ohne das früheste Zellengewebe namentlich aller Kulturbildung, soweit wir von der deutschen Geschichte abstrahieren können, ohne Familie und Sippenverband, leben sie dahin, von Ort zu Ort wandernd, unstet und flüchtig, bald durch Abkömmlinge verstärkt, bald Teile der eigenen Zahl an andere Rudel abgebend. Höchstens daß ein engeres Verhältnis zwischen Mutter und Kind besteht, aber auch hier nur bis zur Beendigung der freilich überlang ausgedehnten Nahrung an Mutterbrust.

So fehlt auch für die Befriedigung der Lebensbedürfniſſe ſo gut wie jede Organiſation. Jeder ſucht ſich ſeine Nahrung einzeln, und ſein Bedürfnis wird vielfach, wie beim Tier, erſt durch den Gegenſtand geweckt, der zur Befriedigung geeignet ſcheint. Soweit aber wirtſchaftliche Bedürfniſſe regelmäßig wiederkehren, haben ſie noch etwas Unbewußtes, Triebmäßiges, ſind etwas wie ein Beſtandteil der automatiſchen Verrichtungen des Körpers zur Regelung und Erhaltung des Daſeins. Dementſprechend werden alle dieſe Bedürfniſſe rein okkupatoriſch, durch Leſen von Beeren, Graben von Wurzeln, Fangen von Tieren, befriedigt; und kaum im allgemeinſten iſt ſchon eine Abgrenzung der Okkupationsgebiete der einzelnen Haufen untereinander vorhanden, wenn auch ſchon bevorzugte Wurzel- und Beeren- und Fruchtgründe beſtehen, ja die Männer am Jagdgebiete in Wettbewerb treten und primitive Kämpfe gelegentlich einen feſteren Verband der Horde und zielmäßigere Beſtrebungen eines wirtſchaftlich gedachten Raubes hervorrufen mögen.

Es verſteht ſich, daß ein ſolches Leben die Vorſtellung wahrhaft wirtſchaftlicher Arbeit kaum ſchon kennt. Die Funktionen der Nahrungsſuche ſind gleichſam rein körperliche Funktionen, wie die Funktionen der auch ſchon bei den Tieren vorhandenen Lebensfreude, des Nachahmungstriebes, des Triebes zum Experimente. Und wo ſich die körperliche Tätigkeit im Wirtſchaftsleben, einem menſchlicher Muskelarbeit eingeſchriebenen Geſetze folgend, zum Rhythmus entwickelt und in ſtändiger Wiederholung gewiſſer Rhythmen zum Uranfang phantaſievollen Tuns, da gehört ſie einem Zuſtande an, in dem Spiel und Arbeit noch nicht in den polaren Gegenſatz getreten ſind, den ſie in hohen Kulturen bedeuten.

Dementſprechend fehlt auch die klare Erkenntnis des wirtſchaftlich Nützlichen und die ſeeliſche Möglichkeit oder gar der als notwendig empfundene Drang, es durch Mühe zu erreichen; und gänzlich fern liegt dieſem Zuſtand ein Tagesleben, das irgendwie nach einer ſolchen Erkenntnis geregelt wäre. Alle Tätigkeit iſt vielmehr der Zeit nach unregelmäßig und wird

fast nur durch zwei Motive ausgelöst, durch Hunger oder durch das Bedürfnis des Verbrauches überschüssiger Kräfte; und das Leben bleibt darum unsystematisch, launisch und sprunghaft.

Das alles läßt grundsätzlich noch keine Arbeitsgemeinschaften mehrerer zu, wenn sich auch die natürliche Verschiedenheit von Mann und Weib schon bei der Lebensfürsorge zeigt und diesen mehr auf tierische, jene mehr auf pflanzliche Nahrungssuche verweist; und so fehlt denn auch wohl noch jede Gelegenheit zu gegenseitigem Austausch der kleinen Anfänge kärglicher Fahrhabe, und nicht minder der Gegensatz von reich und arm und der Begriff der Güterverteilung.

Psychologisch aber ist das Wesentliche, daß zwischen Bedürfnistrieb und Bedürfnisbefriedigung noch kaum ein Zwischenraum, geschweige denn eine spontan und überlegungsmäßig gewonnene seelische Spannung besteht, die etwa mit Schlußreihen und wirtschaftlichen Wertvorstellungen zum Zweck des Gütergewinnes ausgefüllt wäre, daß also fast noch keine psychologisch-intellektuelle Distanz zwischen dem Bedürfnis und seiner Befriedigung da ist, welche jene Tätigkeit genauer charakterisierte, die für die Befriedigung angewendet wird: triebartig vielmehr wird die Nahrung gesucht und sozusagen reflexmäßig verzehrt; darum kann zufälliges Nichtfinden zum Untergang im Hunger führen, und darum veranlaßt ein reichlicher Fund die Befriedigung des Hungers in schlimmster Übersättigung.

Es ist ein Zustand, der, wenn wir die Beseelungsvorgänge auf der Erde abwärts in die Tier- und Pflanzenwelt hinein verfolgen, an jene Entwicklung primitivster Formen des Gedächtnisses und der Voraussicht erinnert, die in der Biologie eine Rolle spielen; wie eine höhere Fortsetzung fast erscheint er der Funktionen, die sich nach dieser Richtung in Flora und Fauna im Aufstieg von niedrigster Tätigkeit zu schon achtenswerten Leistungen offenbaren.

Und es ist ein Zustand, der weiter an den des Kindes erinnert; und kindlicher Haltung entspricht auch der Gesamtcharakter des Seelenlebens auf dieser Stufe: noch kaum eine Spur von Selbstbeherrschung; aufs kleinste beschränkter Horizont; höchst

impulsives Handeln: — und auf Grund von alledem starke Schwankungen des Glücksgefühls auf der Grundlage eines natürlichen und unverwüstlich heiteren Optimismus. —

Der Charakter dieses primitivsten aller für uns noch denkbaren Zeitalter erscheint deutlich verschwunden und durch ein anderes Wirtschaftsleben abgelöst da, wo sich statt unorganischer Menschenhaufen ursprünglichste menschliche Gemeinschaften vorzufinden beginnen. Diese Gemeinschaften sind, soweit man auf dem Boden der deutschen Entwicklung zurückzublicken vermag, die der Sippe, mag diese nun nach Mutterrecht dahinleben und dem Gemeinschaftsgefühl ihrer Angehörigen nach auf dem Glauben an die Herkunft von einer gemeinsamen Mutter beruhen, oder mag dieses Gemeinschaftsgefühl bereits von der Erinnerung an den gleichen Stammvater getragen sein. Dabei pflegen diese Sippen größere Verbände von gelegentlich wohl hundert Seelen und darüber zu sein; und sie bergen in ihrem Innern erst im Keimstadium und noch nicht als Grundlage irgendwelcher wirtschaftlichen oder gar sozialen Gliederung die Familien, die engeren Gemeinschaften von Mutter und Kindern oder Vater, Mutter und Kindern, die erst in viel späterer Zeit, in den gewaltigen Änderungen, in denen die alte Sippe zu Grunde zu gehen beginnt, selbständig werden, um als Zellen menschlicher Kulturgemeinschaften schon viel höherer Gattung zu dienen. Dieser revolutionäre Vorgang von weitreichenden Folgen führt uns in der deutschen Geschichte schon etwa in das 5. bis 8. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung.

Das eigentlich Neue des Zustandes des Sippenzeitalters ist wirtschaftlich der enge kommunistische Zusammenhalt nächster Blutsverwandter. Dementsprechend werden jetzt die wirtschaftlichen Bedürfnisse vielfach nicht mehr nur durch isolierte Anstrengungen der einzelnen Individuen befriedigt, sondern in der Arbeitsgemeinschaft der Sippe; und auch da, wo der Einzelne für sich schafft, tut er dies doch unter der Schutzgewalt der Sippe, die ihm auch bereits anfängt das wichtigste aller Wirtschaftsgüter, den Frieden, zu wirken.

Dabei geht die wirtschaftliche Tätigkeit des Einzelnen wie

der Sippe zunächst, wie in dem früheren Zeitalter, in der Okkupation von genußbereiten oder nahezu genußfertigen Gütern der Natur auf. Indem diese jetzt aber gemeinsam oder unter gemeinsamem Schutze durchgeführt wird, wird sie viel behaglicher; und es ergibt sich die Möglichkeit, die natürliche Verschiedenheit der Geschlechter weit mehr als bisher für eine Differenzierung des wirtschaftlichen Tuns auszunutzen. Jetzt erst gehen daher die Männer recht eigentlich und bald ausschließlich auf Jagd und Fischfang, und jetzt erst nehmen die Frauen die ganze Breite des Aufsuchens der Pflanzennahrung ein: graben Wurzeln, besteigen die Bäume, um Früchte herunterzuholen u. s. w. Und die Abgrenzung der Tätigkeit, die sich auf diese Weise einstellt, verknüpft sich in ihrer Dauer durch lange Reihen von Geschlechtern hin aufs innigste mit tausend Sitten und Bräuchen, so daß sie als eine durchaus gefestigte und undurchbrechbare Lebensform erscheint: man hat von den Wirtschaftsbeschäftigungen eines solchen Zeitalters geradezu als von „sekundären Geschlechtsmerkmalen" gesprochen[1].

Dabei liegt aber in diesen Vorgängen noch keineswegs das vor, was man heute wirtschaftliche Arbeitsteilung in irgend einem Sinne zu nennen pflegt. Denn für die Abgrenzung der Arbeit sind nicht, wie vielfach in späterer Zeit, irgend welche Motive des wirtschaftlichen Bedürfnisses maßgebend, sondern nur die natürlichen Unterschiede, der abweichende Bau des Körpers und das verschiedene Wesen der Seele der beiden Geschlechter. Auch beruht das ganze Wirtschaftsleben grundsätzlich zunächst auf sippenhaftem Kommunismus: und bei größeren wirtschaftlichen Zwecken, beim Aushöhlen von Einbäumen oder bei anderem Bootsbau, beim Herstellen von Holzmörsern, beim Errichten von Häusern, tritt dieser als volle Arbeitsgemeinschaft auch unmittelbar und anschaulich zu Tage.

Dabei bleibt die Arbeit — wiederum ein Zug vornehmlich der sippenhaften Arbeitsgemeinschaft — noch eng mit dem Spiel

[1] Bücher, Entstehung der Volkswirtschaft[3] S. 53; s. dazu S. 296.

verknüpft. Im ganzen kennt man noch kaum individuelle Arbeitsenergie, sondern nur in gemeinsamem raschem Impuls durchgeführte kurze Mühen der Arbeit. Bei den Männern nehmen diese Mühen dann gern die aufregenden Formen des Kampfes oder des Wettspiels an, so bei Jagd und Fischfang, aber auch bei Herstellung von Werkzeugen; bei den Frauen werden sie durch Gesang und Mimik — wie übrigens auch vielfach bei den Männern — rhythmisch gestaltet.

Immerhin entsteht doch schon eine organische Gütererzeugung, so wenig außer etwa der Handmühle und dem Stampfmörser bereits zusammengesetztere Werkzeuge, und außer Kahn und Ruder der Regel nach bereits Transportmittel bekannt zu sein pflegen. Und neben geregeltere Okkupationen treten, noch vor der Viehzucht — die überhaupt kein Wirtschaftszustand ist, der als alleinige Grundlage gesondert vorkäme — schon die Anfänge ursprünglichster Landnutzung im Hackbau. Das hat dann auch eine gewisse Seßhaftigkeit oder wenigstens eine dauerndere Einordnung in den Raum zur Folge. Dabei wird der Boden im Hackbau zunächst nur vorübergehend genutzt; man wechselt nach einiger Zeit die Anbaufläche; und selbst die Ansiedlungen verbleiben noch selten über mehrere Menschenalter hin am gleichen Orte. Aber im ganzen haftet man doch schon am Boden; jede Sippe und jeder Stamm, zu dem sich die Sippe im Laufe der Zeit auswächst, hat ein ungefähr bestimmtes Gebiet, einen räumlich begrenzten Einflußkreis, dessen äußerste Grenzen freilich noch wenig sicher umschrieben sind und sehr allmählich in den Einflußkreis der nächsten Sippen- und Stammesgemeinschaften übergehen.

Indem nun so zunehmende Seßhaftigkeit zu eingehenderer Bekanntschaft mit dem Boden einlädt, ergeben sich leicht besondere Hilfsquellen des Landes, und an sie knüpft sich dann bald eine Erzeugung hinaus über das bloße und nächstliegende Bedürfnis: besondere Farbstoffe, ein guter Töpferton, glänzende Muscheln, harte Bogen- und Pfeilhölzer, rasch wirkende Gifte, irgendwie eigenartige Tiere werden gefunden oder erbeutet und in dieser oder jener Weise verarbeitet. Es sind die Anfänge

einer Stoffveredlung, die an beſondere Gelegenheiten und beſondere Sippen und Stämme gebunden iſt; nach der Abgrenzung männlicher und weiblicher Wirtſchaftsbetätigung betrieben, ſo daß z. B. die Töpferei Sache der Frauen, die Waffenverfertigung Sache der Männer wird, erſcheint ſie noch halb als Spiel und trägt darum ausnahmslos einen künſtleriſchen Charakter. Wirtſchaftlich aber bedeutet ſie eine Überproduktion und damit die Möglichkeit, den Überſchuß über das eigene Bedürfnis gegen andere wirtſchaftliche Werte auszutauſchen.

Welcher Art iſt da nun der Austauſch eines ſolchen Zeitalters? Es iſt eine univerſalgeſchichtlich wichtige Frage. Denn greift der Austauſch über die eigene Sippe, den eigenen Stamm hinaus, ſo entſtehen zum erſten Male internationale Beziehungen urſprünglichſter Art, und zwar Beziehungen nicht des Krieges, ſondern des Friedens. Es iſt der Anfang zur Völkergemeinſchaft, zu einem nicht mehr auf engſte Horizonte begrenzten Verlauf menſchlicher Geſchicke[1].

Die primitiven Formen des Tauſches werden nur aus einer Betrachtung der Güterverteilung innerhalb der Sippe verſtändlich. Grundſätzlich mußte da der Arbeitsgemeinſchaft der Sippe eine natürliche Gütergemeinſchaft entſprechen. Und in der Tat galt dieſe zunächſt für den Grund und Boden: das Sippengebiet gehörte der Sippe als Ganzem, und ſeine Nutzung innerhalb dieſes Rechtes ſtand jedermann offen. Sie galt aber auch für die unmittelbar zur Nahrung dienende Errungenſchaft; gemeinſam okkupiert, wurde dieſe auch kommuniſtiſch verteilt. Freilich: für den dann ſofort vorzunehmenden Verbrauch galt perſönliches Eigen; ja es beſtanden auf dieſem Gebiete vielfach Eßſitten individuellſter Art, die noch aus dem früheren Zeitalter vereinzelter und perſönlicher Okkupation ſtammen mochten und ſich in Reſten vielfach in noch viel ſpätere Zeiten vererbt haben: jeder aß noch für ſich, um nicht von anderen des Eſſens beraubt

[1] Ich ſehe dabei von dem Ausnahmefall der Symbioſe zweier Stämme ab, der ſich auch ſchon auf anſcheinend niedrigſter Kulturſtufe findet. Übrigens kann man die Symbioſe auch kaum als Anfang allgemeiner intergentiler Beziehungen anſehen.

zu werden, und Eſſen in Gegenwart eines anderen verſtieß daher gegen die Sitte. Und erſt recht beſtand perſönliches Eigen für die perſönlich erarbeiteten Werkzeuge, für Geräte und Waffen.

Konnte ſich nun auf Grund dieſer Güterverteilung ein regerer Austauſch zunächſt innerhalb der Sippe oder innerhalb einer Mehrheit dieſer Sippen, innerhalb des Stammes entwickeln? Es wäre an ſich möglich geweſen allenfalls für Geräte und Waffen. Aber dieſe galten wiederum bis zu dem Grade als perſönlich, daß ſie mit der Perſon als gleichſam ihr zugehörig verſchmolzen gedacht wurden: der Tote erhielt ſie mit ins Grab; ſelten nur wurden ſie gegen andere Stücke ausgetauſcht. Vielmehr ſah der Einzelne, bedurfte er einmal des Gerätes eines anderen, dieſes als auch ſeinem Gebrauche vorübergehend ohne weiteres zugänglich an, wie er denn auch die Nahrungsvorräte der Sippengenoſſen und insbeſondere des Häuptlings als ihm mitgehörig betrachtete: zwiſchen Sippengenoſſen galten etwa die Eigentumsbegriffe, wie ſie heutzutage unter Geſchwiſtern im Kindesalter im Schwange ſind.

Wie wäre unter ſolchen Verhältniſſen ein regelmäßiger Austauſch innerhalb der Sippen- und Stammesgemeinſchaft denkbar geweſen? Wie gar die Ausbildung einer Skala von ſicheren wirtſchaftlichen Wertvorſtellungen, vielleicht ſogar von Preiſen? Nur etwa bei Spielverluſten und Bußen, beim Frauenkauf, bei Geſchenken an den Medizinmann, den Sänger, den Tänzer gingen Werte von einem Genoſſen auf den anderen über: es war, wie wenn Knaben ſich heute untereinander beſchenken und beſtrafen.

So blieb als urſprünglichſte wirtſchaftliche Form des Austauſches nur die gegenüber Stammes- und Sippenfremden. Und dieſe beſtand nun allerdings, ſogar in doppelter Form: in der des Gaſtgeſchenkes und in der des mehr marktmäßigen Tauſches. Ein Fremder kam in das Gebiet der Sippe. An ſich rechtlos, mußte er den Schutz eines Sippengenoſſen und durch dieſen den Schutz der Sippe finden, ſollte er nicht Gefahren des Leibes und des Lebens entgegengehen. Er lohnte dem Beſchützer durch ein

Gastgeschenk. Aber nicht unentgeltlich. Erwartet wurde, daß nun auch der Beschützer dem Fremden ein Geschenk gebe: und die beiden Geschenke traten ihrem Werte nach mehr oder minder in das Verhältnis des Tausches. Es war eine Art anfangs vielleicht unregelmäßigen, später aber doch gewohnheitsmäßiger gestalteten Tauschverkehrs; auf seinem Wege konnten einzelne Güter Hunderte von Meilen von Stamm zu Stamm, von Sippe zu Sippe wandern, konnten sich Erfindungen verbreiten, ja selbst geistige Schätze eines bestimmten Stammes, mythische Vorstellungen, mimische und rhythmische Formen weit von dem Orte ihres Ursprunges weg fortwachsen und neues Leben gewinnen. Und neben dem gastlichen stand ein mehr schon marktmäßiger Tauschverkehr. Benachbarte Stämme kamen an den Grenzen ihrer Gebiete, auf gleichsam neutralem Raume, an einer Stätte, die durch besonderen, gegenseitig gewährleisteten Frieden geheiligt war, zu bestimmten Zeiten zusammen und begannen auszutauschen, was sie von besonderen Erzeugnissen besaßen: Töpferwaren gegen Muscheln, Waffen gegen künstliches Flechtwerk, Bastgewebe gegen bemalte Masken u. s. w.

Sind das nun schon die Anfänge eines ursprünglichen Handels?

Klar ist, daß von der besonderen Ausbildung eines Handelsstandes, eines kaufmännischen Berufes noch nicht oder nur höchst ausnahmsweise die Rede sein kann. Gewiß mochten Kaufleute von höher entwickelten Kulturen her Sitte und Recht eines so primitiven Tausches benutzen, um als Gastfreunde oder Marktgenossen der Stämme in *ihrem* Sinne zu „handeln“; für die Angehörigen der Sippe oder des Stammes selbst lag keineswegs schon ein wirklicher, ein Aktivhandel, ein Kauf auf Wiederverkauf vor. Diese Sippengenossen tauschten nur, um neue Werte für ihren Gebrauch zu erhalten: sie waren nur als Kunden, nicht als Kaufleute tätig. Und häufig genug gab bei dem Tausche für sie der speziell wirtschaftliche Wert des eingetauschten Gutes noch recht wenig den Ausschlag. Wie Kinder, die glänzenden Dingen im überregen Spiel der Phantasie rasch einen schließlich auch für sie bald vorübergehenden Wert bei-

legen, so verfuhren sie nicht selten beim Tausche: gaben Sklaven für einige Reihen Glasperlen, kostbare Pelze für wenige Flaschen Weins, ließen sich verführen von der Illusion eines Bedürfnisses, die ihnen rasch und verführerisch nahegebracht ward und erst bei dem Anblick des Tauschgegenstandes selber aufstieg.

Zieht man aus alledem, aus Tausch wie Okkupation wie Stoffveredelung dieses wirtschaftlichen Zeitalters, das allgemeine psychologische Ergebnis, so zeigt sich, daß auch jetzt noch, spontan und aus der Seele der Angehörigen der Sippen- und Stammeswirtschaft her empfunden, fast nie oder nur ganz ausnahmsweise längere Erwägungen zwischen Bedürfnis und Bedürfnisbefriedigung traten, die von dem einen zum anderen auf neuen Wegen zu vermitteln vermocht hätten. Es fehlten auch jetzt noch bei dem Einzelnen die länger trennenden, die stärker distanzierenden intellektuellen Elemente zwischen Bedürfnisempfindung und Genuß, so lange auch die Herstellung gewisser Geräte oder Genußmittel die Energie des Einzelnen, doch auf Grund sehr einfacher und geringer praktischer Erwägungsmomente in Anspruch nehmen mochte. Aber dem Einzelnen unbewußt, organisch aus der Form und dem Leben der Sippengemeinschaft erwachsend, waren doch schon Anlässe gegeben, zwischen dem Bedürfnis und seiner Befriedigung eine gewisse Spannung hervorzurufen. Die Arbeitsgemeinschaft erforderte schon eine gewisse Systematisierung der wirtschaftlichen Tätigkeit, sie entfernte Bedürfnis und Genuß voneinander, wenn sie auch zwischen beide zunächst nur die Überlegungen der Gesamtheit und erst an zweiter Stelle den Schluß des Einzelnen schob. Und die Arbeitsgemeinschaft brachte größere wirtschaftliche Ruhe und die gegenseitige Arbeitsbegrenzung der Geschlechter, und eben hierin einen ersten Anlaß zu einer Überproduktion, die zu kleinen Anfängen des Tausches führte. Der Tausch aber weckte wiederum neue Bedürfnisse, und zu ihrer Befriedigung begann still, wenn auch schwerlich aus dem Bewußtsein des allgemeinen Zusammenhanges der Dinge heraus, eine stärkere Neigung zur Gütererzeugung. Es sind wechselseitig wirkende Förderungen des Wirtschaftssinnes, geweckt vornehmlich durch primitiven Austausch gewisser Güter;

es ist ein neuer Hauch, der Hauch des Friedens und des Verkehrs, der das Wirtschaftsleben getroffen hat — eine erste Regung, die in späteren Zeitaltern der Wirtschaftsentwicklung zur beherrschenden, fast allmächtigen Entwicklungstendenz anschwellen wird. Die älteste Zeit hatte kaum eine seelische Spannung zwischen Bedürfnis und Genuß gekannt; jetzt dagegen entsteht leise, leise diese Spannung und erfüllt sich schon mit Werturteilen, mit einem stetigeren Willenstrieb und mit intellektuell gesättigter Tätigkeit.

Freilich: keineswegs so durchaus grundsätzlich, wie es unsere Erzählung erscheinen lassen kann, und gar etwa durch eine Grenze schroffen Wechsels von dem einen zum anderen sind die beiden Zeitalter voneinander geschieden, von denen bisher gesprochen wurde: gradmäßig abweichende Merkmale allein trennen sie, wie alles menschliche Geschehen, und die Wendung von dem einen zum anderen zeigt alle Schattierungen allmählichsten Übergangs.

2. Wiederum ein neues Zeitalter der Durchbildung menschlichen Wirtschaftslebens erscheint voll herbeigekommen in dem Moment, da über den Sippen und in und über ihrer Stammesgemeinschaft ein weiteres Element des Friedens und der Ruhe erwächst: der Staat. Es ist eine Fortbildung, die sich für die deutsche Geschichte in Rückschlüssen aus frühesten Quellen schon innerhalb der nebelhaften Vergangenheit der letzten Jahrtausende vor Christus in einigen Zügen sichten läßt: soweit reicht die beglaubigte Geschichte unseres Volkes zurück — vom entwicklungsgeschichtlichen Standpunkte aus weiter als die der meisten Nationen, denen es gegeben ward, weltgeschichtliche Aufgaben zu lösen. Und so wird es erlaubt sein, von nun ab die typischen Züge menschlicher Wirtschaftsentwicklung ganz anders als bisher an den Geschicken der Germanen und Deutschen zu verfolgen und des weiteren höchstens noch an der Geschichte jenes europäischen Völkerkreises, dem die germanisch-deutschen Schicksale angehören.

Da läßt sich zunächst noch sehr wohl sagen, aus welchen

Motiven der germanische Staat als die Zwangsgemeinschaft der in einer Völkerschaft vereinigten Sippen entstanden ist. Die Blutrache zwischen den einzelnen Sippen sollte wenigstens in ihren grausigsten Folgen beschränkt, die Sicherheit der Sippen gegenüber Kriegsgefahren von auswärts her sollte erhöht werden. Ein Bedürfnis nach Frieden, innerem wie äußerem, hat den germanischen Staat der cäsarischen und taciteischen Zeit geschaffen, und noch der Staat der Ottonen, Salier und Staufer war bekanntlich grundsätzlich und praktisch fast ausschließlich ein Friedensstaat.

Dies früheste Friedensbedürfnis aber scheint in Wechselwirkung gestanden zu haben mit Vorgängen eindringlicherer Festsetzung im Raume. Wir können noch verfolgen, wie am Schluß dieses Zeitalters die Seßhaftigkeit zunimmt; wie zuerst nur die Stämme oder Völkerschaften, wie dann auch die Sippen innerhalb dieser Stämme und Völkerschaften mit dem Boden verwachsen; wie ein Heimatsgefühl und das Gefühl eines festen Eigentums der Stammesgenossen am Stammesgebiet, der Sippengenossen wiederum an einem bestimmten Abschnitte dieses Gebietes, an der künftigen Hochgerichts- und Dorfmark entstehen. Und wir können beobachten, wie in der Sippe allmählich der alte Charakter und die Wirkung der natürlich-geschlechtlichen Zusammenhänge verblaßt, während die Nebenregungen, welche an die Sippe anknüpfen, insofern diese Eigentümerin eines bestimmten Gebietes geworden ist und dieses ausbaut, immer mehr an Bedeutung und Klarheit gewinnen. Schließlich, in der deutschen Entwicklung während der ersten Zeiten diesseits der Völkerwanderung, erscheint dann die Sippe vornehmlich nur noch als Wirtschaftsverband, und die Gesippten, die Verwandten, sind zu Dorfnachbarn und Markgenossen geworden.

Aber ist die Sippe dabei ganz die alte Arbeitsgemeinschaft geblieben? Ja, war sie ganz Arbeitsgemeinschaft auch nur noch in den Zeiten des Cäsar und Tacitus?

Indem die Sippe zur Eigentümerin eines bestimmten Landgebietes, einiger Quadratmeilen vielleicht von Wald und

Weide und Wiese und anbaufähigen Feldes ward, indem sich die ihr Angehörigen in diesem Lande niederließen, sei es in einer oder mehreren Siedlungen — indem so Dörfer entstanden mit ihren Marken und der Einzelne festen Fuß faßte in einem Hofe des Dorfes, trat aus der Sippe eine jüngere und tiefere geschlechtliche Einheit als die eigentlich zukunftsreiche Trägerin der Entwicklung hervor: die Familie und die an Haus und Hof geknüpfte Gemeinschaft dieser Familie mit ihrem Gesinde. Gewiß ging deshalb die alte wirtschaftliche Gemeinschaft der Sippe und der Dorfmarkgenossenschaft, die noch innerhalb der Sippe nach den herkömmlichen Lebensformen dieser entwickelt worden war, keineswegs schon verloren. Ja noch war diese Gemeinschaft anfangs in hohem Grade auch eine Arbeitsgemeinschaft: die Teilnehmer gleicher Siedlung genossen nicht bloß Wald und Weide und allen Zubehör der später sogenannten Allmende gemeinsam, sie scheinen auch anfangs die gesamte Ackerfläche gemeinsam gerodet und gemeinsam bestellt zu haben. Aber früh jedenfalls haben sich diese Zustände gelockert und, soweit im besonderen und zunächst die Ackerflur in Betracht kam, geradezu aufgelöst. Gemeinsame Ernte und gemeinsame Bestellung fielen hinweg, nach Hauswirtschaften getrennt bestellten und ernteten die einzelnen Familien, und gemeinsam blieb nur der Gebrauch der Allmende und der generelle Wirtschaftsplan der Nutzung der Ackerflur, wie er vornehmlich im Zwange ungefähr gleichzeitigen Säens und Erntens aller Hausgemeinschaften zum Ausdruck kam.

So trat denn die neue Hausgenossenschaft, die Familie, immer mehr als untere Arbeitsgemeinschaft selbständig hervor aus der alten sippenschaftlichen Bildung, die ihrerseits zur bloßen Nutzungsgemeinschaft der Allmende und damit zur obersten Reglerin der hausgenossenschaftlichen Arbeitspläne nur in gewissen weniger wichtigen Beziehungen verblaßte: eine ganz andere Ausbildung des Wirtschaftslebens ward gewonnen.

Betrachtet man den neuen Zustand im ganzen, so erscheint jetzt, auf der Grundlage eines noch recht einfachen Ackerbaues, der für alle Stammesangehörigen in gleicher Weise gilt, ein

grundsätzlich noch immer arbeitsgemeinschaftlich geregeltes Wirtschaftsleben in drei Abstufungen: die unterste Stufe bilden die Hausgemeinschaften der Familien als die modernsten und besonders regen wirtschaftlichen Körper, die mittlere die Markgenossenschaften der alten Sippen, die höchste endlich nimmt der Staat der germanischen Zeit, der Völkerschaftsstaat ein, wirtschaftlich produktiv als Vermittler und Wahrer des noch keineswegs hoheitlich, sondern eher gleichsam privatrechtlich empfundenen Eigentumes am Gebiete des Staates. Es ist also schon eine geteilte Gestaltung der Produktion, aber die Teilung bezieht sich wesentlich nur auf die wirtschaftliche Tätigkeit am Grund und Boden, sie unterliegt noch allgemeiner, das heißt öffentlicher Regelung. Und so gibt es auch schon starke gegenseitige Beziehungen der größten wirtschaftlichen Interessen. Der Staat gewährt Schutz und Eigen an dem gemeinsamen Nutzungsgebiet, die Markgenossenschaften gewährleisten die Aufrechterhaltung der allgemeinsten Voraussetzungen einer bestimmten gemeinschaftlichen Form urwüchsigen Ackerbaus: es entwickelt sich ein gegenseitiges Garantieverhältnis wirtschaftlicher Kräfte, das für den deutschen Staat nie wieder aufgehört hat zu bestehen, ja für ihn bis zu dem Grade wesentlich ist, daß darauf noch heute sein Recht beruht, einzugreifen in den Wirtschaftswillen der Bürger. Und weiter: innerhalb des Bereiches jeder Markgenossenschaft werden der einzelnen Familie und ihrer Hausgemeinschaft seitens der Genossenschaft in der Allmende die einfachsten Grundlagen wirtschaftlichen Bestehens gewährleistet, und die einzelne Hausgemeinschaft untersteht den Gesetzen der Markgenossenschaft derart, daß sie sich zu einer Produktion verpflichtet sieht, deren System allen anderen Hausgemeinschaften gleichmäßig zu gute kommt. Endlich innerhalb der Familie und des Hauses herrscht bei aller Gemeinschaft der Arbeit doch auch schon eine gewisse über den bloßen Unterschied der Geschlechter hinaus greifende Teilung: sie ist gegeben in der Tatsache, daß hier der Vater als Herr waltet und die Arbeit der Hausgenossen, der Frau, der Kinder, des Gesindes, arbeitsteilig regelt nach seinem Gebot.

War nun in einem ſolchen Wirtſchaftsleben noch ein größerer freier Austauſch zur Ergänzung der Eigenproduktion notwendig oder auch nur denkbar? Schwerlich.

Gewiß war die Gütergemeinſchaft des vorhergehenden Zeitalters da, wo ſie ſchon früher ins Kränkeln geraten war, jetzt im Abſterben; für Fahrhabe galt ſie eigentlich nur noch auf dem Gebiete der Sitte, wenn auch da noch ſtark genug: in der Freigebigkeitspflicht der Großen und dem Bittrecht der Kleinen, in den Bräuchen der nachbarlichen Pflicht und den Sitten der Gaſtfreundſchaft.

Und auch für den Grund und Boden waren ſchon Anſätze zum Sondereigen vorhanden, anfangs nur in dem Areal der Sitze der Hausgemeinſchaften, in den Höfen, dann auch in dem Rottland, das dieſe außerhalb der in Markgemeinſchaft gerodeten Flur an paſſenden Stellen der Allmende für ſich allein und mit eigener Mühe aufnehmen mochten. Aber daneben beſtand doch weitaus überwiegend noch das von allen Hausgenoſſenſchaften gemeinſam gerodete und beſtellte Land der Ackerflur; und dieſes Land konnte nicht im freien Austauſch übertragen werden, ja es genoß noch eines beſonderen, begrenzten und undurchbrechbaren Erbrechts: nur Krieger als die urſprünglichen Erwerber und Eroberer des Stammesgebietes und des Dorflandes und damit nur männliche Erben konnten in ihm folgen: nullum testamentum ſagt Tacitus in wenigen feſten Worten einerſeits, und in nicht minder feſten andererſeits das ſalfränkiſche Recht: de terra nulla in muliere hereditas. So kam denn Eigentumswechſel an markgenöſſiſchem Lande außer im Erbgange gewiß nur höchſt ſelten und im allgemeinen wohl nur dann vor, wenn ſchwerſte Gerichtsbußen in Form von Landabtretung zu zahlen waren; denn der des Bodens Beraubte war der Sippen- und Stammesgemeinſchaft entzogen, war bar alles rechtlich und ſittlich geordneten Daſeins.

Begrenzte ſich ſomit aller innere Austauſch von Wirtſchaftsgütern im allgemeinen auf Fahrhabe, ſo war er doch auch auf dieſem Gebiete gering genug und vor allem durchaus nur unmittelbarer Austauſch zwiſchen Verbraucher und Erzeuger,

und nicht Handel: darum war noch keine feſte Preisleiter der Güter entwickelt, wie ſie in vollerer Ausbildung immer erſt ein Erzeugnis des Kaufes zum Verkaufe iſt, und darum war der Wert des Geldes, das man von außen her, aus den höheren Kulturen der Römer und Griechen, überkam und überkommen hatte, noch ein ungefährer, und die Münzen dienten mehr der Schatzbildung als wirtſchaftlicher Verwendung im Austauſch.

Und ſo blieb denn der wirtſchaftliche Verkehr im ganzen, was er in früherer Zeit ſchon geweſen war: bloßer Austauſch; und nicht eben auf dieſem Wege entfaltete ſich grundſätzlich eine weitere ſeeliſche Spannung zwiſchen Bedürfnis und Genuß. Wohl aber war dies der Fall auf Grund der allgemeinen Anſtalten, die innerhalb des Bereichs der Gütererzeugung entwickelt worden waren. Dieſe Anſtalten gipfelten, wie wir wiſſen, jetzt nicht mehr allein in der unbewußt natürlichen Arbeitsgemeinſchaft der Sippe, ſondern ſie erſchienen in dreifacher Abſtufung geſchaffen: im oberſten Lebenskreiſe war es der Staat, im mittleren die Markgenoſſenſchaft, im unterſten die Gemeinſchaft des Hauſes und der Familie, durch welche Wirtſchaftsbedürfniſſe befriedigt wurden. Dabei regelten die beiden oberen Kreiſe die Befriedigung gerade der wichtigſten Bedürfniſſe ſtändig, nach einem ſtarren Syſtem, durch dem öffentlichen Leben angehörige und darum ausnahmslos geltende Vorſchriften: eine weitere Ausdehnung der ſeeliſchen Spannung zwiſchen Bedürfnis und Genuß, als man ſie bisher gekannt hatte, trat damit, aber freilich in ſehr feſten und beſtimmten Grenzen, ins Leben. Anders dagegen in dem unterſten Kreiſe, in der Hausgemeinſchaft. Hier waltete jetzt trotz aller Mitwirkung und Einſchnürung durch Staat und Markgenoſſenſchaft in der Individualität des Hausvaters doch ſchon ein elaſtiſches und perſönliches Element: je nach der Art dieſer Individualität und ihrer Auswirkung konnte in dem freilich engen Bereiche der Hausgemeinſchaft eine größere oder geringere ſeeliſche Spannung zwiſchen wirtſchaftlichem Bedürfnis und wirtſchaftlichem Genuſſe eintreten.

Zum erſten Male wurde damit innerhalb der ſteigenden

Kultur die persönliche Schaffenskraft etwas freier; und der wirtschaftliche Fortschritt erschien auf diese Weise wesentlich an die Hausgemeinschaft gebunden.

Die Veränderungen, die auf Grund dieser Zusammenhänge nunmehr, noch immer innerhalb eines reinen Wirtschaftslebens des Ackerbaues, vor sich gingen, traten im Verlauf der deutschen Geschichte etwa vom 5. bis zum 8. Jahrhundert ein und beherrschten die Entwicklung bis ins 12. und 14. Jahrhundert; und in ihrem Verlaufe zog ein neues wirtschaftliches Zeitalter herauf. —

Die Grundlinien der deutschen Entwicklung sind dabei die folgenden. Einzelne besonders kräftige Hausgemeinschaften brechen zunächst aus dem System der markgenössischen Wirtschaft auf doppelte Weise aus: einmal durch so große Rodungen auf der Allmende, daß deren Umfang ihnen ein wirtschaftliches Übergewicht über die regelmäßige Hausgemeinschaft innerhalb des markgenossenschaftlichen Verbandes gibt; dann auch dadurch, daß sie, nach Unterwühlung des alten Erbrechts in markgenössisches Ackerflurland, von diesem Lande zu dem eigenen Besitze hinzu erwerben und diesen damit auch in der Ackerflur über das gewohnheitliche und hergebrachte Maß der regulären Hausgemeinschaft hinaus erweitern. Zum andern aber wird es immer häufiger, daß wirtschaftlich kräftigere Hausväter außer ihrem eigenen Hof mit Hufe auch noch andere Höfe mit Hufen erwerben, sei es im Heimatsdorf, sei es, wie vornehmlich beim Adel, in weithin zerstreuten Marken. In allen diesen Fällen entsteht größerer Landbesitz in der Hand eines einzigen Hausvaters; und die Frage wird brennend, wie seine Nutzung zu organisieren sei. Da ergab nun die zerstreute Lage mindestens des Ackerflurlandes, oft aber auch der Rodungen und der Höfe schon an sich die Unmöglichkeit einer einheitlichen Bewirtschaftung: wie außerdem wäre diese bei der geringen Entfaltung organisatorischer und technischer Wirtschaftsfähigkeiten schon in dieser Frühkultur denkbar gewesen? Nur eine dezentralisierte Nutzung also erwies sich als möglich. Diese aber konnte wiederum in einer Zeit geldloser Wirtschaft nicht auf der

Grundlage etwa freier Pacht durchgeführt werden, an die man heute an erſter Stelle denken würde; vielmehr mußte der Boden, den der Hausvater nicht ſelbſt bewirtſchaftete, gegen Naturalabgaben, die auf dem verliehenen Grunde und in den abhängigen Wirtſchaften ſelbſt erzeugt wurden, gegen Zinſe alſo etwa von Getreide und ſelbſtgewebten Stoffen u. dgl., und gegen Leiſtungen perſönlicher Dienſte verliehen werden. Nicht freie Pächter daher, ſondern landbauende Unfreie und Hörige entſprachen dem Bedürfnis der Zeit, und nicht frei gepflegte Großgrundbeſitze, ſondern Großgrundherrſchaften waren das Ergebnis der wirtſchaftlich fortgebildeten Hauswirtſchaft: Grundherrſchaften, die mit der Summe der Männerkraft, die ihnen dienſtbar zur Verfügung ſtand, über ſich ſelbſt hinauswieſen, die bei ſchwacher Staatsgewalt eine Gefahr für den öffentlichen Frieden bilden konnten, die bald mehr zu ſozialen und politiſchen, denn zu wirtſchaftlichen Gebilden auswuchſen.

In dieſer Form tritt uns die Grundherrſchaft vom 7. bis zum 14. Jahrhundert entgegen, in Zeiten, da eine einheitliche Staatsgewalt faſt durch ganz Zentral- und Weſteuropa hin und jedenfalls auf deutſchem Boden nur in Reichen geltend gemacht wurde, die räumlich viel zu ausgedehnt waren, um mit den der Zeit zur Verfügung ſtehenden kümmerlichen Mitteln des Verkehrs von einer Stelle aus wirklich regiert zu werden.

Der Grundherrſchaft kam dieſe Lage zu gut; ſehr wenig von anderen Elementen geſtört, hat ſie ſich während langer Jahrhunderte durch alle Stufen der Blüte und des Verfalles entwickelt. Für eine pſychologiſch-wirtſchaftliche Auffaſſung iſt dabei das Wichtigſte die Tatſache, daß in ihr allmählich, unter dem Abſtreifen aller Elemente, die noch an die Gemeinwirtſchaft früherer Zeit erinnern konnten, unter der Durchbrechung der markgenoſſenſchaftlich-hausgemeinſchaftlichen Wirtſchaftsformen, ein ganz neues, weit mehr individuelles Wirtſchaftsleben emporkam. Überſchüſſe, die ſich aus dem Zinſe unfreier und höriger Hinterſaſſen wie aus dem Erträgniſſe der eigenen Wirtſchaft ergaben, wurden nun zu beſonderen Macht- wie Wirtſchaftszwecken des Grundherrn verwendet: eine kriegeriſche Organiſation der

Hintersassen wurde durchgeführt und nicht selten gegen den Staat ausgenützt, wie diese Machtentfaltung zugleich zur Einschüchterung jener Markgenossenschaften diente, in deren Bereich die Grundherrschaft Fuß gefaßt hatte; und neue Bedürfnisse der Erzeugung und der Stoffveredlung wurden befriedigt, indem die bäuerlichen Wirtschaften der Hintersassen zum Teil in Spezialgüter für Weinbau, Flachsbau, Hanfbau u. dgl. umgeformt und weiterhin aus den Überschüssen der Gesamtwirtschaft grundherrliche Handwerke von mancherlei Art entwickelt und genährt wurden. Indem aber so die Hintersassen einer Grundherrschaft gleichsam wie die Angehörigen eines kleinen, räumlich freilich zumeist nicht geschlossenen Wirtschaftsstaates organisiert, ja den Weg besonderer sozialer Entwicklung innerhalb der gegebenen Organisation gewiesen wurden, wandelte sich der Grundherr aus dem Hausvater in den kleinen Herrscher, der Hof hielt, und der es, wenn das Glück gut war, im Laufe der Zeiten der Salier und Staufer wohl zu Fürstentitel und Landesgewalt bringen konnte.

Welche höhere Form des allgemeinen Wirtschaftslebens aber — denn es handelte sich bei alledem um eine allgemein verbreitete Erscheinung — war nun hiermit gewonnen? Es ist klar: die alte Arbeits-Gemeinschaft trat in der Grundherrschaft ganz zurück hinter einer Arbeits-Teilung, wenn diese auch fast noch ausschließlich auf agrarischer Grundlage gewonnen wurde: hatten die früheren Arbeitsgemeinschaften noch den Versuchen angehört, die Natur vornehmlich durch eine quantitative Anpassung der menschlichen Arbeit an die vorschwebenden Wirtschaftsaufgaben zu meistern, so war jetzt das Bestreben in erster Linie, vermöge der Arbeitsteilung, also durch qualitative Anpassung, zur Befriedigung höherer Bedürfnisse zu gelangen. Ein sehr wesentlicher wirtschaftsgeschichtlicher Fortschritt war damit erreicht.

Und dieser Fortschritt und seine Folgen kamen keineswegs bloß der Grundherrschaft zu gute. Vielmehr trat hier zum ersten Male eine Erscheinung deutlich zu Tage, die allen höheren Wirtschaftsstufen gemeinsam ist: die von den führenden wirt-

ſchaftlichen Schichten errungenen Formen fortſchreitenden Wirtſchaftslebens wirkten alsbald auch auf die tieferen, nicht führenden Schichten in dem Sinne ein, daß auch dieſe ſich den Wirtſchaftsgedanken der Vorausſicht anzueignen ſuchten, der der fortſchreitenden Entwicklung zu Grunde lag. Sehr natürlich: differenziert ſich erſt die Entwicklung ſo weit, daß von ihren ſchärfſten und raſcheſten Strömungen nur einzelne Kreiſe getragen werden, ſo bleiben doch, bei der praktiſchen Einheit jeder Zeit, auch die übrigen Teile der Geſellſchaft von dieſem Fortſchritte einzelner Kreiſe nicht unberührt. Und auch der Umſtand iſt leicht begreiflich, daß dieſe übrigen Teile dann den neuen Anregungen vielfach in Formen folgen, die den ſpezifiſchen, nur etwas früher entwickelten Formen der führenden Kreiſe unmittelbar entlehnt ſind.

Und ſo traten denn in der Güterverteilung ſchon der Merowingerzeit ganz allgemein und immer weiter jene kommuniſtiſchen Elemente zurück, die der Hauptſache nach Folgeerſcheinungen der alten Arbeitsgemeinſchaft waren und geweſen waren: für die Fahrhabe entwickelte ſich faſt ganz ein Recht reinen Privateigens, und auch für den Grund und Boden der arbeitsgemeinſchaftlichen Ackerflur ergaben ſich Übergänge zu einem Rechte des Sondereigens: er wurde unter Männern allgemein erblich übertragbar, und ſelbſt die Frauen erhielten ſchließlich Erbrecht an ihm, ja eine begrenzte Teſtierungsfreiheit an Immobilien machte ſich geltend. Und ſo halten ſich zwar in der Sitte ſogar noch weit über das ganze Zeitalter hinaus große Reſte des Alten, z. B. in der bäuerlichen Hausgemeinſchaft gleichberechtigter Erben und in der Ganerbſchaft des Adels: im ganzen aber wird doch ſchon freie Übertragung des Grundes und Bodens und namentlich der Nutzung an ihm etwas immer Gewöhnlicheres. Freilich iſt dabei die Übertragung noch ſelten ganz unentgeltlich und bewegt ſich vielmehr noch in den alten Anſchauungen des Geſchenkes in Gaſtfreundsweiſe, dem ein Gegengeſchenk folgen muß: der König ſchenkt an die Großen gegen die beſtimmte Erwartung ſtaatlicher Treue, der Wohlhäbige an die Kirche gegen Beding des Seelenheils, der kleine Mann an

den Mächtigen in der Voraussetzung einen wirksamen Schutz zu erwerben: und so entsteht jene Unsumme von besonders gebundenen Gegenseitigkeitsverhältnissen in Recht und Sitte, die recht eigentlich das Wesen dieser Zeiten bezeichnet. Völlig freier Verkehr wenn nicht in Fahrhabe, so doch wenigstens in Grund und Boden ist dagegen so ziemlich auf den Tausch beschränkt und auf Veräußerung oder Verpfändung im Falle der Not.

Aber auch der freie Güteraustausch in Fahrhabe ist noch sehr begrenzt: und keine grundsätzliche, nur eine gradmäßige Veränderung gegenüber den Verhältnissen früherer Zeit ist wahrnehmbar. Auch jetzt sind es noch wesentlich zwei Elemente, welche den Austausch vermitteln: einmal der seltenere Handel einzelner Kaufleute aus einer fremden Nation oder wenigstens aus einem den binnendeutschen Stämmen fremden Stamme, seien es nun Friesen und Juden oder Syrer und Griechen; und weiterhin Marktzusammenkünfte benachbarter Gemeinden und Grundherrschaften zu lokalem Austausch. Von ihnen nimmt das erste Element wohl zu, aber doch noch nicht in dem Maße, daß sich ein Kreis der Fernhändler von der vollen Bedeutung eines nationalen Berufsstandes entwickelt hätte. Und auch das zweite Element, die lokalen Märkte, entwickelt sich ein wenig stärker; aber noch immer wird auf den Märkten der überwiegende Teil des Tauschverkehrs direkt zwischen Konsumenten und Produzenten erledigt.

Freilich, wo sich Markt und Händlertum dadurch dauernd verbinden, daß die Händler an gewissen Marktplätzen ansässig werden und deren Verkehr in mancher Hinsicht an sich ziehen: da dringt etwas gänzlich Neues ein, da entsteht der wirkliche Handel, der Kauf zum Verkauf, und Erscheinungen schon eines anderen Zeitalters brechen herein. Es geschieht an einzelnen Stellen schon früh, wohl mindestens seit dem 10. Jahrhundert; von allgemeiner und grundstürzender Bedeutung für das Wirtschaftsleben aber werden diese Vorgänge doch erst seit dem 12. und 13. Jahrhundert. Da erwachsen denn die Märkte zu Städten, neben den Händler tritt das Handwerk als ein freier Stand der Stoffveredlung, und die bürgerlichen Zeiten beginnen.

Sucht man nunmehr zum innersten seelischen Kern des damit ablaufenden Zeitalters vorzudringen, so ergibt sich: da, wo im Dorfe die Markgenossenschaften in alter Weise bestehen bleiben und in ihrem Schutze und Bereiche die regulären Hausgemeinschaften, da bleibt die Spannung zwischen Wirtschaftsbedürfnis und Wirtschaftsgenuß im ganzen die alte. Der eigentliche Bauernstand entwickelt sich darum auch sonst seelisch nicht stark weiter; er macht den grundherrlichen Aufschwung zur ritterlichen Bildung der letzten Jahrhunderte des Zeitalters nicht mit; und im folgenden Zeitalter gar, im 14. und 15. Jahrhundert, ist er schon seelisch völlig veraltet. Doch eine große Menge der früher selbständigen bäuerlichen Hausgemeinschaften gelangt in das Getriebe der Grundherrschaften und erlebt darum, wenigstens zum Teil und in untergeordneter Weise, deren Entwicklung mit.

Im Kreise der Grundherrschaft aber tritt eine Spannung zwischen Wirtschaftsbedürfnis und wirtschaftlichem Genuß und eine Entwicklung wirtschaftlicher Voraussicht ein, die weit über das bis dahin Bekannte und Erlebte hinausgeht. Der Blick des Grundherrn umfaßt nicht mehr bloß das eine Bauerngut einer Dorfmark, sondern viele Hunderte und unter Umständen viele Tausende solcher Güter, und er beaufsichtigt innerhalb dieses Bereiches nicht bloß eine schon oft recht differenzierte agrarische Erzeugung, sondern auch bereits zahlreiche hörige, der Stoffveredlung dienende Handwerke. Es ist eine wirtschaftliche Spannung schon von solcher Größe, daß sie der Grundherr allein nicht mehr bewältigen kann. Er bedarf der Hilfskräfte. Eine Verwaltung entwickelt sich, deren Angehörige zum großen Teil der Ministerialität der Grundherrschaft selbst entnommen werden, Organisationsformen von bis dahin unerhörter Feinheit bilden sich aus, die Erscheinung eines primitiven Beamtentums tritt auf, von der tausend Wandlungen unmittelbar bis zur modernen Bureaukratie hinüberleiten.

Entwicklungsgeschichtlich ist der entscheidende Gesichtspunkt, daß in der Grundherrschaft zwar der Grundherr noch Konsument und Produzent zugleich ist, daß aber in seiner Herrschaft, der am

meisten durchgebildeten der Wirtschaftsformen der Zeit, die psychische Spannung schon eine Höhe angenommen hat, welche ihre sichere Bewältigung nur noch unter Zuziehung von Hilfskräften gestattet. Es ist entwicklungsgeschichtlich der letzte Augenblick, in dem für die Umsetzung von Bedürfnis in Genuß innerhalb der Volkswirtschaft der Regel nach noch ein und derselbe Wirtschaftswille in Betracht kommt. Die Jahre drängen heran, in denen die Umsetzung von Bedürfnis in Genuß in immer zahlreicheren Fällen in ganz anderer, bisher nicht bekannter Weise erfolgt: und damit nahen völlig verschiedene, nahen die neueren Zeiten.

3. Das nächste Zeitalter setzt damit ein, daß sich seit dem 12. und 13. Jahrhundert zweierlei Dinge immer entschiedener aus dem hausgemeinschaftlich-markgenossenschaftlich-grundherrlichen Wirtschaftskreise aussondern und eigenes wirtschaftliches Leben gewinnen: der Güteraustausch und die Stoffveredlung. Es sind die Anfänge des freien Handwerks und des Handels als wirklich nationaler Berufsformen.

Wie werden sie möglich? Rein wirtschaftlich betrachtet durch einen Vorgang, der neben Bevölkerungsvermehrung und Verkehrsentwicklung vielleicht ständig und zu allen Zeiten in höhere Formen des ökonomischen Lebens mit hineinleitet: durch zunehmende Sparsamkeit, erweiterte Kapitalbildung. So sind vermutlich die Horden frühester Urzeiten zu Sippen geworden durch stärkeres Anwachsen einer gemeinsam zu schützenden Fahrhabe, so gehen die Zeiten der einfachen Hausgemeinschaft noch unter der Hülle des Sippenlebens aus der früheren Periode hervor durch intensivere, wenn auch nach unseren Begriffen noch immer sehr rohe Aneignung des wichtigsten aller Kapitalien, des Raumes und des Bodens; so hat sich die Grundherrschaft aus der einfachen Hausgemeinschaft durch Anhäufung umfassenderen Sondereigens an Grund und Boden in gewissen Händen entwickelt. Das, was in dem jetzt herbeigekommenen Augenblicke weiter führte, waren starke Erzeugungsüberschüsse zunächst der Grundherrschaften und schließlich auch der ein-

fachen, freier gewordenen Hausgemeinſchaften; ſie genügten, um immer regelmäßiger Bedürfniſſe zu wecken und zu befriedigen, in deren Preis außer den Koſten der Urerzeugung auch noch Koſten der Stoffveredlung und der berufsmäßigen Vermittlung durch einen Handel ſtecken durften; und ſie führten über die Deckung naturwirtſchaftlich zu befriedigender Bedürfniſſe hinaus zur Entſtehung handwerklicher Berufe der Stoffveredlung um ſo mehr, als auch die Handelsbevölkerung, nur dem Austauſche der Güter lebend, wie der agrariſchen Berufe ſo auch der Berufe der Stoffveredlung bedurfte.

Der Standort des freien Handels und des freien Handwerks aber wurde die Stadt. Dabei waren indes die Städte von vornherein nicht etwa gleichſam iſolierte Wirtſchaftsräume, die durch ihre Mauern von der Außenwelt hermetiſch abgeſchloſſen geweſen wären, ſondern ihre Bevölkerung, auf den Austauſch von fernher eingeführter und eigener Erzeugniſſe gegen Landesprodukte angewieſen, war gleichſam nur ein zentral angeſiedelter Teil der Bevölkerung eines größeren ländlichen Wirtſchaftsgebietes, das ſich um ſie herum erſtreckte. Daher erklärt ſich die Neigung der mittelalterlichen Städte, ſich dieſes Gebiet auf dem Wege der Pfahlbürger- und Außenbürgerpolitik, wenn nicht gar durch unmittelbare Einverleibung auch politiſch anzugliedern; und daher wird es begreiflich, daß die allgemeinſten und tiefſten Grundlagen des ſtädtiſchen Wirtſchaftslebens des 13. bis 16. Jahrhunderts ſpäter in den Territorien des 15. bis 19. Jahrhunderts, wenn auch unter gewiſſen Umgeſtaltungen, fortdauerten: das Territorium dieſer Zeit war ein der früheren Stadt mehr, als es uns zunächſt ſcheinen will, wirtſchaftlich weſensähnliches Gebilde.

Das eigentlich Neue des Zeitalters aber war der ſtark anſteigende Austauſch von Gütern. Dem entſprach es, wenn kommuniſtiſche Forderungen und Anſchauungen, als den freien Austauſch hindernd, jetzt mehr als früher verblaßten: an die Stelle der alten Kollektivvorausſicht trat als ſchöpferiſches Wirtſchaftsmotiv die Individualvorausſicht des Handwerkers und des Kaufmanns: des Bürgers. All die Be-

schränkungen für den Verkehr in Grundstücken, die auf dem platten Lande aus dem Wesen der Markgenossenschaften abgeleitet worden waren, Markloſung, Einordnung in eine bestimmte Nutzungsart und daraus entwickelte Servituten, sie fehlen darum in den Städten. Und auch die Übertragungsformen des Grundes und Bodens wurden freier. Ganz frei vollends gestalteten sich Verkehr und Übertragungsformen der Fahrhabe, die durch keinerlei frühere Bindung mehr gefesselt war.

Und entsprechend den Gütern wurden in der Stadt auch die Personen frei; höchstens noch berufsmäßige Bindung vornehmlich der Sitte nach, nicht mehr rechtliche Bindung nach Geburt galt weiter; und wirtschaftliche Verpflichtungen minderten nicht mehr die Freiheit der Person: kein alter Zins ward mehr gegeben, selbst nicht an auswärtige Grundherren: „Kein Rauchhuhn flog über die Mauern".

Gleichzeitig wurde die Bindung alles Eigens durch ein obligatorisches Erbrecht lockerer. Das Familienvermögen erschien schließlich nicht mehr als ein eisernes Inventar, das durch die Geschlechter hin, als gleichsam nur in deren Nutznießung befindlich, in unzerlegbarer Einheit und Festigkeit vererbte, sondern es wurde den Bedürfnissen der jeweils lebenden Generation, ja schon der einzelnen Personen stärker angepaßt. Die Freiheit des Testierens erstreckte sich darum auf immer größere Teile des Nachlasses; und allmählich werden Ausscheidungen einzelner Teile des Familienvermögens zu bestimmten Zwecken, Witwenteilen, Alimenten u. dgl. zulässig.

Diese größere Freiheit des Eigens in Verbindung mit den ständig wachsenden Bedürfnissen des Austausches und der Zunahme immer verschiedenartigerer Erzeugnisse des Ackerbaus und des Handwerks hatte nun einen bisher nicht bekannten Aufschwung des Verkehrs zur Folge. Eine allgemeine Austauschnorm wurde nötig; aus den eigensten Bedürfnissen der nationalen Wirtschaft heraus entstand im 13. und 14. Jahrhundert im Gulden eine größere Verkehrsmünze und mit ihr eine wirkliche Preisbildung und eine wahre Währung. Zugleich mit dem Gelde aber erwuchsen dem Kredite, der bis

dahin faſt nur Verbrauchskredit geweſen war, ſeine früheſten produktiven Formen: freilich anfangs noch immer auf dem Boden des Realkredits, da die Bedeutung der Wirtſchafts-perſönlichkeit des Einzelnen noch lange hinter der Bedeutung ſeines ſicherſten Eigens, des Grundes und Bodens, zurücktrat: bis auch hier etwa ſeit Ausgang des 15. Jahrhunderts freiere Formen aufkamen.

Mit alledem wurde dann das wirtſchaftliche Leben genauer, überlegter, mehr nach den Begriffen des Sondereigens und den Grundſätzen einer unbegrenzt individuellen Herrſchaft über die Güter geregelt. Die Gaſtfreundſchaft und die Freigebigkeit der Großen fielen hinweg, ſoweit ſie als Austauſchformen einen Sinn gehabt hatten, und wurden, ſoweit ſie blieben, in ver-änderter Auffaſſung nunmehr als edle Pflichten des Reichtums empfunden. Und unter alledem, ſowie infolge der Differenzierung der Bedürfniſſe änderte ſich zugleich auch die Gütererzeugung nach ihrem innerſten Weſen.

Vor allem wurde die Gütererzeugung berufsteilig: neben den Ackerbauer ſtellten ſich die Berufsſtände der Kaufleute und Handwerker. Und in dieſen drei großen Berufen trat ſtändig fortwachſend eine weitere Berufsſpaltung ein, beſonders im Handwerk: hier zerfielen z. B. die Metallarbeiter bald und immer mehr in die voneinander geſchiedenen Gewerbe der Schloſſer, Sporer, Schwertfeger, Harniſchmacher, Grobſchmiede, Zeug-ſchmiede, Hufſchmiede, Spängler u. ſ. w. Und indem ſich ſo die Arbeit berufsmäßig ſpezialiſierte, verlor ſie zugleich viel und oft alles von dem, was ſie von alters her noch Spiel-mäßiges an ſich gehabt hatte; ſtatt deſſen wurde ſie religiös-erzieheriſch befruchtet; das Ora et labora wurde ein gern ge-hörter Spruch, und neben ehrliche traten nunmehr auch unehr-liche Gewerbe.

Maßgebend aber für die innere Durchbildung des neuen Wirtſchaftslebens dieſes Zeitalters wurde vornehmlich ſchon die Entwicklung und Ordnung des Güteraustauſches. Hier beſtand nun zunächſt die Summe der alten internationalen und interregionalen Handelsbeziehungen fort; ja ſie erweiterte

sich sogar beträchtlich. Und zugleich erhielten diese Beziehungen dadurch volkswirtschaftlich einen anderen Charakter, daß die Kaufleute, die sie vermittelten, weit mehr als bisher mit der Nation verschmolzen, unter ihr seßhaft wurden, ja in sie aufgingen. Indem sie sich an bevorzugten Orten des Landes, da, wo seit alter Zeit vorübergehend Märkte abgehalten worden waren, zahlreicher niederließen, nicht selten außerhalb des schon bestehenden Ortes in neuer Ansiedlung unmittelbar auf dem Areal des Marktes selbst, und indem in den Bereich ihres Berufes auch immer mehr Einheimische und Deutsche eintraten, erlangte der alte internationale Handel allmählich den Charakter eines wirklich zugleich nationalen Eigenhandels. Freilich blieb er dabei, der Vermittlung einzelner besonders kostbarer Güter durch weite Fernen hin gewöhnt, noch immer ein zwar besonders interessanter, im ganzen aber nicht allzu wichtiger Faktor des nationalen Wirtschaftslebens.

Anders wurde das erst im Verlaufe des 14. bis 16. Jahrhunderts: und nur zum Teil auf Grund rein einheimischer Entwicklung und darum auch nur zum Teil mit durchaus dauernder Wirkung. Man weiß, wie in diesen Jahrhunderten die Nation von zwei gewaltigen äußeren Anstößen zu erweiterter kommerzieller Tätigkeit getroffen ward. Im Süden öffneten sich erst jetzt die Alpenpässe ganz einem größeren wirtschaftlichen Verkehr: in derselben Zeit etwa, da die oberitalienischen Städte die Vermittlung des uralten internationalen Handels zwischen den gemäßigten Klimaten West- und Mitteleuropas und den Tropenländern Asiens an sich gerissen hatten. Aus diesen Zusammenhängen her befruchtete ein Teil dieses wichtigsten internationalen Handels der Zeit auch Deutschland: wie blühte nicht im Verlaufe des 14. und 15. Jahrhunderts der süddeutsche Städtekranz im Norden der Alpen, ein Konstanz und Basel, ein Augsburg und Nürnberg empor! Im deutschen Norden aber fielen fast zur selben Zeit die glänzenden Menschenalter eines mittelalterlich-internationalen Handels der baltischen Küsten und der Gestadeländer der Nordsee ein. Durch die agrarische Kolonisation des heutigen deutschen Ostelbiens hatte sich die

deutſche Nation begonnen in die Slawenwelt und bald auch in die nordgermaniſche Welt des europäiſchen Nordoſtens einzuſchieben: und es war eine der wichtigſten frühen Etappen dieſes Siegeszuges geweſen, als, noch vor Mitte des 12. Jahrhunderts, Lübeck ein erſter deutſcher Handels- und Auswandererhafen an der Oſtſee ward. Aus dieſer großen Bewegung, deren kommerzielle Ausſtrahlungen bis Bergen und Stockholm, bis Wisby und Riga, bis Kowno und Nowgorod verliefen, ging durch Kombination der öſtlichen Beziehungen mit denen des alten Handelsgebietes von Nordfrankreich, Flandern und England der hanſiſche Handel hervor; er vermittelte den Austauſch weſtlicher und öſtlicher Erzeugniſſe.

Nun unterliegt es keinem Zweifel, daß dieſe doppelte Entwicklung, des Südens wie des Nordens, dem deutſchen Fernhandel ſeit dem 14. Jahrhundert einen gewaltigen Aufſchwung gegeben hat. Aus keinerlei ſtatiſtiſchem Material — einer Art der Überlieferung, die für dieſe Zeiten noch ſelten iſt — läßt ſich das beſſer erſehen als aus den Zahlen des Rheinverkehrs während des 13. bis 15. Jahrhunderts. Dieſer Verkehr bewegte ſich am Mittelrhein um 1267 in Jahresſchwankungen von 500, 800 und 1000 Mark Silbers, die etwa 935 bis 1870 Kilogramm reinen Silbers von heutzutage entſprechen; er war im Jahre 1368 auf etwa 110 000 Goldgulden, gleich 44 000 Kilogramm reinen Silbers, geſtiegen; und er erreichte um die Mitte des 15. Jahrhunderts etwa 600 bis 700 Tauſend Gulden verzollter Werte, das heißt in reinem Silber 186 000 bis 217 000 Kilogramm. Alſo eine Steigerung von 1267 bis 1368, bis zum Anfange der neuen kommerziellen Zeit, um etwa das Vierzigfache, und auch dann noch, von 1368 bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts, eine Steigerung wiederum um das Vier- bis Fünffache. Indes darf man ſich durch ſolche Zahlen, denen noch manche andere, wenn auch wohl kaum lehrreichere, an die Seite geſtellt werden könnten, nicht täuſchen laſſen. Die abſolute Höhe des Verkehrs war gleichwohl, an neueren Vorſtellungen gemeſſen, gering; ſieht man von dem nicht ganz ſicher zu fixierenden Unterſchiede

der Kaufkraft des Geldes in der Gegenwart und im späteren Mittelalter ab, so handelt es sich bei dem gesamten Rheinhandel des 13. bis 15. Jahrhunderts doch nur um Summen von 187 bis 374 Tausend, 8,8 und 63,4 Millionen Mark unseres Geldes. Und auch der hansische Handel ist nach heutigen Begriffen selbst in den Zeiten seiner verhältnismäßig höchsten Blüte gering gewesen: schon die äußeren Veranstaltungen zu seiner Bewältigung, die ungemein geringen Areale der nordischen Handelshäfen, die wunderliche Kleinheit der Handelsschiffstypen, die noch recht primitive Ausbildung der Formen des Geld- und Kreditverkehrs beweisen es.

Dazu kam aber noch, daß dieser Aufschwung des Fernhandels vom 14. bis hinein ins 16. Jahrhundert keineswegs ein dauernder Gewinn der deutschen Entwicklung war. Es gehört mit zu den großen Errungenschaften der neueren Geschichtsforschung, daß die Tatsache des reißenden Verfalles unserer Volkswirtschaft seit etwa 1550 und 1650, soweit sie auf kommerziellen Momenten beruht, Bestandteil eines weitverbreiteten Wissens geworden ist. Freilich: welches die Ursachen dieses Verfalles seien, darüber wird noch gestritten. Gewiß kennt man von ihnen die spezifisch nationalen: die Unterbindung der politischen Selbständigkeit der Städte, jener eigentlichen Träger des kaufmännischen Lebens des späteren Mittelalters, durch den Aufstieg der Territorien; die Verlegung der großen internationalen Handelswege fort von den deutschen Grenzen und hin an die atlantischen Küsten, infolge der großen Entdeckungen seit Ende des 15. Jahrhunderts; die zerstörenden Einwirkungen eines Menschenalters von Kriegen von 1618 bis 1648, und was von partikularen Ursachen noch sonst anzuführen wäre. Aber daneben besteht die Tatsache, daß auch andere Länder als Deutschland in diesen Zeiten einen Rückgang der kommerziellen Entwicklung mehr oder minder verspürt haben: und so scheint es sich noch um eine Gruppe allgemeiner Einwirkungen zu handeln, für deren Abgrenzung und Aufspürung vor allem wohl auch noch das Verhältnis Europas zu den anderen schon bekannten Weltteilen in Frage kommen dürfte.

Wie dem auch sei: für Deutschland steht fest, daß der große wirtschaftliche Aufschwung vom 14. zum 16. Jahrhundert, als dessen nicht am wenigsten charakteristische Erscheinung die verhältnismäßig starke Entwicklung des Fernhandels in Betracht kam, doch nur Episode war: mit nichten hat die auf diese Weise angefachte Bewegung angehalten, und nach den Zeiten des hochgehenden Wirtschaftslebens des 15. und 16. Jahrhunderts traten Zustände ein, die im ganzen nur fortsetzten, was sich im 13. und 14. Jahrhundert in langsamem und organischem Fortgange zu entfalten im Begriffe gewesen war.

Für diese organische Entwicklung aber bleibt das zunächst Bezeichnende doch immer die Entstehung eines wirklichen freien Handwerks. Wie dieses sich im einzelnen gebildet hat, mag dabei immer noch fraglich erscheinen; wie schwer ist es auf jedem Gebiete geschichtlich wichtiger Entwicklungen, unmittelbar bis zu den Kammern des Lebens vorzudringen! Die neueste Theorie von einer nur freien Entstehung des Handwerks, der, wie es zu gehen pflegt, die Menge nachläuft, ist jedenfalls einseitig; gewiß sind neben freien Leuten, die sich in den Städten dem Handwerk widmeten, auch hörige Elemente in Betracht gekommen: hörige Handwerker jener Grundherrschaften, die wir schon kennen, die bald in dieser, bald in jener Form, bald mit Zustimmung oder gar Beihilfe des Herren, bald ohne und gegen diese sich zum freien Betriebe ihrer Kunst zu emanzipieren wußten. Was aber zunächst entstand, das war keine handwerkliche Erzeugung vornehmlich für den Markt: weit waren die ältesten Handwerker und noch lange auch ihre Nachfolger davon entfernt, für den freien Verkauf vornehmlich zu arbeiten. In der engen Genossenschaft der Zünfte der Hauptsache nach kapitalarm geeint, warteten sie vielmehr der Bestellung, arbeiteten sie als Beauftragte eines wohlabgegrenzten Kundenkreises, wie er in der Bevölkerung der Stadt und ihrer wirtschaftlichen Einflußsphäre gegeben war. Darum bezogen sie von den Kunden nicht selten den Rohstoff, den sie bearbeiteten, von dem Flachs- oder dem Wollgespinst, das der Weber webte, bis zu dem Stroh, dem Lehm und den Kacheln, die der Töpfer

zum Ofen zusammenfügte; und weitverbreitet war die Stör, die handwerkliche Arbeit im Hause des Kunden. So handelte es sich denn der Hauptsache nach noch um eine begrenzte Tätigkeit, um eine Erzeugung nach Neigung und Willen des Konsumenten: höchstens daß gewisse Handwerke auf dem Wege des Hausierens Absatz für einzelne auf Vorrat gearbeitete Produkte suchten.

Was konnte unter diesen Umständen der Handel sein, der nicht Fernhandel war, der nicht erwachsen war aus der Berührung des nationalen Wirtschaftslebens durch ursprünglich fremde Händler, sondern hervorgegangen war aus dem Bedürfnis des lokalen Austausches selbst? Es ist klar, daß er einstweilen an jenen Ausgangspunkten gleichsam kleben bleiben mußte, von denen her er zunächst erwachsen war, an den Märkten lokalen und regionalen Charakters, in denen Produzenten und Konsumenten der Gegend zunächst zum gegenseitigen Austausche eigener Produkte zusammengekommen waren. Und wurde dieser direkte Austausch der Konsumenten und Produzenten untereinander nicht auch jetzt noch in zahlreichen Fällen geübt? Lieferte nicht etwa der Eisenhandwerker der Stadt dem Bauern der Umgegend, den er auf dem städtischen Jahrmarkte oder Wochenmarkte traf, noch seine Radreifen gegen ein Gewisses an Korn, seine Ketten gegen ein Deputat an Gemüse oder Früchten? Und es waren im Grunde sogar nur Ergänzungen des eigenen Feldbaues, mit denen der Bauer auf diese Weise in die Wirtschaft des Handwerkers eingriff: denn auch dieser grub noch seinen Garten um und hielt sein Klein- und Großvieh auf städtischem Anger. Allein neben diesen Tauschen alter Art entwickelte sich doch immer mehr ein wirklicher lokaler, von Kaufleuten betriebener Handel: für das Detaillieren von Spezereien, für den Ausschnitt von Geweben und, soweit das Stadtvolk allein in Betracht kam, auch für den Vertrieb von Landeserzeugnissen; und so begann sich ein eigentlicher Stand des Kleinhandels zu bilden. Zumeist aus geringen Leuten hervorgehend — wohl nur die Tuchhändler waren zumeist Kapitalisten —, nahm er gleich dem Handwerk genossenschaftliche Formen sozialen

Lebens an; und gleich dem Wunsche der Zünfte war das Ideal der neuen kaufmännischen Innungen ein auskömmliches Dasein bei wohlverbürgtem Kundenkreis, eine „ehrbare Nahrung". Bald aber wurden die Angehörigen dieses Standes, dessen leichte Art zu verdienen zeitig eingesehen werden mochte, besonders zahlreich; schon früh im 15. Jahrhundert, erst recht dann im 16. ertönen daher Klagen über seine Übersetzung. Dies um so mehr, als der Stand sich schließlich nicht ohne gewisse Beziehungen zu dem aufsteigenden Fernhandel entwickelt hatte: auch dieser nahm gern an dem bequemen Gewinne des Detaillierens teil.

Diese im Gegensatz zum Fernhandel sozusagen spezifisch nationale Entwicklung des Handels und Handwerks mit ihrer räumlichen Projektion auf den Kundenkreis zunächst nur einer Stadt und ihrer Umgebung ist nun durch den Aufschwung der internationalen Handelsbeziehungen in den letzten Zeiten des Mittelalters und auch noch im Verlaufe der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wohl etwas verdeckt und verdunkelt und teilweise auch verändert worden, verschwunden aber ist sie darum nicht. Vielmehr gehörte ihr der Hauptsache nach auch noch die wirtschaftliche Lebenshaltung der Nation im 17. und 18. Jahrhundert, ja teilweise sogar in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts an. Da bestanden noch immer die alten Handwerkerzünfte, wenn sie auch in sich bereits verknöchert erschienen, und wenn auch schon manche neuere Bildungen, wie wir später sehen werden, aus ihnen hervorgegangen waren; da war die ehrsame Handlung noch immer in der Hauptsache nach heutigem Begriffe lokale Detailhandlung mit einem Kundenkreis, dessen Bedürfnisse der Kaufmann kannte, und dessen Einkäufe er im allgemeinen zu bestimmter Zeit in bestimmter Höhe erwarten durfte; da blieb das kommerzielle Ferngeschäft im wesentlichen auf einen Zwischenhandel von Hafen zu Hafen und von Großstadt zu Großstadt wie von den Seestädten zum Binnenlande hin herabgesunken, und seine Praxis war weit entfernt, die anständige Ruhe der handwerklichen und kleinkommerziellen Bestrebungen tödlich zu stören. Geändert hatte sich gegenüber

dem späteren Mittelalter nur, daß nicht mehr die Stadt, sondern das Territorium der Schauplatz dieses Daseins war, und daß seine Regelung auf dem Wege zahlreicher Vorschriften von den städtischen Räten an die fürstlichen Landesherren gelangt war.

Sucht man nun den psychologischen Kern dieser Wirtschaftsstufe zu finden, so ergibt sich leicht, was sie von der vorhergehenden Stufe scheidet. Die geschlossene Hauswirtschaft erscheint nunmehr auch in ihrer letzten und großartigsten Form, der der Grundherrschaft, veraltet; die Bedürfnisse haben sich in dem Grade vermehrt, daß es dem einzelnen Konsumenten, und sei er der mächtigste, nicht mehr möglich ist, sie auf dem Wege eigener, nur von ihm abhängiger Produktion zu befriedigen. So verliert der Konsument die alte Freiheit des Selbstgenügens; er muß sich an andere wenden. Aber das geschieht noch in bescheidenem Maße; und der Konsument trägt möglichst Sorge, daß er selbständig bleibe, daß er die Herrschaft über die Befriedigung seiner Wirtschaftsbedürfnisse dennoch in eigner Hand behalte. So läßt er sich vom Handwerker keine Vorschriften der Erzeugung machen, sondern gibt diese selbst, liefert die Rohstoffe, nimmt den Handwerker wo möglich zur Kontrolle ins Haus, ist gleichsam nach unseren Begriffen noch halb Mitproduzent, Produzent in dem Sinne etwa, wie heute der Mäcen neben dem Künstler steht. Und so vermeidet er so viel als möglich den Handel und wünscht vom Kaufmann, falls er ihn braucht, die Abhängigkeit, Solidität und Unterordnung des Handwerkers. In Summa stellt sich ihm der erweiterte Wirtschaftskreis erst der Stadt, dann des Territoriums, in dem zu verkehren er jetzt gezwungen ist, immer noch ein wenig nach Analogie seiner alten geschlossenen Hauswirtschaft dar; in keinem Stücke, wo er sie irgend erhalten kann, gibt er die Traditionen dieser Hauswirtschaft auf, und unwillkürlich überträgt er deren Geist auf die Behandlung des Handwerkers und Kaufmanns.

Nun gab es gewiß schon früh eine Zeit, in der diese seelische Haltung gefährdet erschien: es war in den Menschenaltern des Aufblühens eines großen Eigen- und Fernhandels im 15. und 16. Jahrhundert. Allein bald stellten sich doch,

wie wir ſchon wiſſen, die älteren Zuſtände wieder ein, und ſo haben ſie, wenn auch auf etwas höhere Potenz gehoben, bis tief ins 19. Jahrhundert hinein fortgewährt.

4. Ein weſentliches Merkmal der bisher behandelten Stufe des Wirtſchaftslebens war es geweſen, daß ſo viel als irgend möglich an dem Grundſatz feſtgehalten wurde, es müſſe Konſument und Produzent unmittelbar verkehren, es müſſe ſo viel als möglich „aus erſter Hand gekauft“ werden; erſt gleichſam als Ergänzungsberuf, wenn auch in zunehmendem Umfange, war der Vermittelungsberuf des Kaufmanns zugelaſſen worden. Und wiederum, ſoweit er eingriff, war mit allen Mitteln des rechtlichen Zwanges und des Zwanges der Sitte dafür geſorgt worden, daß der Kaufmann nicht in die Produktion, der Bauer und der Handwerker nicht in den Handel übergriff; durchaus und reinlich getrennt ſollten alle dieſe Verrichtungen bleiben. So war eine Volkswirtſchaft entſtanden, die zwar ſchon Preis und Arbeitslohn, Mietzins und Pacht, Gewerbe- und Handelskapital und auch ſchon ein wenig den Kapitalprofit kannte, aber das alles doch noch nicht im heutigen, für uns ſpezifiſchen Sinne dieſer Begriffe.

Über dieſen Zuſtand ging die Entwicklung wiederum, wie in früheren Stufen, durch die Wirkungen wirtſchaftlicher Triebe, die zur Unterdrückung allzu ſtarker reiner Verbrauchsbedürfniſſe führten, durch vermehrte Sparſamkeit alſo und wachſende Kapitalbildung hinaus. Und damit nicht genug. Seit der Verwendung immer ſtärkerer Kapitalien in der Volkswirtſchaft machte ſich auch die unmittelbar akkumulierende Kraft der Kapitalsverwendung geltend und nunmehr jedermann bemerkbar. Der alte Satz: „Pecunia ex se generare nihil potest“ galt nicht mehr; Zins und Zinseszins wurden legitim, und ein produktiver Kredit entfaltete zum erſten Male ſeine Wirkungen. Der alte Handwechſel und die mittelalterliche Wechſelbank wurden abgelöſt zuerſt durch die Depoſiten- und Giro-, dann durch die moderne Kreditbank; neben das Geſchäftskapital trat das Leihkapital, und beide ergänzten ſich in ihren befruchtenden Wirkungen.

Es geschah allenthalben, auf dem platten Lande wie in der Stadt. Und die steigende Sättigung mit dem modernsten aller Marktmittel, mit Geld und Kredit, veranlaßte die Berufe der Stoffveredlung wie des Handels, in ihren aktionskräftigsten Mitgliedern die Grenzen der bisherigen wirtschaftlichen Lebenshaltung zu überschreiten, und zwar die Berufe der Stoffveredlung, in den Handel, und die des Handels, in die Stoffveredlung und auch in gewisse Zweige der Urerzeugung, namentlich den Bergbau, bestimmend einzugreifen.

Es ist im Eigentlichsten und Innersten der Übergang zu einem neuen Wirtschaftsleben; es sind die Zusammenhänge und Ereignisse, die in die Volkswirtschaft der Gegenwart überleiten.

Man hat das neue Zeitalter, das seit den soeben geschilderten Veränderungen in leisen Anfängen schon im Verlauf der vorhergehenden Wirtschaftsstufe, voll und beherrschend dann seit dem 19. Jahrhundert hereinbrach, wohl das kapitalistische genannt; und man ist bei dieser Bezeichnung davon ausgegangen, daß erst mit dem steigenden Kapitalreichtum seit dem 14. und namentlich seit dem 19. Jahrhundert und mit der wachsenden Verwendung der Produktivkraft dieses Kapitals zur Gütererzeugung recht eigentlich das entfesselt worden sei, was wir Erwerbstrieb nennen. Wird man aber wirklich von so allallgemeinen Motiven aus eine Zeit abgrenzen und eine lange Reihe geschichtlicher Veränderungen disponieren können? Kapitalbildung hat es zu allen Zeiten menschlichen Wirtschaftslebens gegeben, und nicht minder war stets ein ausgesprochener Erwerbstrieb vorhanden, wenn er auch anfangs nur durch die psychologischen Reflexe etwa des Hungers und verwandter elementarer Reize ausgelöst ward und auch noch später sich in Formen äußerte, die unserer Zeit minder gewöhnlich sind, z. B. in der Einkleidung des Raubes. So könnte also das Zeitalter des modernen Wirtschaftslebens von den früheren, geht man von Kapital und Erwerbstrieb aus, nur durch die Unterscheidung quantitativer Elemente getrennt werden: Kapitalbildung wie Erwerbstrieb, so würde man sagen müssen, haben beträchtlich zugenommen. Indes so richtig diese Beobachtung ist, wenigstens

wenn man den modernen Erwerbstrieb mit den mehr sozialistischen Formen des städtischen Wirtschaftslebens des späteren Mittelalters und nicht mit den wiederum mehr individualistischen etwa der früheren grundherrschaftlichen Zeit in Gegensatz bringt: wer weiß nicht, daß eine Geschichte der Sittlichkeit — und beim Erwerbstrieb gelangen wir auf einen sittlichen Trieb — niemals nach quantitativen Prinzipien disponiert werden kann, sondern nur nach der Summe und dem organischen Kern der qualitativen Veränderungen, die sich von Zeitalter zu Zeitalter bemerkbar machen?

Nun wird freilich gesagt, eben die Art des Kapitals habe sich verändert und ebenso die Art des Erwerbssinnes: die quantitativen Erscheinungen seien in qualitative umgeschlagen. Gewiß nicht mit Unrecht. Aber der Umschlag, den man annimmt, wird viel zu groß bemessen; und fast ist es schon zu der Formel gekommen: vor der jüngsten Periode sei kein Kapital und vor allem kein Erwerbssinn vorhanden gewesen, jetzt dagegen bestehe beides in überschwenglichem Maße. Das wäre aber eine Formulierung, gegen welche Einspruch erhoben werden müßte.

Vor allem aber, um den schlagendsten Grund aus dem späteren Inhalte dieses Buches vorweg zu nehmen: die Vergleichung der modernen Formen der Unternehmung mit Unternehmungsarten anderer Zeiten und anderer Orte zeigt, daß der moderne Kapitalismus in der Ausbildung des modernen Wirtschaftslebens nur ein sekundärer Faktor ist. Es gibt ganze Zeitalter von Volkswirtschaften der Unternehmung, die ohne Kapitalbildung im modernen Sinne bestanden haben. Dahin gehört z. B. die römische Kaiserzeit — wahrscheinlich auch gewisse Zeitalter der assyrischen und egyptischen Volkswirtschaft —, dahin ferner die vor nicht allzulanger Zeit noch weitverbreitete Form der Plantagenwirtschaft mit unfreien Arbeitskräften. Und in der Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens selbst hat es eine frühe Form der Unternehmerwirtschaft ohne Kapitalismus gegeben: nämlich die Gutsherrschaft des Nordostens, insofern diese lebhaft schon im 14. und 15. Jahrhundert und dann wieder besonders stark seit der zweiten Hälfte des

18. Jahrhunderts zum Getreideexport über die baltischen Häfen fortschritt. Das gemeinsame Charakteristikum aller dieser Formen des Unternehmertums scheint zu sein, daß mit unfreien Hilfskräften gearbeitet wird. Und vermittelt nicht auch der Kapitalismus der Gegenwart wesentlich den Gebrauch tatsächlich halb gebundener Arbeitskräfte? Sollte also in diesem Momente, dem der gebundenen Arbeitskraft, ein tieferes und allgemeineres Kennzeichen der Unternehmerwirtschaft vorliegen, als im Kapitalismus? Nur eine Auffassung der wirtschaftsgeschichtlichen Probleme von einem heute noch nicht erreichten streng universalhistorischen Standpunkte würde hier eine endgültige Antwort gestatten. Für die hier gepflogenen Betrachtungen aber ergibt sich aus dem Angeführten das Eine mit Sicherheit, daß der Begriff des Kapitalismus als unterscheidendes Merkmal der modernen Wirtschaftsentwicklung nicht ausreicht. Und so ist hier, entsprechend der bisher verfolgten Richtung, vielmehr zu fragen, inwiefern Bedürfnis und Bedürfnisbefriedigung in einem neuen Zeitalter zu neuem Ausdruck kamen. Und da wird sich, soweit die für die inneren Umbildungen charakteristischen Veränderungen zunächst im äußeren Wirtschaftsleben zur Erscheinung gelangen, ergeben, daß die Bedürfnisvermittlung, die in der vorhergehenden Zeit noch wesentlich unter der Leitung des Konsumenten, wenn auch nicht mehr bloß in der geschlossenen Hauswirtschaft, sondern unter Heranziehung des Händlers und Handwerkers, erfolgte, nunmehr in einem steigenden Maße an Handwerker überging, die zugleich Händler waren, und an Kaufleute, die zugleich die Gütererzeugung sich aneigneten oder beeinflußten.

Fassen wir zunächst die Fälle ins Auge, in denen Handwerker und Berufe der Stoffveredlung überhaupt, also auch Hausindustrielle, zugleich in den Handel vordrangen.

Schon der alte Hausfleiß frühester Perioden, wie er im Bauernhause aus den Zeiten der Hausgemeinschaft her fortgetrieben wurde, eine primitive Kunst der Weberei vornehmlich und der Metallbearbeitung, kommt da in Betracht. Da, wo die Verhältnisse günstig liegen, wurde dieser Hausfleiß unter günstigen Verhältnissen, in früheren Fällen wohl schon im

13. Jahrhundert, verdoppelt; es wurde weit über den eigenen Bedarf erzeugt, und die Verfertiger selbst oder ihre Familienangehörigen vertrieben die Waren auf den Pfaden eines oft recht weit ausgedehnten Hausierhandels: das war z. B. die Entwicklung der Solinger Kleineisenindustrie, der Töpferindustrie des Kannebäckerländchens bei Koblenz und so mancher Leinenweberbezirke im südlichen wie nördlichen Deutschland.

Wichtiger war es, daß eine große Anzahl städtischer Handwerker seit den Zeiten des ausgehenden Mittelalters anfing, neben und statt der Arbeit für bestimmte Kunden immer mehr mit eigenem Kapital auf Vorrat zu arbeiten und mit diesem Vorrat zu handeln; sei es vor allem im Besuche der zahlreichen Märkte des Heimatortes und seiner engeren und weiteren Umgebung, sei es gelegentlich auch durch Auftun eines ständigen Ladengeschäftes. Und es ist bekannt, daß sich das Handwerk in diesen Formen immer stärker fortentwickelt hat bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts; erst dann ging das Beziehen der Märkte und das Ladengeschäft der bis dahin herkömmlichen Art zurück unter dem Druck der modernen Entfaltung von Industrie und Handel.

Die Wirkung aber der bisher geschilderten Entwicklungen war bedeutsam mehr durch die ziemlich große Anzahl von Einzelwirtschaften, in denen sie sich vollzog, als durch starke quantitative Ergebnisse im Einzelfall; vornehmlich doch nur in Süddeutschland und in den Küstengebieten hat sie auch in großen Geschäften und in bemerkenswerter Anhäufung von Reichtum häufiger Ausdruck gefunden. Viel wichtiger waren in dieser Hinsicht die Wirtschaftsvorgänge, in denen der Kaufmann von seinem Berufe her in die Produktion hinübergriff: sie vor allem haben revolutionierend gewirkt.

Wohl der früheste regelmäßigere Fall, der gelegentlich schon im späteren Mittelalter, immer häufiger aber seit dem 16. Jahrhundert vorkam, war hier der, daß Kaufleute oder Konsortien von solchen den alten Hausfleiß des platten Landes mit Kapital befruchteten oder auch, namentlich in den deutschen Mittelgebirgen mit ihrer armen Bevölkerung, neue Hausindustrieen begründeten

und in beiden Fällen die Erzeugnisse vertrieben. Es ist die Entstehung eines überaus wichtigen Zweiges der modernen Hausindustrie und des kaufmännischen Verlegertums: weithin unter den verschiedensten Formen und für die mannigfachsten Erzeugnisse, Webereien, Produkte der Holzindustrie, wie Spielwaren und Uhren, geschliffene Steine, Kleinwaren der Eisenindustrie, ist er noch heute in Deutschland, und namentlich auf dem platten Lande, verbreitet. Und sehr verschieden konnte diese Hausindustrie dann dem Betriebe nach ausgebildet werden: der Kaufmann konnte die bisherige Erzeugungsweise ganz bestehen lassen und nur den Vertrieb in die Hand nehmen, oder er lieferte das Rohmaterial ganz oder teilweise und nahm die fertigen Erzeugnisse ab, ergriff also den Produktionsprozeß an seinem Anfang und Ende; oder aber er mischte sich ein in den ganzen Verlauf der Erzeugung. Und es versteht sich, daß er zu der letzten Möglichkeit sehr rasch kam, sobald er alle Rohstoffe lieferte und einziger Abnehmer der Ware war; denn in diesem Falle stellte der Kaufpreis nichts dar als einen reinen Arbeitslohn, und der Arbeiter war ganz in den Händen des Händlers. War dies aber bei steigendem Kapital des Händlers nur zu leicht das Ende, so sah sich der Händler in die Lage versetzt, den Erzeugungsprozeß ganz nach seinem Willen zu organisieren: die Erzeugung in einzelne Stufen und Teile zu zerlegen und diese besonderen Arbeitern und Arbeitergruppen, anderen Gruppen dagegen die Zusammensetzung der Teile zuzuweisen. Es ist der Ursprung der modernen Arbeitsteilung.

Beherrschte aber der Kaufmann in dieser Weise die Erzeugung und durch sie die Arbeiter: was konnte ihn dann des weiteren daran hindern, die Arbeiter selbst zur leichteren Beaufsichtigung des Erzeugungsprozesses an einem Orte zusammenzubringen zu gemeinsamer Tätigkeit und bei dieser Gelegenheit die Arbeitsteilung noch eingehender durchzuführen, als dies sonst möglich war? Nur eine gewisse Höhe des Kapitals, die schon den Bau eines Arbeitshauses mit seinem Zubehör gestattete, war notwendige Voraussetzung, daneben freilich und in einem weiteren Sinne auch ein größerer Markt

daheim und in der Fremde. Bald genug verwirklichte ſie ſich, und aus den Hausinduſtrieen wurden die Manufakturen geſchloſſener Arbeitsräume; und nur da erhielt ſich die ältere Form unter allen Umſtänden noch weiter, wo der jahraus jahrein ſtetige Betrieb einer Manufaktur nicht lohnte, vielmehr ein wechſelnder Saiſonbedarf der Ware auch nur die an vorübergehende Zeiten gebundene Hausinduſtrie einer häuslich verteilten Beſchäftigung, wie ſie vor allem dem platten Lande eigen iſt, erforderte.

Indem aber ſo der ganze Erzeugungsvorgang vielfach an einen Ort, ja an ein Haus gebunden wurde, ergab ſich gar bald eine weitere Neuerung. Lag es jetzt nicht nahe, für diejenigen Verrichtungen, bei denen dies möglich war, mechaniſche Kräfte einzuſpannen? Wind- und Waſſerräder etwa oder ein Göpelwerk? Und drängte damit nicht die ganze Lage, zumal bei ſteigendem Kapitalreichtum, auf die Erfindung neuer Arbeitsmaſchinen, ja auch noch gleichmäßigerer und ſtärkerer Kräfte der Bewegung hin? Neben den erſten neueren Arbeitsmaſchinen, wie vornehmlich der Spinnmaſchine, kam nun auch die Dampfmaſchine auf; ihr folgten dann bis auf den heutigen Tag ganze Reihen anderer Arbeitsmaſchinen und Krafterzeuger: und die Fabrik war entſtanden. Die Fabrikation aber und die aus ihr kombinierten Formen größerer Produktionsbetriebe ſind noch heute die modernſten Arten der Gütererzeugung.

Sehen wir von dieſem Punkte aus rückwärts, bis hin zu den einfachſten Vorgängen der Entſtehung der Hausinduſtrie in Verbindung mit Hauſierhandel und Verlag und bis zur erſten kapitaliſtiſchen Ausgeſtaltung des Handwerks durch Erzeugung auf Vorrat, ſo ergibt ſich als das Entſcheidende überall, nur in ſeinen Wirkungen und der Zahl der Fälle, in denen es vorkommt, ſtändig ſteigend, dasſelbe Motiv: Austauſch und Erzeugung verquicken ſich gegenüber dem Konſumenten zu einem einzigen, in ſeiner kommerziellen und ſeiner induſtriellen Seite nicht mehr rein unterſcheidbaren Geſchäft. Dies Geſchäft iſt die Unternehmung; die Unternehmung iſt damit die eigentlich moderne Form des Wirtſchaftserwerbs; in der Unternehmung

gipfelt das Wirtschaftsleben des neuen Zeitalters; durch die Unternehmung scheidet es sich von der Vergangenheit, wenn auch selbstverständlich deren Wirtschaftsformen, reine agrarische und rein industrielle Produktion im Bauerntum vornehmlich und im Handwerk, rein kommerzielle Tätigkeit im eigentlichen Handel, noch kräftig, doch dem Unternehmertum untergeordnet und durch dessen Dasein vielfach umgewandelt fortleben.

Und der seelische Charakter dieses neuen Zeitalters? Man sieht auf den ersten Blick: die Erweiterung der psychischen Spannung zwischen Bedürfnis und Genuß betrifft in diesen Zeiten zunächst den Unternehmer, mag er nun von der Produktion herkommen und den Austauschberuf hinzugenommen haben oder umgekehrt vom Handel in die Produktion vorgedrungen sein. Für ihn aber ist die Spannung gegenüber allen früheren Perioden enorm erweitert. Nicht bloß dadurch, daß er sei es den Austausch sei es die Erzeugung erst hinzu ergreift, sondern vor allem auch dadurch, daß er für die auf fabrikmäßigem oder hausindustriellem Wege außerordentlich erhöhte Produktion derselben Ware ein bei weitem größeres Absatzgebiet aufsuchen muß; das durch die vermehrte Kapitalanlage hervorgerufene vornehmlich quantitative Wesen der Erzeugung gegenüber der früheren qualitativen Kundenproduktion weist ihn hinaus in bisher noch völlig unbekannte Räume und Raumgrößen, treibt ihn hinein in den Strudel des modernen wirtschaftlichen Wettbewerbs. Daher zunächst die außerordentlichen Anstalten zur Bewältigung des Raumes: Eisenbahn, Telegraph, Bank, Börse: Organisationen des Verkehrswesens, die die Tätigkeit ganzer großer Teile der Bevölkerung aufsaugen. Und daher weiter eine Organisation auch des eigenen Unternehmens derart, daß es seine Fühler hinausstreckt in alle Welt: Annoncen, Reklamen, briefliche Angebote, Handelsreisende, Kommissionäre, Agenten, Inanspruchnahme der Konsuln und technischen Beigeordneten der nationalen Gesandtschaften und tausend andere Mittel mehr. Und das Ergebnis? Wohin der eine Unternehmer mit Aufbietung aller Mittel der Raumbewältigung gelangt, dahin gelangt im allgemeinen auch der andere Unter-

nehmer gleichen Geſchäftes, und nicht bloß der inländiſche, ſondern auch der ausländiſche, da die Mittel der Raumbewältigung jedem gleich großen Kapital im allgemeinen in gleicher Weiſe zur Verfügung ſtehen, und daher trotz aller Ausdehnung, ja gerade wegen dieſer ein immer ſtärkerer, ein immer mehr erbitterter Wettbewerb und neue ſeeliſche Spannungen: Spannungen bis zu der Höhe, daß ſie doch trotz aller modernen Hilfsmittel kaum noch einheitlich überwunden werden können.

Derjenige, der unter dem furchtbaren Durcheinander der damit entſtehenden Kämpfe zunächſt ganz ausgeſchieden erſcheint, iſt der Konſument. Der Austauſchgedanke beherrſcht die Erzeugung; und der Handel drängt dem Konſumenten die Erzeugniſſe auf, ohne nach ſeinen Wünſchen mehr, als die Billigkeit der Produktion dies zuläßt, zu fragen. Die Billigkeit! Denn vermöge des Unterbietens bevormundet der Handel den Konſumenten. Und Unterbieten iſt in dieſem Falle dauernd nur möglich bei maſſenhafter Herſtellung der gleichen Ware. Maſſenhafte Herſtellung aber ſchließt perſönliche Wünſche, ſchließt Kundenwünſche aus. So ſind Kundenbeſtellungen heutzutage in vielen Produktionszweigen etwas Koſtſpieliges, Ariſtokratiſches, Archaiſches. Dagegen wird den breiteſten Klaſſen jetzt infolge der Billigkeit vieler Waren die Befriedigung einer großen Anzahl von Bedürfniſſen möglich, die ſie früher nicht kannten. Es iſt ein demokratiſches Zeitalter. Aber auch in dieſem Fall, ja in ihm erſt recht, erſcheint der Konſument als vom Unternehmer bevormundet.

So beherrſcht alſo der Unternehmer durchaus die moderne Wirtſchaft? Gewiß: noch immer läßt ſich das behaupten, trotzdem, daß ſchon Zeichen eines neuen Zeitalters im Anzuge ſcheinen. Aber dieſer Zuſtand wird ſeeliſch erſt dadurch verſtändlich, daß jeder Konſument heutzutage zugleich auch mehr oder minder an der Produktion beteiligt iſt. Jedermann iſt heute arbeitsteilig eingeordnet in das unendliche Gewebe des nationalen, ja des internationalen Wirtſchaftslebens, und jedermann ſchafft an ſeiner Stelle in dem Sinne, daß er Güter erzeugt, von denen er annimmt, daß ſie andere brauchen, und dieſe

Güter, wenn er einigermaßen kapitalkräftig ist, der Regel nach auch noch selber vertreibt. Gewiß gibt es von diesem Zustand schon wieder viele Ausnahmen; es wird davon wie überhaupt von dem Begriff und der Bedeutung des modernen Unternehmens später noch eingehender die Rede sein. Aber im ganzen betrachtet ist der Zustand der geschilderte, und wie man im 10. Jahrhundert von jedem Deutschen hätte sagen können, er sei mehr oder minder Ackerbauer, so läßt sich in der Gegenwart von jedem Deutschen behaupten, er sei mehr oder minder arbeitsteiliger Produzent und nach Kräften auch Unternehmer.

Es ist ein Zustand schließlich des 19. Jahrhunderts, dessen leise erste Anfänge noch bis über die Blütezeit der vorhergehenden Periode rückwärts, bis hinein in das 14., ja vereinzelt in das 13. Jahrhundert reichen. Schon damals mögen Hausindustrielle weit mehr, als die Überlieferung zu übersehen erlaubt, mitunter zu Hausierern, Handwerker zu Marktbesuchern geworden sein. Einem stärkeren Aufschwung aber machten diese Anfänge doch erst seit dem 14. und 15. Jahrhundert Platz; seit jenen Zeiten, in denen die Fernhandelsbeziehungen sich unter dem doppelten Drucke des Anschlusses an die internationalen Handelswege des Mittelmeeres wie der nationalen Expansion in den Küstenländern der Nordmeere gewaltig erweiterten: denn jetzt erst ergaben sich unerwartete Steigerungen des Kapitals, und erst hiermit begannen Kaufleute zahlreicher Unternehmer zu werden, als Verleger und Manufakturinhaber einzudringen in die Gebiete der industriellen Erzeugung. Es waren Vorgänge, die sich sozusagen über Nacht vollzogen, sehr im Gegensatze zu der Ordnung des bestehenden spätmittelalterlichen Wirtschaftslebens, wie diese vor allem in dem Rechtsleben der Städte und in den sittlichen Vorstellungen des mittleren Bürgertums zum Ausdruck gelangte; keineswegs wurden sie von der öffentlichen Meinung der Nation gebilligt, und nirgends sind sie im 15. und 16. Jahrhundert dem Charakter des allgemeinen Wirtschaftslebens eigentlich eingeordnet worden: es war eine Periode der „wilden" Unternehmung, eine Vorzeit nur des damals kaum erst geahnten, jüngsten Zeitalters der Wirtschaft.

Und ziemlich jäh brach dieſe Vorzeit ab. Wir wiſſen, wie der beſonderen Urſachen verdankte raſche Aufſchwung der deutſchen Wirtſchaftsentwicklung ſeit Mitte des 16. Jahrhunderts ſchon, erſt recht ſeit Mitte des 17. Jahrhunderts in ſich zuſammenſank: hätten da die beſtehenden, der Zahl nach immer noch ſpärlichen Unternehmungen dieſen Ruin ungeſtört überdauern können? Nicht wenige gingen in dem ſchweren Jahrhundert von 1550 bis 1650 zu Grunde; und die ſich neu erhoben — eine an ſich nicht unbedeutende Gruppe; denn das Wirtſchaftsleben ſchritt doch in ſeinen organiſchen Tiefen fort, ſo ſehr der plutokratiſche Oberbau des 15. und 16. Jahrhunderts zuſammenſtürzte —: ſie hatten zumeiſt nicht die alte Ausdehnung, zeigten nicht den überſtürzten Mut des Kapitals der Vergangenheit, waren nur ſchüchterne Verſuche hin zu neuen Zielen. So wucherten ſie auch nicht wild mehr als geile Schößlinge des Wirtſchaftslebens der Zeit; vielmehr wurden ſie von den Territorialgewalten des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, den Nachfolgerinnen der ſtädtiſchen Gewalten des vierzehnten und fünfzehnten, dieſem Wirtſchaftsleben ſchon beigeordnet, wenn nicht gar eingeordnet, wurden zu den „reglementierten“ Unternehmungen der Zeit vornehmlich des aufgeklärten Abſolutismus.

Aber im 19. Jahrhundert nahte die Periode ihrer Befreiung. Und doppelten Urſachen wurde dieſe verdankt. Einmal einem ſteigenden Kapitalreichtum, der in erſten Anfängen ſchon gegen Ende des 18. Jahrhunderts bemerkbar wird, voll freilich erſt ſeit 1840 bis 1860 und in den Zeiten darüber hinaus einſetzte: aus Gründen, deren Erkenntnis uns ſpäter noch eingehend beſchäftigen wird. Dann aber auch einem überaus merkwürdigen Vorgang, der faſt noch früher als die Zunahme des nationalen Kapitals von Bedeutung ward, und der an dieſer Stelle auch nur geſtreift werden kann. Mit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begann in Deutſchland und mit der Mitte etwa des 19. Jahrhunderts wurde abgeſchloſſen eine eingehende Liquidation der Wirtſchaftseinrichtungen der vorhergehenden Zeitalter, und zwar derart, daß zunächſt die mittelalterlichen Lebensformen des Ackerbaues, dann auch die des Handwerks

auf gesetzgeberischem Wege zerschlagen wurden und Raum geschaffen ward für neue, freiere Bildungen: Bildungen, die nach Lage der Dinge keine anderen sein konnten als die der Unternehmung. Es ist die Entstehungszeit der Freiheit des Grundeigentums und der Gewerbefreiheit, sowie der Freiheit der Berufswahl: um es wirtschaftsgeschichtlich in ein Wort zu fassen: die Zeit des aufgehenden freien Wettbewerbs. Erst sie hat der Entwicklung einer vollen Wirtschaftsstufe des Unternehmens die Bahn völlig freigemacht: jetzt nahen die Jahrzehnte von 1840, 1850, 1860, die stets höhere und weitere Entfaltungsformen des freien Unternehmens bezeichnen.

Ist nun aber die freie Unternehmung die letzte und wirklich noch jüngste wirtschaftliche Bildung der Gegenwart? — Würden wir sie in ihrer Entwicklung schon ganz übersehen können, wenn sie dies wirklich wäre? Schon drängt eine neue Zeit mit noch werdenden Formen hinter ihr her; und läßt sie sich noch nicht sicher charakterisieren, liegen namentlich ihre letzten Tendenzen noch im Dunkeln, so können doch einzelne Richtungen, die sie bewegen, gekennzeichnet werden: ja, müssen es schon an dieser Stelle zur abschließenden Charakteristik eben der freien Unternehmung, der sie entgegentreten, und die sie auf diese Weise ihrem Wesen und ihren Wirkungen nach begrenzen.

Das, was die Entwicklung der Unternehmung im 19. Jahrhundert im einzelnen, in den verschiedenen bisher durchlaufenen Stadien der Entfaltung vornehmlich beherrscht hat, läßt sich in zwei Faktoren zusammenfassen: in dem Faktor des steigenden Kapitals und in dem Faktor der wachsenden Ausdehnung des Marktes. Die Folge der Einwirkung dieser beiden Faktoren war eine ins ungeheuerliche zunehmende Spannung zwischen Bedürfnisäußerung und Bedürfnisbefriedigung: so daß zu ihrer Bewältigung Mittel wirtschaftlichen Gedächtnisses, wirtschaftlicher Wertung der Einzelgüter, wirtschaftlicher Voraussicht und wirtschaftlicher Energie von einer Intensität und Ausdehnung angewendet werden mußten, von deren Größe frühere Geschlechter sich nichts hatten träumen lassen. Wie blieb es da nun möglich, gleichwohl die Einheit des Wirtschaftswillens und der Wirt-

ſchaftsbetätigung im Kopfe eines Unternehmers feſtzuhalten? Die zunächſtliegenden Mittel waren: Entwicklung ganz neuer Formen der Raumbewältigung und Anwendung bis dahin unbekannter Höhen von Kapital. Das erſte dieſer Mittel unifizierte ſchließlich in ſeiner extremſten Ausbildung den Markt: machte gleichſam die ganze Welt zu einem einzigen Marktplatz, auf dem man hoffen durfte, ſich leichter zurechtzufinden, als auf tauſend zerſtreuten Plätzen. Es war alſo eine Uniformierung der kommerziellen Tätigkeit des Unternehmers. Das zweite Mittel ermöglichte durch ſozuſagen faſt unbegrenzte Kapitalverwendung auf Motoren, Maſchinen u. ſ. w. eine Vereinfachung der Vorgänge der Erzeugung: uniformierte mithin die induſtrielle Seite des Unternehmens.

Kein Zweifel nun, daß dieſe Mittel in dem erwarteten Sinne gewirkt haben: durch ſie allein iſt jene Entwicklung der Unternehmung vornehmlich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts möglich geworden, die ganz weſentlich, ja der Hauptſache nach in einer zunächſt quantitativen Steigerung der Unternehmungsformen beſtand. Allein, haben ſie völlig genügt, um die alte Einheit des entwicklungsgeſchichtlichen Charakters der Unternehmung, die Kombination induſtrieller und kommerzieller Tätigkeit in einer Hand und die Konzentration des Wirtſchaftsſinnes in der Richtung der Ausbildung eben jener Kombination gänzlich zu erhalten? Es iſt eine Frage, die nicht ohne weiteres bejaht werden kann. Unter dem Druck allzu ſtarker wirtſchaftspſychologiſcher Spannungen iſt die Unternehmung gewiſſen Änderungen anheimgefallen, von denen es zweifelhaft ſein kann, ob ſie nicht auch ihr innerſtes Weſen ſchon angegriffen haben oder noch angreifen werden.

Zunächſt hat ſich das Transportweſen, das anfangs ganz mit der kommerziellen und ſomit ſpäter gelegentlich auch mit der Unternehmungstätigkeit verknüpft war, jetzt völlig verſelbſtändigt. Es iſt ein Prozeß, der in den Anfängen ſeiner Entwicklung ſehr weit zurückreicht. Die Fernhändler des 12. und 13. Jahrhunderts waren zugleich auch Reeder und Hauderer geweſen; anfangs hatten ſie dabei wohl gar ſelbſt ihre Waren begleitet,

in langen Karawanenzügen zu Wasser und zu Lande, als große Hausierer; später waren Supercargos an ihrer Statt mit den Waren hinausgezogen. Dann hatte sich, noch im früheren Mittelalter, das eigentliche Transportgewerbe immer mehr vom Handel abgetrennt, während die feineren Arten der kaufmännischen Vermittlung, vor allem die Vermittlung von Geld und Kredit, in der Regel noch mit dem Warenhandel verbunden geblieben waren. Über diesen Zustand waren dann die folgenden Jahrhunderte wiederum, und namentlich in der Verselbständigung des Geldhandels, hinausgegangen. Allein alle diese Entwicklungen waren doch, bei dem verhältnismäßig niedrigen Stande des Verkehrswesens, von keiner allzu großen Bedeutung gewesen, und nirgends wohl in Deutschland war die Abtrennung des Transportes vom Handel durchaus und grundsätzlich durchgeführt worden. Nun aber, mit dem 19. Jahrhundert und der Entfaltung des freien Unternehmens einerseits, des außerordentlichen Verkehrs der Eisenbahnen und Dampfschiffe anderseits, entwickelte sich dieser Unterschied zu einem ganz prinzipiellen: die Transportgewerbe schieden als ein gewaltiger Umkreis menschlicher Tätigkeit aus dem Handel und somit auch aus den kommerziellen Beziehungen der Unternehmung aus und entfalteten sich, insofern sie vielfach zugleich der Herstellung ihrer Fahrbahnen und Fahrzeuge, überhaupt der Verkehrsmittel oblagen, ihrerseits zu besonderen, höchst eigenartigen Formen moderner Unternehmung.

Nun läßt sich wohl sagen, daß durch diesen Vorgang der entwicklungsgeschichtliche Kern der Unternehmung nicht eigentlich getroffen war. Es war nur gleichsam ein Nebenkern etwas abweichender Bildung entstanden, der an sich wenig Beachtung gefunden haben würde, wären nicht die Erscheinungen in seinem Bereiche von quantitativ so ungewöhnlicher Ausdehnung gewesen. Denn die Zahl der Menschen, die den Transportgewerben angehören, ist heute Legion, und noch immer wächst sie im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung. Tiefer eingeschnitten hat dagegen in die eigentliche Seele der Unternehmung schließlich eine andere Erscheinung, die sich vornehmlich wohl seit den

achtziger Jahren zu entwickeln begann und heute schon eine große Verbreitung erreicht hat. Sie besteht darin, daß die kommerzielle Seite der wirtschaftspsychologischen Spannung ermäßigt wird entweder durch arbeitsteilige Vorgänge oder aber durch einen Vorgang der Arbeitsvereinigung.

Der arbeitsteilige Vorgang ergibt sich leicht aus einem genaueren Einblick in die Arten des modernen Handels. Dieser Handel zerfällt heutzutage vornehmlich in den Geldhandel, den Spekulationshandel und den Kommissionshandel. Da von ihnen der Geldhandel eigentlich nur eine besondere Ausbildung des Verkehrsgewerbes darstellt und der Spekulationshandel im Grunde den Einrichtungen der modernen Versicherung angehört, so kann man den Kommissionshandel als den eigentlichen modernen Handel bezeichnen. Worin besteht er nun? Erwachsen ist er in seiner entwicklungsgeschichtlich ältesten modernen Form aus dem Bestreben der Unternehmungen, auf entfernten Märkten Vertreter zum Vertriebe ihrer Erzeugnisse zu haben: Kommissionär oder Vertreter war ursprünglich der abhängige Kaufmann, der die Geschäfte einer oder mehrerer Unternehmungen innerhalb eines solchen Marktgebietes besorgte. Aber längst schon ist das Kommissionsgeschäft über diese von der Unternehmung durchaus abhängige Stellung hinausgewachsen und hat sich zu einem freien Handelszweige entwickelt. Ein großer Kommissionär ist heute, wer, nicht selten auf seine Bestellung, von oft zahlreichen und immer bedeutenden industriellen Unternehmungen Waren bezieht, um sie, häufig auf durchaus eigene Rechnung, weiter zu verkaufen. Kommissionshandel heißt heute moderner Zwischenhandel zwischen Unternehmung und Konsument, heißt freies arbeitsteiliges Zusammenarbeiten mit mehreren Unternehmungen zur Beherrschung und Erweiterung des diesen Unternehmungen notwendigen Marktes. Und dabei versteht sich, daß die Unternehmungen in diesem Zusammenhange mehr oder minder auf ihre industrielle Seite zurückgedrängt sind.

Dieser arbeitsteiligen Entwicklung steht nun ein anderer, in gewissem Sinne arbeitsvereinigender Vorgang zu Ungunsten

der freien Unternehmung gegenüber. Es ist ein Prozeß, der, seit Ende der achtziger Jahre vornehmlich, am augenscheinlichsten in den Kartellen, Syndikaten und verwandten Bildungen zu Tage getreten ist. Was ist sein Wesen? Unternehmungen derselben oder eng verwandter Produktionszweige gehen darauf aus, durch eine Assoziierung irgend welcher Art auf einem bestimmten Markte das Prinzip des freien Wettbewerbes für sich in irgend einer Weise auszuschalten und gemeinsam die Preise zu machen. Es geschieht das zunächst in der Absicht, dadurch die Erzeugung regelmäßiger, sicherer und lohnender zu gestalten. Aber das Ergebnis ist, daß damit zugleich auch die kommerzielle Seite der bisherigen Unternehmungen überhaupt stark beschnitten wird: denn was bedarf es noch der hastenden Manipulationen des modernen Handels zur stärkeren Entwicklung eines Marktes, wenn der Grundsatz des freien Wettbewerbes mehr oder minder beseitigt scheint? Auch hier also wird der bisherige Charakter des Unternehmens durch Abstumpfung seiner kommerziellen Neigungen mehr oder minder verändert.

Und so begreift sich, wie die beiden Tendenzen, die arbeitsteilige und die arbeitsvereinigende, in ihrem besonderen Wirkungskreise zunächst entgegengesetzt, doch psychologisch in gleicher Richtung von Einfluß sein können und schon gewesen sind: beide helfen die Überhastung der wirtschaftspsychologischen Spannung der freien Unternehmung beseitigen; beide fesseln die einzelne Unternehmung an die Äußerungen fremder Willenskräfte, sei es hier der Kommissionäre, sei es dort der gleichartig produzierenden Genossen; beide leiten aus einer Zeit freier Unternehmung in eine Periode gebundener Unternehmung über.

Welche von den beiden Tendenzen, die arbeitsteilende oder die arbeitsvereinigende, siegen wird? Es ist schwer zu sagen. Und doch wäre es in vieler Hinsicht von Wichtigkeit, eine Entscheidung schon jetzt aussprechen zu können; denn unzweifelhaft führt die erste Tendenz zu einer mehr individualistischen, die zweite dagegen zu einer mehr sozialistischen Entwicklung. Freilich: ins Ganze gerechnet — und das ist am Ende das wichtigste — darf es doch schon jetzt ausgesprochen werden, daß die überein-

stimmende Richtung beider Tendenzen auf eine gebundene Unternehmung hingeht: eine Unternehmung nicht mehr völlig freien Wettbewerbes und darum auch nicht mehr wirtschaftspsychologischer Spannungen, die sich — wenigstens in der schnellen Aufeinanderfolge — als unerträglich erwiesen haben, eine Unternehmung, deren Durchbildung im einzelnen wiederum mehr Ruhe, Stetigkeit und Gleichmaß in die wirtschaftliche Entwicklung bringen wird an Stelle der überhasteten Tätigkeit der letzten Menschenalter und vornehmlich Jahrzehnte. Überwunden ist indes das Zeitalter der freien Unternehmung durch diese Tendenzen, die auf eine neue Periode hinweisen, einstweilen noch keineswegs, und nur im Sinne des Verständnisses modernster, eben erst in Anfangswirkungen begriffener Erscheinungen des Wirtschaftslebens dürfen wir hier von ihnen Kenntnis nehmen. Soweit dagegen die jüngste Vergangenheit der Nation in Betracht kommt, ist es zweifellos die freie Unternehmung gewesen, die als spezifische Unternehmungsform des 19. Jahrhunderts Färbung und Ton, Wesen und Kern der wirtschaftlichen Entwicklung vornehmlich bestimmt hat.

5. Der Astrophysiker Scheiner hat einmal ausgeführt[1]: Um sich eine richtige räumliche Vorstellung von unserem Sonnensystem zu machen, solle man sich die Sonne als eine Kugel mit dem Durchmesser von vierzig Metern an Stelle der Domkuppel in Berlin denken. Dann würden die Planeten bei ihrem Laufe um die Sonne folgende Punkte berühren: die Merkurbahn läge noch ganz im eigentlichen Berlin, die Bahn der Venus würde schon stellenweise dies Berlin verlassen, die Bahn der Erde würde den Bahnhof Tiergarten berühren und im Süden einen halben Kilometer nördlich vom Kreuzberg durchgehen. Von den ferneren Planeten würde Jupiter durch Spandau gehen, Uranus durch Wittenberg und Frankfurt a. O., Neptun endlich, der äußerste der Wandelsterne, würde auf seiner Bahn die Städte Stettin und Magdeburg streifen und sich bis auf etwa 15 Kilo-

[1] Bau des Weltalls S. 8.

meter Leipzig nähern: würde also etwa 129 Kilometer entfernt von der Berliner Domkuppel mit ihrem Durchmesser von vierzig Metern kreisen.

Welche ungeheuren räumlichen Entfernungen der äußeren Planetenbahnen, welche grauenvolle Öde des Weltraums!

Aber wir sind wenigstens im stande, auf Grund eines Vergleiches, wie des soeben gezogenen, diese räumliche Öde einigermaßen zu erfassen: unsere Raumanschauung läßt, durch die Reduktion an sich unanschaulicher Entfernungen auf anschaulichere angeregt, noch einen wirklichen Vorstellungsinhalt zu. Weit schwieriger ist es, sich gleich große Zeitabstände anschaulich näher zu bringen. Und doch muß dies in irgend einer, wenn auch noch so unvollkommenen Weise geschehen, sollen sich historische Perspektiven von größerer Weite einigermaßen richtig eröffnen.

Und da sei es denn erlaubt zu sagen, daß sich die Abstände der einzelnen frühen Zeitalter wirtschaftlicher Entwicklung von der hohen Wirtschaftskultur der Gegenwart zeitlich etwa ähnlich verhalten, wie die Raumabstände der äußeren Planeten unseres Sonnensystems von der Sonne: ganz außerordentlich weit, durch Öden vieler Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende von der Wirtschaft der Gegenwart getrennt, verlaufen die Perioden primitiver Wirtschaft und primitiver Kultur überhaupt. Mit nichten so jung, wie man unwillkürlich immer wieder zu glauben geneigt scheint, ist das Menschengeschlecht; die Jahrtausende der alttestamentlichen, uns noch immer im Blute steckenden Zeitrechnung reichen keineswegs dazu aus, seine Entfaltung auch nur annähernd zu umschreiben; vor der Geschichte, die wir kennen, liegen ungezählte, für uns auf immer begrabene Geschichten; und nichts hindert, wohl aber manches veranlaßt, vor aller bekannten Geschichte Epochen und Katastrophen anzunehmen, in deren Glut schon Rassen umgeschmolzen und in deren langsamem Wachsen schon hohe Kulturen erzeugt und zerstört worden sind.

Soweit aber unsere heute noch besonders lebendigen Wirtschaftsformen mit ihren Wurzeln in Betracht kommen, mögen

diese sich auch bis ins 14. und 13. Jahrhundert zurück verzweigen und verästeln, so ist deren Dauer sicher im Lichte des allgemeinen kulturgeschichtlichen Verlaufes auch nur der germanischen und arischen Volksbildung eine sehr kurze Zeit, ein Bruchteil nur und ein geringfügiges Fragment des gesamten Werdens. Nicht ihre Zeitdauer darum, sondern nur ihr spezieller Charakter ist es, der ihnen bei einer mehr universalen Betrachtungsweise besondere Bedeutung verleiht. Sie sind, soweit wir aus dem bisherigen Verlaufe der Geschichte der arisch-westeuropäischen Völker heraus urteilen können, der bisher letzte Höhepunkt gleichsam dieser Entwicklung: sie bilden den Ort, auf den alles hin gravitiert, in dem alle Vergangenheit in neuer Bedeutung wiederum aufleuchtet. Und dies gibt ihnen ein besonderes Recht darauf, eingehend betrachtet zu werden, ganz abgesehen von der Tatsache, daß es unsere Entwicklung und die Entwicklung unserer Väter und Großväter und jüngsten Ahnen ist, um die es sich handelt.

Was aber verbindet nun diese jüngste Zeit mit so weit zurückliegenden Perioden der Wirtschaftsentwicklung, Zeitaltern, deren wir nur noch einige im Lichte der Überlieferung zu erblicken vermögen, während andere im Nebel traditionsloser Jahrtausende verschwinden und nur noch auf dem Wege vergleichender Betrachtung des Wesens anderer jugendlicher Völker erschlossen werden können? Auch bei der Beantwortung dieser Frage ist eine Erinnerung an die Ergebnisse der astronomischen Wissenschaft angebracht. Wie sich dort, nach überaus umständlichen Annahmen, die konservative Seelen nur mit großem Widerstreben und unter entschiedenster Verketzerung aller Neuerungen aufgegeben haben, schließlich überaus einfache Gesetze als ständiger Ausdruck anscheinend sehr verwickelter Bewegungen ergeben haben, so ist es auch hier. Das, was die Wirtschaftsentwicklung so zahlreicher, vielleicht vieler Hunderte von Generationen im Innersten verbindet, ist im Grunde doch ein sehr einfacher seelischer Vorgang, dessen Abwandlung man geradezu in der Form eines empirischen Gesetzes beschreiben kann: mit steigender Kultur wächst die psychische Spannung zwischen Be-

dürfnis und Bedürfnisbefriedigung, zwischen Begierde und Genuß, und wachsen mit ihr, zu ihrer Bewältigung, wirtschaftliches Gedächtnis und wirtschaftliche Voraussicht.

Was aber liegt dieser Spannung wiederum zu Grunde? Nichts als der Trieb zur Lebenserhaltung und Lebensverschönerung an sich. Anfangs ein bloßer Instinkt, wird er dadurch, daß zwischen ihn und den Genuß in der Form seelischer Spannung intellektuelle Elemente, Schlüsse vornehmlich auf Grund von Wertvorstellungen treten, allmählich selber intellektualisiert, wird er mehr als triebartige Wirtschaftsneigung, wird er Wirtschaftswille. Und indem er sich in seiner weiteren Durchführung immer mehr mit Verstandeselementen durchsetzt und dadurch weitere Horizonte der Erfahrung erschließt, weckt er zugleich neue Bedürfnisse: und in ewiger Wechselwirkung steigern sich Bedürfnis und Genuß.

Die Wirtschaftsinstitutionen aber sind nur äußere Erscheinungen, Hüllen gleichsam und Körper dieser Triebbetätigung, und sie enthalten darum durchweg doppelte Elemente: solche, die einen erreichten Genuß gewährleisten, und solche, die über ihn hinausweisen.

Innerhalb der Entwicklung, soweit wir sie verfolgen können, vollziehen sich dabei namentlich folgende Gruppen von Verschiebungen. Während die ersten beiden Zeitalter, von denen im Beginn dieser Darlegungen die Rede war, eine Bedürfnisbefriedigung noch ohne organischen Güterumlauf kennen, und während in ihnen der Einzelne die Güterwelt nur in Elementen erfaßt, die unmittelbar für ihn und für die natürliche Gliederung der Einzelpersonen gegeben sind, zeigen die beiden nächsten Zeitalter bereits ein sehr verändertes Aussehen: jetzt werden die Bedürfnisse schon mit einem Güterumlauf auf Grund von Arbeitsteilung befriedigt. Aber dies geschieht nur auf einem einzigen Erzeugungsgebiet, dem des Ackerbaues, und innerhalb derjenigen Gegensätze von reich und arm, die sich auf diesem engbegrenzten Gebiete entwickeln können. Demgemäß ist die stärkere Spannung, die jetzt schon zwischen Bedürfnis und Genuß eintritt, doch grundsätzlich noch auf die Einheit dieses Pro-

duktionsgebietes beschränkt: noch keineswegs frei schweifen Wirtschaftstrieb und Wirtschaftsgedanke. Eine vollere Lösung bringt da erst das letzte Paar der Wirtschaftszeitalter, und zwar in steigendem Maße: jetzt werden die immer zahlreicher und immer intensiver und immer dringlicher auftretenden Bedürfnisse durch arbeitsteilige Erzeugung auf den verschiedensten Produktionsgebieten befriedigt, und darum gewinnt der Beruf der Wertvermittlung zwischen diesen Gebieten, wenigstens nachdem er in die Erzeugung selbst einzudringen begonnen, eine außerordentliche, ja ausschlaggebende Bedeutung. Hatte im ersten Zustande sozusagen der Konsument vornehmlich geherrscht und im zweiten der Produzent, so übernimmt jetzt schließlich der Wertvermittler als Unternehmer die Führung der Wirtschaft. Und dieser Wirtschaft mit ihrem Austauschbedürfnis sind nun keine räumlichen Grenzen mehr gesetzt, es seien denn die der Erde. Und so wächst mit ihr der Horizont ins Unendliche, und die Spannung zwischen Bedürfnis und Genuß nimmt unerhörte Weiten an und erfordert, soll sie bewältigt werden, bisher ungekannte Schärfen der Energie und des verstandesmäßigen Blickes.

Es ist klar, daß in diesen Vorgängen der wichtigste Zusammenhang zu Tage tritt, der zwischen der wirtschaftlichen Entwicklung und der Entwicklung der sogenannten höheren geistigen Kultur besteht. Immer feiner geartete Befähigung des Wirtschaftstriebes bedeutet immer stärkere Anspannung des Intellektes und damit ständig wachsende Schärfung des entscheidenden wissenschaftlichen Werkzeugs. Und stets wachsender Intellekt bedeutet auch, entwicklungsgeschichtlich betrachtet, stets wachsende Kunst. Denn wenn bewußte Nachahmung, Idealisierung, Kombination und schöpferische Gestaltung zu jeder Zeit die Phasen der künstlerischen Tätigkeit bei der Entstehung des Einzelkunstwerkes sind, so ergibt sich leicht, daß von ihnen vornehmlich nur eine wandelbar und damit der geschichtlichen Entwicklung eingeschrieben ist, und nur eine zugleich bei jedem Volke in allen Stufen der Entfaltung gleichmäßig und genau betrachtet werden kann, die Nachahmung: eben die Nachahmung

aber iſt an das Element des Intellekts, das Element verſtandesmäßigen Begreifens der Dinge gebunden. Wir ſehen daher in der Tat mit jeder höheren Entwicklung der intellektuellen Spannung im Wirtſchaftsleben auch in der Kunſt eine weitere Entwicklungsſtufe, einen höheren Grad von Naturalismus, von Fähigkeit ſicherer Wiedergabe der Erſcheinungswelt eintreten, und nicht ſelten erſcheinen die Anzeichen einer neuen Stufe geiſtiger Errungenſchaften früher auf künſtleriſchem als auf wiſſenſchaftlichem Gebiete. Freilich darf dabei keinen Augenblick verkannt werden, daß die ſoziale Pſyche nicht minder eine Einheit iſt als die individuelle, und daß ſtändig Wechſelwirkungen zwiſchen den einzelnen Gebieten des allgemeinen Seelenlebens hin und her ſchießen, und zwar ſo, daß es nicht ſelten unentſcheidbar bleibt, auf welcher Seite die Wirkung zu ſuchen iſt und auf welcher die Urſache, und daß Einflüſſe von der Kunſt als Ausgangspunkt ſogar bis auf die Wirtſchaft zurückgleiten.

Indes nicht das große Schauſpiel des ſozialen Seelenlebens als eines Ganzen galt es hier zu betrachten: nur bei enthuſiaſtiſcher Verzückung würde ſchließlich ein ſolcher Panpſychismus der Hiſtorie, als ein großes Geſamtgefühl gleichſam alles Gewordenen, im Tiefſten möglich ſein. Die Wiſſenſchaft zerlegt, und auch die hiſtoriſche Darſtellung als Kunſt kann den Dingen nur gerecht werden, indem ſie ſie in der Vereinzelung betrachtet, wenn auch derart, daß dem Leſer aus dem rechten Verſtändnis der einzelnen Teile das hinter ihnen ſtehende und von dem Erzähler lebendig als Einheit gefühlte Ganze entgegenleuchtet.

Von ſolchen Geſichtspunkten ausgehend, haben wir uns im jetzigen Augenblick unſerer Darſtellung mit den allgemeinen Zuſammenhängen zwiſchen wirtſchaftlicher und intellektueller und vornehmlich wiſſenſchaftlicher Entwicklung während der jüngſt verfloſſenen Jahrhunderte zu beſchäftigen.

III.

1. Als der eigentliche seelische Keim der aufeinander folgenden Wirtschaftsstufen hat sich der Wirtschaftstrieb, das wirtschaftliche Bedürfnis ergeben. Die einzelnen Zeitalter unterscheiden sich je nach der Art der Ausgestaltung und Befriedigung dieses Bedürfnisses, und mit den fortschreitenden Formen der Bedürfnisbefriedigung hängt die Steigerung des Bedarfs nach seiner Quantität wie nach seiner Qualität aufs engste zusammen. Dabei hat sich im einzelnen herausgestellt, daß die seelische Spannung zwischen Bedürfnis und Bedürfnisbefriedigung mit steigender Wirtschaft immer größer wird: in immer gewaltigerer Menge und immer feinerer Durchbildung werden Urteile und Kombinationen von Urteilen nötig, um den Genuß neuer Wirtschaftsgüter zu ermöglichen. Klar liegt hier der Zusammenhang zwischen Wirtschaftstrieb und Wirtschaftsverstand, zwischen dem Wachsen ökonomischer und intellektueller Tätigkeit zu Tage. Was dieser Zusammenhang bedeutet, ergibt sich, wenn man bedenkt, daß die weit überwiegende Zahl aller Schlüsse noch heute, der ganze Vorgang des Denkens auf niedrigen Kulturstufen aber erst recht sich am letzten Ende auf wirtschaftliche Fragen bezieht oder auf Fragen, in denen das wirtschaftliche Element eine entscheidende Rolle spielt. Hat man doch in einer freilich nicht völlig genügenden Abstraktion die gesamten Vorgänge der Kulturentwicklung aus dem Bedürfnis der Lebensfürsorge ableiten wollen. Gewiß ist jedenfalls, daß die tatsächlichen Zusammenhänge die stärkste, wenn auch keineswegs alleinige Abhängigkeit der intellektuellen Entwicklung von dem seelischen Grundmotiv der wirtschaftlichen Entwicklung zeigen. Unter diesen Umständen muß vor allem auch der Augenblick,

in welchem die seelische Spannung im Wirtschaftsleben zur Einschiebung erst des wirklich organischen inneren Handels, dann der Unternehmung als besonderer Spannungslöser führt, für die intellektuelle Entwicklung von größter Bedeutung gewesen sein. Denn wann sind in der gesamten wirtschaftlichen Entwicklung Augenblicke eingetreten, die stärkerer intellektueller Anspannung bedurft hätten als diese? Tatsächlich machte denn auch das Aufkommen und der Sieg des Handels wie der Unternehmung in der intellektuellen Entwicklung Epoche. Wie das Aufkommen des Handels die sogenannte Neuzeit vom Mittelalter, so scheidet das Aufkommen der Unternehmung die sogenannte neueste Zeit von der Neuzeit: und in beiden Fällen setzen mit der Entwicklung neuer Formen des Wirtschaftslebens auch neue Formen des Verstandeslebens ein.

Soll der Unterschied zwischen der mittelalterlichen und der späteren Verstandestätigkeit scharf und mit einem Worte gekennzeichnet werden, so ist es der zwischen Analogieschluß und Induktion. Natürlich nicht als ob der Analogieschluß eines schönen Tages vom Induktionsschluß abgelöst worden sei: allmählich, sehr allmählich sind die Übergänge von dem einen zum andern, denn der Induktionsschluß ist ja nichts als ein in langen Mühen verbesserter Analogieschluß. Nicht auch, als ob der Analogieschluß damit gänzlich ausgestorben wäre. Wer weiß nicht, wie sehr er im gewöhnlichen Denken noch heute fortlebt, und wie seine höheren Formen auch in der Methode der Wissenschaften, vornehmlich derjenigen des Geistes, noch heute von großer Bedeutung sind, teils für den leidlich sicheren Nachweis einzigartiger Zusammenhänge, wie sie insbesondere die ältere Geschichtsforschung allein kennt, teils für die Aufstellung fruchtbarer Vermutungen. Wohl aber in dem Sinne hat der Analogieschluß seine Bedeutung verloren, daß er nicht mehr wie früher das systematische Denken beherrscht, sondern hier, soweit als irgend möglich, durch die Induktion ersetzt worden ist.

Ist das der allgemeine Verlauf, so kommt es jetzt darauf an, seine Einzelheiten an der Hand der geschichtlichen Tatsachen

anschaulich vorzuführen und ihn somit im bunten Kleide seiner hauptsächlichsten Erscheinungen zu verfolgen. Und das kann, wenn auch nur unter Wiederholung einiger schon früher gemachter Bemerkungen, doch in keiner Weise besser geschehen, als an der Hand der Geschichte des wirtschaftlichen Denkens als der weitaus verbreitetsten Denktätigkeit der Zeit.

Im Mittelalter, zu der Zeit, da jeder Konsument noch der Regel nach sein eigener Produzent war, oder seine wirtschaftlichen Wünsche sich höchstens bis zum unmittelbaren Austausch eigener Erzeugnisse mit den Eigenerzeugnissen der benachbarten Produzenten-Konsumenten erstreckten, war der intellektuelle Horizont gering. Gewiß wurde der Umkreis dieses Horizonts ganz eingehend beherrscht, so wie heute der Bauer, der noch nach altem Stil lebt, seine Verhältnisse besonders genau zu kennen pflegt; aber die Erfahrungstatsachen, die in diesem Kreise dem Denken entgegentraten, waren an sich nicht eben zahlreich. Dem entsprach es, wenn in tausend Fällen, in denen wir auf Grund uns bekannter häufiger Wiederholungen derselben Tatsachenzusammenhänge ganz bestimmte allgemeine Schlüsse kausalen Charakters ziehen, im Mittelalter auf Grund von einigen allein bekannten Einzeltatsachen oder von einem besonderen isolierten Zusammenhang auf etwas anderes Besonderes und Einzelnes geschlossen werden mußte. Ein in dieser Weise zu stande kommender Schluß aber, der der sicheren Leitung durch ein Kausalitätsbewußtsein entbehrt, das an der Wiederholung von tausend und abertausend weithingreifenden Zusammenhängen geschult ist, ist eben ein Analogieschluß.

Das Bezeichnende für das Mittelalter ist nun, daß dieser Schluß nicht bloß im gewöhnlichen Leben, sondern auch im strengen Denken als durchaus genügend, ja vielfach als bevorzugt und im Grunde einzig zu Recht bestehend galt: er war eben der reguläre und darum unter allen Umständen zulässige Schluß der Zeit. Und darum spielte er sogar gerade da, wo man scharfsinnig, wo man geistreich sein wollte, eine ausschlaggebende Rolle. So erschien z. B. dem mittelalterlichen Denken der Nachweis der Analogie in gewissen Erscheinungen

des Alten Testaments im Verhältnis zu gewissen Vorgängen des Neuen, z. B. etwa in der Erzählung von der Aufrichtung der ehernen Schlange durch Moses in der Wüste in ihrem Verhältnis zur Kreuzigung Christi, als sicherster Beweis der Zusammengehörigkeit des alten und neuen Bundes und der im Grunde der göttlichen Weisheit vorhandenen höchsten Identität des Offenbarungsglaubens beider Testamente: und durch ein ganzes System von Typen und Antitypen im Sinne solcher Analogieschlüsse wurde der Beweis des Glaubens geführt und gesichert. So war weiter die Rätselrede in der Absicht, den Hörer durch eine gewählte Analogie die Meinung der eigenen Rede entdecken zu lassen, in der Laienwelt die bei weitem verbreitetste und anerkannteste Form geistreicher Unterhaltung. Gleichzeitig beherrschte aber der Analogieschluß auch durchaus die höchsten Fragen des praktischen Lebens: so, wenn die Kanonisten selbst noch des späteren Mittelalters, ja sogar noch ein so scharfer Denker wie der Kardinal von Kues, aus dem beliebten Vergleiche zwischen Kaiser und Papst und Mond und Sonne alles Ernstes den praktischen Schluß ableiteten, der Papst sei um so und so viel mal mächtiger, als die Sonne größer sei denn der Mond, und von diesem Standpunkte her besondere Mühe anwandten, das genaue Größenverhältnis beider Himmelskörper zueinander zu ermitteln.

Aus solchen wichtigen Beispielen mittelalterlichen Denkens, die ins Unabsehbare vermehrt werden könnten, eröffnet sich dem Forscher der Gegenwart der Blick in eine ganz fremde intellektuelle Welt. Verständlicher aber wird diese Welt, durchwandern wir sie auf einem Gebiete, dessen Dasein mit dem Analogieschluß, und das heißt mit der geringen Entwicklung des Kausalitätsbewußtseins, unmittelbar zusammenhängt, auf dem Gebiete des Wunderglaubens. Nicht die Gesetzmäßigkeit, das Wunder vielmehr beherrscht nach der Meinung noch des hohen Mittelalters, des 12. und 13. Jahrhunderts, und erst recht nach der früherer Zeiten die Welt: voll war sie der Wunder, und was geschah, stand untereinander in tief willkürlichen, geheimnisvollen, von höheren Mächten gelenkten, durchaus

nicht kausal, sondern vielmehr nach Maßgabe der Analogie gedachten Beziehungen. Man muß etwa die Wundergespräche des Cesarius lesen, jene prächtigen geistlichen Novelletten, die wir dem lebensfrohen Novizenmeister des Klosters Heisterbach im Siebengebirge, einem Kölner Patrizierſohn der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, verdanken, um sich einen Begriff davon zu machen, bis zu welch unglaublichem Grade noch die Zeitgenossen Kaiser Friedrichs II. im Bedürfnis und im Genusse der Wunder lebten.

Da ist es nun charakteristisch, daß diese intellektuelle Welt des Mittelalters im Verlaufe des 14. bis 17. Jahrhunderts ins Grab zu sinken begann. Nicht als ob sich nicht, um es noch einmal zu betonen, starke Reste der alten Auffassung noch weit über diese Jahrhunderte hinweg in neuere, ja neueste Zeiten gerettet hätten. Wer kennt nicht den massiven Wunderglauben Luthers und die im Grunde nicht minder starken wundergläubigen Regungen Melanchthons? Aber auch das ganze 17. Jahrhundert glaubte noch an Gespenster; und im 18. Jahrhundert verhielt sich selbst ein Lessing gegenüber dem Gedanken an sie noch nicht ohne weiteres ablehnend. Was aber die niedersten Gesellschaftsschichten betrifft, so braucht wohl kaum daran erinnert zu werden, daß in ihnen, soweit sie konservativ sind, mittelalterliches Geistesleben überhaupt noch heute vielfach fortdauert. Nur sehr langsam also, aber in den führenden Schichten doch schließlich ziemlich radikal, gingen die Denkgewohnheiten des Mittelalters verloren. Wenn sie aber am Ende gefallen sind, so gebührt der Entwicklung des wirtschaftlichen Denkens gewiß nicht zuletzt das Verdienst, sie entwurzelt und durch neue Denkgewohnheiten ersetzt zu haben, durch rationale Gewohnheiten, durch die Gewohnheiten des immer schärferen induktiven Schlusses. Denn je weiter sich die wirtschaftlichen Triebe spannten, um so stärker und von um so größerer Erfahrungsnotwendigkeit getragen wurden die Schlußreihen, die sich zwischen der Empfindung eines Bedürfnisses und seiner Befriedigung einschieben mußten; und als gar für die praktische Bewältigung und Fortbildung dieser Schlußreihen be-

sondere Berufe entstanden, da erlebte das wirtschaftliche Denken in der Tat eine so große Wandlung, daß es qualitativ als etwas anderes erschien denn bisher. Der vom wirtschaftlichen Denken der abendländischen Nationen und des deutschen Volkes bestrichene Horizont umfaßte jetzt bald wesentliche Teile Europas, nicht lange darauf auch die Küstenländer der großen Meere und schließlich die Welt: und mit einer solchen zunächst räumlichen Ausdehnung der Erfahrung wuchs infolge häufiger Wiederholung identischer und durch zunehmende Nebeneinanderstellung analoger Fälle auch ihre innere Sicherheit. Das Kausalitätsbewußtsein, bisher ein zarter Keim, schoß jetzt gleich dem Senfkorn des Evangeliums empor und überschattete die Welt der Erfahrung. Die Welt war nicht mehr der Wunder voll, sondern der Gesetzmäßigkeiten, und Gesetzmäßigkeiten zu finden wurde das stärkste und höchste intellektuelle Bedürfnis der Zeit.

Dies Bedürfnis fand seine Befriedigung in der Ausbildung des induktiven Schlusses. Denn was will und leistet der induktive Schluß? Er will vom Besonderen aufs Allgemeine, vom Einzelfall auf die in ihm liegenden Möglichkeiten und Notwendigkeiten der Wiederholungen schließen und bedarf hierzu, neben anderen Voraussetzungen, der Regel nach vor allem einer erweiterten Erfahrung und der Beobachtung einer Wiederkehr verwandter Zusammenhänge. Und dies war es, was vor allem von dem neuen Wirtschaftsleben und seinen psychischen Voraussetzungen und Folgen geleistet ward.

Ist es dabei nötig, nochmals zu bemerken, daß der Induktionsschluß freilich nur langsam aus dem Vorwiegen des mittelalterlichen Analogieschlusses, daß die Idee der Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen nur allmählich aus der einer Welt der Wunder emportauchte? Nicht vor Beginn des 17. Jahrhunderts hat Lord Baco die erste, enthusiastisch übertreibende Theorie der Induktion geschrieben, und mehr als zwei Jahrhunderte dauerte es, ehe durch die Bemühungen namentlich Mills eine stark verbesserte Erkenntnis des induktiven Schlusses erreicht ward; und der Begriff des empirischen Gesetzes ist erst

eine Errungenschaft des Zeitalters wachsenden Unternehmertums, der Zeit des 19. Jahrhunderts.

Doch es ist hier nicht die Aufgabe, die Geschichte des Induktionsschlusses im einzelnen zu verfolgen, so lehrreich das unter dem Gesichtspunkte des Zusammenhanges seiner Entwicklung mit dem wirtschaftlichen Denken sein würde. Es muß genügen, wenn scharf hervorgehoben wird, wie der große intellektuelle Umschwung vom Wunderglauben und vom äußeren Analogieschlusse des Mittelalters zu dem induktiven Schluß und dem Kausalitätsbewußtsein der Neuzeit aufs engste mit den größten Wandlungen zusammenhängt, welche die wirtschaftliche Psyche der abendländischen Völker erlebt hat. Dieser Umschwung aber, bedeutet er nicht die Entstehung der modernen Wissenschaft? Und so wären Wirtschaft und Wissenschaft im engsten Vereine gewachsen?

Das eben ist es, was bejaht werden muß. Es gibt eine große Einheit aller geschichtlichen Entwicklung, und hier, in einem unerwarteten Zusammenhange und an einem scheinbar entlegenen Punkte, tritt ihr Wesen einmal besonders lehrreich zu Tage. Eine soziale Psyche ist es, eine seelische Gemeinschaft, die den großen äußeren Gesellschaften der Menschen entspricht, und der Verlauf ihrer Entwicklung bedeutet den innersten Verlauf der Geschichte.

Wenn aber Wirtschaft und Wissenschaft so eng seelisch verquickt sind, so versteht es sich, daß vor allem die Entwicklung der Naturwissenschaft, in der Geschichte der Technik praktisch gewandt, in den genauesten Wechselwirkungen mit den wirtschaftlichen Fortschritten stehen mußte. Damit treten hier Fragen auf, die im einzelnen nur durch eine Einsicht in den inneren Entwicklungsgang der modernen Naturwissenschaften wenigstens in der Zeit ihrer Kindheit zu beantworten sind.

2. Die Alten waren zu keiner besonders eindringenden Entwicklung der Naturwissenschaften gelangt, weil sie zu anschaulich dachten; ihre spezifische Größe in der Kunst schloß, so scheint es fast, ihre spezifische Größe in den Wissenschaften,

wenigstens in den Naturwissenschaften aus. Am deutlichsten tritt das zu Tage bei Vergleichung dessen, was alte und neue Völker auf dem Gebiete der Fundamentaldisziplinen aller Naturwissenschaft, auf dem Felde der Mechanik und der Mathematik geleistet haben. In der Mechanik haben die Alten der Hauptsache nach nur die Statik, die Lehre vom Gleichgewicht durchgebildet: eine Lehre, die den Modernen bald nur als ein Sonderfall der Dynamik, der Lehre von der Bewegung erschien. Der Grund war, daß sie die Körper in erster Linie als ruhend anschauten: so blieb ihnen das Problem der Bewegung als mechanisches Fundamentalproblem fern. In der Mechanik haben sie in verwandter Weise Geometrie und Arithmetik nicht auf den Unterbau einer gemeinsamen Größenlehre gestellt; Körper und Zahl hatten für sie im Grunde etwas Anschauliches und das heißt Unterschiedliches, und darum entwickelten sie niemals daraus mathematisch den allgemeinen Begriff der Größe. Aus demselben Grunde wurde ihnen der indefinite Charakter vor allem der Zahl nicht klar: sie sahen in den Grenzen der Zahlen nicht unendliche Übergangswerte; Vorstellungen z. B. wie die, daß zwischen zwei Zahlen eine unendliche Summe von Brüchen liege, wurden nicht gebildet. Dem entsprach es, wenn man in der Darstellung mathematischer Ergebnisse, soweit wir sehen, niemals den sei es intuitiven, sei es der praktischen Erfahrung bei der Feldmeßkunst u. s. w. entstammenden und darum stets nur annähernden Weg einschlug, auf dem Axiome und elementare Sätze doch ihrer Entwicklung nach gefunden worden waren. Ganz in sich vielmehr abgeschlossen und wohlumschrieben, wie ein naturgeschaffenes, etwa ein krystallinisches Gebilde wurde in der Lehre Axiom um Axiom, so z. B. der pythagoräische Lehrsatz, hingestellt, und erst nachdem er gleichsam wie ein Kunstwerk den staunenden Sinnen nahegebracht worden war, deduktiv bewiesen. So sind bekanntlich die dem Lehrgange unserer Mittelschulen noch so teuern Beweise des Euklid geartet: sein Buch führt zunächst in eine ganz neue, mit der unmittelbaren Erscheinungswelt anscheinend gar nicht zusammenhängende Welt von Lehrsätzen, die zeit- und raumlos, ewig und

ſtetig zu beſtehen ſcheinen, und deren dem gemeinen Verſtande zunächſt unerwartetes Daſein dann durch ſcharfſinnige Beweiſe erhärtet wird.

Dies mechaniſch-mathematiſche Denken der Antike, dieſe Annahme einer anſchaulichen Größe und eines ewigen Körpers und einer Beweisbarkeit der Geſetze derſelben aus allgemeinen Vorausſetzungen ging nun mit der Überlieferung der übrigen Maſſen alter Kultur auf das Mittelalter über.

Nach dem, was ſoeben über die formale Entwicklung des mittelalterlichen Denkens, über Wunderglaube und Analogieſchluß ausgeführt worden iſt, wird es als ſelbſtverſtändlich erſcheinen, daß dieſes Zeitalter an ihnen zunächſt wenig zu ändern, ja nicht einmal in ein irgendwie innerlicheres Denkverhältnis zu ihnen zu treten vermochte. Auch erſcheint, wenn man die inhaltliche Seite der Entwicklung betrachtet, urſprünglicher Anſchauung die Ruhe, wie ſie das antike mathematiſch-mechaniſche Denken als den eigentlichen Zuſtand der Körper vorausſetzt, zunächſt in der Tat als das ſchlechthin Wertvolle, weshalb ſich die erſte Neigung verallgemeinernden Denkens der Regel nach auf die Subſtanz und das Abſolute zu richten pflegt. Erſt ſpäter tritt dagegen der Gedanke des Relativen und damit auch der Bewegung auf.

Im übrigen konnten Menſchen des Mittelalters, ſelbſt abgeſehen von der intellektuellen Entwicklung der mittelalterlichen Seele, ſchwerlich den Körper abſtrakt behandeln, während ſie künſtleriſch, in der Malerei, noch nicht einmal deſſen Umriß voll bewältigten, und noch viel weniger vermochten ſie über den Zuſammenhang der Zahlen zu philoſophieren, ohne eine Spur höheren ſtatiſtiſchen Sinnes und ſomit beſſeren Verſtändniſſes für Zahlengrößen zu beſitzen. Es war genug, wenn das Mittelalter die Überlieferung der Alten weitergab, und viel, wenn die Scholaſtik mit ihrem abgezogenen Denken ſogar ſchon den Verſuch machte, an Stelle von Zahl und Körper einen allgemeinen Größenbegriff zu ſetzen.

Aber nun ſank das Mittelalter dahin, die großen Zeiten der freien Perſönlichkeit und des ungebundenen Denkens be-

gannen. Das 15. und 16. Jahrhundert brachte die ersten Erscheinungen auch einer äußeren Emanzipation des Verstandes von den herkömmlichen Schranken des kirchlichen Denkens: italienische und deutsche Humanisten bezweifelten wesentliche Punkte der kirchlichen Überlieferung, bis Luther und die Centuriatoren deren ganze Kette zerfeilten und zerbrachen, und Koppernikus' Lehren bedeuteten die Überwindung einer der wichtigsten Traditionen des Alten Testamentes. Die leise hervortretende Selbständigkeit des Verstandes gegenüber der Begriffswelt des Mittelalters, die aus einer ganz anderen intellektuellen Kultur hervorgegangen war, das volle Aufblitzen des lumen naturale, wie die Zeit den neuen Verstand einer nunmehr einsetzenden höheren Entwicklungsstufe nannte, was hatte es für die naturwissenschaftlichen Grundlagen, für Mechanik und Mathematik zu bedeuten?

Das erste tiefere Nachdenken über den Zusammenhang der Welt der äußeren Erscheinungen pflegt schon sehr früh animistische Vorstellungen zur Folge zu haben: eine Götterwelt entsteht, deren Beruf und Pflicht es ist, die gewaltigsten Eindrücke der Natur in regelmäßiger und willkürlicher Folge, in den Vorgängen des Sonnenauf- und Unterganges, des Donners und des Blitzes und des befruchtenden Gewitterregens hervorzurufen. Eine Mythologie der großen Naturerscheinungen ist das erste System der Naturwissenschaft.

Aber schließlich vereinfacht weiteres Nachdenken die Zahl der Kräfte, die als hinter den Erscheinungen waltend geahnt werden, und indem die Verrichtungen einer größeren Menge von Göttern unter wenige Begriffe gebracht werden, schwindet die persönlich belebte Einkleidung der Kräfte. Die Mythologie verblaßt oder hält sich nur in großen Zügen noch als bunte und schillernde Hülle einer reiferen Gedankenwelt, einer systematischen naturphilosophischen Anschauung, die indes noch immer mit willkürlichen, im Sinne des Wunders wirkenden Kräften rechnet.

Eine solche Entwicklung trat bei den Völkern West- und Mitteleuropas ein im Übergang vom 14. zum 17. Jahrhundert.

Gewiß war der Offenbarungsglaube des Christentums das einzige Religionssystem gewesen, das in den Höhen der mittelalterlichen Welt dieser Völker gegolten hatte: und jene Durchbildung des Verstandes, die sich auch bei dem schärfsten Denken noch in dem Bereich des Wunderglaubens und der stringenten Auffassung des Analogieschlusses hielt, hatte ihm als in diesen Zeiten unzerstörbare, weil entwicklungsgeschichtlich natürliche Grundlage gedient. Aber darunter hatten doch animistische Motive der überlebenden Mythologieen fortbestanden, getragen von der gleichen intellektuellen Kultur, ja von überlebenden Gewohnheiten eines noch viel ursprünglicheren Denkens: und nicht zum geringsten war das in Deutschland der Fall gewesen. Zu ihnen hatten sich dann noch innerlich verwandte dunkle Lehren orientalischen, jüdisch-kabbalistischen und arabisch-astrologischen Ursprungs gesellt. Und leise begannen sich jetzt mit ihnen auch noch Einflüsse der phantastischsten aller antiken Kosmogonieen, der Lehre des Neuplatonismus zu vereinigen. Es war eine Unsumme unabgeklärter Gärungsstoffe: und sie war es, die sich dem Denken der Deutschen wie der west- und mitteleuropäischen Völker überhaupt in dem Augenblicke darbot, da es zum erstenmal zaghaft das Gewand des mittelalterlichen Verstandeslebens abstreifte.

Was war das Ergebnis? Die Naturphilosophie des 16. Jahrhunderts brach herein, ein enthusiastischer, dem dichterischen Grübeln angehöriger, von all den genannten Elementen und obendrein noch vom Christentum bestimmter Pandynamismus: die Grundlage der Philosophie eines Telesio und Giordano Bruno, eines Frank und eines Weigel, eine Lehre, die in Deutschland in frühesten Spuren bei dem Kardinal der heiligen römischen Kirche Nicolaus von Kues in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts einsetzt und mit dem frommen protestantischen Schuster Jacob Böhme in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts endet.

Was wollte diese Lehre? Sie begriff die Welt der Erscheinungen nur als den uns sichtbaren Ausdruck einer hinter ihr webenden eigentlich erst wirklichen Welt von Kräften: diese,

phantastisch genug nach Art und Wesensäußerung vorgestellt, galt es zu erkennen: ihr nahe zu treten, sie gleichsam zu entzaubern durch eine große Formel, ein entscheidendes Wort, ein System und einen Schlüssel, das war die Aufgabe.

Nun versteht es sich, daß dies Streben vergebens war. Die Wissenschaft kennt keinen Stein der Weisen; Probleme der Einzelwissenschaften wie einer auf ihrer Entwicklung beruhenden allgemeinen Erkenntnis werden nicht gelöst, indem man den Stier bei den Hörnern packt. Und vor allem: ein Denken hochentwickelter Kultur, das zu philosophischem Erkennen führen will, muß jeglichen Begriff des Wunders und jeglichen Mißbrauch des Analogieschlusses abstreifen. Aber entwicklungsgeschichtlich wertlos war darum dies Zeitalter des Pandynamismus nicht. Gewiß hat es nicht ohne weiteres eine Naturwissenschaft hervorgerufen, es sei denn die Medizin des Theophrastus Bombastus Paracelsus, die freilich noch bis in die Lehren des großen Helmont und damit bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts ausstrahlt, im übrigen aber neueren Zeiten doch nur das Wort Bombast hinterlassen hat. Und gewiß ist der Kern seiner philosophischen Lehren metaphysisch und dialektisch erst wieder in den Zeiten der Identitätsphilosophie, und dann, vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, im ganzen verderblich wirksam geworden. Was aber dem Denken des 16. und 17. Jahrhunderts unmittelbar und vorteilhaft aus ihm zu gute kam, das war doch eine wichtige allgemeine Anregung, nämlich die, daß alles Leben Kraft sei und Bewegung, und daß ein anschaulich isolierter Begriff der Größe nicht zum Ziel irgend einer völlig sicheren und weittragenden Erkenntnis führen könne. Es war die genetische Anschauung, die schon in so jungen Tagen der modernen Wissenschaft eingeimpft ward. Und diese Einsicht wurde nun zuerst und in sehr merkwürdiger Weise wirksam, indem sie mit der Mechanik und vor allem mit der Mathematik der Alten in Berührung trat.

Das vermittelnde Element war ein Deduktionsbedürfnis der Zeit, das immer und immer wieder besonders eifrig nach einer allgemeinen Erklärung der Welt suchte. Man begann zu finden, daß

die materielle Kräftehypotheſe des Pandynamismus ſo, wie man ſie noch halb mythologiſch ausgebildet hatte, das Welträtſel nicht löſe, wenngleich dieſe Einſicht ſich nur langſam in den beſten Köpfen des 17. Jahrhunderts Bahn brach, und Aſtrologie und Alchymie, praktiſche Ableitungserſcheinungen des pandynamiſtiſchen Denkens, faſt noch im ganzen 17. Jahrhundert und darüber hinaus in guter Schätzung blieben. Wenn nun aber eine materielle Hypotheſe die einheitliche Ableitung der Welt aus einem Prinzip nicht oder noch nicht zu ermöglichen ſchien: mußte darum eine formelle einheitliche Ableitungskunſt ſchon verſagen? Und hatte man eine ſolche Kunſt nicht in der Mathematik der Alten? War die Art, in der ſie bewies, nicht tatſächlich allen ſonſtigen Beweismethoden bei weitem überlegen? Es ſchien um ſo mehr ſo, als man noch nichts von dem rein anſchaulichen Charakter der Geometrie und einer entſprechenden Herkunft der Zahlenvorſtellungen wußte; dahin lautende Lehren ſind erſt im 19. Jahrhundert aufs völligſte und klarſte herausgearbeitet worden: noch das ganze 17. Jahrhundert, ja auch zum großen Teil noch das 18. Jahrhundert hat die mathematiſche Methode ganz anders als ſpätere Zeiten als den vollkommenſten Weg jedes deduktiven Beweiſes erachtet und darum auf dieſe Anſchauung formell ſeine Philoſophie aufgebaut.

In unſerem Zuſammenhang freilich ſind andere letzte Folgen dieſer Verhältniſſe ungleich wichtiger geworden, wenn ſie ſich auch in ihren gegenſeitigen Beeinfluſſungen keineswegs als von den einzelnen Forſchern ſyſtematiſch als möglich erkannt und darum als ausdrücklich gewollt ergeben. Wenn jetzt die Mathematik als Beweismethode nach Lage der Dinge in den Vordergrund trat, mußten da nicht ohne weiteres und unbewußt die pandynamiſtiſchen Denkgewohnheiten auf ihre allgemeinen Vorſtellungen Einfluß gewinnen? Es geſchah, und Wirkungen von außerordentlicher Bedeutung ergaben ſich.

Mathematik und Mechanik hatten bisher mit unveränderlichen und ſtarren Größen gerechnet: jetzt traten ihnen Kraft und Bewegung nahe. Für eine immanente Entwicklung der Wiſſenſchaften ergab ſich das Problem, inwiefern es der Mathematik

gelingen könne, das Verhältnis zweier in stetiger Bewegung zueinander befindlicher Körper in einer Formel auszudrücken: und in der Mechanik begannen tatsächlich neben den Gleichgewichtsfragen die Probleme der einfachsten Bewegungen zu interessieren. Es war eine ganz neue Richtung der Forschung, die während der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in der Differentialrechnung Leibnizens und in Newtons Fluxionslehre sowie in seiner Erklärung der Bewegungen innerhalb des Sonnensystems einen ersten gewaltigen Triumph feierte und zugleich einen gewissen Abschluß erhielt.

Was aber war nun im Grunde mit alledem geschehen? Die Mathematik, der herkömmlichen Form nach eine aus Axiomen deduzierende Wissenschaft starrer Größen, und die Mechanik, eine Lehre vom Gleichgewicht, waren zu Wissenschaften der Bewegung geworden. Und das war für die Mathematik nicht ohne entschiedenste Änderung ihrer Methode möglich gewesen. Während diese bis dahin der Form nach rein deduktiv war, hatte man, um das Problem des Verhältnisses gewisser Bewegungen zueinander lösen zu können, Zuflucht zur Bearbeitung von verwickelten Gleichungen nehmen müssen. Nun ist aber die methodische Eigenart der Gleichung eine genetische; denn in jeder Gleichung handelt es sich darum, eine „Unbekannte" zu entschleiern, einen Wert erst zu finden. Und so war denn die mathematische Methode ganz im stillen, infolge der pandynamistischen Beeinflussung ihrer Grundvorstellungen, aus einer starr deduktiven zu einer genetischen geworden: die Mathematik der Alten war abgelöst worden durch die Analysis.

Ein Vorgang von ganz grundstürzender Wirkung, ein Vorgang, der die Entwicklung der modernen Naturwissenschaft erst entbunden hat. Denn wer weiß nicht, daß moderne Naturwissenschaft voll erst einsetzt mit der durch Funktionslehre und Differentialrechnung gegebenen Möglichkeit, die Lehren der Dynamik geordnet auszudrücken und praktisch zu verwenden? Auf sehr unerwartete Weise vielleicht, aber durchaus gründlich und unter Anleitung durch den wahren Inhalt alles noch so krausen Pandynamismus, durch die Lehre von der Wichtigkeit

der Bewegung, war man aus den Weiten des Weltalls jetzt aufs eingehendste auf einige der elementaren Vorgänge hingeleitet worden, von denen dieses durchwaltet ist, und hatte deren Wesen, soweit es Menschenwitz möglich zu sein scheint, zu entschleiern begonnen. Nicht mehr das Ganze des allgemeinen Zusammenhangs, an sich und als Ganzes sicherlich damals und vielleicht auf immer unenträtselbar, hatte damit die Aufmerksamkeit zu fesseln begonnen, sondern vielmehr die einfache Gesetzmäßigkeit, nach der es lebt und webt und verläuft: eingemündet war man aus einer vagen und unfruchtbaren Deduktion des Pandynamismus in die bescheidene, aber reichen Lohn versprechende Induktion der elementaren mechanischen Beziehungen und ihre mathematisch-analytische Behandlung: ein großes, ja unabsehbares Arbeitsfeld war erschlossen worden und die moderne Naturwissenschaft begründet. Es war ein Sieg des Verstandes über den Enthusiasmus, des rationalen Denkens über das metaphysische, der schärferen Induktion über die Gewohnheit der Analogievorstellung: der Triumph einer höheren Entwicklungsstufe des Intellekts über dessen geringere, mittelalterliche Bildungen.

Es ist der Punkt innerster Entwicklung, in dem Fortschritte des Wirtschaftstriebes und Fortschritte des Denkens in unmittelbarem Zusammenhange erscheinen. War im Aufkommen eigener Stände der Stoffveredlung und der Wertvermittlung neben den alten Berufen der Urproduktion die seelische Spannung zwischen dem wirtschaftlichen Bedürfnis und dessen Befriedigung so stark geworden, daß es zu deren Lösung ganzer Unsummen von Schlußreihen und Wertvorstellungen bedurfte, deren keine falsch sein durfte, sollte anders das erstrebte Ziel der Befriedigung erreicht werden, so hatten diese ständig von Tag zu Tag und von Stunde zu Stunde wiederholten Notwendigkeiten tadellos logischen Denkens zu einer Schärfung des Intellekts geführt, die sich mit einer bloß dichterisch umschriebenen, pandynamistisch nebelhaften Beziehung zur Erscheinungswelt nicht mehr begnügte. Auch hier galt es jetzt, genau zu sein und ohne Phantasmen zu schauen: die moderne Verstandesschärfe in ihren ersten rationalistischen Entwicklungsformen trat auf und bemächtigte sich, wie zunächst

der menschlichen Wirtschaft, so nun der objektiven Grundlagen derselben, der Welt der natürlichen Erscheinungen. Es ist ein Zusammenhang, in dem der Fortschritt der Volkswirtschaft und der Naturwissenschaft als in einer einzigen Erscheinung umschlossen sind. Ja, charakteristisch genug, dieser Zusammenhang, der, wie sich später herausstellen wird, nicht so entfernt ist, als es zunächst erscheinen kann, gewann auch in der Volkswirtschaft einen dem mathematischen Denken verwandten, rationalistischen und rechnerischen Ausdruck. Eine größere wirtschaftliche Unternehmung wird von dieser Zeit ab nicht mehr denkbar ohne eingehenden Entwurf eines Gesamtplanes der Wirtschaftsführung: und dieser wieder erscheint unmöglich ohne ein wohlberechnetes System doppelter Buchführung. Solche Systeme sind daher zeitlich ganz parallel den ersten Entfaltungsstadien der modernen Mathematik entwickelt worden. Ihre Wurzeln reichen zurück bis in die zunehmender Feinheit beflissene kaufmännische Rechenkunst des 14. und 15. Jahrhunderts; und einer gewissen Vollendung zugeführt erscheinen sie, zumal auf deutschem Boden, im Verlaufe des 16. und 17. Jahrhunderts. Es sind die Jahrhunderte, in denen zugleich auch die ersten tastenden Versuche der Statistik auftreten: nicht bloß rechnerisch, auch im Konkreten und in der Anschaulichkeit statistischer Tatsachen begriff man zum ersten Male den Wert der Zahl; und nicht bloß der individuelle Einzelwert, sondern auch der Durchschnittswert abweichender Einzelfälle diente von jetzt ab als Grundlage weiterer Schlüsse.

3. Mit der Ausbildung der Mechanik und Mathematik im 16. und 17. Jahrhundert beginnt die triumphreiche Entwicklung der modernen Naturwissenschaften.

Gewiß hatte schon das spätere Mittelalter einige Fortschritte der angewandten Mechanik gesehen: in der monumentalen Bautätigkeit, der Schiffszimmerei, dem Befestigungswesen; auch waren rein praktisch gewisse Entdeckungen auf physikalischem Gebiete gemacht worden. Nirgends aber erschienen diese praktischen Fortschritte auf allgemeine und grundsätzliche Anschauungen zurückgeführt.

Über diese Lage der Dinge hinaus gelangten erst die Italiener am Schluß des 15. Jahrhunderts, besonders Lionardo da Vinci (1452 bis 1519). Vor allem suchte man jetzt die Regeln festzustellen, die sich in gewissen ewig wiederholten Fällen der Bewegung der Körper aussprechen: Lionardo kannte schon das Bewegungsgesetz der schiefen Ebene und hatte zutreffende Vorstellungen vom stetigen Wachsen der Geschwindigkeiten beim Fallen der Körper. Was aber noch fehlte, war eine so genaue Kenntnis der Erscheinungen, daß es möglich gewesen wäre, den Vorgang, der den Bewegungen zu Grunde liegt, auf einen einfachsten Ausdruck, eine mathematische Formel, zu bringen.

Einen wirklichen Fortschritt in dieser Richtung brachte erst die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts. Zunächst leitete Simon Stevin, Ingenieur des Prinzen Moriz von Oranien, in seinen Hypomnemata mathematica (1605) das Gesetz der schiefen Ebene viel genauer ab aus der Betrachtung einer Schnur, die in regelmäßigen Abständen mit Kugeln versehen war und über die Ebene hinglitt. Außerdem beschrieb er schon den Satz vom Parallelogramm der Kräfte in seinen einfachsten Anwendungsweisen und ebenso einige Gesetze der Hydrostatik.

Dann aber gelangte unendlich viel weiter Galilei, namentlich in seinem Dialogo sopra i due massimi sistemi del mondo, der 1632 erschien, und in seinen Discorsi vom Jahre 1638. Galilei untersuchte vor allem experimentell genau und beschrieb in schon recht einfachen Formen die gleichförmig beschleunigte Bewegung der Körper, wie sie im Fall (unter der Wirkung des Prinzipes der Schwere) eintritt. Darauf reduzierte er aus dem Fallgesetz heraus eine Anzahl anderer Erscheinungen auf gesetzmäßige Vorgänge, so die der schiefen Ebene unter wesentlichem Fortschritt gegenüber der Darstellungsform Stevins, und weiterhin die einfachsten Erscheinungen der Pendelschwingungen, auch gelang ihm die Bestimmung der Parabel des Wurfes.

Über die Zahl der Entdeckungen und die Schärfe der Beschreibungen der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ging dann wieder die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts hinaus. Dieser

Fortschritt wurde dadurch möglich, daß man in der allmählichen Durchbildung der Differentialrechnung und ihrer Vorläufer, von Descartes bis auf Newton und Leibniz, dahin kam, die mathematischen Darstellungsmittel für eine genaue Beschreibung gewisser Bewegungen einzustellen. Ja während diese mathematische Entwicklung noch im Gange war, wurde sie von der Mechanik bereits dazu ausgenutzt, um in zwei Richtungen wesentlich über Galilei hinaus zu gelangen. Einmal nämlich griff Newton (1643 bis 1727) die schon von Galilei bearbeitete Lehre vom parabolischen Wurfe auf und erweiterte sie zu einer allgemeinen Theorie der krummlinigen Bewegungen und der sie erzeugenden Kräfte. Andererseits aber wurden die schwer zu enträtselnden Vorgänge weiter verfolgt, in denen Massen zu zwangsläufiger Bewegung gekoppelt sind. Das Hauptproblem war hier das des zusammengesetzten Pendels. Seiner Lösung widmete besonders Huyghens (1629 bis 1695) seine Mühen. In seinem Horologium oscillatorium (1673) stellte er den Grundsatz auf, daß der gemeinsame Schwerpunkt einer Gruppe von Körpern, die unter dem Einfluß der Schwere um eine horizontale Axe oszillieren, bis zu seiner ursprünglichen Höhe, niemals aber weiter steige. Es ist der Kern des Prinzipes der Erhaltung der lebendigen Kraft, das Leibniz 1686 allgemeiner formuliert hat, und aus dem schließlich, indem man es ganz allgemein auf alle Kräfteerscheinungen der Natur übertrug, der allumfassende Satz von der Erhaltung der Energie hervorgegangen ist.

Im ganzen aber kam es jetzt, nach der Lösung zahlreicher Einzelprobleme, in der Fortentwicklung der Mechanik nur noch darauf an, die gefundenen Einzelsätze auf ihre gemeinsame Grundanschauung, einen gemeinsamen Nenner gleichsam, zurückzuführen. Nach der Aufstellung der Differentialrechnung war das zunächst und wesentlich eine Aufgabe der höheren Mathematik; gelöst ward sie im 18. Jahrhundert. Tätig war da mit am frühesten der große deutsche Mathematiker Euler; 1736 erschien zu Petersburg seine Mechanica sive motus scientia analytice exposita. Ihm folgte später d'Alembert mit seinem Traité de dynamique (1743); und ihren Abschluß fand die

Bewegung in dem größten, höchst formvollendeten Werke Lagranges, der Mécanique analytique, die zuerst 1788 erschienen ist.

Nachdem aber die mechanischen Probleme im Sinne grundsätzlicher Erforschung der Bewegung der Körper ergriffen und hieraus auch die nächsten physikalischen Folgerungen gezogen worden waren, begann man sich auch mit den Eigenschaften dieser Körper selbst, ihrer Zusammensetzung vor allem aus verschiedenen Elementen zu beschäftigen. Es war das Gebiet einer künftigen chemischen Wissenschaft.

Freilich, einstweilen wucherte auf diesem Felde noch ein wirres Gestrüpp von Pseudowissenschaften: die Alchymie mit den ihr verschwägerten Lehren hatte sich hier ausgebreitet, eine letzte noch lange fortlebende Erscheinung der enthusiastischen und pandynamistischen Naturwissenschaft des 16. Jahrhunderts. Und sie konnte sich um so eher halten, als es der modernen Forschung auf diesem Gebiete noch weniger als auf dem der Mechanik gelang, an die Antike anzuknüpfen: die Alten hatten zwar einzelne chemische Kenntnisse gehabt; aber sie wurden dem Zufall verdankt und waren niemals durch planmäßige Experimente ergänzt oder gar zur Grundlage einer zusammenhängenden wissenschaftlichen Erkenntnis gemacht worden. Erst Silvius hat im Grunde die Chemie ohne Mystik und Spiritualismus betrieben und der Alchymie in jedem Sinne das Daseinsrecht bestritten.

Indes war man doch schon weit früher, etwa um die Mitte des 17. Jahrhunderts, begrifflich zur Erkenntnis der Hauptaufgabe der Chemie gelangt, und Boyle (1627 bis 1691) hatte sie dahin formuliert, daß sie in der allgemeinen, von praktischen Fragen unabhängigen Erforschung der Zusammensetzung der Körper bestehe. Recht wesentliche Fortschritte hat aber doch erst Lavoisier herbeigeführt, indem er, seit etwa 1775, von dem Nachweis der Zusammensetzung chemischer Verbindungen nach den Gewichtsverhältnissen ausging und hierzu den Gebrauch der Wage einführte. Und so ist denn die Chemie im Grunde erst ein Kind der letztverflossenen vier Geschlechter geworden.

Etwa dasselbe gilt von der Elektrizitätslehre, insoweit es sich hier zunächst in den Anfangszeiten nicht so sehr um eine Erklärung, wie um die einfache Kenntnisnahme der elektrischen Erscheinungen handelte. Denn während physikalische Vorgänge wie die des Lichtes oder der Wärme oder auch der chemischen Reaktionen sich teilweise ohne weiteres der Beobachtung aufdrängen und darum auch im 17. und 18. Jahrhundert schon längst ihren Haupterscheinungen nach bekannt waren, vollziehen sich die Erscheinungen der Elektrizität verborgener, und es bedurfte daher allein schon zu ihrer Entdeckung einer Höhe namentlich der Experimentalphysik, wie sie auf Grund der Entwicklung der Mechanik erst im Laufe des 18. Jahrhunderts erreicht ward. Sieht man dabei von der Reibungselektrizität ab, von der einzelne Erscheinungen sehr früh bekannt waren und genauere Vorstellungen durch Gilbert und Franklin gewonnen wurden, so begann der eigentliche Eroberungsfeldzug auf dem Gebiete der Elektrizität erst mit dem Ende des 18. Jahrhunderts.

Die Beobachtungen Galvanis und Voltas, welche die moderne Elektrizitätsforschung eröffnen, fielen ins letzte Jahrzehnt dieses Jahrhunderts. Sie führten zur Entdeckung des elektrischen Stromes, wie er aus galvanischen Elementen hervorgeht. Dabei ergab sich früh, schon um 1800, daß dieser Strom im stande sei, chemische Arbeit zu leisten, insbesondere in Stoffen verbundene Elemente, wie den Wasserstoff und Sauerstoff des Wassers zu trennen. Und zwei Jahrzehnte später, 1820, erkannte Oerstedt auch die besondere Wirkung des Stromes auf die Magnetnadel; sie wurde abgelenkt, wenn ein elektrischer Strom in ihre Nähe floß. Die entsprechenden Gesetze fand Ampère. Wirklich erschlossen aber wurden die tieferen Zusammenhänge zwischen Elektrizität und Magnetismus doch erst durch die von Faraday 1831 ihrem wesentlichen Umfange nach entdeckte Induktion; und mit ihr war die letzte große Grunderscheinung gewonnen, von deren weiterer Entwicklung aus sich einmal die Einordnung der elektrischen Erscheinungen in das Energieprinzip, und zum anderen die Entfaltung der modernen Elektrik ergeben konnte.

Inzwischen aber hatte Ohm schon 1826 sein Buch, die „Galvanische Kette, mathematisch bearbeitet", veröffentlicht und darin die fundamentalen Lehrsätze über die elektromotorische Kraft, den Leitungswiderstand und die aus beiden resultierende Stromstärke, und das heißt die Anfänge einer messenden Elektrizitätslehre entwickelt. Es war, zusammen mit der Eröffnung eines ersten chemischen Unterrichtslaboratoriums in Gießen durch Liebig, der dort seit 1826 Professor war, eins der ersten Anzeichen dafür, daß nun die Wissenschaften der Chemie und der Elektrizitätslehre als die eigentlich neuen Disziplinen des 19. Jahrhunderts mächtig emporblühen würden. Ohm freilich erging es mit seinen entscheidenden Sätzen noch schlecht genug; er wollte sich auf seine Schrift hin in Erlangen habilitieren, wurde aber abgewiesen, und die erste Auflage seines Buches wurde eingestampft. Es war noch ein Reflex des schlechten Betriebes der Naturwissenschaften auf deutschem Boden während des 18. Jahrhunderts und auch noch in den ersten zwei Jahrzehnten des neunzehnten.

Seit den nächsten Jahrzehnten dagegen nahmen nun die Deutschen an der Entwicklung der Naturwissenschaften immer stärkeren Anteil. Und vor allem entsprach es der mit Vorliebe in die allgemeinen Zusammenhänge und ins Philosophische hinüberweisenden Anlage der Nation, daß aus ihrem Schoße jetzt zu nicht geringem Teile die Forscher hervorgingen, die der mechanischen Entwicklung der Naturwissenschaften seit dem 17. Jahrhundert den Abschluß gaben durch den Nachweis, daß alle großen Agentien der Natur, mechanische Arbeit, Licht, Wärme, Elektrizität, den Charakter der Arbeit tragen und daß sie sich, insofern sie diesen Charakter haben, alle einem einzigen großen Gesetze fügen, dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft.

Am schwierigsten zu erbringen war dieser Nachweis, nachdem er für die mechanische Arbeit schon im 17. Jahrhundert gelungen war, für die drei großen Agentien des Lichts, der Wärme und der Elektrizität: denn alle drei mußten zu diesem Zwecke zunächst auf mechanische Arbeit reduziert werden. Für das Licht freilich war diese Aufgabe schon früh gelöst und noch

früher ihre Lösung richtig vermutet worden; und für die Elektrizität als die am spätesten bekannt werdende Erscheinung konnte der Nachweis schließlich nach Analogie früherer Nachweise geführt werden. Entscheidend war, zugleich aber auch am schwierigsten, der Beweis für die Wärme. Voraussetzung für alles Weitere erschien hier, daß erst der mit der Wärme offenbar sehr eng verknüpfte Vorgang der Verbrennung erklärt werde. Aber gerade er blieb noch verhältnismäßig lange Zeit ein Rätsel. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts glaubte Stahl es mit der Vermutung gelöst zu haben, daß alle Körper von einem gewissen Feuerstoff, den er Phlogiston nannte, durchdrungen seien; dieser entweiche bei der Verbrennung. Und diese Vermutung genügte der Wissenschaft über ein Jahrhundert lang, bis Lavoisier nach der Entdeckung des Sauerstoffes durch Scheele (1776) die richtige Erklärung in der Darstellung des Verbrennens als eines Vorganges der Oxydation fand. Über das Wesen der Wärme aber blieb man auch jetzt zunächst noch im unklaren. Erst 1842 stellte Robert Mayer nach mannigfachen Annäherungsversuchen des französischen Ingenieurs Carnot und des englischen Brauers Joule die mechanische Wärmetheorie auf, wie sie von Helmholtz (1847) und Clausius verbessert und erweitert wurde. Danach beruht die Empfindung der Wärme auf einem Bewegungsvorgange der kleinsten Teile der Körper und ist eine der Erscheinungsformen der allgemeinen Energie.

Für die Elektrizität hat dann Heinrich Hertz im Jahre 1889 den experimentellen Nachweis erbracht, daß sie auf einen Bewegungsvorgang hinausläuft. Und Hertz ist es zugleich gewesen, der in seiner Mechanik einen großgedachten Versuch hinterlassen hat, alle physikalischen Erscheinungen grundsätzlich auf Bewegungen gleichartigen Stoffes zurückzuführen.

Im ganzen kann man sagen, daß wesentlich durch die Mühen deutscher Forscher im Verlaufe des 19. Jahrhunderts eine einheitliche Anschauung von den physikalischen Erscheinungen, das Wort „physikalisch“ im weitesten Sinne genommen, erreicht ward. Und schon vor der Mitte des Jahrhunderts war für die Herbeiführung solcher Anschauungen ein gemeinsames Grund-

gesetz aufgestellt worden, das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, dessen Auffindung und Begründung namentlich Mayer und Helmholtz verdankt wird.

Was aber fast noch wichtiger erscheinen konnte: während des Verlaufes jener Geistesarbeit, die schließlich zur Folge hatte, daß alle großen Agentien der Natur als nur der Form nach verschiedenartige Ausdrücke der einen großen Energie nachgewiesen und damit das Entstehen in der anorganischen Natur in eine Unsumme im Grunde ewig gleichbleibender Vorgänge aufgelöst werden konnten, wurde der Versuch gemacht, auch die organische Natur, das Leben, dieser Anschauung zu unterstellen und es als eine Summation rein physiko-chemischer Prozesse zu erweisen.

Den Ausgangspunkt dieser Bewegung bildete die Entdeckung Woehlers (1828), daß der Harnstoff aus unorganischen Stoffen, Kohlensäure und Ammoniak, künstlich aufgebaut werden könne; und eine erste wesentliche Unterstützung erhielt sie durch Schwanns Nachweis der grundsätzlichen Identität der Pflanzen- und Tierzelle und die Reduktion des Lebens der Organismen als kompositer Bildungen auf das Leben der Zellen, die sie zusammensetzen. Ihre entscheidende Krönung aber schien gegeben mit der Darwinschen Entwicklungslehre (1859) und ihren Folgeerscheinungen, die darauf ausgehen, den Gang der organischen Entwicklung auf dem Erdball aus Prinzipien einer mechanischen Psychologie erklären zu wollen.

Damit erschien denn auch die Biologie — und mit ihr am letzten Ende auch die Geschichte — mechanischen Erklärungsprinzipien unterstellt, und mithin der Begriff einer Entwicklung geleugnet, die autonom eigenen Bahnen folgen könne. Es war der höchste Triumph der mechanischen Weltanschauung, wie sie aus der Mechanik und mechanischen Physik schon des 17. Jahrhunderts heraus folgerichtig entwickelt worden war.

Die neueste Zeit ist dadurch gekennzeichnet, daß sie von dieser Grundanschauung immer mehr abweicht, da sich herausgestellt hat, daß sich ihr die Tatsachen bei genauerer Betrachtung zunächst auf dem Gebiete der organischen Natur nicht fügen.

So vor allem in der Biologie. Hier hat man die von Darwin nicht weiter zerlegten Begriffe der Variabilität und der Vererbung, die dieser einer mechanischen Erklärung der biologischen Vorgänge zu Grunde gelegt hatte, genauer zu untersuchen begonnen. Und indem damit statt der Frage der äußeren Mechanik die Probleme der inneren Mechanik des Geschehens auftauchten, ergab sich, daß in der Zelle als dem einheitlichen Substrat des physiologischen Lebens wiederum nur der Kern, und in dem Kern wiederum nur das Chromatin und in dem Chromatin wiederum nur eine noch innerlichere Quelle, das Centrosoma, das eigentlich bildende Moment sei — wobei auch andere Stufenfolgen von Lebensträgern und Lebensquellen auftauchten: nichts aber bewies, daß man bei einer derselben nun wirklich den Keim des Lebens schon entdeckt habe —, und daß dieses Moment jedenfalls nicht geeignet sei, den Gedanken der Vererbung erworbener Merkmale besonders zu stützen. War dem aber so, so traten einer innerlichen Potenz von allergeringster körperlicher Hülle, welche die Ursache der Formbildung darstellt, alle anderen Einflüsse als nur äußere Bedingungen des Werdens gegenüber: Bedingungen, welche den Lebensprozeß keineswegs durch irgend ein mechanisches Zusammenwirken veranlassen, sondern nichts als die Voraussetzung sind zur Entwicklung der in ihm liegenden Möglichkeiten, oder anders ausgedrückt: man fand, daß die äußeren Bedingungen, unter deren Einflusse die Organismen in bestimmter, jeder Art eigentümlicher und zweckmäßiger Weise antworten, keineswegs die Ursachen dieses Verhaltens seien, sondern daß sie nur eine formbildende Kraft lösen, die bereits im Keim ruht und eben nur unter diesen bestimmten Umständen in Tätigkeit tritt und treten kann[1].

Ist dem aber so, so heißt das, daß sich die mechanisch erklärbaren Vorgänge dem formbildenden Prinzipe als einem mechanisch nicht mehr begreiflichen unterordnen. Das formbildende Prinzip aber ist an Vererbung gebunden und, da wir

[1] v. Graff, Die Zoologie seit Darwin, S. 19.

sehen, daß im Verlauf der Vererbungen jeder Organismenreihe eine Entwicklung eintritt, an die Entwicklung. Die Entwicklung ist mithin der übergeordnete Vorgang, und zwar ein Vorgang, der der Erklärung aus mechanischen Grundsätzen bisher wenigstens in der tatsächlichen Forschung widerstanden hat, — so wie er sich ihr auch begrifflich entwindet.

Es ergab sich mithin auf dem Gebiete der Biologie, daß die Entwicklung der Organismen nur aus den eigenen formbildenden Prinzipien dieser, und nicht aus mechanischen Grundursachen erklärbar ist: das Prinzip einer formbildenden Entwicklung steht neben oder vielmehr über dem der Erhaltung der Kraft.

Völlig klar aber zu gleichen und noch viel sichereren Prinzipien hat die rein empirische Untersuchung zunächst des menschlichen Seelenlebens geführt. Hier zeigte sich, daß das Ergebnis eines psychischen Vorgangs niemals nur aus den allgemeinen psychischen Voraussetzungen, aus denen er hervorgeht, erklärt werden kann, daß sich vielmehr in dem Ergebnis immer noch ein Überschuß vorfindet, der nichts anderem als dem formbildenden, dem Entwicklungsprinzip der Psyche verdankt werden kann: es ergab sich das Gesetz der schöpferischen Synthese. Und da alle Geschichte nichts ist als der Gesamtverlauf aller psychischen Vorgänge der Menschheit, so gilt natürlich auch für sie dies Gesetz der schöpferischen Synthese, und es wirkt sich formbildend aus im Verlaufe der universalgeschichtlichen Entwicklung.

Nun ist aber das menschliche Seelenleben ja nur gradmäßig getrennt von dem Seelenleben der übrigen Organismen: es muß also auch für diese etwas wie ein Gesetz der schöpferischen Synthese gelten, es muß sich auch bei ihnen, über die mechanisch-physikalischen Vorgänge hinaus, ein formbildendes Prinzip in einer Entwicklung auswirken.

So bliebe allein die anorganische Natur als entwicklungslos übrig und dem starren Gesetze der Erhaltung der Kraft unterworfen?

Dieses Gesetz bedarf zu seiner Formulierung eines fundamentalen Hilfsbegriffes: nämlich der Materie als eines

beharrenden Substrates, das den Weltraum erfüllt, und als dessen Wirkungen alle Naturerscheinungen betrachtet werden. Hebt nun aber die Annahme dieses einen Hilfsbegriffes alle Schwierigkeiten? Oder ist er mit einem zweiten Hilfsbegriff auszustatten, um den tatsächlichen Verlauf der Erscheinungen zu erklären?

Der Verlauf der Erscheinungen ist Bewegung. Woher kommt diese? Nach der bisher gültigen Lehre, die am Ende auf die mechanische Physik Galileis zurückgeht, aus der Kraft. Die Kraft aber wird definiert als Produkt von Masse und momentaner Beschleunigung, reduziert also schließlich auf die Masse, auf einen quantitativen Begriff. Nun haben sich aber, teilweise schon früh im 19. Jahrhundert bekannt, doch erst neuerdings schärfer beobachtet, chemisch-physikalische und physikalische Erscheinungen gefunden, in denen starke und dauernde Bewegung stattfindet, ohne daß quantitative Veränderungen festzustellen sind; so bei den strahlenden Körpern, die darum keinen Gewichtsverlust erleiden, und bei den katalytischen Prozessen der Chemie, in denen gewisse Stoffzersetzungen und Verbindungen durch Hinzuziehung anderer Stoffe verlangsamt oder beschleunigt werden, ohne daß diese Stoffe quantitative Veränderungen aufweisen. Es ist klar, daß hier der Begriff einer Materie, deren Kraft bloß durch die Masse konstituiert wird, nicht ausreicht. Vielmehr muß hier der Hilfsbegriff einer mit qualitativer Energie ausgestatteten Materie eintreten.

Läßt man ihn aber zu, so gerät man aus der mechanischen, quantitativen Anschauungsweise der bisherigen Physik in die qualitative Auffassung der Geschichte als Entwicklungspsychologie und der neueren Biologie und gelangt damit sehr leicht auch zu deren sonstigen Konsequenzen, zu der Annahme einer Entwicklung nach qualitativen Potenzen, nach Prinzipien formbildenden Charakters.

Es ist eine Richtung des Denkens, deren endgültiges Durchdringen zugleich die volle Umwälzung der heutigen Naturwissenschaft bedeuten würde, und die auch praktisch ganz andere Einwirkungen der Naturwissenschaften auf das Leben, ganz

andere Prinzipien also der Technik herbeiführen würde, als heute bestehen.

Eins aber steht fest, mag man nun die Möglichkeit einer ganz anderen, qualitativen Entwicklung ins Auge fassen oder nicht: die quantitativ verfahrende Naturwissenschaft hat mit der Formulierung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft eine Höhe der Durchbildung erreicht, deren weiter und klarer Ausblick ihr ungeheure Einwirkungen auf die menschliche Entwicklung gestattete; und auch schon der Weg zu dieser Höhe führte zu einer praktischen Verwertung der naturwissenschaftlichen Errungenschaften in einer stetig gesteigerten Technik, die nicht bloß der äußeren kulturgeschichtlichen Erscheinung des 19. und auch schon des 18. Jahrhunderts, sondern auch der inneren geistigen Kultur dieser Jahrhunderte ihren Stempel in unauslöschlichen Zügen aufgedrückt hat.

4. Mechanische Technik ist im allgemeinen Kunst; der seelische Prozeß im Kopfe des Erfinders ist der Hauptsache nach derselbe wie im Kopfe des Künstlers; nur das Ziel der Willensrichtung ist ein verschiedenes: hier das Nützliche, dort das Schöne. Die Griechen haben den Zusammenhang wohl gekannt, ihnen war Dädalos der Erfinder der schönen wie der nützlichen Künste, und das eine Wort „Techne" umfaßte Kunst und Handwerk zugleich.

Nun ist aber schon die eigentliche, die hohe Kunst keineswegs von den Fortschritten der Verstandestätigkeit unabhängig. Am einfachsten tritt das hervor in der Kunstübung niedriger Kulturen und in der künstlerischen Betätigung der diesen Kulturen so vielfach ähnelnden Welt des Kindes. Der Mensch niedriger Kultur wie das Kind geben die Gegenstände der Erscheinungswelt symbolisch wieder: den Menschen z. B. zunächst durch den Kopf mit einem sehr wenig eingehend gezeichneten Zubehör von Armen und Beinen, während der Rumpf oft noch fehlt; nicht die ganze Erscheinung wird gleichmäßig sinnlich erfaßt, sondern nur ihr Wesentliches wird wiedergegeben: genau wie bei der Begriffsbildung findet eine Auswahl des

Wichtigen statt; es bildet sich eine Tätigkeit des Verstandes. Und was für diese niedrigen Verhältnisse gilt, das besteht auch für alle folgenden Perioden der Kunstentwicklung zu Recht hin bis zu den höchsten und, im Bereiche der west- und mitteleuropäischen Kultur, jüngsten; es ist kein Zufall, daß der Impressionismus zunächst wissenschaftlich — und das heißt im höchsten Maße intellektuell — sein wollte; Zola und seine französischen wie deutschen Jünger hatten im innersten Grunde recht, wenn sie von einer méthode scientifique ihrer Kunst sprachen: eine höhere, über das Herkömmliche hinausführende sinnliche Erfassung der Erscheinungswelt, ein weiter fortschreitender „Naturalismus" in den Künsten kann nur durch eine bei hoher Kultur ungeheure Summe von Verstandesoperationen eingeleitet werden. Und es ist bekannt, daß sich in der jüngsten Vergangenheit die tiefere Erfassung der Bewegungsmotive der Photographie, die charaktervollere Wiedergabe des Landschaftlichen der Botanik und Geologie, die malerische Bewältigung der feinsten Probleme des Lichtes der Physik bedient hat.

Freilich, höherer Naturalismus ist noch nicht höchste neue Kunst. Diese wird als Vollendetes erst da erblühen, wo zu der höheren naturalistischen Bewältigung der Welt idealische Kräfte hinzutreten, wo der Künstler das Werkzeug der nun errungenen Wiedergabe der Welt in völliger und müheloser Beherrschung handhabt und vermittelst dieser Beherrschung im Kunstwerk sich wiedergibt und seine Zeiten.

Wenn aber schon die eigentlichen, die schönen Künste in ihrem entwicklungsgeschichtlichen Fortschritte, in den aufeinander folgenden Stufen eines immer intensiveren, die Natur immer mehr meisternden Naturalismus von den Fortschritten der Verstandestätigkeit abhängen, um wie viel mehr gilt dies von den nützlichen Künsten, von den Leistungen der Technik! In ihrem innersten Kerne wie in der Gesamtsumme ihrer Erscheinungen sind sie von der Entfaltung des Intellektes beeinflußt.

Das heißt aber für den Zeitraum der letzten drei bis vier Jahrhunderte an erster Stelle von der Entwicklung der Natur-

wissenschaft. Denn in dieser Zeit erfolgte die Durchbildung des Intellektes innerhalb der modernen europäischen Völker zu feineren Formen durchaus schon auf dem Wege schulmäßig betriebenen Denkens, im Bereiche der Wissenschaft.

Hing so im allgemeinen die Entwicklung der modernen Technik von der Entwicklung der modernen Naturwissenschaft ab, so ist freilich damit noch nicht gesagt, daß nicht im einzelnen zwischen Naturwissenschaft und Technik Wechselwirkungen bestanden haben könnten, in denen sich die Technik als der befruchtende Teil bewährte. Gewiß erwachsen auf dem Boden einer hochstehenden technischen Praxis unmittelbar oder wenigstens und namentlich mittelbar, indem die Technik als Bedingung allgemein intellektuellen Fortschrittes dient, wieder neue wissenschaftliche Errungenschaften. So z. B. überall da, wo höchstes wissenschaftliches Denken der Beihilfe der Präzisionsmechanik bedarf. Aber auch sonst in vielen sehr bedeutenden Einzelfällen. So sind z. B. die meisten für die Entwicklung der wissenschaftlichen Chemie so wichtigen aus dem Steinkohlenteer ausgeschiedenen Stoffe erst in den letzten zwei Dritteln des 19. Jahrhunderts aufgefunden worden, und zwar auf Grund der Einführung der Gasbeleuchtung; also im Verlaufe einer technischen Entwicklung.

Der Hauptsache nach aber sind die wichtigsten naturwissenschaftlichen Fortschritte doch nicht durch technische Anregungen, ja auch nicht einmal durch sinnliche Beobachtung, sondern rein intellektuell, durch neue, freilich phantasiebefruchtete theoretische Ideen veranlaßt worden.

Und mehr noch: die ganze, für die Entwicklung der modernen Technik maßgebende Art des Denkens ist vor allem von der Naturwissenschaft hinübergenommen worden. Denn was unterscheidet schließlich die moderne Technik im Innersten von der alten handwerklichen Technik des Mittelalters? In dieser herrschte die Tradition und eine teleologische Auffassung des Erzeugungsprozesses; man kannte die Mittel, welche zu gewissen Zielen der Produktion führten, und vermehrte sie mit Hinblick auf dieses Ziel auch durch weitere Erfahrungen; aber man war weit davon

entfernt, den eigentlichen Ursachen der erreichten Wirkungen systematisch nachzugehen und ihren Zusammenhang nun daraufhin zu untersuchen, ob er lückenlos sei und prinzipiell Verbesserungen zulasse. Man war also grob und empirisch, nicht grundsätzlich und rationell; man dachte noch keineswegs an eine durchaus nur kausale und in sich geschlossene Erklärung und Ausnutzung des Produktionsprozesses. Eben diese letzte Betrachtungsweise brachte nun aber der Aufschwung der Naturwissenschaften; und dies war recht eigentlich die entscheidende Gabe, welche die Technik von der neuen Zeit des 17. und 18. Jahrhunderts empfing. Auf ihr beruht es denn auch an erster Stelle, wenn die Entwicklung der Naturwissenschaften in allen wesentlichen Punkten für die Ausgestaltung der Technik maßgebend blieb, und wenn diese darum ohne Kenntnis wenigstens der gröbsten Entwicklungszüge der Geschichte der Naturwissenschaften nicht verstanden werden kann.

Das erste Zeitalter aufstrebender Technik fällt, wie nach allem bisher Erzählten selbstverständlich ist, in die Vor- und Urzeit der modernen Naturwissenschaft, in das 12. bis 16. Jahrhundert. Es handelt sich in dieser Zeit um Erfindungen, die vornehmlich einer größeren Genauigkeit und leichteren Durchführbarkeit des Verkehrs dienen sollten, während die Produktionsweisen erst später technischen Verbesserungen unterzogen worden sind. Zu den Haupterrungenschaften dieser Jahrhunderte gehören die Verbesserungen im Antrieb und in der Führung der Schiffe, die Räderuhr und, als Krone, der Buchdruck. In allen diesen Fällen handelt es sich noch mehr um empirisch-teleologische Fortbildung als um rationalistisch-kausale Verbesserung; höchstens vom Buchdruck ließe sich sagen, daß er schon großenteils den Charakter einer modernen Erfindung aufweist. In der Schiffahrt hat sich der Norden Europas, entsprechend der höheren Gewalt und Rauheit des Meeres, namentlich durch Verbesserungen des Antriebes ausgezeichnet: mit einer starken Hebung der Segelfähigkeit verband sich die Durchbildung der Kunst des Kreuzens. Der Süden dagegen hat zur Hebung der Schiffahrt durch die Einstellung des Kompasses, etwa seit Beginn des 14. Jahrhunderts, beigetragen. Uhren mit Räderwerk

und Zifferblatt hat es angeblich schon im 12. Jahrhundert gegeben. Doch ist die früheste Turmuhr in Deutschland wohl erst die Nürnberger des 15. Jahrhunderts gewesen. Taschenuhren kamen um die Wende des 15. Jahrhunderts auf, eine Erfindung angeblich Peter Heles in Nürnberg. Doch blieben die wesentlichen Verbesserungen der Uhr der ersten großen voll rationalen und mechanischen Periode der Naturwissenschaften vorbehalten; hier stellte Huyghens 1656 das Pendel und Robert Hook 1658 die Spiralfeder zur Regelung der Bewegung ein.

Die wunderbarste Erfindung der Frühzeit aber ist der Buchdruck. Denn er überragt nicht nur durch seine bekannten Wirkungen alle anderen technischen Verbesserungen der Zeit derart, daß diese fast mit den ungeheuren Wirkungen der Entwicklung der Schrift zu vergleichen sind, sondern er leitet zugleich durch seine wirtschaftliche wie seine technische Ausgestaltung erstaunlich früh zu einem neuen Zeitalter über. In ihm ist in der Mehrzahl der Fälle die Produktion, der Buchdruck, schon früh mit dem Vertriebe, dem Buchhandel, verbunden; es ist ein überaus fortgeschrittenes Beispiel konsequenter Durchbildung des Unternehmertums. Und indem durch ihn die Schrift derart wiedergegeben wird, daß sie in Buchstabe auf Buchstabe zerlegt und aus diesen Buchstaben wiederum mechanisch zusammengestellt und nun in tausend identischen Exemplaren abgezogen wird, ergeben sich hier schon zwei Hauptgrundsätze sonst viel späterer und modernerer industrieller Erzeugung durchgeführt: die Arbeitszerlegung und die Zwangsbewegung in der Erzeugung. Kann es unter diesen Umständen verwundern, wenn Buchdruck und buchgewerbliches Verlegertum, auch ganz abgesehen von ihren Beziehungen zu den Künsten und Wissenschaften, von jeher als besonders aristokratische Nahrung gegolten haben? Noch heute marschieren Setzer und Drucker an der Spitze der sozialen Bewegung des vierten Standes.

Inzwischen aber nahte das große Jahrhundert der wissenschaftlichen Mechanik und mit ihm, seit Mitte des 17. Jahrhunderts etwa, das Zeitalter auch einer neuen gewerblichen Technik. Selbstverständlich, daß diese sich alsbald und an

erster Stelle der ursprünglichen praktischen Mechanik, der Erfindung neuer und der Verbesserung bestehender Werkzeuge und Arbeitsmaschinen zuwandte. Und ein allgemeiner Erfindungseifer, man möchte fast sagen, ein wahres Erfindungsfieber erhob sich mindestens anfangs. Man ging dem Perpetuum mobile nach; man liebte allerlei krause mechanische Veranstaltungen, ein überraschendes Durcheinander etwa künstlicher Wasserstrahlen in Gärten und Hausanlagen, oder Uhren mit allerlei Musik und der Erscheinung gewisser Figuren zu bestimmten Stunden, wie deren sich eine der größesten, ein Spätling der Entwicklung, noch heute im Straßburger Münster vorfindet: spielend und überquellend phantasiereich zunächst ergoß sich der neue mechanische Trieb in die Gefilde der Erfindung. Dennoch zeigen diese Anfänge, eben weil sie sich doch bereits auf der Grundlage der neuen wissenschaftlichen Mechanik entfalteten, schon ein Hauptprinzip der modernen Technik: das Prinzip der Zwangsläufigkeit der Bewegung. Denn was die wissenschaftliche Mechanik auch der Technik an neuen Elementen und Hilfsmitteln zur Verfügung stellte, es war, ein tatsächlicher und konkreter Ausdruck der neuaufgefundenen Gesetze der Bewegung, dieser Gesetzmäßigkeit und damit der Zwangsläufigkeit unterworfen: das Getriebe mit seiner verschieden gestalteten Zusammensetzung aus Zahnrädern und Riemenscheiben und Reibungsrädern und Kettentrommeln, aus Schrauben und Hebeln, aus Kurbeln und Krummzapfen, und nicht minder die Röhre als Leiterin zwangsweiser Bewegung tropfbarer und gasförmiger Flüssigkeiten und schließlich das Seil, die Kette, der Draht und, nach Aufkommen der Eisenbahnen, die Schiene. Sie alle, diese Elemente, erzwangen in ihrem Bereiche eine bestimmte Bewegung; und so zeichnete sich auch ihr Zusammengesetztes, die Maschine, in erster Linie dadurch aus, daß sie eine bestimmte Bewegung nach einem ganz bestimmten Plane vor sich gehen ließ, und daß sie für die Erzielung gewisser Zwecke gewerblicher Erzeugung ganz bestimmte Wege unter ganz bestimmten Geschwindigkeiten in einer ganz bestimmten Reihenfolge darbot, Wege, die durchlaufen werden mußten, um zum Ziele zu gelangen.

Aber das damit gegebene Entwicklungsprinzip war freilich weit davon entfernt, anfangs ſogleich in ſeiner techniſch günſtigſten Form aufgeſtellt und erkannt zu werden. Alle älteren Werkzeuge faſt vor dem Aufkommen des mechaniſchen Zeitalters waren derart in Bewegung geſetzt worden, daß ſie bei Benutzung hin und her oder hinauf und herunter geführt wurden: ein Vorgang, der ſtets eine nicht ausgenutzte Hälfte von Zeit und teilweis auch von Kraft, einen toten Rücklauf bedingte. Es war eine der wichtigſten techniſchen Aufgaben des neuen Zeitalters, dieſen Rücklauf zu vermeiden. Und es geſchah dadurch, daß man jetzt die ſtoßende Bewegung durch die drehende, das Hin und Her der Kraftäußerung durch das Rotationsprinzip zu erſetzen begann: eine ſparſamere kontinuierliche Bewegung war damit gewonnen und zugleich die Möglichkeit des Überganges zu ſolchen Motoren gegeben, deren Kraftabgabe durch ein Schwungrad geregelt wird. Es iſt eine Richtung der Entwicklung, die ſich wohl am früheſten im Erſatz der Spindel durch das Spinnrad ausgeprägt hat; aber nur langſam machte ſie ſich im Verlaufe namentlich erſt des 18. Jahrhunderts in der Umgeſtaltung älterer Werkzeuge und Maſchinen wie in der Erfindung neuer, namentlich im Bereiche der Spinnerei und Weberei, geltend. Aber auch jetzt blieb noch in vielen Fällen die Regelung der rotierenden Bewegung an der Maſchine und ihrer Konſequenzen dem Menſchen überlaſſen: und das hieß im weſentlichen der menſchlichen Hand und ihrer willkürlichen, niemals im Sinne der Maſchine völlig zwangsläufigen Benutzung. Und ſo mußte es als weitere Aufgabe erſcheinen, dieſe Hand, zumal ſie wirtſchaftlich teuer war, möglichſt auszuſcheiden: Maſchinen zu bauen, die ſo viel als irgend denkbar nur auf ſich allein angewieſen waren. Dieſes Prinzip, das eine ſeiner ſchönſten Auswirkungen ſchon in der Entwicklung der Dampfmaſchine von Newcomen bis auf Watt erfahren hat, begegnete ſich dann, indem es auf Maſchinen hindrängte, die eine Arbeit vollſtändig erledigten, mit einem anderen, ſchließlich nicht minder wichtigen. Anfangs war die Technik keineswegs fähig geweſen, auch nur die ſchon bekannten allgemeinen Ergebniſſe wiſſenſchaft-

licher Mechanik völlig in die Praxis lebendiger Maſchinen umzuſetzen, ganz abgeſehen davon, daß die wiſſenſchaftliche Mechanik ſelbſt erſt im Laufe des 18. Jahrhunderts und teilweis ſogar noch des 19. Jahrhunderts ihre volle Ausbildung erfuhr. Die Technik arbeitete vielmehr im Beginn mit wenigen Geſetzen und mit noch begrenzteren Erfahrungen ihrer ſchöpferiſchen Anwendung. Und darum wagte ſie ſich nur an kleinere, eng umſchriebene Aufgaben. Zu dieſem Ende zerlegte ſie den Arbeitsprozeß der menſchlichen Hand bei dieſer oder jener wichtigen Erzeugung möglichſt in ſeine einzelnen, ganz elementaren Teile und ſuchte dieſe nun einzeln durch Maſchinenarbeit zu erſetzen. Was alſo zunächſt erfunden ward, das war eine Summe arbeitsteiliger Maſchinen, nicht ein einziges Maſchinenganzes, das alsbald den geſamten Umfang irgend einer bisher üblichen Arbeit erledigt hätte. Darum ſind die älteſten Maſchinen meiſt wenig umfangreich und verwickelt und bedürfen zu ihrem Betriebe nicht übermäßig ſtarker Kraft. Später dagegen, mit ſteigender techniſcher Erfahrung und Indienſtſtellung größerer Kräfte, ging man immer mehr zu Maſchinen über, die gleichſam Kompoſiten früherer Maſchinen waren und in einem einzigen zuſammenhängenden Prozeſſe eine ganze Arbeit erledigten: bis ſchließlich wahre maſchinelle Ungeheuer entſtanden, wie ſie heute z. B. in Walzwerken oder in Papierfabriken zu ſehen ſind. Es war eine Entwicklung, die namentlich das 19. Jahrhundert gekennzeichnet hat; denn ihren ausgeſprochenſten Formen mußte die Anhäufung großer Kapitalien und die Ausbildung eines ausgeſprochenen Unternehmertums vorweggehen: Jacquards und durch moderne Motoren betriebene Webſtühle, Beſſemerbirnen und Geſteinsbohrmaſchinen, Rotationspreſſen und Holländer neuerer Konſtruktion können nicht in jedermanns Beſitze ſein.

Indem aber dieſe Vorwärtsbewegung bis hin zu den Rieſenerzeugniſſen moderner Technik erfolgte, ergab ſich zugleich innerlich ein merkwürdiger Vereinfachungsprozeß. Man wird ſagen dürfen, daß die moderne Technik im Grunde mit viel wenigeren, einfacheren, freilich aber auch viel klareren Prinzipien arbeitet, als dies bei der Technik des 17. und 18. Jahrhunderts

der Fall war; ja der Gedanke der Vereinfachung ist einer der leitenden innerhalb der modernen Technik geworden: denn Einfachheit bedeutet Ersparnis und bedeutet zugleich Eleganz; und ein besonderer, echt moderner Begriff der gleichsam mageren, knappen, technisch-ökonomischen Schönheit hat sich zunächst auf diesem Gebiete, dann von ihm übergreifend auch auf zahlreichen anderen Gebieten des Lebens der Gegenwart entwickelt. Wie stechen doch ältere Maschinen, soweit sie noch erhalten sind, in ihrem Massenverbrauch von Material, in ihrem Überfluß der Einzelteile ab von der Gedrungenheit ihrer Nachfolgerinnen: es ist wie der Überfluß der Frauentracht des Barocks oder auch des Rokokos gegenüber den eng umfassenden und begrenzenden Moden unserer Tage.

Diese Einfachheit der technischen Prinzipien und Elemente ist es, die gerade die höchste Entwicklung des Maschinenbaues in der Gegenwart wiederum der Werkzeuggestaltung ursprünglichster Zeitalter annähert. Eine jener scheinbaren Ähnlichkeiten höchster und niedrigster Kultur liegt hier vor, die beim Vergleiche unserer Zeit mit Urzeiten so oft überraschen. Aber klarer als in manchen anderen Fällen tritt hier auch der Unterschied hervor, der der anscheinenden Ähnlichkeit zu Grunde liegt: was in niedriger Kultur Ausdruck wirklicher Armut und eines mechanischer Gesetze unkundigen, instinktiven Nichtkönnens war, das ist heute Ergebnis eingehendsten Verständnisses technisch-mechanischer Bedingungen und seiner raffiniert-bewußten Verwendung.

Im übrigen ist es hier nicht die Aufgabe, der Erfindungs- und Verbesserungsgeschichte der einzelnen oder auch nur der wichtigsten Maschinen während des 17., 18. und 19. Jahrhunderts nachzugehen; insoweit dergleichen notwendig ist, wird sich dazu im späteren Verlaufe der Erzählung Gelegenheit finden. Wohl aber muß betont werden, daß alle mechanischen Erfindungen des 17. Jahrhunderts schließlich eine frühe Grenze praktischer Verwertung fanden an der Unfähigkeit, für ihre Bewegung die entsprechenden Kräfte zu gleichmäßiger und billiger Arbeit zur Verfügung zu stellen. Denn weder die menschliche Kraft noch Göpelwerke, noch Wind- oder Wasserräder genügten da: sie waren

meist zu schwach oder, wenn stark genug, zu kostspielig und von zu unregelmäßigem Gange. Das Problem eines neuen Motors tauchte also auf, und es ward befriedigt, indem man von rein mechanischen zu physikalischen Fragen, insbesondere Fragen der Thermophysik, fortschritt.

War dies die wissenschaftliche Seite des Verlaufes, so ist bekannt, daß die technische zur Erfindung und allmählichen Vervollkommnung der Dampfmaschine vornehmlich während der ersten zwei Drittel des 18. Jahrhunderts geführt hat. Es war eine Entwicklung von außerordentlichen Folgen: jetzt erst wurde die praktische Mechanik ganz den Spielereien ihrer Frühperiode und einer mit ihnen verknüpften überhaupt noch spielenden Spekulation enthoben; jetzt erst setzte eine niemals wieder unterbrochene Reihenfolge wirklich praktischer Erfindungen ein, und jetzt erst kam es zu jener Umwälzung der motorischen Kräfte, die den Menschen in vielen Fällen aus rein mechanischer Arbeit auszuscheiden begann.

Und Hand in Hand damit ging, als ein Ergebnis der Einspannung physikalischer Kräfte und mechanischer Bewegungen in den Dienst der Arbeit zumal, eine erste große Umwälzung in der wirtschaftlichen Schätzung der Urprodukte. Bis dahin war diese Schätzung der Hauptsache nach noch immer durch die Bedürfnisse einer halb naturalwirtschaftlichen Kultur und der geschlossenen Wirtschaftsformen des Hauses und der Familie, der Grundherrschaft und des Territorialstaates bedingt worden; nur nebenher hatte auf diesem Gebiete der Handel eingegriffen und daneben, zum ersten Male in Auswirkung von Unternehmerinteressen, der Bergbau. Jetzt kam es unter dem Erblühen gewaltiger Industrieen der Dampfmotoren einmal zur Umwertung der Rohstoffe, welche diese veredelten, vor allem aber traten die Urerzeugnisse in den Vordergrund, deren man zum Bau und zum Betriebe der Maschinen bedurfte: Eisen und Kohle.

Je stärker die Dampfmaschinen und mit ihnen alle von ihnen getriebenen Arbeitsmaschinen wurden, und je genauer sie gebaut sein mußten, um so mehr erwies sich das Eisen und noch mehr bald der Stahl als das einzige mögliche Baumaterial.

Stephensons Lokomotive The Racket vom Jahre 1829, die jetzt im South-Kensington-Museum steht, ist noch teilweis aus Holz; heute werden sogar die besseren Eisenbahnwagen für den Schnell- und Fernverkehr in den wichtigeren Stücken aus Eisen hergestellt. Und wer würde sich ein gutes modernes Schiff, sei es Personendampfer, sei es Kriegsschiff, noch anders als aus Stahl und Eisen gebaut denken wollen?

Aber noch ganz anders als das stets schon hoch gewertete Eisen stieg die Kohle, und insbesondere die Steinkohle in der wirtschaftlichen Schätzung. Kann doch heutzutage durch eine Eisenbahnwagenladung Steinkohlen, ihren Verbrauch in einem Dampfmotor vorausgesetzt, dem mechanischen Quantum nach so viel Arbeit verrichtet werden, wie ein fleißiger Arbeiter während seines ganzen Lebens nicht zu leisten vermag. Industriell verwertet wurde nun die Kohle erst seit dem 17. Jahrhundert, indem man sie in England zunächst in Hochöfen mit dem Eisen zusammenbrachte; in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts lernte man dann das Verkoksen und machte dadurch die Roheisenerzeugung noch ergiebiger. Im Anfang des 19. Jahrhunderts förderte der englische Kohlenbau schon etwa 10 Millionen Tonnen jährlich. In Deutschland war der Abbau noch während des ganzen 18. Jahrhunderts gering. Und auch im 19. Jahrhundert kam es zu einem größeren Aufschwung erst seit etwa 1830; 1840 wurde eine Jahresförderung von fast einer Million Tonnen erreicht und 1850 eine solche von anderthalb Millionen überschritten. Dann aber setzte ein rapider Fortschritt ein: 1860 betrug die Förderung über 17, 1892 über 71 Millionen Tonnen. Gegen Schluß des Jahrhunderts endlich wurden auf deutschem Boden mehr als 120 Millionen Tonnen jährlich gewonnen: eine Menge, die nach Abzug des für Heizung und Verhüttung nötigen Materiales beim Verbrauch durch Dampfmaschinen der mechanischen Seite der Arbeit von etwa 60 Millionen erwachsener Menschen gleichkam[1]. Wie

[1] Gesamterzeugung auf der Erde etwa 650 Millionen Tonnen, gleich dem mechanischen Arbeitsquantum von mehr als 300 Millionen Menschen.

sehr dabei die Kohle überhaupt im Vordergrund der Erzeugung, des Verbrauches und namentlich des Transportes stand, ergibt die Tatsache, daß gegen Schluß des 19. Jahrhunderts fast die Hälfte des Gewichts aller auf deutschen Eisenbahnen beförderten Güter auf Steinkohlen, Braunkohlen, Briketts und Koks entfiel.

Der außerordentlichen Wirkung, die von der Entwicklung der mechanischen und thermophysischen Technik ausging und noch ausgeht, sind die Einflüsse, die später entwickelte Zweige der Naturwissenschaft, namentlich Chemie und Elektrizitätslehre, erreicht haben, an Wucht im allgemeinen nicht gleichgekommen. Freilich sind sie aber auch viel weniger zu isolieren und damit klarzustellen: denn sie traten, abgesehen von den ihnen besonders eignenden Gebieten, auch fast auf allen Gebieten der mechanischen Arbeit auf, je mehr es nach Erkenntnis des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft gelang, jede Energie in mechanische Arbeit umzusetzen und damit zu einem im tiefsten Grunde einzigen Ausdruck der Einspannung von Naturkräften für Verwirklichung menschlicher Ziele vorzudringen.

Und etwas Ähnliches gilt, in ihrem Verhältnis zu den Wirkungen der Chemie und Elektrizitätslehre, auch von den Einflüssen der Biologie und verwandter Wissenschaften, wie sie in verbesserter Gesundheitspflege, in der Entwicklung der Bakteriologie und in der technischen Umwälzung der Gärungsgewebe wie auf anderen Gebieten zu Tage traten: sie sind nur scheinbar nicht schwer zu isolieren, verlieren sich in Wahrheit technisch in allerlei, namentlich chemische Neuerungen und können darum hier nur dahin gekennzeichnet werden, daß sie im allgemeinen zeitlich erst nach wichtigen Auswirkungen der Chemie und der Elektrizitätswissenschaft hervorgetreten sind.

Im Bereiche der Chemie aber handelte es sich von vornherein darum, frisch errungene Kenntnisse über Stoffzerlegung und Stoffverbindung praktisch zu verwerten: eine in ihrer Systematik gänzlich neue Art der Stoffveredlung trat damit neben deren bisher bekannte Arten. Dabei knüpfte die chemische Technik anfangs noch an die Alchymie und die Experimente der Goldmacherei an: und darum war sie anfangs vorwiegend Pyro-

chemie. Und ſo kamen ihre Verſuche, ſeit etwa der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts, vor allem der reineren Erzeugung gewiſſer Metalle, an erſter Stelle der des Eiſens und des Stahles, zu gute. Neben dieſem Zweig erwuchſen andere erſt ſeit der volleren Entwicklung der chemiſchen Wiſſenſchaft mit etwa dem Jahrzehnt von 1770 auf 1780. Zunächſt wurde jetzt die Darſtellung der ſtarken Mineralſäuren und Alkaliſalze aufgenommen; auf ſie wieſen die erſten Fortſchritte der Chemie ebenſo hin, wie es klar war, daß dieſe Säuren und Alkalien in großen Mengen zur Verfügung ſtehen mußten, ehe weitere chemiſch-techniſche Arbeit verrichtet werden konnte. Von da ab aber gingen dann wiſſenſchaftliche und techniſche Entwicklung gerade auf chemiſchem Gebiete mit großer Regelmäßigkeit nebeneinander her: bis zur fabrikmäßigen Durchbildung der neueſten elektrochemiſchen und ſynthetiſchen Löſungen, die etwa vor einem Menſchenalter begonnen hat.

Nach der Entwicklung der beſonderen Wirkungen der Chemie erweiterte die Elektrotechnik das bisherige Feld der Mechanik und phyſikaliſchen Technik vornehmlich dadurch, daß ſie eine Energieverteilung in beſonders kleine Doſen und auf beſonders weite Entfernungen zuließ und durchführte. Und in dieſer ihrer eigenartigſten Anwendungsart griff ſie ſchon ſehr früh, bereits in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts, energiſcher in die Geſchichte ein. Denn von dieſem allgemeinen, den Hoffnungen und Erwartungen der Gegenwart gegenüber allerdings etwas ungewöhnlichen Standpunkte aus betrachtet iſt die Erfindung des Telegraphen mit ihren Folgeerſcheinungen, der Entwicklung des Kabels und des Telephons, wohl die bisher bezeichnendſte Leiſtung der Elektrotechnik. Aber tatſächlich haben alle ſpäteren elektrotechniſchen Errungenſchaften eigentlich nichts ſpezifiſch Neues mehr gebracht. Gewiß iſt durch die moderne Entwicklung der Elektrotechnik die Ausnutzung der Naturkräfte wirtſchaftlich noch günſtiger geworden; die Energie wird vielfach billiger erzeugt als bei Anwendung des Dampfes, und die Einſtellung einer neuen Kraft erhöhte ganz allgemein die Produktionsfähigkeit. Aber neue ſpezifiſche Wirkungen wurden nicht mehr

erreicht. Der elektrische Motor ist ein Motor wie andere; sogar in der Energieverteilung leidet er unter dem Wettbewerb der Druckluftwerke, der Gaszentralen und selbst gewisser Anlagen von Seiltransmissionen. Aussichtsvoller war wohl noch die technische Durchbildung der besonderen Eigenschaft der Elektrizität, sich auf mäßig weite Entfernungen in gleichmäßiger Kraftwirkung zu verteilen, für die Entwicklung der Verkehrsmittel. Schon sind Straßen- und Lokalbahnen vielfach der elektrischen Kraft zugefallen; und für Vollbahnen scheinen jetzt auch befriedigende Erfolge, wenn auch zunächst nur unter besonderen Umständen und im Experimente, erreicht zu sein.

Folge aber des technischen Eingreifens der Chemie wie der Entwicklung der Elektrotechnik war, zumal unter gleichzeitiger Weiterbildung der mechanischen Technik, eine noch immer weiter und tiefer dringende wirtschaftliche Umwertung der Erzeugnisse jeglicher Urproduktion, wie sie schließlich zu einer ganz anderen Abschätzung einer Fülle von Grundwerten von höchster Bedeutung, ja ganzer Länder und Provinzen geführt hat. Und nicht einfach und einer Richtung angehörig waren die Neigungen und Wünsche, die auf diesem Gebiete nebeneinander aufstiegen; neben der besonderen Würdigung, welche spezifische Bodenschätze überall fanden, stand als interterritoriales Element alles Maschinenwesens die Allgegenwart sozusagen der Kräfte, die es hervorruft und einstellt; und die spezifische lokale Schätzung litt somit unter den nivellierenden Einflüssen derselben Bewegung, der ihre Möglichkeit verdankt ward. Im ganzen aber siegten doch die besonderen räumlichen Bewertungen, und Gegenden, die früher kaum von größerer Wichtigkeit gewesen waren, stiegen rasch in der Schätzung des Volkswirts: so auf deutschem Boden gewisse Teile des Niederrheins und Westfalens, das Saarbecken und fast noch mehr Oberschlesien wegen der gerade hier fast unerschöpflich reichen Kohlenlager, so die Gebiete der Minette in Lothringen und anderswo die Bezirke der Aluminiumtonerde, des Strontianits, der seltenen Erden des Gasglühlichtes — nicht zu gedenken der Umwertung, welche die Fundgebiete schon früher hochgeschätzter Produkte ergriff, wie z. B. des Kupfers, dessen Gebrauch sich

infolge des Aufſchwunges der elektriſchen Induſtrie im Deutſchen Reiche von 1880 bis 1900 mehr als verfünffachte.

Überſieht man die ungeheuren Umwälzungen, welche allein ſchon für die Entwicklung der Grundrente, ſoweit ſie von der Urerzeugung abhängt, durch die Entfaltung der modernen Technik hervorgerufen worden ſind, ſo kann man vielleicht ſchon von dieſem einen Punkte her der Überzeugung näher gebracht werden, daß es doch die Technik allein oder zuſammen mit den Naturwiſſenſchaften wenigſtens vornehmlich geweſen ſei, die die neue Zeit heraufgeführt habe. Und zumal, wenn man, auf techniſchem Boden verharrend, den Blick rückwärts wendet in die Unendlichkeit, welche die Technik der Gegenwart von dem Kampfſtock und dem Einbaum, dem Stampfmörſer und dem Bogen und Pfeil, kurz von den primitiven Werkzeugen der Urzeit zu trennen ſcheint, kann man ſich in dieſer Überzeugung beſtärkt fühlen. In der Tat iſt ſie denn auch weit verbreitet und z. B. in Tauſenden jener enthuſiaſtiſchen Nachrufe, die das 19. Jahrhundert bei ſeiner Wende gefunden hat, zu entſchiedenem Ausdrucke gelangt.

Dennoch iſt ſie falſch. Wer wird verkennen wollen, wie viel die Entwicklung der Technik und die Entfaltung der ihr zunächſt zu Grunde liegenden Naturwiſſenſchaften zur Kräftigung des praktiſchen Verſtandes und der Vernunft, zur Stärkung des menſchlichen Selbſtgefühles, zur Hebung des materiellen Wohles und im engeren Sinne namentlich auch zum Aufſchwung des Wirtſchaftslebens beigetragen hat? Indes in der Vermittlung aller dieſer Wirkungen ſtehen Naturwiſſenſchaften und Technik doch keineswegs allein; und ein Blick auf die Beziehungen vor allem der Technik zum Wirtſchaftsleben wird zeigen, daß die Technik im Verhältnis zur Wirtſchaft bei weitem mehr, als es oberflächliche Beobachtung zugeben will, der geſchobene ſtatt des ſchiebenden Teils war und iſt.

Charakteriſtiſch in dieſer Hinſicht iſt ſchon, daß die Periode der rein handwerklichen Stoffveredlung durchaus mit der teleologiſchen Werkzeugnutzung und Werkzeugerfindung zuſammengefallen iſt, und zwar in der Weiſe, daß dieſe eine Folgeerſcheinung

der Wirtschaftsverfassung war. Nicht minder auffallend spricht dann die Tatsache zu Gunsten der Bedeutung der Wirtschaft, daß aus dem Zeitalter eines noch nicht bis zum Unternehmertum fortentwickelten Handels fast nur technische Verbesserungen der Verkehrswerkzeuge, nicht aber wesentliche Verbesserungen anderer Zweige der wirtschaftlichen Tätigkeit, insbesondere auch nicht der Produktion, bekannt sind. Denn auch die Uhr und der Buchdruck, wichtige Errungenschaften dieses Zeitalters, sind an erster Stelle Erscheinungen nicht einer verbesserten Wirtschaftserzeugung, sondern eines erhöhten geistigen und geschäftlichen Verkehrs. Schreitet man aber aus der Vorzeit in die Frühzeit der mechanischen Technik fort, so ergibt sich alsbald, daß ihre ersten wirksamen Erfindungen, auf textilem wie motorischem Gebiete, aufs engste mit dem Aufkommen des Wirtschaftszeitalters des Unternehmens verquickt sind; wie denn dem Unternehmertum alle späteren Erfindungen der modernen Technik an erster Stelle zu gute gekommen sind. Die Verbindung von Handel und Produktion, wie sie sich in der Unternehmung vollzog, hatte für die Produktion vornehmlich drei wichtige Folgen ergeben. Einmal nämlich führte die Unternehmung zu dem Bedürfnis einer gleichmäßigen, also von der Qualität absehenden, möglichst großen Quantitäten zugewandten Erzeugung. Zum andern gelangte sie, da die besondere Qualität des einzelnen Stückes keine Rolle spielte, zur Zerlegung des Arbeitsprozesses in lauter einzelne Teile, die dann zusammengesetzt wurden, und stellte für jeden Teil besondere Arbeiter ein, die, weil immer in derselben Weise beschäftigt, besonders rasch und gleichmäßig schufen. Endlich ergab sich für die Produktion der Unternehmung, die auf weit größere Massen ausging als bisher, die Notwendigkeit auch eines Massenabsatzes, wie er ohne Erweiterung der Verkehrsgelegenheiten schwerlich denkbar war. Allen diesen Bedürfnissen einer neuen Form des Wirtschaftslebens kamen nun gewisse Eigenheiten der mechanischen Technik seit dem 17. Jahrhundert immer mehr entgegen. Zunächst war der ganze Charakter ihrer Erfindungen, wie er schließlich auf das innerste Wesen der neuen quantitativ-

mechanischen Naturwissenschaft zurückging, mit diesem aufs Quantitative gestellt; denselben Prozeß immer wieder in gleicher Weise zu wiederholen, lag in der eigensten Anlage der neuen Maschinen. Weiterhin führte, wie wir gesehen haben, die Zwangsläufigkeit der Bewegung in der praktischen Betätigung durch die Mechanik namentlich in den frühen Zeiten der neuen Technik ohne weiteres zur Zerlegung des Arbeitsprozesses. Und schließlich entsprach auch dem Bedürfnis des Unternehmertums, immer größere wirtschaftliche Räume zu beherrschen, ein weiteres mechanisches Grundprinzip. Denn von der Beherrschung der Bewegung im Bereiche der Maschine ausgehend führte die neue Technik ohne weiteres zur Beherrschung des Raumes durch erweiterte Bewegung: Eisenbahnen und Dampfschiffe waren ihre legitimsten Erzeugnisse.

So zeigt sich also, wie mechanische Technik und Jugend- wie Mannesentwicklung des freien Unternehmens aufs innigste miteinander zusammenhingen, und wie ihre Bestrebungen sofort in Wechselwirkung treten mußten. Geschah das aber auf einseitige Veranlassung hin der Technik? Umgekehrt vielmehr ergibt sich weit eher ein Zusammenhang; das Unternehmen ist in seinen Anfängen älter als die mechanische Technik. Wirtschaftliche Motive haben also die Entfaltung der Technik zum großen Teile mit hervorgerufen; und nicht die Technik hat überwiegend die Wirtschaft, sondern die Wirtschaft die Technik beeinflußt.

Und hat sich dies Verhältnis etwa in jüngeren Zeiten, im 18. und 19. Jahrhundert, geändert? Keineswegs. Die Newcomensche einseitig wirkende Dampfmaschine wurde schon 1704 konstruiert. Aber erst das Bedürfnis der mechanischen Spindeln in der Hand des englischen Unternehmertums ließ die Wattsche Dampfmaschine der siebziger und achtziger Jahre entstehen. Das Dampfschiff Papins befuhr schon 1707 die Fulda. Doch die Verkehrsverhältnisse erst des beginnenden 19. Jahrhunderts haben seine Verbreitung herbeigeführt. Und Cugnots Dampfwagen stammte schon aus dem Jahre 1770. Aber erst um das Jahr 1825 sah man das, was wir Eisenbahn und Lokomotive nennen. Und durch das ganze 19. Jahrhundert sind diese Zu-

sammenhänge dieselben geblieben. Sie kommen heute in dem allgemeinen Erfahrungssatze zum Ausdruck, daß in der Großindustrie, und das heißt in der Ausnutzung und Herbeiführung von Erfindungen, das schwierigste nicht die Bewältigung der technischen Aufgabe, sondern die Finanzierung ist.

Freilich schließen eben diese Zusammenhänge nicht aus, ja bedingen vielmehr, daß die wichtigsten und vollkommensten Fortschritte doch gerade dem innigsten Ineinanderarbeiten wirtschaftlicher und technisch-naturwissenschaftlicher Kräfte verdankt werden. Es ist ein Geheimnis vor allem der deutschen Entwicklung des 19. Jahrhunderts. Denn mehr als in anderen Ländern entwickelte sich in Deutschland der Kapitalreichtum der Nation und der Mut, das Kapital produktiv zu verwenden, gleichmäßig mit einem technischen Können, das sich auf eifrigste Pflege und glänzendste Entfaltung der Naturwissenschaften stützen konnte. Ja es kamen Verbindungen vor, bei denen zu Kapital und Technik ganz offenkundig und entschieden hohe Potenzen der Naturwissenschaft als besondere Faktoren hinzutraten; und eben ihnen wurden vielleicht mit die denkwürdigsten Erscheinungen des jüngstvergangenen deutschen Wirtschaftslebens verdankt: so die Erfolge des Physikers Siemens und des Feinmechanikers Halske auf elektrischem Gebiete, und auf optischem die Entwicklung der Jenaer wissenschaftlichen Glasindustrie durch den Optiker und Feinmechaniker Zeiß und den Physiker Abbe.

Es sind Erscheinungen, die am besten den wahren Zusammenhang der Wirtschaftsentwicklung — und das heißt in diesen Zeiten: des Unternehmertums und auch der Kapitalbildung — mit den Naturwissenschaften und der Technik lehren: wie in ihnen all diese drei Entwicklungstendenzen in lebendig vorwärtstreibenden, entschieden modernen Vorgängen zusammentreffen, so ist es im nationalen Leben überhaupt. Denn schließlich sind fortschreitende Wirtschaft und fortschreitende Wissenschaft und Technik doch nur Sondererscheinungen eines einzigen großen seelischen Entwicklungsmotivs, das der Hauptsache nach als das des fortschreitenden Intellektes bezeichnet werden kann.

Und nicht bloß, daß zwischen diesen einzelnen Zweigen der

Entwicklung eine tiefe und innerlichste Harmonie besteht, ein gemeinsames Niveau sozusagen auf Grund von verdeckt wirkenden kommunizierenden Röhren: der Intellekt führt, wie wir vor kurzem gesehen haben, auch hinüber auf die Gefilde der hohen Kunst; und all die verschiedenen Naturalismen aufeinander folgender Kulturzeitalter sind nur Ausdruck wesentlich einer Entwicklung. Damit erscheinen denn alle großen Gebiete menschlicher Geschichte in gewissen Hinsichten und Richtungen, wenn auch keineswegs in allen, seelisch an die Entfaltung des Intellektes gebunden; und da sie gleichzeitig mit diesem wachsen und emporblühen, so besteht bei gegenseitiger Verwandtschaft zugleich auch ein Verhältnis ständiger Wechselwirkung.

Dabei darf nicht verkannt werden, und das ist das Wahre an der heute allzu radikal bekämpften geschichtsphilosophischen Lehre von Karl Marx, daß dieser Entwicklung des Intellektes doch an erster Stelle wiederum, wenn auch keineswegs allein, wirtschaftsgeschichtliche Vorgänge zu Grunde liegen. Und wir haben oben, in der Darstellung einer neuen psychologischen Theorie der Wirtschaftsstufen, gesehen, wie dieser Zusammenhang, der bisher wohl behauptet, aber nicht erklärt worden ist, auf den einfachsten seelischen Elementen des Wirtschaftslebens, auf Bedürfnis und Genuß, und auf ihrer allmählichen Wandelung und Verfeinerung hin durch die Kulturentwicklung großer menschlicher Gemeinschaften beruht.

Fragt man aber eingehender, wie es denn möglich sei, daß Bedürfnis und Genuß in ihrem gegenseitigen Verhältnis die nachgewiesene Bahn der Wirtschaftsstufen und damit der Schärfung des Intellektes durchlaufen, so bleibt auch hier eine vorurteilsfreie geschichtliche Betrachtung die Antwort nicht schuldig. Das Anwachsen zunächst der rein physischen und biologischen Elemente des Menschenlebens ist es, das an erster Stelle die Entwicklung vorwärts drängt: die Zunahme der Bevölkerung, das Siedeln auf engerem Raume. Denn diese Vorgänge drängen ohne weiteres aus Zeitaltern der geschlossenen Wirtschaft in Perioden höherer wirtschaftlicher Kultur und regeren wirtschaftlichen Austausches. Allein zur Erklärung des Gesamtprozesses

genügen freilich auch sie noch keineswegs. Ein wichtigstes Element vor allem tritt noch hinzu: das rein menschliche Bedürfnis nicht bloß des Sparens, sondern auch der Erzielung von Überschüssen zu produktiven Zwecken, zur Erweiterung des wirtschaftlichen Spielraums und damit zur Entwicklung höherer Formen der Wirtschaft. Denn dieses Bedürfnis ist keineswegs erst ein Produkt höchster Wirtschaftsstufen, sondern beruht auf einem allem Menschlichen eingeborenen Zweckmäßigkeitsbedürfnis, einem sittlichen Grundtriebe, der, früh schon deutlich, später in immer steigender Intensität hervorbricht.

Kann es damit überhaupt eine beruhigende Einsicht in das Ganze der menschlichen Entwicklung geben, so ist sie hier gewonnen: denn wir sehen, wie die goldnen Eimer eines wahrhaft menschlichen Lebens, aus den Tiefen ihre Wasser schöpfend, immer höher steigen, bis sich ihr Inhalt klar und kristallen im Glanze höchsten Lichtes bricht. Und nicht die Anschauung, daß höchster geistiger und seelischer Reichtum sich isoliert und unbegreiflich entfaltet, sondern die Tatsache, daß auch die herrlichsten Werte menschlichen Daseins und menschlicher Leistung mit der Gesamtnatur des Menschen verknüpft sind, und daß unmerkliche Fäden aus dem Grunde dieser Natur hinaufführen bis zu den Zenithen genialer Perioden und menschlich-göttlicher Tätigkeit, bezeichnet die Gesinnung eines stichhaltigen geschichtlichen Idealismus.

IV.

1. Doch genug der allgemeinen Darstellung und Betrachtung. Die Grundlagen sind gewonnen, um zu einem Verständnis der neueren und jüngsten deutschen Wirtschaftsentwicklung zu gelangen, das seine Wurzeln bis in die letzten heute noch eben erreichbaren Tiefen treiben möchte.

Allerdings müssen auch die nächsten Kapitel der nun erst recht einsetzenden Erzählung des Modernen noch mit einer allgemeinen Beobachtung eingeleitet werden. Sie gilt der Frage, was sich denn im Laufe einer Volkswirtschaft, hier der deutschen, früher entwickelt habe, der Handel oder die Industrie. Diejenigen, die sich die Volkswirtschaft an erster Stelle aus sich heraus, in einem gleichsam geschlossenen Kreise, entwickelt denken, werden der Annahme zuneigen, daß die Industrie, der Gewerbfleiß zuerst zur Entfaltung gelangt sei: denn welchem Zwecke soll ein innerer Handel dienen, wenn nicht dem Austausche agrarischer und gewerblicher Erzeugnisse? Also muß die gewerbliche Produktion dem Handel vorangehen. Ganz anders, ja völlig entgegengesetzt werden dagegen diejenigen urteilen, die zunächst die allgemeinen Zusammenhänge der menschlichen Gemeinschaften ins Auge fassen. Sie werden gegen die Vorstellung einer in sich völlig abgeschlossenen Wirtschaftsentwicklung menschlicher Gemeinschaften überhaupt protestieren, werden behaupten, nichts sei früher als der Verkehr von einer menschlichen Gemeinschaft zur anderen und nichts natürlicher, als daß dieser Verkehr von vornherein — und somit vor allem einheimischen Handel und auch vor einer diesem zu Grunde liegenden Industrie — vornehmlich in wirtschaftlichem Austausche seinen Ausdruck gefunden habe.

An der geschichtlichen Erfahrung gemessen haben beide Parteien bis zu einem gewissen Grade recht. Zweifelsohne gibt es, soweit die historische Überlieferung reicht, keine menschliche Gemeinschaft, die völlig isoliert, völlig ohne Verkehr mit anderen Gemeinschaften gelebt hätte. Und demgemäß ist wirtschaftlicher Austausch mit Nachbargemeinschaften ein uralter, ja, für die Möglichkeiten unserer Erkenntnis ein so gut wie fast ursprüngliches Motiv des Wirtschaftslebens. Aber dieser Austausch hat doch durch zahlreiche Phasen primitiver Entwicklung hindurch bei den meisten menschlichen Gemeinschaften eine geringe Rolle gespielt; innerhalb der deutschen Geschichte speziell blieb er bis ins frühere Mittelalter hinein auf einen spärlichen Fernhandel begrenzt, der der Hauptsache nach nur von Fremden angeregt wurde, für die Deutschen also ein Passivhandel war. Anderseits aber ist es zwar richtig, daß dieser Austausch bei den meisten menschlichen Gemeinschaften vor der Entwicklung stärkerer Berufe der Stoffveredlung vorhanden war, — aber doch setzte ein wirklicher innerer, gleichsam mehr organisch erwachsener Handel der Regel nach erst dann ein, wenn die gewerbliche Stoffveredlung breiteren Boden gewonnen hatte. Es war zunächst vorwiegend ein innerer Handel; doch pflegt er dann mit dem älteren Handel nach außen, dem Fernhandel, langsam wirtschaftliche und soziale Verbindungen einzugehen, in deren Verlauf eine gewisse Verschmelzung beider Strömungen eintreten kann. Innerhalb der deutschen Geschichte ist dieser innere Handel erst im Verlaufe des früheren Mittelalters recht erwachsen, und eine volkswirtschaftlich wirklich bedeutende Rolle begann er erst in der Zeit der Staufer zu spielen. Der weitere Verlauf aber ist dann der gewesen, daß, einmal schon vom 14. bis zum 16. Jahrhundert, in den Zeiten der Hanse und der Welthandelsbeziehungen der süddeutschen Städte, und dann wieder seit dem wirtschaftlichen Aufschwunge Deutschlands im Verlaufe des 19. Jahrhunderts, der Fernhandel insofern an Bedeutung gewann, als er den inneren Handel in mancher Hinsicht mit in den Kreis seiner Lebensgesetze einbezog und der Volkswirtschaft im Vereine mit der außerordentlichen Entwicklung

dieſes inneren Handels das Moment des Kommerziellen aufprägen half. Und dieſer allgemeine Vorgang, wie er zugleich durch zahlreiche andere Tendenzen der inneren Entwicklung hervorgerufen und begünſtigt wurde, drückte ſich dann vornehmlich auch darin aus, daß der Induſtrie in hohem Grade ein kommerzielles Element einverleibt ward, daß ſie, in Verſchmelzung mit Momenten des Handels, ſich zur modernen Unternehmung ausgeſtaltete.

Was gilt danach für die Gegenwart und jüngſte Vergangenheit für eine Antwort, wenn die Frage nach der Priorität, ſei es des Handels, ſei es der Induſtrie, jetzt wiederholt wird? Für dieſe Zeiten iſt es zweifelsohne richtig, von einer Priorität des Handels zu ſprechen. Das kommerzielle Element iſt es heute, das dem gewerblichen den Weg bereitet. Und dieſe Anſchauung iſt in den praktiſch handelnden Kreiſen heutzutage auch durchaus verbreitet und zumeiſt in dem Satze ausgeprägt, daß neue Verkehrslinien, dieſe Avantgarden jedes Handels, neue Induſtrieen, neue Werte überhaupt ſchaffen.

In einer Darſtellung der modernen Wirtſchaftsentwicklung wird es richtig ſein, ſich dieſem Erfahrungsſatze der Praxis, der zugleich die Lehre tieferer geſchichtlicher Einſicht iſt, anzuſchließen und mit einer Geſchichte des Handels und des Verkehrs, der dieſem vorarbeitet, zu beginnen. Entfaltung des Verkehrs aber heißt die Entwicklung von zweierlei: beſſerer Verkehrsbahnen und Verkehrsmittel und beſſerer Organiſationen des Verkehrs. Denn erſt beides zuſammen bringt jene Überwindung der herkömmlichen Schranken des Raumes und der Zeit hervor, deren ein höherer Handel vor allem bedarf: und ſchafft damit die Vorausſetzungen eines veredelten Verkehrslebens und einer höheren Form der Wirtſchaft.

Im folgenden wird zunächſt von der Verbeſſerung der Verkehrsbahnen und der Verkehrsmittel geſprochen werden. Und da haben wir, zum klaren Verſtändnis der jüngſten Entwicklung, weit noch über jene dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts zurückzugreifen, in deren Beginne das Problem der Lokomotive von Stephenſon vollkommener gelöſt, in deren Verlauf der erſte

Telegraph von Gauß und Weber in Göttingen konstruiert und gegen deren Schluß die erste transatlantische Dampfschiffahrt eingerichtet ward: und mit alledem das Zeitalter des modernen Verkehrs eröffnet wurde.

Die ältesten, aus eigener Kraft befahrenen und bald auch geschaffenen Handelswege des mittelalterlichen Europas sind nicht die Land-, sondern die Wasserwege gewesen. Eine monumentale Tatsache, an die man heute wiederum erinnert wird, wenn man die Erörterungen über die steigende Bedeutung der Wasserwege — freilich jetzt zum großen Teile der ozeanischen — in der Gegenwart verfolgt: hier wie in so unendlich vielen anderen und innerlicheren Punkten scheint es, als träfe primitive und höchste Entwicklung in den Formen, wenn auch nicht in dem inneren Gehalte der Kulturerscheinungen zusammen. Da waren es denn in Deutschland die Flüsse, und zwar kleine wie größere, die zuerst befahren wurden; unter den größeren Donau, Elbe, Main und vor allem Rhein: mühsam genug, unter dem Gebrauche von Leinpfaden, die willkürlich zwischen linkem und rechtem Ufer wechselten. Aber schon mit dem 12. und 13. Jahrhundert, mit dem Beginn des Zeitalters eines gewissen Aktivhandels, ging man über die natürlichen Handelsstraßen hinaus; Brügge baute seinen Seekanal nach Damme und Kadzand, den Dante fast wie ein Weltwunder besingt, eine bescheidene, heute da und dort mit friedlichem Entengries bedeckte, von uralten Deichbäumen begleitete Fahrrinne; Lübeck wußte eine erste Kanalverbindung mit der Elbe zu gewinnen. Weiter kam man freilich erst, als die alte Stauschleuse, die nur kleine Unebenheiten des Geländes überwand, der brauchbareren Kammerschleuse zu weichen anfing: Mitte des 15. Jahrhunderts. Nun begannen die Kanäle allmählich zu Kanalnetzen zusammenzuschießen: so in klassischer Form in Holland seit dem 16. Jahrhundert, dann, im 17. Jahrhundert, in Frankreich, seit der Mitte des 18. Jahrhunderts in England. Auch Deutschland nahm, bei seiner politischen Zersplitterung in sehr bescheidener Weise, an dieser Entwicklung teil; am meisten noch im Nordosten, da, wo sich das größere Brandenburg entwickelte; doch

hat Altpreußen im Jahre 1861 immer erst 94,8 Meilen Kanäle gehabt, während sich England schon im Jahre 1824 mehr als eines halben Tausends rühmen konnte. Diese Kanäle nun, nicht allzu tief, nicht allzu breit, mit Schleusen bei jedem kleinen Höhenunterschied des Bodens, haben noch dem Verkehre der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts genügt.

Einen ebenbürtigen Konkurrenten für die Güterbeförderung und teilweise sogar für den Personenverkehr erhielten die Wasserwege erst in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in den Kunststraßen und deren verbesserten Verkehrsmitteln. Lange Zeit hatte sich Europa im Straßenwesen mit der Hinterlassenschaft der Römer begnügt; das Imperium hatte in den langen Zeiten seines säkularen Friedens rund 150 000 Kilometer Chausseen geschaffen, soviel etwa wie das Deutsche Reich heute besitzen mag. Und sie erwiesen sich als fast unzerstörbar; wohl ein Jahrtausend haben sie vorgehalten. Dann aber, als sie, noch im Mittelalter, verfielen, kam nicht etwa irgend ein Ersatz für sie auf, sondern es folgte eine lange Zeit gründlichen Wirrwarrs: bis erst mit dem Bedürfnis der absoluten Monarchie, geschwinde Nachrichtenverbindungen zu haben und größere Massen der neugebildeten Söldnerinfanterie rasch überallhin zu werfen, ein neuer Kunststraßenbau einzog. So namentlich in Frankreich. In Deutschland, wo auch die Römerstraßen wenig bedeutet hatten, blieb es dagegen noch lange bei dem Chaos der Landwege, zumal im ganzen Norden, da hier, jenseits der Mittelgebirge, Beschotterungsmaterial schwer zu beschaffen war. Dazu war ganz allgemein die europäische Technik des neuen Straßenbaues ungenügend und keineswegs mit der römischen vergleichbar.

Aus dieser Lage wurde die westliche Kultur erst durch — China befreit. Im Jahre 1812 lernte Mac Adam dort die heute übliche Art des Chausseebaues kennen und ahmte sie in Europa nach, und seit dem zweiten und dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts verbreitete sich die neue Kunst, begleitet von wesentlichen, jetzt erst möglichen Verbesserungen der Transportmittel, durch fast ganz Europa. In Deutschland im besonderen hatten schon im 18. Jahrhundert die Habsburger und nach ihnen

auch Friedrich der Große (dieser seit Ende der fünfziger Jahre) der allgemeinen Wegmisere etwas abzuhelfen begonnen; dann hatte Napoleon I. namentlich im Westen damals berühmte Straßen gebaut. Ein wirklicher Aufschwung modernen Chausseebaues aber trat erst im Verlaufe der vierziger Jahre ein. Das Straßennetz hatte dann 1857: 30000, 1886: 50000 und um 1900 etwa 150000 Kilometer. Dabei war der Verkehr auf ihm schon seit den dreißiger und vierziger Jahren recht bedeutend; lange hat man geglaubt, daß die Eisenbahnen für den Güterverkehr neben den Chausseen niemals Bedeutung erlangen würden; und der Aufschwung der Landwirtschaft bis hinein in die sechziger und siebziger Jahre ist zum guten Teile der den Chausseen verdankten Erweiterung des Verkehrsradius der großen Städte und der damit vermehrten und erleichterten Absatzfähigkeit der ländlichen Erzeugnisse verdankt worden. Selbst in der Gegenwart noch bewegt sich auf den deutschen Kunststraßen ein Jahresverkehr von etwa 5 Milliarden Tonnenkilometern: etwa ein Viertel bis Fünftel des Frachtverkehrs der Bahnen, unter Kosten, die größer sind als die des Eisenbahngüterverkehrs. Natürlich wuchs aber mit besseren Wegen und Wagen nicht bloß die Masse, sondern auch die Schnelligkeit des Verkehrs. Zwar rechnete man in Deutschland in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts immer noch auf die Tagreise nicht mehr als etwa 40 Kilometer, also eine mäßige Stundenleistung eines heutigen Automobils; und als der preußische Generalpostmeister von Nagler im Jahre 1824 die englischen Schnellposten mit einer Leistung von etwa 75 Kilometer auf den Tag einführte und der Postwagen von Berlin nach Magdeburg nur noch 15 Stunden brauchte, statt wie bisher zwei Tage und eine Nacht — der Schnellzug fährt jetzt zwei Stunden —: da geschah dies unter allgemeinem Schütteln des Kopfes.

In der Tat genügten die neuen Errungenschaften lange Zeit dem Bedürfnis, und wenn sie bald durch die Leistungen mechanischer Motoren, vor allem zunächst der Dampfmaschine, bei weitem übertroffen wurden, so ging deren Einführung doch keineswegs mit der Schnelligkeit vor sich, die wir nach unseren

Erfahrungen erwarten würden. Und setzen wir hinzu: nach unsern Mitteln. Denn gewiß wäre man auch schon um 1820 oder 1830 recht gern schnell und bequem zugleich gefahren, aber nicht für die Kosten, welche neue Arten von Verkehrswegen erforderten: diese Arten waren eben noch nicht „rentabel".

Diese und verwandte Betrachtungen, wie wir sie früher über den Zusammenhang von Wirtschaft und Technik gemacht haben[1], drängen sich im Verfolg der Entstehungsgeschichte der Eisenbahn unabweislich auf. Hier gab es bekanntlich zweierlei zu erfinden und zu verbinden: die eiserne Fahrbahn (Spurbahn, niederländisch sehr richtig Spoorweg) und die Lokomotive. Die Spurbahn zunächst ist nun eine uralte, anscheinend deutsche, und zwar bergmännische Erfindung — die deutschen Bergleute des Mittelalters waren die ersten Bergleute der Welt —: sie findet sich als sogenannter Hundslauf unter Tag schon ums Jahr 1500 in den Bergwerken am Harz, im Erzgebirge und in Tirol zugleich. Dann ist der Hundslauf durch Bergleute, die die Königin Elisabeth berief, in England eingebürgert worden. Aber „rentierte" er schon über der Erde? Erst im 17. Jahrhundert trat das ein, als es sich darum handelte, von gewissen Bergwerken, z. B. bei Newcastle on Tyne, zahlreiche Transporte von Steinkohlen bis zu den nicht allzu weit entfernten Schiffsladeplätzen zu leiten: Transporte, deren Schwere einfache Straßen bald grundlos gemacht hätte. Und so versah man die Straßen zunächst mit Holzbohlen, entsprechend dem gewiß auch uralten italienischen Brauche der steinernen Radspurwege, und ersetzte dann, erst um 1767, diese Bohlen durch Schienen, die in der Art unserer Straßenbahnschienen, mit flacher Höhlung der Oberfläche, gebaut waren. Aber bald erwies sich diese Form nicht als praktisch, und so wurde sie 1789 durch den pilzförmigen Querschnitt der heutigen Eisenbahnschienen ersetzt, eine Erfindung Yessops. Freilich war damit die moderne Schiene noch immer nicht erreicht; die Schienen waren noch, sehr unvorteilhafterweise, gußeisern; gewalzte

[1] S. oben S. 109 ff.

Schienen, von Stahl statt Eisen nicht zu reden, kamen erst um 1830 auf.

Inzwischen aber hatten sich die neuen Spurwege schon tapfer zu verbreiten begonnen; man bewegte auf ihnen die Fahrzeuge mit Pferden und fand, daß dabei ein Pferd etwa das Zehn- bis Siebzehnfache der Last bewältigen könne, die es auf einer Chaussee ziehe. Auch in Deutschland fand die Erfindung Anklang. Im Jahre 1807 machte von Gerstner den Vorschlag, für den böhmischen Verkehr Moldau und Donau mit einer Pferdeeisenbahn zu verbinden, und erhielt dafür — schon im Jahre 1824! — von der österreichischen Hof-Kommerz-Stelle ein Privilegium; 1828 bis 1832 wurde die Bahn gebaut. Und innerhalb des heutigen Reiches wurden um 1830 durch Harkorts Bemühungen einige kleine Eisenbahnen mit Pferdebetrieb im Wupper- und Ruhrtale hergestellt.

Mit alledem war nun der Spurweg reif für einen neuen Motor. Und schon war dieser gefunden. Allerdings der Gedanke, die schon im 17. und 18. Jahrhundert gewonnene Dampfkraft für die Fortbewegung von Gütern zu benutzen, war viel älter als der verbesserte Spurweg. Aber alle Versuche, die auf bloßen Landstraßen gemacht worden waren, hatten mit Mißerfolgen geendet. Da kam, erst 1804, Trevithik auf den Gedanken, den mechanischen Motor, den Dampfwagen, auf einen Spurweg zu setzen: und siehe da, die Sache ging. Freilich: praktisch verwendbar war darum die Erfindung noch nicht; die Lokomotive vermochte noch nicht die Kraft zu entwickeln, sich und weitere Lasten mit genügender Schnelligkeit zu ziehen. Aber weitere Versuche, an denen namentlich Stephenson beteiligt war, lösten endlich die Schwierigkeit; und seine Lokomotive The Racket, seit 1829 fertig, zog schließlich das Dreifache ihres Gewichts bei einer Geschwindigkeit von 40 Kilometer die Stunde. Allerdings war diese Urahnin aller modernen Lokomotiven noch ungeschlacht genug; mit ihren hölzernen Triebrädern in Eisenreifen und ihrem plumpen, von Handwerkern geschmiedeten Kessel, wie sie heute als Denkmal vergangener Zeit im South-Kensington-Museum paradiert, macht sie auf

uns Spätgeborene in erſter Linie den Eindruck des Grotesken. Aber haben wir ſo viel Grund, uns zu verwundern? Noch immer fahren wir mit unſeren Zügen auf der Spurweite der alten engliſchen Laſtwagen, ſtatt auf einer, die dem neuen Motor und unſerer Bequemlichkeit angemeſſener wäre; und noch immer iſt unſere Lokomotive die verbeſſerte Pumpdampfmaſchine der engliſchen Bergwerke, ſtatt ein der Fortbewegung ſpeziell angemeſſenes Prinzip der Dampfverwendung aufzuweiſen. Spätere Zeiten werden urteilen, daß wir die Eierſchalen der Eiſenbahnentſtehung allzu lange an uns getragen haben, trotz aller Zugeſtändniſſe an ein etwa anzunehmendes Geſetz hiſtoriſcher Trägheit.

Im übrigen fand die neue Beförderungsart keineswegs alsbald begeiſterte Aufnahme. Europa wie Amerika zeigten tauſend Vorurteile, von den übrigen Weltteilen zu ſchweigen; in ihnen ſind überhaupt erſt nach 1860 Eiſenbahnen entſtanden. Im kontinentalen Europa dagegen begann der Bau wenigſtens ſchon in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre; die älteſte volle Lokomotivbahn war hier die Strecke Brüſſel-Mecheln (1835). In Deutſchland wurde die erſte Lokalbahn (Nürnberg-Fürth) 1835, die zweite (Berlin-Potsdam) 1838 eröffnet. Aber inzwiſchen hatte Friedrich Liſt bereits für den großen Plan zu werben begonnen, Deutſchland „durch den Ausbau eines großen Eiſenbahnnetzes auf die Stufe der gewerbfleißigen Länder zu heben und durch die Eiſenbahnen die getrennten Glieder des deutſchen Volkes zu einem ſtreitbaren und kraftvollen Körper zu verbinden". Und ſchon vor Vollendung der Strecke Nürnberg-Fürth waren durch Zeichnungen namentlich von Leipziger Kaufleuten die Anlagekoſten der erſten großen deutſchen Fernbahn Leipzig-Dresden gedeckt worden; im April 1839 wurde ſie eröffnet. Doch ging der deutſche Eiſenbahnbau bis gegen Ende der fünfziger Jahre, vorwiegend nur aus Privatmitteln geſpeiſt, noch recht langſam von ſtatten. Im Beginn der fünfziger Jahre mußte man ſich zum Teil noch der Extrapoſt bedienen, wollte man von Frankfurt nach Köln oder Stuttgart gelangen. Und direkte Eiſenbahnverbindungen beſtanden wohl

mit den Hauptstädten Frankreichs und der Niederlande, doch fehlten sie nach Italien und Rußland, von der Türkei und dem Orient nicht weiter zu reden. Auch der Weg von Berlin nach Petersburg beanspruchte noch einen Zeitaufwand von 137 bis 166 Stunden. Einen stärkeren Aufschwung des Eisenbahnbaues brachten erst die sechziger und siebziger Jahre; die Kilometerzahl stieg von 1855: 8352 auf 1875: 28078, und das Gesamtanlagekapital, das im Jahre 1870 erst etwas über 4 Milliarden Mark betrug, war um 1880 auf mehr als das Doppelte angewachsen. Die späteren Jahrzehnte haben dann, unter Anschwellen des Netzes, das nun immer einheitlicher und systematischer bis auf über 50000 Kilometer ausgebaut ward, dreierlei gebracht: eine bessere Ausstattung des Transportweges und des Transportmaterials, den doppelgleisigen Bau wichtigerer Linien und die Ausdehnung des Netzes auf die abgelegeneren Gebiete des platten Landes durch Begründung von Kleinbahnen. Was den ersten und auch zweiten Punkt betrifft, so hatte allein die Verwaltung der preußisch-hessischen Eisenbahngemeinschaft gegen Ende des Jahrhunderts etwa 29000 Kilometer in Betrieb und hierfür als Betriebsmittel zur Verfügung etwa 12000 Lokomotiven im Werte von einer halben Milliarde, 22000 Personenwagen im Werte von über 200 Millionen, sowie etwa 275000 Gepäck- und Güterwagen im Werte von 800 Millionen Mark.

Hinsichtlich des dritten Punktes aber war es von Bedeutung, daß inzwischen neben der Dampfkraft in der Elektrizität eine neue, unter Umständen recht billige bewegende Kraft gefunden worden war, die, in den Städten zunächst zur Verdrängung der Pferdebahnen angewandt, doch von da bald auch auf das Land auswanderte, sei es dadurch, daß großstädtische Kleinbahnnetze bis in die weitere Umgebung hinausgeführt wurden, sei es so, daß direkt ländliche Kleinbahnen entstanden. Es ist eine Bewegung, die mit der Entdeckung des dynamoelektrischen Prinzipes durch Werner Siemens im Jahre 1867 und der Herstellung der Gleichstrommaschine begann, und als deren früheſtes volles Ergebnis die erste elektrische Bahn der Welt im Jahre 1879 in Lichterfelde bei Berlin erbaut wurde. Seit-

dem haben sich die elektrischen Bahnen sehr vermehrt; schon Ende 1898 wurden innerhalb des Reiches über 1500 Kilometer gezählt. Doch ist die Anwendung des elektrischen Prinzipes auf Großbahnen noch immer ein Problem der Zukunft.

Im ganzen kann heute das Verhältnis der Eisenbahnlänge eines Landes zu seiner Fläche als ein ziemlich sicherer Maßstab der wirtschaftlichen Entwicklung überhaupt betrachtet werden. Wendet man diesen Maßstab an, so würde in Europa Belgien an erster Stelle stehen, nach ihm Großbritannien und das Deutsche Reich folgen, Frankreich endlich hinter diesen beiden zurückbleiben. Innerhalb des Reiches würde Sachsen führen; dann würden folgen Baden, Elsaß-Lothringen, Württemberg, Baiern, Preußen. Und nicht minder ist die absolute Eisenbahnlänge an sich geeignet, einen gewissen, freilich nur rohen Eindruck von dem Verhältnis der Wirtschaftsmacht der einzelnen Staaten zueinander zu geben. Gleichwohl mag dieser Eindruck hier vermittelt werden: denn schon er allein ist geeignet, gewisse Seiten eines auf deutschem Boden heute nicht seltenen wirtschaftlichen Chauvinismus zu beleuchten. Das Eisenbahnnetz der Erde hatte im Jahre 1900 eine Länge von 783610 Kilometern. Dabei standen die Vereinigten Staaten mit mehr als der Hälfte der Gesamtlänge obenan: 307112 Kilometer. Es folgten Europa mit ca. 280000 Kilometern, mit weit geringeren Zahlen Asien, Australien, Afrika. Nach Staaten gerechnet blieb, wie schon gesagt, die Union mit 307 Tausend Kilometern weit im Vordergrund; es folgten das Deutsche Reich mit 52, Rußland mit 45, Frankreich mit 43, Österreich mit 36, England mit 35, Italien mit 16 Tausend Kilometern.

Ehe indes die Eisenbahnen sich zum ersten Transportwege des festen Landes aufgeschwungen hatten, hatten sie längst einen modernen Konkurrenten zur See erhalten im Dampfschiff.

Die Dampfschiffahrt hat sich sogar im Grunde früher entwickelt als die Bahnfahrt; sie konnte im Jahre 1902 auf einen hundertjährigen Bestand zurückblicken. Es ist wie eine Wiederholung der Entwicklungsformen der älteren Verkehrswege und Verkehrsmittel; auch im Mittelalter waren, namentlich wenn

man von den Römerstraßen absieht, die der eigenständigen Entwicklung dieser Zeiten fremd sind, die Wasserwege früher brauchbar gewesen wie die Landwege. Und drängen nicht auch heute wiederum gewisse Tendenzen der Entwicklung dahin, die Wasserstraßen zu wichtigeren Verkehrswegen zu machen als die Landwege selbst in der Form der Eisenbahn? Man bedenke in diesem Zusammenhang, daß die Wasserfläche auf unserem Planeten die Landfläche bei weitem überwiegt; die Kontinente sind ja eigentlich nur Inseln im Meere, und jeder weltwirtschaftliche Horizont ist ein Horizont des Wassers. Zudem: wie außerordentlich ist die Tragfähigkeit der freien Straße des Wassers! Ein Eisenbahnwagen führt auf den deutschen Bahnen im allgemeinen 10 bis 12½, höchstens 15 Tonnen — in der Union baut man jetzt Doppelwagen bis zu 40 Tonnen —: was ist das aber gegenüber den Leistungen auch nur kleinerer Schiffe! Die Dampfer der Erde haben jetzt weit über 20 Millionen Tonnen Bruttogehalt: das entspricht der Tragfähigkeit von 1 bis 2 Millionen Eisenbahnwagen! Und selbst in der Geschwindigkeit ist der Landgütertransport dem zu Wasser nicht so durchaus voraus, als man von vornherein annehmen möchte. Schon auf dem Rhein gehen Güter auf längere Strecken, z. B. zwischen Mannheim und Holland, oft schneller als auf den Eisenbahnen, die den Strom begleiten. Und noch mehr schwindet der Unterschied auf dem Meere, wenn man alle Momente, z. B. auch den Zeitverlust des Wechsels zwischen Land- und Seefahrt bei großen Reisen, mit in Rechnung stellt. Es kann z. B. noch zweifelhaft sein, ob die Bahn Wien-Konstantinopel-Mesopotamien den Passagierdienst nach Indien und dem äußersten Osten zu Ungunsten des Suezkanals an sich reißen wird, wenn sie auch im Kurierdienst selbstverständlich einen Vorsprung erreichen wird.

Voraussetzung aber für diesen neuen Wettbewerb des Wassertransportes war der Übergang zur Dampfschiffahrt. Nun hat man in der Richtung auf das Dampfschiff schon seit dem 17. Jahrhundert experimentiert, von dem Augenblick an, da man der Kraft des Dampfes technisch ernstlicher nachging. Aber erst im Jahre 1802 stattete der Uhrmacher Fulton ein Schiff

mit Wattschen Maschinen aus. Und erst im Jahre 1807 richtete er die früheste, ziemlich regelmäßige Schiffahrt mit Raddampfern auf dem Hudson, zwischen New York und Albany, ein. Es war wohl zum ersten Male, daß die Neue Welt der Alten in der Entwicklung großer Erfindungen zuvorkam. Und auch die früheste Dampferfahrt über den Atlantischen Ozean wurde wiederum von den Vereinigten Staaten aus unternommen; im Jahre 1819 kreuzte die „Savannah" zum ersten Male das Meer. Ehe aber diese Fahrten noch häufiger wurden, erfand, in den zwanziger Jahren, der österreichische Forstbeamte Joseph Ressel die Schiffsschraube. Auch sie fand praktische Verwertung zuerst in den Vereinigten Staaten, während der dreißiger Jahre; aber nicht vor dem Jahre 1845 dampfte das erste Schraubenschiff, die „Great Britain", über den Ozean. Die erste regelmäßige Postdampferlinie zwischen England und Amerika hat dann, nach Übereinkunft mit der englischen Regierung, der Reeder Samuel Cunard im Jahre 1840 eröffnet. Im selben Jahre ging aber auch schon eine Segelschiffgesellschaft dazu über, die ostindische Post von Southampton nach Alexandrien mit Dampfern zu befördern; es sind die Anfänge der großen Peninsular and Oriental Steam Navigation Company.

In Deutschland sind die frühesten Versuche, eine Bodensee-Dampfschiffahrt einzurichten, im Jahre 1817 kläglich gescheitert; das einzige Schiff, das zunächst bereitgestellt werden sollte, und dessen Dampfmaschine aus England vergeblich erwartet wurde, mußte im Jahre 1821 auf Abbruch verkauft werden. Inzwischen begann, in den Jahren 1823—25, ein Konsul der Vereinigten Staaten in Bordeaux, Church, die großen Schweizer Seen, den Genfer, Neuenburger, Zürcher, mit Dampfbooten zu versehen. Unter dessen technischer Hilfe gelang es dann einer württembergischen Gesellschaft, seit dem Jahre 1824 auch auf dem Bodensee eine Dampfschiffahrt einzurichten: mit vielen Opfern, denn die Anfangsergebnisse waren in jeder Hinsicht gering. Und mit ähnlichen Schwierigkeiten hatte auch die Entwicklung der Dampfschiffahrt auf dem Rhein zu kämpfen.

Die älteste Seedampfergesellschaft nicht bloß auf deutschem

Gebiete, sondern auf dem ganzen Kontinent ist der Österreichische Lloyd gewesen (seit 1836); der Lloyd betrieb von Anbeginn regelmäßige Fahrten zwischen Triest und dem Orient. Ihm folgten in der Nordsee die Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktiengesellschaft (1847) und der Norddeutsche Lloyd, im Jahre 1857 von H. H. Meier in Bremen begründet. Doch wurde die Hamburg-Amerika-Linie anfangs noch mit Segelschiffen betrieben; erst 1856 wurden zwei Dampfschiffe eingestellt; dem folgte dann im Jahre 1858 der Norddeutsche Lloyd mit vier Dampfern. Und erst zu Anfang der siebziger Jahre kam zu den beiden großen deutschen Linien eine dritte, die Hamburg-Südamerikanische, hinzu. Heutzutage ist die Hamburgisch-Amerikanische Paketfahrt die größte Reederei der Welt (1901: 668 000 Dampfertonnen); und ihr nahezu gleich steht der Norddeutsche Lloyd.

Inzwischen aber ist die Dampfschiffahrt technisch weit über die Anfänge, die Jünglingszeit, die man bis etwa 1860 oder 1870 rechnen kann, hinausgewachsen. Vor allem die Schnelligkeit und die Tragfähigkeit der Schiffe hat außerordentlich gewonnen. Die Reise der „Savannah" zwischen Savannah und Liverpool im Jahre 1819 dauerte 840 Stunden: was als wunderbar rasch galt. Um 1830 kam man für die europäisch-amerikanische Überfahrt schon mit 730 Stunden aus; 1840 wurden es etwa 600 Stunden. 1858 war es ein großer Triumph der Hamburg-Amerika-Linie, als ihr Dampfer „Hammonia" nur etwa 300 Stunden brauchte. Heute, nach Einstellung der deutschen Schnelldampfer, mit denen zuerst der Norddeutsche Lloyd im Jahre 1895 vorgegangen ist, ist man bei 130 Stunden angelangt — weniger als ein Sechstel der Zeit vor 80 Jahren. Und wo sind gar Bestimmungen der Überfahrtsverträge geblieben, wie die, daß für den Fall des Todes des Fahrgastes in der ersten Hälfte der Fahrt der Fahrpreis zurückvergütet werden würde, während, wenn er in der zweiten Hälfte stürbe, dieser Preis verfallen sei? Was aber die Entwicklung der Tragfähigkeit angeht, die auch bei den Segelschiffen sehr zugenommen hat, so bieten vielleicht die folgenden Angaben einen richtigen

Eindruck oder wenigstens Anlaß zu lehrreichen Vergleichen. Im Jahre 1798 wurden 38000 Mann französischer Landungstruppen nach Ägypten auf 330 Fahrzeugen übergeführt. Zum Transport von 30000 Franzosen nach der Krim im Jahre 1855 waren 172 Schiffe erforderlich. Die deutschen Truppen, die im Jahre 1900 in der Stärke von etwa 22000 Mann nach China gingen, wurden auf 20 Schiffen befördert.

Im übrigen ist klar, daß eine so bedeutende Entwicklung der Dampfschiffahrt nur mit Hilfe des technischen Ausbaues der Dampfschiffe und zahlreicher Verbesserungen namentlich der Schiffsdampfmaschine ermöglicht werden konnte. Gleichzeitig hiermit aber gingen die schiffahrttreibenden Völker naturgemäß auch immer entschiedener zur Dampfschiffahrt über. Doch ist deshalb die Segelschiffahrt keineswegs auf dem alten Standpunkte stehen geblieben; vielmehr hat auch sie sich, und gerade besonders im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, technisch so stark weitergebildet, daß sie für gewisse Frachten den Dampfern erfolgreich Stand hält. Zunächst wurde das Holz im Bau vielfach durch Eisen ersetzt, darauf wurde die Bauform unter genauer Berechnung ihrer mechanischen Bedingtheit wesentlich verbessert und die Segeltüchtigkeit erhöht. Dazu kamen dann noch bemerkenswerte Verbesserungen in den Kursen; sie wurden viel genauer als früher unter Berücksichtigung günstiger Meeresströmungen und herrschender Winde bestimmt. Unter dem Zusammenwirken aller dieser Maßregeln und gleichzeitiger starker Zunahme der Tragfähigkeit und Größe der Schiffe wurden schließlich Wirkungen erzielt, unter denen die Fahrtdauer auf etwa die Hälfte und die Seefracht auf etwa ein Drittel der früheren Sätze herabsanken.

Es sind Errungenschaften, die natürlich, ähnlich wie die Fortschritte im Baue der Dampfer, ebensosehr auch der Binnenschiffahrt zu gute kamen. Und auf diesem Gebiete trafen sie, seit Ausgang der siebziger Jahre etwa, mit einer Bewegung zusammen, die gegenüber den Eisenbahnen von neuem die Bedeutung der Wasserstraßen, vor allem auch der künstlichen, für den Transport besonders wichtiger, schwerer und voluminöser

Erzeugnisse, wie für Getreide, Eisen oder Kohle, zu betonen begann und ein neues Zeitalter des Kanalbaues einleitete.

Diese Bewegung ging, seit etwa Mitte der siebziger Jahre, zunächst von den Vereinigten Staaten aus. Hier fand man, daß das Monopol der großen Eisenbahngesellschaften wirksam nur durch große Wasserwege zu bekämpfen sei, auf denen freierer Wettbewerb der Schiffer herrschen könne. Zudem ergab sich in den Vereinigten Staaten schon zu dieser verhältnismäßig frühen Zeit, daß einzelne Eisenbahnen tatsächlich der Entlastung durch neue Wasserwege bedurften. Begünstigt wurden die Absichten des Kanalbaues auch durch die Möglichkeit der Verbindung der Kanäle mit den außerordentlich vorteilhaften natürlichen Wasserwegen des Landes (Seengebiet und Mississippi). Bald darauf, im Jahre 1878, hat dann in Frankreich Freycinet als Arbeitsminister ein großes Kanalprogramm entwickelt. In Deutschland begannen zuerst diejenigen Kreise auf Kanäle hinzuweisen, die von den Ergebnissen der Eisenbahnverstaatlichung der siebziger und achtziger Jahre weniger befriedigt waren; bald darauf alle, die an billigem Massenverkehr wie an den industriellen Aufgaben des Kanalbaues interessiert schienen; schließlich, zur Entlastung ihres Dienstes, auch die Eisenbahnverwaltungen selbst.

In der Tat haben die Kanäle und die natürlichen Wasserwege, die man durch Regulierungen, Baggerungen, Schleusen- und Hafenanlagen künstlichen immer ähnlicher gemacht hat, im Verlaufe der Entwicklung des letzten Menschenalters und schon zuvor durch die Eisenbahn nicht verloren, sondern, auch auf deutschem Boden, gewonnen, und zwar im Sinne einer gegenüber früher veränderten Bedeutung. Der Bahntransport hat in dem Verkehr mit den Erzeugnissen des Bergbaues, mit Baustoffen, mit Urprodukten und anderen Massengütern solche Ausdehnung gewonnen, daß er in einigen Gegenden durch die Eisenbahnen allein kaum noch bewältigt werden kann. Er fordert also einen Ergänzungsverkehr: und dieser kann, nach Lage der Dinge, kein anderer sein als ein Wasserverkehr auf neuen, zum rascheren Transport schwerer und umfangreicher Güter wohl

geeigneten Kanälen. So ist z. B. das rheinisch-westfälische Industriegebiet, obwohl es nur 0,7 vom Hundert der Fläche des Deutschen Reiches ausmacht, doch um die Wende des 19. Jahrhunderts mit etwa 40 % am gesamten deutschen Eisenbahnverkehr beteiligt gewesen: so daß sein Güterverkehr, auf den Flächeninhalt berechnet, den deutschen Durchschnittsverkehr ungefähr gerade um das Hundertfache übertraf. Mußten da nicht die Wasserwege zur Entlastung herangezogen werden?

In der Tat hat sich unter dem Drang dieser und verwandter Verhältnisse allenthalben im Reiche, wo er in modernen Dimensionen möglich war, der Wasserverkehr unverkennbar gehoben. So allein in den sieben Jahren von 1880 bis 1887 auf der Spree um 43½ %, auf der Elbe bei Schandau um 122 %, auf der Weser bei Bremen um 100 %, auf dem Rheine bei Emmerich um 58½ %, bei Mannheim in Ankunft von Gütern um 132, in Abgang um 289 %. Im ganzen ist der Verkehr auf den etwa 10000 Kilometer langen Wasserstraßen des Reiches in den letzten 25 Jahren des 19. Jahrhunderts von 2⁹/₁₀ Milliarden Tonnenkilometern auf etwa 11½ Milliarden gestiegen: hat sich also fast vervierfacht. Damit hat sich selbstverständlich auch die Schiffahrt als solche geändert: die Fahrrinnen wurden vertieft, neue Schleusen und Häfen angelegt, neue Bewegungskräfte, vor allem Dampf und Elektrizität, eingestellt und namentlich auch die Schiffsgefäße selbst ganz anders gestaltet. So betrug z. B. die normale Tragfähigkeit eines jeweils modernen Rheinkahns in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts etwa 100 Tonnen, später 200 bis 400 Tonnen, jetzt etwa 1500 Tonnen. Ein Schiff mit 1500 Tonnen aber ersetzt schon mehrere Güterzüge. Und es gibt jetzt Kähne sogar zu mehr als 2000 Tonnen. Es sind Ausmessungen, die heute schon wieder einen Rhein-Seeverkehr erlauben. So fährt z. B. seit Beginn etwa unseres Jahrhunderts schon eine beträchtliche Anzahl kleiner Dampfer, die verschiedenen Gesellschaften gehören, zwischen Köln, Bremen, Hamburg und den Ostseehäfen, und andere Dampfer gingen schon früher von Köln nach London. Segelschiffe aber sind gelegentlich von London gar bis Ehrenbreitstein-Oberlahnstein gekommen.

Alle diese Erfahrungen, Anfänge erst eines modernen Binnenverkehrs zu Wasser, forderten nun zu erneutem systematischen Kanalbau auf: als nötig erschienen seit mindestens den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts Kanäle, die weite Strecken verbinden, und die es Schiffen bis mindestens zu 600 Tonnen Tragfähigkeit gestatten, mit einer Geschwindigkeit von wenigstens 5 Kilometer auf die Stunde zu verkehren. Und man weiß, wie die neuere Kanalpolitik Preußens und auch Baierns auf den Bau solcher Wasserstraßen hingedrängt hat und noch hindrängt[1].

Soll nun aber die Darstellung, nachdem sie die Entwicklung der modernen Verkehrswege und Verkehrsmittel bis zur Gegenwart geführt hat, auch noch einen Blick werfen auf modernste so verschiedenartige Verkehrsmittel wie Rolltreppe und Rollweg, Fahrrad und Automobil, Luftballon und Drachen — Verkehrsmittel teilweis erst und teilweis vielleicht niemals der Zukunft? Und soll sie versuchen, auf so heterogene Folgen einer immer weitergreifenden Entwicklung hinzuweisen, wie etwa auf die steigende Pietät gegen die Tiere, die einmal das Ergebnis des „Automobilismus" sein könnte, oder auf die „mehr-etagige" Anordnung der Verkehrswege und Verkehrszentren (Bahnhöfe u. s. w.), die man von der Zähmung des Luftballons erwartet? Lassen wir uns daran genügen, in der Muse der Geschichte eine rückwärts gewandte Prophetin zu sehen, so sehr ihre Jünger gelegentlich wohl die Worte Goethes, des Kanalschwärmers von ehedem, nachempfinden mögen:

Ja, wäre nur ein Zaubermantel mein
Und trüg' er mich in fremde Länder,
Mir sollt' er um die köstlichsten Gewänder,
Nicht feil um einen Königsmantel sein.

Denn was nützt dem Historiker für ein volles Verständnis des Vergangenen seine angebliche Beherrschung der Zeit, gebietet er nicht zugleich über die Herrschaft des Raumes?

---

[1] Genaueres s. Ergänzungsbd. II, 2. Wenn jüngere Erfahrungen in Frankreich dem modernen Kanalverkehr abgünstiger zu sein scheinen, so hängt das damit zusammen, daß dieser sich in Frankreich zum großen Teile auf unmodernen oder nicht genügend modernisierten Kanälen vollzieht.

Dem Praktiker freilich, dem Diplomaten, dem Unternehmer, dem es ſich an erſter Stelle nicht um Anſchauung fremder Räume, ſondern um Willensäußerungen in die Ferne handelt, ſteht wohl ein Zaubermittel ſchon bereit: im Telephon und im Telegraphen. Denn erſcheint hier nicht, unter terreſtriſchen Verhältniſſen, die Trägheit der Materie aufgehoben, der Raum gleichſam verſchluckt vom Augenblicke?

Dennoch hat es längere Zeit gedauert, ehe dieſe bisher koſtbarſten aller elektriſchen Erfindungen Gemeingut wurden. Erſt 1839 wurde der Telegraph überhaupt praktiſch eingeführt, auf einigen engliſchen Bahnen. Dann folgte in Deutſchland zuerſt die Rheiniſche Bahn, 1843. Und von nun an ging es, zunächſt aber nur in Mitteleuropa, leidlich vorwärts. Im Jahre 1865 hatte der deutſch-öſterreichiſche Telegraphenverein etwa 5000 Meilen telegraphiſcher Leitungen in Betrieb; und die Zahl der Depeſchen hatte ſich in Preußen von 35 000 im Jahre 1850 auf anderthalb Millionen im Jahre 1865 geſteigert. Im ganzen war damit der europäiſche Verkehr ſo ſtark geworden, daß zu ſeiner Regelung beſondere internationale Vertragsabſchlüſſe, der erſte zu Paris wiederum im Jahre 1865, notwendig wurden. Und inzwiſchen hatten Kabel auch die Kontinente und große wie kleine Inſeln der Erde zu verbinden begonnen. Zwar ein erſtes Kabel, zwiſchen Dover und Calais im Jahre 1850 gelegt, hatte verſagt. Indes: quid volentibus arduum? Bald wurde eine zweite, brauchbare Verbindung hergeſtellt. Auch das erſte transatlantiſche Kabel vom Jahre 1858 verſagte. Aber das vom Jahre 1865 blieb im Dienſte. Und nun kam eine Zeit reißenden Ausbaus der großen Kabel; 1866 und 1869 ſchon wurden weitere atlantiſche Kabel gelegt, und ihnen folgten ſeit 1871 Kabel durch den Indiſchen und Großen Ozean nach China und Auſtralien. Zugleich trat beſcheiden neben ſie ein Syſtem der Landkabel, das zuerſt im Deutſchen Reiche, ſeit 1876, erprobt ward. Von Seekabeln iſt ſeitdem eine erdrückende Fülle, zumeiſt mit engliſchem Kapital und unter engliſchem Einfluſſe, gelegt worden; weit über ein Tauſend verbanden ſchon gegen Ende des 19. Jahrhunderts das alternde Europa mit den anderen

Weltteilen, und die Länge aller wurde etwa auf 35 000 Kilometer berechnet.

Inzwischen aber, während diese 35 000 Kilometer Kabel und etwa anderthalb Millionen Kilometer Draht, alle Hindernisse der Tropen wie der arktischen Zonen, der Wüsten wie der Meere, der Gebirge wie der Ströme mißachtend, das gemeinte Wort mit der Schnelligkeit fast des Meinens selbst durch die Welt trugen, trat neben den Telegraphen ein in der Praxis noch weit rapideres Verkehrsmittel, das Telephon. Das Telephon, im Jahre 1860 von Philipp Reis in Frankfurt am Main erfunden, hat die überraschend einfache Einrichtung von heute erst 1876 durch Graham Bell in Boston erhalten. Alsbald nach dieser Verbesserung begann es seinen Triumphzug durch die Welt: zuerst für den Gebrauch auf kleine Entfernungen, so etwa wie die elektrischen Nahebahnen neben die Dampffernbahnen traten, dann auf immer weitere Distanzen, bis zum fast völligen Wettbewerb mit dem älteren Bruder, dem Telegraphen. Und seine Wirkung war außerordentlich. Was bedeutet nicht im Börsenverkehr die Differenz einiger Stunden? Sie aber wurde im Fernsprechverkehr gegenüber dem Telegraphenverkehr gewonnen, und diese Veränderung hat eine jüngste Revolution, namentlich im Sinne einer Vergrößerung der Solidität der Börsengeschäfte, herbeigeführt. Wird so neben der Eisenbahn auch einmal die elektrische Fernbahn besondere und neue Wirkungen entfalten? Und wird, wie neuerdings Marconis Erfindung der drahtlosen Telegraphie (1897) die an den Draht gebundene Zwangsläufigkeit des elektrisch vermittelten Gedankens und Befehles aufhob, so auch einmal das freie Automobil auf freier Straße die Zwangsläufigkeit der Spurbahn beseitigen zu Gunsten individuellster Überwindung des Raumes?

Denn ein gewisser Parallelismus besteht in der Entwicklung all der Bahnen und Maschinen, die Entfernungen — und mit ihnen den Zeitverbrauch — verkürzen, verzehren, „fressen“: ein Parallelismus, der bedingt ist durch eine innerste Triebfeder menschlicher Entwicklung, den Wunsch nach Herrschaft über den Raum in jeglicher Hinsicht.

2. Wenn wir aber bisher von tausend modernen Dingen gehört haben, von Kunststraßen und Eisenbahnen und Dampfschiffen und Kanälen der Neuzeit, von Telegraph und Telephon: haben wir dann schon das ganze Geheimnis der Entwicklung der modernen Verkehrsorganisation durchdrungen?

Es gibt noch andere Mittel und Teile dieser Organisation, die weit tiefer hineinführen in die moderne Seele und die moderne Wirtschaft. All die aufgezählten Verkehrswege und Transportvorrichtungen sind nur dazu da, abgesehen von den Personen materielle und immaterielle Waren, Güter und Nachrichten — dies Wort im weitesten Sinne genommen — zu vermitteln. Güter und Nachrichten selbst aber sind wiederum nur gleichsam Symbole von Werten und insofern Gefäße des Verkehrs: und in dieser Hinsicht sind auch sie anders geworden als zuvor.

Schon frühere Zeiten hatten zunächst für die Güter (und auch für die Nachrichten, insofern sie Ware waren) einen gemeinsamen Ausdruck, eine Tauschnorm, einen Nenner, auf den sie alle gebracht werden konnten, gefunden: das Geld. Ist nun das Geld in modernen Zeiten dasselbe geblieben wie ehedem? Und bereits manche Jahrhunderte vor uns hatten auch der Nachricht an sich, abgesehen davon, ob sie Ware ist oder nicht, besonders flüssige, weithin reichende Formen gegeben: die Schrift in grauer Vorzeit, den Druck seit dem 15. Jahrhundert. Sind diese Formen nicht weiter entwickelt worden?

Wenn aber die Tauschform und die Formen der Nachricht sich gewandelt haben, gewandelt in ungleich flüssigere Gestalten als je zuvor: muß dann nicht auch ihre Vermittlung durch Raum und Zeit eine andere geworden sein, auch noch ganz abgesehen davon, daß ihnen Chausseen, Eisenbahnen, Dampfschiffe, Kanäle, Telegraph und Telephon Bahnen und Transportarten von einer Bequemlichkeit und Geschwindigkeit zur Verfügung stellten, die keine Vorzeit kannte? Es sind Fragen, bei deren vollem geschichtlichen Ausdenken Einem alsbald entgegentritt, was die letzten Menschenalter von allen früheren wenigstens auf einem wichtigen Punkte innerlich scheidet.

Beginnen wir mit der Nachricht, der Mitteilung. Hier hat man sich zunächst keineswegs mit der gegen Schluß des Mittelalters gefundenen Form des Druckes beruhigt, so wunderbar diese, entwicklungsgeschichtlich betrachtet eine überaus frühzeitige Errungenschaft, den Bedürfnissen auch noch der nächsten Jahrhunderte gerecht wurde. Vielmehr sind im 19. Jahrhundert Verbesserungen des Druckes erreicht worden, die eine nochmalige Verflüssigung der durch den Druck des 15. Jahrhunderts erzielten Nachrichtenform bedeuten: dem Schnellpressendruck, den König im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts erfand — noch jetzt blüht die Fabrik König und Bauer bei Würzburg —, folgte in den sechziger Jahren die Einführung der Rotationspresse namentlich für den Druck der Zeitungen.

Neben den Druck aber ist, vornehmlich im Verlaufe der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, noch eine weitere Grundform zur Verbreitung von Nachrichten in ganz anders eindringender Weise als je zuvor getreten: das Bild. Ist es ein Zufall, wenn jedesmal der Erfindung neuer Schriftverflüssigung im Druck auch Erfindungen neuer Bildverbreitung parallel gelaufen sind? Denn neben dem Drucke des 15. Jahrhunderts sind Holzschnitt und Kupferstich und Radierung, die ersten großen Formen der polygraphischen Gewerbe, entwickelt worden. Gewiß lag damals wie im Verlaufe der Bewegung des 19. Jahrhunderts das gemeinsame Bedürfnis erhöhter Verflüssigung von Mitteilungen zu Grunde. Und wie wird dies Bedürfnis gerade vom Bilde erfüllt! Während die Sprache, als vornehmlich in der Zeit befindlich, und ihr folgend alle Schrift und aller Druck nur successiv, sozusagen in nur einer Ausdehnung, gleichsam linear unterrichten, macht das Bild seine Mitteilungen in zwei Dimensionen, quadratisch, im Sinne eines gleichzeitigen Nebeneinanders der Dinge. Es erlaubt daher in vieler Hinsicht eine viel raschere und auch bequemere Kenntnisnahme, die zugleich auch eingehender sein kann, weil die Erscheinungen in einer viel größeren Anzahl gegenseitiger Beziehungen unmittelbar entgegentreten als in der Schrift. Darum wird heute das Bild überall angewandt, wo es sich um rasche und allseitige

Information handeln ſoll. Und wie angenehm iſt dieſe Information zugleich gemacht worden! Die modernen polygraphiſchen Gewerbe haben es dahin gebracht, ſelbſt für Mitteilungen rein wirtſchaftlicher Natur — z. B. ſolche der Reklame — die Kunſt heranzuziehen und dadurch die Benachrichtigung zugleich zur ſinnlich wohlgefälligen zu geſtalten.

Die moderne Entwicklung der polygraphiſchen Gewerbe geht auf die Erfindung der Lithographie durch Aloys Senefelder zurück: Senefelders Verſuche und Erfolge (etwa 1785—1799) ſind in vieler Hinſicht grundlegend und vorbildlich geweſen für zahlreiche moderne Verfahren. Ein weiteres entſcheidendes Ereignis war dann die Entwicklung der Photographie: die Mechaniſierung der Erzeugung von Bildern: im Auguſt 1839 teilte Arago die bis dahin geheim gehaltene Erfindung Daguerres mit. Dem folgte dann, nach einer Jugendzeit, ſeit etwa 1870 eine rapide Entwicklung zunächſt der Photographie: jetzt kamen Mikrophotographie und Augenblicksaufnahme auf, und mit ſtets ſchnelleren Schritten nahte man ſich dem Geheimnis der Photographie der Farben. Zugleich aber oder wenigſtens bald darauf begannen auch die unzähligen neueren Reproduktionsarten auf photographiſcher Grundlage entwickelt zu werden: die Photolithographie, die Heliogravüre, der Lichtdruck, die Phototypie, der Dreifarbendruck u. ſ. w.

War es aber bei dieſer Entwicklung der polygraphiſchen Gewerbe mit der Verflüſſigung der bildlichen Mitteilung allein getan? Ein anderer Vorteil kam hinzu: gegenüber Sprache und Schrift und Druck iſt das Bild international: ſo gut als allgemein verſtändlich. Welch ein Vorſprung ſelbſt vor der verflüſſigten Druckwiedergabe der Sprache in einer Entwicklungszeit der Weltwirtſchaft! Nur die Begründung einer gemeinſamen Weltſprache könnte ihn ausgleichen. Nun weiß man, daß das Phantom der Weltſprache ſchon in früheren Jahrhunderten die erlauchteſten Geiſter gefeſſelt hat; es ſei nur an Leibniz erinnert. Und es gibt auch jetzt ſchon gewiſſe gleichſam weltſprachliche Anfänge, ſei es, daß ſie ſich ganz allgemein auf gewiſſe ausgewählte Begriffe der Sprache beziehen, ſei es, daß

sie, an sich einen ganzen Begriffsschatz bergend, wenigstens gewisse große Völkerkreise umfassen. In erster Hinsicht wären die Ziffernsprache und der Flaggenkodex zu nennen, auch die Notenschrift gehört in gewissem Sinne in den gleichen Bereich. Nach der anderen Seite lassen sich die Schrift der Chinesen und Japaner wie einst die Hieroglyphen Ägyptens anführen: doch ist charakteristisch für sie, daß sie das eigentliche Problem einer Weltsprache nicht lösen, da sie ursprünglich nichts sind als ungeheuer ausgedehnte und komplizierte Sammlungen von Bildern. Soll aber eine wirkliche Weltsprache durchgeführt werden, so muß sie anknüpfen an Laut und Buchstabe als die arbeitsteilig entwickelten Verflüssigungselemente der Sprache, muß sein eine Sprache selbst. Und bekanntlich sind von dieser Grundlage aus schon zahlreiche Versuche zur Entwicklung einer Weltsprache gemacht worden; in Deutschland gehört das Volapük in diesen Zusammenhang, anderwärts das Esperanto. Der Beweis der Möglichkeit einer Weltsprache im Sinne eines allgemeinen Verständigungsmittels ist damit jedenfalls geliefert worden. Aber die Durchführung? Der Historiker vermag nur festzustellen, daß das Bedürfnis besteht und zunimmt. Als im Jahre 1900 gelegentlich der Weltausstellung Angehörige der verschiedensten Nationen zu Paris in den verschiedensten Kongressen zusammentraten und bei dieser Gelegenheit die Schwierigkeit der Verständigung fühlten, gab das Anlaß zur Einsetzung einer Kommission, die der Frage nach Einführung einer dem internationalen Gedankenaustausch dienenden Sprache nahe treten sollte. Sie fand später in der jüngst begründeten Association internationale des Académies ihren Stützpunkt. Und sie hat seitdem rührig geworben und eine große Anzahl von bedeutenden Anhängern gewonnen.

Wenn aber so der Verlauf des 19. Jahrhunderts und nicht minder die Anfänge des 20. Jahrhunderts eine starke und unzweifelhaft fortschreitende Bewegung hin auf die Verflüssigung und Vereinheitlichung zugleich der Form immaterieller Werte gesehen haben, so ist die Entwicklung, die auf die Vereinheitlichung und Verflüssigung der materiellen Güter hinausläuft,

schon viel älter. Sie ist identisch mit der Geschichte des Geldes. Denn was ist Geld, in Zeiten seiner ausgeprägten Entwicklung, anderes, als ein gemeinsamer Maßstab für alle Güter, die überhaupt wirtschaftlich bewertet werden können, als eine Form gleichsam, in die man jedes Gut verwandeln kann, und zwar eine besonders handliche, leicht übertragbare Form?

Geld in diesem Sinne ist freilich in den zentraleuropäischen Kulturen noch keineswegs so alt, wie man wohl meinen möchte. Erst im 12. bis 14. Jahrhundert wird es aus jenem Gelde, das nur regelmäßigeres Tauschmittel eines geringen Handels und Material der Schatzaufhäufung war, entwickelt: mit steigendem wirklichen Handel; erst von da ab wird auch ein System von Münzen, nicht bloß mehr eine einzige Münze, ausgeprägt, der Goldgulden als Münzeinheit für den größeren Verkehr und darunter Groschen und Pfennig. Aber alsbald regt sich auch schon der Ersatz der Münze überhaupt durch Kreditpapiere verschiedener Form; der Kredit als noch flüssigere und bequemere Austauschform beginnt aufzutreten; wesentlich zunächst mit aus Gründen der Unsicherheit; große Münztransporte ließen sich auf weitere Entfernungen nicht ohne Gefahr durchführen.

Im höchsten Grade Tauschform, und nicht bloß als Ersatz für die Münze, sondern als Austauschform für Vermögensrechte und Forderungen jeder Art, ist der Kredit aber doch erst im Geldwesen des 19. Jahrhunderts geworden; und jetzt war es zunächst die Ungeheuerlichkeit der Umsätze, die seine ständige Anwendung veranlaßte. Man hat den Weltvorrat an Goldmünzen und münzbaren Goldbarren gegen Ende des 19. Jahrhunderts auf annähernd 14 Milliarden geschätzt. Aber allein bei der Deutschen Reichsbank wies der Giroverkehr im Jahre 1900 rund 140 Milliarden auf, daneben im Clearing rund 29 Milliarden. Ähnlich, nur noch in weit gewaltigeren Äußerungen, vollzieht sich der Verkehr in den führenden Ländern englischer Zunge. Kann da noch gesagt werden, daß Münze als Geld die Welt regiert? Von den 14 Milliarden Vorrat zirkuliert vielleicht die Hälfte; die Hälfte mag in Bankgewölben ruhen. Und diese 7 Milliarden Gold erscheinen genügend als Unterlage für einen um das Hundert-

und Mehrfache größeren Verkehr. Die Münze ist im Großverkehr eigentlich nur noch Symbol des Geldes, nicht mehr Geld selber: der aktuellere, flüssigere, bequemere Kredit ist sozusagen an ihre Stelle getreten.

Und im Kleinverkehr ist es nicht anders gegangen. Unsere Silbermünze ist heute durch das Fallen des Silberpreises in einem Grade entwertet, daß die aus ihr geprägten Stücke etwas von dem Wesen einer bloßen Geldmarke, eines metallenen Papiergeldes gleichsam angenommen haben. Man kennt die volkswirtschaftlichen Folgen solcher Entwertungen in früheren Zeiten, der Münzverrufe des Mittelalters, der Münzverschlechterungen des Absolutismus: vollste Bestürzung, ein unsägliches Gewirr von Kleinkursen, langandauernde Krisen, chronische Erkältungszustände gleichsam der Volkswirtschaft. Die durch den Staatskredit geschützte Münze der neuesten Zeiten wird dagegen ohne Schwierigkeit genommen, ist Symbol geworden des Kredites als Geldes.

So kann man in Summa sagen: wie beim Schmelzen des Eisens im Thomas-Gilchrist-Verfahren die Erze in der Birne suspendiert gehalten werden durch die heiße Luft des vom Boden her in sie hineinwirkenden Gebläses, so wird unser Geldsystem suspendiert gehalten durch die ständig treibende und schmelzende Gewalt der Summe von Krediten, die hinter ihm stehen: des Staatskredites, des Nationalkredites, des Kredites, wie er aus der bestehenden Besitz- und Arbeitsteilung und ihrer Wirkung nach innen wie in die Welt hinein hervorgeht. Die Grundgewalt ist heutzutage diese Summe alles Kredites, ihr Ausdruck der jeweilige Stand des Geldes. Und hier sehen wir nun auch hinein in den innersten Komplex der Ursachen, denen die Entwicklung des Kredites zu seiner heutigen Stellung verdankt wird. Gewiß ist dieser Kredit an sich schon notwendig wegen der ungeheuren Ausdehnung und Schnelligkeit der modernen Geschäftsabschlüsse. Aber entstehen konnte er in seinem heutigen Umfang doch nur durch die Anwendung eines immer höher gesteigerten wirtschaftlichen Abstraktionsvermögens, das es schließlich fertig brachte, alle wirtschaftlichen Werte überhaupt, einschließlich so

verwickelter und schwankender wie derjenigen einer Staatsmacht und eines nationalen Wirtschaftslebens auf einen einzigen Ausdruck, und zwar einen so labilen und frei konstruierten, wie den anfangs nur auf kaufmännische Geschäfte bezogenen Kredit, zu bringen.

Ist dies der innerliche Vorgang, so ergibt sich schon aus seinem Charakter als einer nicht auf einmal abgeschlossenen, sondern allmählich anschwellenden und niemals ganz zu Ende gehenden psychischen Erscheinung, daß der Eigenwert des Goldes und Silbers als des inneren Wertes der Münzen sich in diesem Prozeß zwar stark verflüchtigt hat, immerhin aber noch keineswegs ganz verschwunden ist. Stockt der psychische Prozeß, zeigt sich Gefahr für die ewig notwendige, nie zu unterbrechende Neu- und Fortbildung des Kredites, entstehen schwere Krisen, so wird der Metallwert der Münzen von neuem deutlich hervortreten. Aber einen Verfall des modernen Wirtschaftslebens würde es bedeuten und zugleich auch einen Verfall wichtigster praktischer Übung der intellektuellen Feinfühligkeit, wenn dies dauernd geschähe.

Im übrigen sind die neuen Tauschmittel des Kredits, sieht man etwa vom Staatspapiergeld, von der Banknote und einigen anderen seltneren Formen ab, naturgemäß zuerst allein in der Kaufmannschaft, in den modernsten Kreisen des Wirtschaftsdaseins seit dem 14. und 15. Jahrhundert, entwickelt worden, ehe sie Allgemeingut geworden sind. So vor allem der Wechsel und der Scheck. In welcher Form sie neuerdings in den gemeinen Verkehr übergeführt worden sind, läßt sich am besten vielleicht an der Geschichte des Schecks verfolgen. Der Scheck war ursprünglich insofern eine kaufmännische Einrichtung, als im allgemeinen nur Kaufleute mit einer Schrift Zahlungen bei einem bestimmten Bankhause anwiesen auf Grund eines Kredits, den sie bei diesem Bankhause hatten. Aber diese Anweisungen wurden dann immer gewöhnlicher, wurden von jedem Kapitalisten benutzt und übertrafen schließlich die durch Münze bewirkten Zahlungsanweisungen um das Hundertfache. Da bemächtigte sich das verbreitetste Verkehrsinstitut, die Post, der Vermittlung

solcher Anweisungen und machte dadurch den Scheck zum Gemeingut aller: er trat als allgemeines Tauschmittel, als eine neue Art des Kreditgeldes neben die älteren Tauschformen. Das Wesentliche des Vorganges ist also die Erfindung eines neuen Tauschmittels allgemeiner Geltung zunächst durch die vornehmlich tauschenden Kreise, die Kaufleute, und die Ausdehnung dieser Erfindung schließlich auf alle: derselbe Vorgang, der sich einstmals bei der Erfindung der Münze abgespielt hat und sich heute in der Entwicklung auch anderer Kreditformen zu allgemeinen Tauschformen wiederholt.

Das allgemeine Ergebnis aber ist, daß sich die Möglichkeiten des Tausches und die Möglichkeiten, jeden wirtschaftlichen Wert in Tauschformen auszudrücken, vornehmlich im Verlaufe des 19. Jahrhunderts unendlich erhöht haben, sowohl was die Präzision als auch was die Zahl der Transaktionen angeht: eine früher ungekannte Flüssigkeit des Güterumsatzes ist erreicht: die feinsten und die gröbsten, die nächsten und die fernsten Bahnen des Austausches stehen frei; und fast könnte man sagen, daß, wie einst vor der geldwirtschaftlichen Zeit ein Zeitalter massigen und gegenständlichen Tausches von Objekt gegen Objekt herrschte: so heute ein Zustand eingetreten sei, in welchem eine durch die verschiedensten Kreditformen vermittelte neue, von der Massivität der Objekte gleichsam abstrahierende Tauschwirtschaft herrsche.

3. Wenn aber so der Gegenwart im groben wie im feinen eine fast unübersehbare Masse von Verkehrswegen und Verkehrsmitteln zur Verfügung steht, so bedurfte es um so mehr einer sicheren und klaren Organisation der Benutzung dieser Wege und Mittel, sollte die volle Höhe modernen Wirtschaftslebens erreicht werden. Sehr schwierige Aufgaben lagen hier vor; neben der Schnelligkeit, Pünktlichkeit und Billigkeit des Verkehrs war dessen Kontinuität, Ineinandergreifen und Vielseitigkeit zu sichern; nur unter Anwendung gewisser Zwangsmittel ließen sich einige dieser Aufgaben durchführen: und so arbeiteten staatliche und autonome Kräfte gemeinsam an ihrer

Lösung. In welchem Sinne dies im Verlaufe der nächsten Vergangenheit geschehen ist, mag in der Darstellung der Geschichte zweier der wichtigsten hierhergehörigen Organisationen, der Post und der Börse, zum Ausdruck gelangen.

Die Posten sind in Deutschland und in der heutigen europäischen Staatengemeinschaft überhaupt entstanden wie in den antiken Staaten des Mittelmeeres und den orientalischen Despotieen: aus dem Bedürfnis der Regierungen, Nachrichten und Werte rasch und regelmäßig in die verschiedenen Teile des Reiches abgeben und aus ihnen empfangen zu können. Neu war in der modernen Entwicklung im allgemeinen nur, daß bei dem schon reger entwickelten Handel zur Zeit des beginnenden Absolutismus, der die Staatspost brachte, zugleich das Bedürfnis auftrat, Privatnachrichten mitbefördert zu sehen. Diesem Bedürfnis gab man in Deutschland seit dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts in geordneter Form nach; gegen geregeltes Entgelt wurden zunächst Privatbriefe mitbefördert; dazu trat im Laufe des 17. Jahrhunderts auch der Personentransport in Kutschen und der Transport verpackter Stückgüter. Und hiermit begann zugleich, etwa seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, die eigentliche technische Ausbildung der Post in den Fahrmitteln und in der Verwaltung. Seitdem haben dann bis in die vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts hinein nur wenige grundsätzliche Fortschritte Platz gegriffen: nichts charakteristischer, als daß in Sachsen, dem Lande der Leipziger Messe, von 1713 bis 1859 ein und dieselbe Postordnung gegolten hat.

Die Einrichtungen dieser Periode waren nach unseren Begriffen noch sehr ursprünglich. Die Post war nur an einigen Tagen der Woche offen; es war die Zeit, da sich die noch heute gelegentlich von alten Leuten gehörte Redensart „um einen Posttag zu spät" bildete, als Vorläuferin des moderneren „um einen Augenblick zu spät". Briefträger gab es nicht; Briefkasten kamen erst nach 1850 allgemeiner auf; unter allen Umständen mußte man selbst nachsehen, ob auf der Post etwas angekommen war oder nicht. Und meist war nichts angekommen! Denn Briefe waren noch eine Seltenheit, von Telegrammen

nicht zu reden, die als Privattelegramme in Deutschland überhaupt erst seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zulässig wurden. Im Jahre 1842 wurden in Preußen auf den Kopf der Bevölkerung etwa anderthalb, im Jahre 1851 etwa drei Briefe befördert: es ist ein Briefetat, der heute von Bulgarien, Griechenland, Rußland einschließlich Sibirien und ähnlich zivilisierten Ländern nahezu erreicht oder übertroffen wird. Dazu waren es Zustände seit langem her; denn sie waren nicht bloß in die Redensarten, wie wir sahen, sondern auch in die Sitten eingegangen. Wenn die Familie und gute Freunde abends um den Tisch saßen und sich am brennenden Talglichte eine rote Schnuppe bildete, so prophezeite man wohl dem, dem sie sich zuwandte, einen Brief. Dem entsprach es, wenn sich auch die Briefpapierindustrie noch wenig zu dem, was wir heute unter ihr verstehen, entwickelt hatte; Umschläge kamen erst nach 1850 auf, zuerst in England; in deutschen Schulen lernte man noch über ein Jahrzehnt länger die Kunst, Briefe zu falten. Und wenn der endlich fertige Brief nur immer angekommen wäre! Aber die Beförderung war keineswegs immer sicher; um Nachlässigkeiten zu verhüten und in dieser Hinsicht größere Gewähr für die Ankunft zu haben, frankierte man nicht. Schützte das aber vor Cabinets noirs? Noch im Jahre 1797 war, doch für deutsche Verhältnisse berechnet, ein anonymes Werk erschienen: „Wie sichert man sich vor Brieferbrechung und deren Verfälschung?“

Eine Hauptursache der geringen Benutzung der Post lag in den hohen Kosten der Briefbeförderung. Innerhalb der preußischen Grenzen konnte ein Brief noch im Jahre 1844 bis zu 19 Silbergroschen kosten; im selben Jahre zahlte man für den einfachen Brief von Frankfurt am Main nach Berlin 8 Silbergroschen. Es war eine Zeit, in der freilich, von England ausgehend, schon eine entschiedene Umwälzung begonnen hatte. Im Jahre 1837 war Rowland Hills Post Office Reform erschienen; im Jahre 1840 hatte man in Großbritannien das Einheitsporto von einem Penny für den Brief bis zum Gewicht von einer halben Unze eingeführt. Im Jahre 1849 folgte

Frankreich mit dem Einheitsporto, und die Dresdner Postkonferenzen vom Jahre 1847 nebst ihren Folgetagungen brachten für Deutschland wenigstens eine sehr ermäßigte dreistufige Brieftaxe: bis in Österreich 1861, im Norddeutschen Bunde 1868 das Einheitsporto erreicht ward.

Und dem lief, wenn auch bei den deutschen politischen Verhältnissen der Zeit recht langsam, die sehr notwendige Vereinheitlichung der verschiedenen deutschen Verwaltungen parallel. Das entscheidende Ereignis war da die Begründung des heute noch bestehenden preußisch-(jetzt deutsch-)österreichischen Postvereins im Jahre 1850. An diesen gliederten sich in den folgenden Jahren die meisten anderen deutschen Staaten an, so daß die Zahl der selbständigen Landespostanstalten gegen Ende der fünfziger Jahre nur noch 17 betrug. Was das freilich noch immer besagen wollte, ist heute schwer anschaulich vorzustellen. Die Taxen litten auch jetzt noch unter vielen Ausnahmen; sie schwankten noch zwischen Sommer- und Winterpreisen, von den Schwierigkeiten bei überseeischen Angelegenheiten nicht zu reden. Der offizielle Portotarif für Berlin umfaßte allein für die regelmäßigen Taxen der 2000 austarifierten Orte innerhalb des Staatsgebietes 12 enggedruckte Seiten, und die Liste der fremden Staaten ergab nicht wenige Dinge, die wir unter die Kuriosa rechnen würden, so z. B. die merkwürdige Tatsache, daß ein Brief von Berlin nach China nur $16^{3}/_{4}$ Silbergroschen, einer nach dem näheren Hinterindien dagegen $20^{3}/_{4}$ Silbergroschen kostete. Und selbst die Briefportotarife der norddeutschen Bundespost, die schon wesentliche Vereinfachungen brachten, umfaßten im ganzen noch etwa 300 Seiten.

Dennoch hatte seit den fünfziger und namentlich sechziger Jahren eine folgenreiche Umgestaltung von Brief und Briefwechsel begonnen. Man begann keine Ergüsse mehr, sondern kurze Nachrichten zu schreiben: der Telegramm- und Postkartenstil kam auf; und bald sollten die Jahrzehnte nahen, wo man dem Postboten nicht selten mit Seufzen entgegensah, — bis das Telephon die Abhängigkeit vieler Personen von dem Bedürfnisse

der Außenwelt, Nachrichten zu geben und zu empfangen, zu einer schon recht vollkommenen machte. Würde wohl heute die schreibselige Madame de Sevigné noch so gänzlich vorbehaltslos wie zu ihren Zeiten rühmen: Ah c'est une belle invention que la poste?

Einen weiteren Fortschritt brachte in Deutschland die Begründung des Reiches. Zunächst wurde jetzt das innere Postwesen im wesentlichen einheitlich geordnet, trotz des bayrischen und württembergischen Reservatrechtes. Dann aber gelang es Stephan, dem Leiter des deutschen Postwesens, im Jahre 1874 den Weltpostverein zu begründen. Der Gedanke internationaler Postregelung war freilich nicht neu; zuerst war er in einer Denkschrift des nordamerikanischen Generalpostmeisters Blair vom Jahre 1862 aufgetaucht. Aber eine auf Grund dieser Anregung im Jahre 1863 einberufene internationale Postkonferenz zu Paris scheiterte an dem Widerstande Frankreichs. So wurde zunächst nur eine Reihe von Einzelverträgen abgeschlossen, bis sich anfangs der siebziger Jahre die deutsche Verwaltung des Gedankens von neuem annahm. Und diesmal war das Ergebnis der allgemeine Postvereinsvertrag vom Oktober 1874, der nach dem Hinzutritt der meisten zivilisierten Staaten im Jahre 1878 zum Weltpostvertrag erweitert wurde. Man kennt die wichtigsten Errungenschaften, die damit eingeführt wurden. Im Jahre 1897, zur Zeit des Weltpostkongresses von Washington, umspannte der Weltpostverein gegen 1400 Millionen Menschen auf etwa 114 Millionen Quadratkilometern. Er ist, entwicklungsgeschichtlich betrachtet, trotz mancher noch vorhandenen Mängel, die vollendetste Verkehrsorganisation der Gegenwart.

Inzwischen aber war die Post, jetzt vornehmlich auch in Deutschland, innerlich längst weiterentwickelt worden. Dem einheitlichen Briefporto hatte sich das einheitliche Paketporto, in Deutschland früher als anderswo, hinzugesellt; seine Einführung hatte eine förmliche Revolution gewisser Geschäftsarten nach sich gezogen. Dann hatte die Post einen schon länger bestehenden Zeitungsbetrieb in hohem Grade ausgebildet, sowie aus ihm den Kreuzbandversand entwickelt und damit

gewisse buchhändlerische Funktionen übernommen. Vor allem aber war sie in mancher Hinsicht der Bankier des täglichen Lebens geworden durch Entwicklung der Postanweisung (in Preußen seit 1865), des Postauftrages, der Postnachnahme u. s. w.

Ist dieses Eindringen der Post aus dem Nachrichtenverkehr in den Geldverkehr zufällig? Es zeigt den engen Zusammenhang zwischen Geld und Nachricht als Trägern moderner Werte; und dieser Zusammenhang führt dazu, nunmehr der Entwicklung der besonderen Organisationen zur Geldvermittlung noch einige Worte zu widmen.

Die ersten und berufsmäßigen Vermittler des Geldverkehrs sind die Banken und Börsen gewesen. Denn der ständige Gebrauch von Ersatzmitteln der Münze und allgemeinen Ausdrucksformen wirtschaftlicher Werte, von Banknoten und Staatspapiergeld, von Wechseln und Schecks in beliebiger Höhe, von Wertpapieren und Coupons und Lagerscheinen ist nur möglich, wenn für diese verschiedenen Geldformen Ausgleichs- und Vermittlungsanstalten bestehen. Als solche sind im Verlaufe der deutschen Geschichte zuerst die Banken aufgekommen, schon im späteren Mittelalter, dann die Börsen: naturgemäß später, da sie Organisationen darstellen, durch die wiederum vornehmlich die Banken ausgleichsweise miteinander verkehren.

Die Entwicklung der Banken und Börsen aber zur modernen Ausbildung hin erfolgte, seitdem erst einmal die entsprechenden Einrichtungen vom 15. Jahrhundert ab in immer steigender Vollkommenheit getroffen worden waren, vornehmlich dadurch, daß die Geldvermittlung von ihnen nicht mehr bloß auf äußeren Anstoß hin betrieben wurde, sondern auch auf eigene Rechnung. So also, wie der Kaufmann aus der bloßen Warenvermittlung zur Produktion vordrang und, kommerzielle mit industrieller Tätigkeit vereinend, zum Unternehmer ward: so wurden auch die Banken zu Unternehmern, indem sie die Geldvermittlung für andere mit selbsttätiger Vermittlung zu Zwecken der Produktion in eigenem Interesse verbanden; und auch die Börsen erhielten, indem sie diese Wandlung mitmachten und begünstigten, einen unternehmungsmäßigen Charakter.

Es ist eine Bewegung, die sich zunächst dadurch anbahnte, daß die Banken ihr Vermittlungsgeschäft mit einem möglichst geringen Bestand an Münze und totliegenden Barvorräten zu betreiben suchten, und daß sie darum bestrebt waren, mit den Mitteln, die ihnen über diesen Bestand hinaus verblieben, in verschiedenen Formen Aktivgeschäfte zu betreiben, und namentlich auch solche wirtschaftliche Unternehmungen zu unterstützen, die ihnen besonders hohen Ertrag zu versprechen schienen. Daraus ergab sich dann leicht der Gedanke, für solche Geschäfte zur Erweiterung der Unterstützung große Darlehen abzuschließen und deren Schuldscheine in den Börsenverkehr zu bringen: es erwuchs das Emissions- oder Gründungsgeschäft. Sehen wir hier von den höchst lehrreichen Vorläufern der modernen Bankentwicklung vornehmlich im 16. Jahrhundert, von den Fuggern, von den Antwerpener und Genueser Bankhäusern und anderen verwandten Erscheinungen ab, deren Praxis, sowie auch die späteren Gepflogenheiten der Bank von England zu schildern zu weit führen würde, so waren derartige Geschäfte noch im 18. oder gar 17. Jahrhundert im ganzen etwas Seltenes und kamen jedenfalls nur vereinzelt vor: die in der Geschichte Frankreichs so berüchtigte Lawsche Zettelbank gehört hierher, dann die Berliner Seehandlung aus dem Jahre 1772, aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Société générale des Pays-Bas und das Haus Rothschild. Voll entwickelt aber wurde die Gründerbank als eine eigenartige und moderne Art der Aktienbank erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts; und ihr erstes großes Beispiel war der von den Gebrüdern Pereire begründete Crédit mobilier de France (1852). In Deutschland kam der Typus mit der Darmstädter Bank (1853) und der Wiener Kreditanstalt (1855/56) auf.

Was war nun mit diesem Typ, von dem inzwischen die verschiedensten Abarten ausgebildet worden sind, und der unter Entartung in die schmerzliche Kinderkrankheit des Krachs in die deutsche Volkswirtschaft zum ersten Male in den Frühzeiten des Reiches, kurz nach 1870, stärker eingegriffen hat, volkswirtschaftlich und ganz allgemein entwicklungsgeschichtlich Segens-

reiches gewonnen? Die Geldvermittlung, bisher zwar schon berufsmäßig, aber der Regel nach nur auf äußeren Antrieb eines Vermittlungsbedürftigen betrieben, war nunmehr zu einem selbständigen und selbsttätigen Berufe geworden: zu einer Lebensaufgabe, die, den Geldverkehr belebend und weitsichtig regelnd, namentlich auch durch Kapitalkonzentration aus kleineren Händen her neue Werte hervorzubringen bestimmt war. Es ist der vorläufige Abschluß einer Bewegung, die parallel zu derjenigen der Post betrachtet werden will: in beiden Fällen handelt es sich darum, daß Organisationen des Verkehrs an sich, eben durch ihre innere Weiterentwicklung, den Verkehr umgebildet, erweitert und vertieft haben und dadurch volkswirtschaftlich fruchtbar geworden sind. Freilich: auf Heller und Pfennig berechnen lassen sich die auf diese Weise erreichten Vorteile nicht. Man kann sie bloß ahnen, indem man die an gröberen Verkehrsorganisationen erlangten und tatsächlich nachweisbaren Vorteile zum Vergleiche stellt. In dieser Hinsicht mag die Notiz von Interesse sein, daß sich der Transportaufwand auf den Eisenbahnen in den letzten Jahrzehnten nicht bloß infolge technischer, sondern ebenso infolge administrativer, also organisatorischer Verbesserungen vielfach um ein Drittel, ja gelegentlich um die Hälfte erniedrigt hat.

Der Hauptvorteil aber, den die moderne Organisation des Verkehrs gebracht hat, ist in wirtschaftlichen Werten überhaupt nicht auszudrücken. Schon die Tatsache, daß heute der Kredit die eigentliche und normale Tausch- und Wertausdrucksform ist, hat eine außerordentliche Labilität aller Volkswirtschaften, die dem modernen Wirtschaftsleben angehören, zur Folge gehabt: sie erscheinen jetzt gleichsam auf des Messers Schneide gestellt, sie können sich nur halten, wenn das überaus feine Zünglein an der Wage des nationalen Kredits zu ihren Ungunsten nicht allzusehr ausschlägt. Das System ist sozusagen bis auf die geringste Kraft, die es eben noch trägt, raffiniert auskalkuliert — nur Fremdwörter drücken hier ganz aus, was gemeint wird —: und darum überaus empfindlich. Guter Wille allein auf allen Seiten, durchaus sichere Treue und fester Glaube

im großen wie im kleinen können es aufrechterhalten: und sie müssen um so ständiger zu steter Gegenwirkung vorhanden sein, als der Zustand zugleich noch durch allerlei elementare, unabwendbare Fährlichkeiten, durch alles, was man unter dem Worte „höhere Gewalt" versteht, bedroht wird. Die Folge dieses Zustandes nun und der Tatsache, daß alle wirtschaftlich einflußreichen Kreise ihn als solchen kennen, ist, soweit sich nicht übermächtige Tendenzen wirtschaftlicher Expansion geltend machen, der einstimmige Wunsch, alle notwendigen sittlichen Eigenschaften zu entfalten, um ihn zu erhalten: ist der intensive Wunsch nach Frieden. Der Beruf des Kaufmanns, die Folgeerscheinung der Handelsentwicklung, ist Friede für das bestehende Geschäft gewesen von Anbeginn: nie aber ist dieser wesensnotwendige Zusammenhang in gleich gewaltigen Konsequenzen zur Erscheinung gelangt wie in der Gegenwart. Was heißt aber Friede? Ist er wirklich nur ein wirtschaftliches Gut? Umschließt er nicht alles Hohe, Große, Edle? Kann er nicht der Wunsch einer dem Idealen zugewandten Menschheit überhaupt genannt werden? Wie man diese Fragen auch beantworte: weit mehr als bloß ein ruhiger Tummelplatz wirtschaftlicher Willensbetätigung, erscheint er heutzutage vornehmlich auch durch die Entwicklung der modernen Verkehrsorganisationen geschaffen, erhalten und gewährleistet.

4. Die Frage nach der Entfaltung des modernen Güteraustausches, jener Unsumme von Beziehungen, die, zunächst und rein äußerlich genommen aus dem ständigen Durcheinander der Benutzung von Verkehrswegen und Verkehrsmitteln durch die bestehenden Verkehrsorganisationen hervorgehen, läßt sich schwerlich ohne Anhäufung von Zahlen beantworten. Hier einige der wichtigsten.

Soweit der Geldverkehr in Betracht kommt, sind mit die lehrreichsten Zahlen die der Emissionen; das braucht nach dem, was soeben über die Bedeutung des Gründungsmarktes erzählt worden ist, kaum noch hervorgehoben zu werden. Wollen wir aber die Fortschritte auf diesem Gebiete allgemein beobachten,

so muß die Entwicklung des größten Geldmarktes der Welt, die der Londoner Börse, zu Grunde gelegt werden. An ihr wurden nach den freilich nicht besonders zuverlässigen Angaben Mulhalls emittiert 1860: 3, 1872: 12, 1882: 17½, 1899: 40 Milliarden Mark[1]. Also eine Erhöhung um das Vierzehnfache seit 1860. Zugleich sieht man, wie etwa das Jahr 1860 in diesen Dingen Epoche macht; von da ab beginnt, wenn man einmal eine Zahl haben will, die langsam reifende Vollendung des neuen Zeitalters.

Innerhalb des Deutschen Reiches betrug die Zahl der Neugründungen

Jahrfünft	Gesellschaften	Mill. Mk. Kapital	Jahrfünft	Gesellschaften	Mill. Mk. Kapital
1871—75	1073	2932	1885—90	1061	1100
1876—80	270	224	1891—95	635	586
1881—85	620	596	1896—1900	1390	1997.

Vgl. Eulenburg in JBB. f. Stat. u. Nationalök. III, 24, 349 Anm. 1, und dazu den Text.

Gilt es die Anfänge dieses Zeitalters zu sehen, so muß man die Entwicklung des wirklichen Güterverkehrs verfolgen: denn auf ihm erst baut sich, zu seiner Vereinfachung, zu seiner Symbolisierung gleichsam der Geldverkehr auf. Zudem ist das Zahlenmaterial, das hier zur Verfügung steht, breiter und zuverlässiger: denn Güter, Ballen, Packen lassen sich sichtbarlich kontrollieren; wer dagegen will für die Vollständigkeit der Bewegungskontrolle eines so immateriellen Dinges wie des Geldes Gewähr leisten?

Auch hier gehen wir, schon um den einmal begonnenen Kanevas weiter zu besticken, von England aus. Englands außereuropäischer Handel betrug 1790 etwa 110, 1820 schon 400 Millionen Mark; der gesamte Außenhandel belief sich 1787 auf 370, 1815 auf 1465 Millionen. Es ist eine Vervierfachung binnen eines Menschenalters; England machte ein erstes Zeitalter der großen Erscheinungen modernen Wirtschaftslebens schon um 1800 durch, zumal seine Entwicklung durch die kontinentalen Kriege der Zeit begünstigt wurde. Andere Nationen

[1] Die letzte, besonders verdächtige Zahl hat Huber, Deutschland als Industriestaat S. 127 Anm. 1, einer zutreffenden Kritik unterzogen. Der Nominalwert der Papiere des Londoner Kurszettels beträgt über 100 Milliarden Mark.

haben diesen frühen Aufschwung in so stark betontem Maße nicht erlebt; was Deutschland betrifft, so läßt sich nur von einer leisen ersten Schwellung, und noch dazu erst für die zwanziger, dreißiger bis etwa fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts, reden.

Mit 1850 aber setzt erst recht ein allgemeines Zeitalter des Erblühens modernen Güteraustausches ein. Um einige Zahlen zu geben: für das Jahr 1800 berechnet man den Welthandel auf 5½ Milliarden; Mitte des Jahrhunderts waren erst 17 Milliarden erreicht. Um zwanzig Jahre später dagegen handelte es sich um etwa 45 Milliarden und gegen 1900 wohl etwa um das Doppelte. Man sieht: der Hauptansatz zur Höhezeit, zur Akme, wie die Griechen gesagt haben würden, liegt zwischen 1850 und 1870. Denn zwischen diesen Jahren zeigt sich verhältnismäßig die stärkste Zunahme. Das gilt insbesondere auch von Deutschland. Ja, die Zahlen besagen es hier besonders deutlich: 1850 bis 1870 eine Steigerung von 1400 auf 4270 Millionen, Verdreifachung; 1870 bis 1890 eine Steigerung von 4270 auf 6500 Millionen, Wachsen um einunddreiviertel. Man hat auch in den sechziger Jahren das Nahen des neuen Zeitalters wohl gefühlt. Weitblickende Männer der Praxis, wie Kapp oder Meviſſen, sahen damals neben der „universitären" eine „industrielle" Periode heranwachsen; und die Londoner Weltausstellung von 1862 zeigte denen, die zu urteilen vermochten, zum ersten Male, daß sehr bedeutende Mengen der von England im Auslande vertriebenen Waren deutscher Herkunft waren.

Wie sich dann seit 1870 nicht nur in Deutschland, sondern der Hauptsache nach auch anderswo der Welthandel unter ständigem Vorwärtsschreiten durch Schwankungen von mageren und fetten Jahren weiterentwickelt hat, ist bekannt genug und ja auch unter dem Bestehen der heutigen Wirtschafts- und Sozialverfassung, wie wir später sehen werden, natürlich: auf die Blütezeit zu Ausgang der sechziger und zu Beginn der siebziger Jahre folgte der große Krach von 1873; die achtziger Jahre brachten zu Anfang wie Schluß gute Perioden, doch

unterbrochen durch eine Krisis in der Mitte; der Beginn der neunziger Jahre flaute wieder ab; dann folgte der außerordentliche Aufschwung des letzten Jahrfünfts des alten Jahrhunderts, und das neue hub an mit einer Depression von bedenklichem Umfang.

Ergänzen wir die bisher gezogenen Linien, die nur eine Vorstellung von der Entwicklung des Weltverkehrs und spezieller des deutschen Verkehrs nach außen hin gewähren sollten, durch einige Zahlen des Binnenverkehrs, zu deren Bild die bisher angeführten Daten gleichsam den Rahmen abgeben werden. Auch hier ergibt sich chronologisch dieselbe Erfahrung wie im Außenhandel: bis in die fünfziger Jahre hinein war der Verkehr verhältnismäßig gering. Für 1840 hat man den gesamten deutschen Güterverkehr, mit Ausnahme des See-, Stadt- und Feldmarkenverkehrs, auf etwa 2 Milliarden Tonnenkilometer berechnet; um 1900 wurde er auf über 40 Milliarden, mehr als das Zwanzigfache, geschätzt. Und auch für das Jahr 1850 gibt es noch Anzeichen geringen Binnenverkehrs; sein Verhältnis zum Außenverkehr war das von 7 zu 1, während in England schon das Verhältnis von 5 zu 1 erreicht war. Dann aber begann deutlich, namentlich seit Mitte der sechziger Jahre, die Steigerung; der Einfluß neuer Verkehrsmittel machte sich stärker bemerkbar, und die Anpassung der Austauschorganisation an sie vermehrte die Wirkung. Seit 1870 gar war der Anbruch einer neuen Zeit ganz augenscheinlich; in den nächsten 25 Jahren verdreifachte sich der Personenverkehr und wuchs der Güterverkehr auf das Vierundeinhalbfache: beides um vieles mehr, als die Länge des Bahnnetzes zunahm. Gleichzeitig stieg auch der Frachtverkehr auf dem Wasser außerordentlich, wie wir schon wissen; im Jahre 1895 betrug er in den drei Rhein-Ruhrhäfen $6^1/_2$, in Berlin mehr als $4^1/_2$ und in dem Elbhafen Hamburgs etwa $3^1/_2$ Millionen Tonnen.

Die Zahlen, die soeben mitgeteilt worden sind, ließen sich noch leicht vermehren. Denn in großer Ausdehnung sind sie aufgestellt worden, und gern spiegelt sich unsere Zeit in ihnen. Und gewiß: der allgemeine Aufschwung ist evident, und im

besonderen wieder sehr augenscheinlich ist und die Durchschnittserscheinungen übertrifft der deutsche. Ist er aber so ganz ohne Vorgang, wirklich, wie man zu sagen pflegt, beispiellos? Die Frage würde unter Wahrung derselben klimatischen und politisch-geographischen Grundlagen innerhalb der deutschen Geschichte nur zu beantworten sein, wenn wir statistisch Genaueres über die Wirtschaftsfortschritte des späteren Mittelalters wüßten; denn nur diese Periode trägt wirtschaftsgeschichtlich einen mit der Gegenwart einigermaßen verwandten, wenn auch der Entwicklungsstufe nach niedrigeren Charakter. Und da sind wir denn in der Tat nicht ganz ohne lehrreiches Material, dessen wichtigste Daten schon an früherer Stelle mitgeteilt sind[1]. Darnach ergibt sich für die Hauptverkehrsader des Reiches, für den Rhein in seinem Mittellaufe, von 1267 bis 1368 eine Steigerung dieses Verkehrs um etwa das Vierzigfache, von da bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts eine solche um das Vier- bis Fünffache. Sind das Zahlen, die das Recht verleihen, von unserem Zeitalter als einer Zeit unerhörten wirtschaftlichen Aufschwunges zu sprechen? Schwerlich. Aber warum reden wir gleichwohl in diesem Sinne? Kein Zweifel, daß sich hier in den Kalkül der Gegenwart ein psychologisches Element einschiebt, das diese Überschätzung nahelegt. Die Entwicklung war im Mittelalter, an den Verhältniszahlen gemessen, wohl noch reißender; aber die Massenhaftigkeit der Erscheinungen an sich war geringer. Darum machte ihr verhältnismäßig sehr rasches Wachstum zwar auch Aufsehen, aber keineswegs das Aufsehen von heute. Heute lastet neben der Steigerung vor allem diese Massenhaftigkeit auf unserer Empfindung und zwingt dieser Eindrücke ab, in denen sich unverhohlenes Staunen und unbegrenzte Bewunderung abmalt. Es sind Momente, auf die wir später in anderem Zusammenhang noch eingehender zurückkommen müssen.

Sollten nun aber Zahlen, die oben zusammengestellt sind, auf den nichtkaufmännischen Leser wirklich nicht bloß in ihrem

[1] S. oben S. 41.

gegenseitigen Verhältnis, sondern auch in ihrer absoluten Größe gewirkt haben? Sind so und so viel Millionen Tonnenkilometer etwas ohne weiteres Vorstellbares oder gar Anschauliches? Wird der Laie bei der Angabe, daß der Umsatz der Deutschen Reichsbank im Jahre 1900 189 Milliarden Mark betragen habe, etwas anderes empfinden als die, sei es zur Bewunderung, sei es zum Grauen geneigte, Spannung gegenüber dem Unbekannten? Und werden ihm selbst dann die 189 Milliarden um vieles heimlicher werden, wenn hinzugefügt wird, von dieser Summe seien 111,5 Milliarden im Giroverkehr aufgebracht, 15 im Wechsel- und 2,8 im Lombardgeschäfte? Es ist nicht besonders wahrscheinlich.

Die absoluten Zahlen sprechen nur zu dem Kenner, das heißt zu dem, der sie auf Grund eines seinem Gedächtnisse innewohnenden Zahlenmaterials und anderer Erfahrungen wieder in relative umsetzen oder auch, falls es sich um besonders hohe Mengen handelt, in solche zerlegen kann. Wer nicht unmittelbar im Wirtschaftsleben steht, der bedarf anderer Mittel, um sich von der quantitativen Seite des heute Erreichten zu überzeugen. In dieser Richtung leisten schon gewisse Schilderungen, wie man sie in älteren wirtschaftsgeschichtlichen und nationalökonomischen Schriften findet, einen guten Dienst: Schilderungen, in denen sich Nationalökonomen selbst über ihnen damals noch neue Quantitätsvorstellungen anschaulich Rechenschaft geben wollten. So liest man z. B. in Schmollers Buch über die Kleingewerbe vom Jahre 1869 zur Veranschaulichung der räumlichen Ausdehnung der Herkunft nationaler Einfuhren: „Das Leder an unseren Schuhen ist aus der Haut eines südamerikanischen Büffels geschnitten, die Wolle unseres Tuchrockes kommt aus Australien, der Rohstoff unserer seidenen Weste stammt aus China oder Indien, aus Italien oder Südfrankreich, die Baumwollfaser unseres Hemdes kommt aus Amerika oder Ägypten.“ Und in gleicher Weise ist wohl zur Illustration der enormen Zunahme des Transportes von Massengütern noch neuerdings ausgeführt worden, daß Schweden die Fassadenquadern für seine öffentlichen Bauten aus Steinbrüchen am

Maine beziehe und dafür seinen Granit nach Norddeutschland verfrachte. Oder man kann, um der jetzt so weitgehenden Einfuhr von vegetabilischen Luxusbedürfnissen, von den Blumen der Riviera oder den Feigen Algiers an bis zu den kalifornischen Äpfeln und den Apfelsinen aus Messina, Relief zu geben, von jenem besonderen Teil der großen Porzellanservice im 18. Jahrhundert reden, der dazu bestimmt war, bei Prunkessen den Pomme de Chine aufzunehmen, — die einzige Apfelsine, welche die Gesellschaft am Schlusse des Mahles sorgsam unter sich teilte.

Indes solche Angaben sind nur Surrogate. Der Zeitgenosse muß hier selber der Mann sein und sich umschauen. Und besteht in dieser Hinsicht nicht für ihn eine Pflicht? Wie viele Hochgebildete gibt es, die niemals — intensiv, eingehend, von Raum zu Raum, unter Einfordern von Erklärungen wirtschaftlicher und sozialer Art — eine Fabrik gesehen haben, niemals verweilend eine große Verkehrsorganisation, einen Rangierbahnhof etwa oder eine Speditionsanstalt, erblickten: — und die dennoch glauben, über die Gegenwart allseitig urteilen zu können! Denen niemals anschaulich klar geworden ist, was es heißt, in Reih und Glied zu stehen im Wirtschaftsleben, sei es als Offizier, sei es als Gemeiner, die nie eigentlich soziale Luft geatmet haben, Individualisten einer in Sport und Liebhaberei ausartenden Einsamtätigkeit — und wie viele Gelehrten gehören in diese Kategorie! —: und die dennoch glauben, wenigstens über die geistigen Bewegungen der Gegenwart und der Vergangenheit ein Urteil nicht bloß zu besitzen, nein, auch zum Gebrauche anderer mustergültig bilden zu können! Als wenn das Leben in getrennten Strömen, schön abkanalisiert in sozial und geistig geschiedene Strähnen, dahinflösse, als wenn nicht eins und alles in einer Kultur aufs innigste zusammenhinge! Nein — hinaus gehe man in die atmende Wirklichkeit der Nation, erfülle sich, was die Wimper hält, mit Bildern ihrer Tätigkeit von jederlei Art und empfinde unter dem Druck ihrer Größe. Und wer dabei auch noch Bilder von gemeinverständlich-ästhetischem Werte liebt, und wem

es nicht genügt, durch die rußigen Industrielandschaften Oberschlesiens oder Westfalens zu fahren mit ihren Schlackenbergen, mit dem blinkenden Durcheinander ihres Schienengewirrs und der majestätisch-grausigen Nachtbeleuchtung ganzer Gegenden im wolkigen Widerschein der Feuer von tausend Hochöfen und Schloten, der verschaffe sich wenigstens den Genuß einer Beobachtung großen Verkehrslebens, wie er sich in jeder Großstadt so leicht bietet. Denn dieses Verkehrsleben ist öffentlich: es erfüllt unsere Bahnhöfe und unsere Börsen, es flutet und ebbt in unseren Straßen und auf unseren Plätzen; und wie selten wird es doch angeschaut, unterliegt es auch nur einer ästhetischen, geschweige denn einer das sittliche und soziale Fluidum aufrüttelnden Betrachtung! Und wer es vermag, der gehe noch weiter: in einen der vielen Seehäfen, wie sie im Laufe der letzten Jahrzehnte an Nord- wie Ostsee fast überall so von Grund aus erneuert und verändert worden sind. Schon die niederländischen Maler des 17. Jahrhunderts haben die anschauliche Poesie des Treibens am Wasser zu schätzen gewußt; sie sind die Entdecker des Hafenbildes gewesen. Und in der Tat: lebt nicht schon der einfache Schiffer in seinem Kahne, der zugleich sein Heim birgt, auf dem seine Frau waltet und seine Kinder aufwachsen, mit ihm fahrend von Ort zu Ort, lebt er nicht im besonderen Sinne ein Leben der Öffentlichkeit? Um wie viel mehr noch sind die großen Tätigkeiten und Organisationen unserer modernen Riesenhäfen öffentlicher Art und fast durchweg unmittelbar sichtbar! Da können für den, der um sich zu blicken weiß, soziale und sittliche Eindrücke wohl geradezu in politische und patriotische übergehen: wenn etwa im Fahrwasser der Schelde bei Antwerpen an dem alten Kastell der flandrischen Grafen Schiff an Schiff vorübergleitet unter schwarz-weiß-roter Flagge: eine Menge, weit überlegen den Schiffen anderer Flaggen; oder wenn im Hafen von Genua die Amerika- und Orientdampfer des Norddeutschen Lloyds ausfahren, hinter sich das herrliche Panorama des fremden Hafens, vor sich das freie Meer und an Bord ein stolzes Lied, „Heil dir im Siegerkranz" oder „Deutschland, Deutschland über alles".

5. Faßt man zusammen, was eigentlich die unmittelbarste und tiefste Wirkung des modernen Verkehrs, seiner Wege und Mittel, seiner Organisation und seines Verlaufes während der letzten anderthalb bis zwei Menschenalter gewesen ist, so kann man, sieht man von den im ganzen doch sekundären Erscheinungen der Verbilligung des Transportes und seiner weiteren Erstreckung auf die sogenannten Massengüter ab, das Ergebnis mit wenigen Worten ausdrücken: Regelmäßigkeit und Zwangsläufigkeit, kontinuierliches Ineinandergreifen sowie Schnelligkeit der Bewegung sind es, die die neue Zeit ausmachen, die in diesem Sinne niemals früher bestanden haben.

Hierdurch hat aber der Verkehr einen ganz anderen Charakter des Zeitbegriffes und der Raumanschauung, als er früher bestand, begründet.

Die Zeit wurde früher als ein in längeren Phasen seines Verlaufes indifferenter Vorgang erfaßt, der nur gelegentlich von einschneidenden Ereignissen durchbrochen wurde. Diese Vorstellung war die Voraussetzung für eine Zeiteinteilung, der der Einzelverlauf in seinen kleinen und kleinsten Teilen und in der Regelmäßigkeit der Aufeinanderfolge dieser Teile ziemlich gleichgültig war. Es waren Zeitalter, welche sich mit einer Turmuhr begnügten, die die Viertelstunden leidlich richtig angab, — Zeitalter, die dennoch schon weit über das Mittelalter hinaus waren, dem der Regel nach jede Einteilung unter der Stunde als überflüssig erschien. Heute dagegen will jedermann, schon der Schüler und die Schülerin, seine genau gehende Taschenuhr haben, wo möglich mit Sekundenzeiger, und er bedarf wenigstens der Übersicht über die Minuten zu genügender Einteilung des Tages. Könnte da noch das Wort „minutiös" geprägt werden in dem Sinne, in dem es frühere Geschlechter als etwa gleichbedeutend mit „kleinlich" und „allzu eingehend" gebraucht haben? Während des letzten Jahrzehnts sind in Deutschland, abgesehen von der eigenen Erzeugung, etwa 12 Millionen Taschenuhren eingeführt worden: auf eine Bevölkerung von etwa 52 Millionen Seelen, einschließlich der Frauen und Kinder.

Was also den modernen Zeitbegriff zunächst kennzeichnet, das ist die genaue praktische Beachtung des kleinen Zeitabschnittes: Fünfminutenaudienzen, Minutengespräche am Telephon, Sekundenproduktion der Rotationsdruckmaschine, Fünftelsekundenmessung beim Fahrrad: moralisch ausgedrückt Pünktlichkeit. Kein Zweifel, daß diese Betrachtung der Sekunde zunächst und zum großen Teile den modernen Verkehrseinrichtungen verdankt wird. Darum ist sie, der Allgegenwart dieser Einrichtungen entsprechend, vom Zeitbegriff auf andere, verwandte Vorstellungen übertragen worden, ist Präzision, Genauigkeit überhaupt geworden.

Zugleich aber ist damit der Sinn für das, was Zeit ist und sich an Zeit messen läßt, überhaupt gewachsen; leichter als früheren Zeitaltern wird uns auch die Vorstellung großer Zeiträume, sei es des geschichtlichen, sei es des kosmischen Geschehens. Wir dringen in graue Vorzeiten ein, an der Hand archäologischer, paläontologischer, geologischer Entdeckungen, und wir scheuen uns nicht, ja sehen uns genötigt, noch über die Anzeichen aus diesen Entdeckungen hinaus zeitlich rückwärts zu denken; wir schauen vermöge der Lehren von der physikalischen Energie und an der Hand von Analogieen eines erst jüngst im höchsten Reichtum erschlossenen kosmischen Geschehens vorwärts in eine unnennbare Zukunft: und wir empfinden von diesen neuen Perspektiven nach vorwärts und rückwärts aus die Gegenwart so intensiv, daß wir sie schon in jeder Minute, die wird und verrinnt, geschichtlich betrachten möchten.

Stärker aber noch als der Sinn für die Zeit ist die Raumanschauung im Verlaufe der jüngsten Entwicklung umgebildet worden; und man kann die, sei es unbewußte, sei es bewußt durchgeführte Erziehung zu einer neuen Raumanschauung geradezu als einen der wesentlichsten Vorgänge des geistigen Bildungsprozesses der jüngsten Vergangenheit bezeichnen. Das, was hier durch den neuen Verkehr zunächst geweckt wurde, war das Gefühl gleichsam der Allgegenwart auf der Erde. Dampfschiff, Eisenbahn, Telegraph sind gleichsam heimatlos; sie sind allen Klimaten und sonstigen geographischen Bedingungen zu-

gänglich. Darum machen ſie auch heimatlos, löſen vom Boden, geben innerhalb der Erdverhältniſſe unendlichen Horizont. Wie nahe iſt uns jetzt der Stille Ozean getreten, dreihundert Jahre erſt nach Balboa und Magalhães! Wie vertraut ſind wir mit ſeinen Kulturen! Und wie viel reiſen wir ſelbſt! Goethes Reiſe nach Italien erſchien der Zeit noch als Ausnahme, ſeine Schweizerfahrten galten als Wagnis. Schiller war es nicht vergönnt, den Schauplatz ſeines „Tell“ zu ſehen. Und gefahrlos war in der Tat das Reiſen noch nicht; die Romantik der Räuberbanden erſtreckt ſich noch bis ins 19. Jahrhundert. Auch im Transport begegnete viel mehr Unglück als heute, von tauſend jetzt unbekannten Unannehmlichkeiten nicht zu reden. Zudem: wie teuer reiſte man! Büſch, der große Hamburger Handelsſchriftſteller, der im Jahre 1800 ſtarb, meinte, ein in Deutſchland reiſender Kaufmann brauche bei beſcheidenen Anſprüchen, wenn er auf Nachtfahrten verzichte, etwa 1 Reichstaler 12 Groſchen auf die Meile, macht 56 Pfennige auf den Kilometer. Heute gehört Reiſen zur Lebensluft weiter Volksklaſſen; und es hat namentlich im Laufe des letzten Menſchenalters gewaltig zugenommen; im Jahre 1868 legte der Deutſche auf der Eiſenbahn im Mittel erſt 80 Kilometer zurück, 1897 aber 300. Da ſind denn ſelbſt Weltreiſen auch von Deutſchen nichts Ungewöhnliches mehr. Und was deren Dauer betrifft, ſo iſt Jules Vernes Phantaſie vom Jahre 1880 „Die Reiſe um die Welt in 80 Tagen“ ſchon übertroffen; mit Benutzung der ſchnellſten Beförderungsmittel kann man heute die Reiſe von Deutſchland über New York, Yokohama, Kalkutta, Suez bereits in 64 Tagen zurücklegen.

All dieſe Möglichkeiten der Raumbewältigung wurden noch beſonders ſtark entwickelt durch die Tendenz der Verkehrsverwaltungen, eine Fahrt verhältnismäßig um ſo billiger zu machen, je länger ſie dauert. So iſt die Fernverfrachtung im Tarifweſen der deutſchen Bahnen ſchon ſeit Mitte der fünfziger Jahre dadurch begünſtigt worden, daß man in wachſendem Maße eine fallende Skala der Geſamtfrachtkoſten auf den Zentner und die Bahnſtunde bei ſteigender Entfernung ein-

führte. Derselbe Gedanke gelangte bei der Personenbeförderung zum Ausdruck in den sogenannten Zonentarifen, zuerst in Ungarn 1889, dann teilweise in Österreich 1890, in besonders großartiger Durchführung in Rußland seit 1894. Im Deutschen Reiche haben wir wesentlich nur den Rundreiseschein und seit 1901 die Ausdehnung der Geltung der Rückfahrkarten auf 45 Tage.

Indem aber auf diese Weise eine außerordentliche Weite der Raumanschauung entwickelt ward, ist doch zugleich wieder ein früher unbekanntes Gefühl der Raumbegrenzung eingetreten. Man kann hier, nur in umgekehrter Folge, einen ähnlichen Vorgang wie in der Umwandlung des Zeitbegriffes sehen wollen. Im Bereiche des Zeitbegriffes wurde zunächst eine Begrenzung der Zeit durch zunehmende Pünktlichkeit gewonnen, dadurch aber eine schärfere Präzision des Zeitbegriffes überhaupt und in ihr die Möglichkeit, auch große Zeiträume genauer zu überblicken. Bei der Umbildung der Raumanschauung drängte sich zuerst die Weiträumigkeit auf, — aus ihr aber ergab sich auch bald der Eindruck der Raumbegrenzung. Man hat wohl ausgeführt, der Eisenbahnverkehr wirke bei einer bestimmten Höhe so, als wäre das Land in jeder Richtung auf den achten Teil und in der Grundfläche auf weniger als den sechzigsten Teil seiner früheren Ausdehnung zusammengezogen. Und das habe für das gesamte geistige und wirtschaftliche Leben die gleiche Wirkung, als ob bei unverändert gebliebener Größe der Grundfläche die Bevölkerung sechzigmal dichter geworden wäre. Stimmt nun auch diese Berechnung nur in der mathematischen Formel, während ihrem genauen Ausdruck in der Wirklichkeit unter allen Umständen schwere und mannigfaltige Widerstände entgegenstehen, so hat der ihr zu Grunde liegende Gedanke doch etwas Richtiges. Starke Möglichkeiten, den Raum zu überwinden, begrenzen diesen Raum nicht bloß für die menschliche Anschauung, sondern auch für die wirtschaftliche Tätigkeit und schieben seine Ausdehnung gleichsam zusammen: so sind z. B. Länder wie Deutschland durch den Ausbau ihres Eisenbahnnetzes für den Seeverkehr in die Ferne so gut wie

zu Küstenländern geworden; wenigstens für eine qualifizierte Ware, die von Hamburg nach Tokio verfrachtet wird, trägt es so gut wie nichts aus, ob sie in Nürnberg oder Magdeburg oder Hamburg selbst erzeugt ist: von Tokio aus betrachtet, fallen diese Städte gleichsam zusammen, so wie unser unbewaffnetes Auge die in so zahlreichen Systemen verbreiteten Doppelsterne des Himmels wegen ihrer großen Entfernungen nur als Einzelsterne erblickt.

Diese Raumbegrenzung zunächst psychologischen Charakters wird aber ganz verständlich doch erst durch die Tatsache, daß die Erdoberfläche räumlich nicht unbegrenzt, sondern in einer uns immer fühlbar werdenden Weise begrenzt ist, — eine Tatsache zunächst rein quantitativer Art, die sich aber alsbald in subjektive, qualitative Wahrnehmungen umsetzt. Es ist, wie die Dinge heute schon liegen, die Grundwurzel aller modernen Probleme der Grundrente. Auch die Zeit ist ja begrenzt und hat darum Rentencharakter: Zeit ist Geld. Aber jeder hat doch zunächst nur seine Zeit zur Verfügung, seine höchsteigne, vom Schicksal ihm gesetzte Zeit; immerhin nur notdürftig und nicht für die höchsten Werte seiner Tätigkeit kann er die Zeit anderer erkaufen. Der Raum dagegen im weitesten Sinne gehört zunächst allen: wer wollte sich nicht noch heute auf den 506 Millionen Quadratkilometern der Erde grundsätzlich frei bewegen können? Aber dieser prinzipiellen Auffassung tritt eine praktische je mehr und mehr gegenüber. Tatsächlich sind denn diese 506 Millionen Quadratkilometer doch nach Maßgabe der an ihnen erworbenen Rechte in besonderem Maße begrenzt, und noch mehr sind es die 135 Millionen, die allein dem Lande zugehören. An sie ist die Menschheit unter tausend und abertausend Einflüssen alter und neuer Rechtszustände gebunden, und um so mehr, je mehr sie wächst und den Raum verkürzt: es gilt nicht mehr das Taciteische et superest ager. Die Folge davon ist, daß Monopolpreise für jeden einzelnen Teil Landes, der in seiner Weise eben nur einmal vorhanden ist, entstanden sind und entstehen. Ein uralter, weit über geschichtliche Zeiten zurückgehender Prozeß der Aneignung spielt sich hier ab, der in der neuesten Zeit nur das Besondere auf-

weist, daß er an allen Stellen der Erde mit ganz besonderer Schnelligkeit und ihr entsprechender Brutalität verläuft, und daß er sich, nicht bloß vom Einzelnen, sondern besonders auch von den größten menschlichen Gemeinschaften betrieben, auf ganze Länder erstreckt: die moderne Kolonialpolitik, von den sechziger und siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts an, ist sein klassischer Ausdruck.

Da erhalten denn alle Teile der Erde Monopolpreise; sie beginnen sich alle nach dem Prinzip der Grundrente abzustufen. Sogar die Meere werden auf ihren wirtschaftlichen Wert auskalkuliert wie die Karpfenteiche der Binnenlande. Die Ostsee deutschen Teiles z. B. repräsentierte im Jahre 1886, ausgedrückt in den Gewinnen der Hochseefischerei, eine Rente von etwa 200000 Mark; 1900 war diese Rente, infolge von Verbesserungen im Fischereigewerbe, auf über 3 Millionen Mark gestiegen; die Nordsee deutschen Anteils ergab 1887 etwa eine halbe, gegen Ende des 19. Jahrhunderts etwa 6 Millionen Mark. Es waren das noch sehr roh und empirisch festgestellte Zahlen. Aber schon ist man daran gegangen, mit Zuhilfenahme der neueren Planktonforschungen die Grenze der ohne Raubbau noch möglichen wirtschaftlichen Ausnutzungsfähigkeit beider Meere festzustellen, ein Verfahren, das zu einer „rationellen" Abschätzung führen wird: und damit ist die Meeresrente wenigstens in einer Richtung „wissenschaftlich" bestimmt.

Leichter zu übersehen ist natürlich die Rente auf dem Lande. Und da ergibt sich nun, daß das Umschlagen der Raumbegrenzung, sobald diese vollkommener wahrgenommen wurde, in Raumschätzung ungeheure Steigerungen und Umwälzungen zugleich der Grundrente zur Folge gehabt hat. Aus dem internationalen Gebiete sei hier nur an die Grundrentenentwicklung etwa der Sohle und gewisser Umgebungen des Kanals von Suez oder an die des Witwaterrandes in den früheren Boerenrepubliken erinnert. Aber auch in der deutschen Heimat haben die neuen Raumvorstellungen und Raumzusammenhänge außerordentliche Veränderungen in der Bodenwertung zur Folge gehabt. Bekannt ist zunächst, wie sehr alle Orte der Verkehrskonzentration ge-

wonnen haben. Vor allem die großen Städte, als gleichsam vorherbestimmte Orte solcher Konzentration, und in ihnen wieder gewisse zentrale Lagen. So hat man z. B. den Grundrentenzuwachs Berlins unter der Annahme, daß der geringwertigste Boden innerhalb des Stadtbezirks jetzt für den Geviertmeter 40 Mark Wert habe, wohl etwas zu hoch auf zwischen 2½ und 3 Milliarden Mark liegend berechnet. Veranschaulicht man die Entwicklung durch Einzelheiten, so sind die folgenden Beispiele lehrreich genug. Das Haus, in dem Alexander von Humboldt geboren wurde, kostete 1746: 4350, 1796: 21 000, 1824: 40 000, 1862: 92 000 und 1885: 140 000 Taler. Das Rotherstift am Halleschen Tore, das bei seiner Einweihung im Jahre 1842 nicht ganz 34 000 Mark gekostet hatte, wurde im Jahre 1895 für 1 975 000 Mark auf Abbruch verkauft. Man sieht: welche enormen Steigerungen namentlich in der jüngsten Vergangenheit! Besonders charakteristisch aber für diese Tatsache gerade jüngsten Wachstums sind die Vorgänge in der Gemeinde Grunewald bei Berlin. Im Jahre 1889 verkaufte hier die Kurfürstendammgesellschaft die Rute ihres Geländes mit 120 Mark für den Geviertmeter. Im Jahre 1890/91 stieg der Preis auf 165, 1892 auf 180 Mark. Und während die Gesellschaft in den Jahren 1896 bis 1898 den ihr verbliebenen Rest noch für 190 bis 225 Mark verkaufte, waren die Preise besserer, schon in Privathände übergegangener Lagen bereits auf 400 bis 500 Mark gestiegen. Unter diesen Umständen versteht es sich, wenn das Anwachsen des Bodenwertes in den deutschen Großstädten von sachverständiger Seite (Paul Voigt) für die Jahre 1870 bis 1898 auf 7½ Milliarden (von 1½ auf 9½ Milliarden) geschätzt wurde.

Ist nun mit dem Wachsen der Grundrente an gewissen Orten das Fallen an anderen Orten innerhalb des deutschen Bereiches notwendig und quantitativ parallel gegangen? Man wird es nicht sagen können. Zunächst hat die Grundrente vieler landwirtschaftlich genutzter Gelände durch die Verbesserung der Transportgelegenheiten für die Erzeugnisse außerordentlich gewonnen. Nehmen wir ein besonders augenscheinliches Beispiel: den Weinbau. Gewiß, infolge der leichteren Versendbar-

keit der Weine des Weſtens nach dem Norden und Oſten ſind manche Weinberge namentlich des Nordoſtens eingegangen; da wird die Grundrente gefallen ſein. Aber wie hat ſich demgegenüber die Grundrente aller wirklich guten Lagen des Weſtens gehoben, insbeſondere jener Lagen, deren Erzeugniſſe man faſt in aller Welt trinkt! Im Jahre 1900 wurden Wilhelmjſche Parzellen der rheingauiſchen Lage Markobrunnen mit 400 Mark die Quadratrute bezahlt, etwa ſo hoch wie das Kurfürſtendammgelände in Berlin; macht auf den Hektar 160 000 Mark. Und die Rheingauweine ſind ſeit etwa dem letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts keineswegs mehr die geſuchteſten. Vermutlich noch mehr geſtiegen würde ſich die Grundrente gewiſſer Weinlagen an der Moſel und an der Saar erweiſen, — wenn ſie verkauft würden. Nun läßt ſich gewiß nicht überall auf deutſchem Boden Rüdesheimer oder Zeltinger oder Oberemmeler ziehen. Aber auch für die gewöhnlichen Bodenerzeugniſſe und ihre Standorte iſt der Regel nach eine Steigerung der Grundrente eingetreten; und jedenfalls hat die Erweiterung der Abſatzmöglichkeiten durch die Entwicklung des modernen Verkehrs zwiſchen ſchlechteſten und beſten Grundrenten ausgleichend gewirkt. Derartige Ausgleichungsvorgänge und ihre großen Wirkungen laſſen ſich ſchon aus der Tatſache erſchließen, daß z. B. im Jahre 1898 von der deutſchen Getreideernte in der Höhe von 19,9 Milliarden Tonnen nicht weniger als 10,8 Milliarden über Eiſenbahnen gegangen ſind.

Daß alle dieſe Verhältniſſe, daß die Grundrentenvorgänge von Meer zu Meer, von Land zu Land, von Ort zu Ort in Zeiten ſo gewaltiger Raumverſchiebungen, wie ſie ſeit den letzten etwa anderthalb Menſchenaltern erfolgt ſind, für die Einzelwirtſchaften leicht mit ganz unerwarteten Gewinnen und Verluſten, zumeiſt freilich Gewinnen, verknüpft geweſen ſind und noch verknüpft ſind, — wer wollte es leugnen? Hier, in der ſo verſchiedenartigen Rentabilität der Räume innerhalb des allgemeinen Erdraumes, liegt vor allem das Moment, von dem aus dem modernen Wirtſchaftsleben ſo leicht ein Element des

gewagten Spiels und des Glücksrittertums eingeimpft zu sein scheint.

6. Für uns tritt an dieser Stelle nur noch die Frage auf, wie denn nun alle diese Vorgänge, die Verschiebungen von Zeitbegriff und Raumanschauung und die Verkehrsentwicklung, die in diesen Verschiebungen ihren letzten seelischen Ausdruck gefunden hat, auf den Handel, als den nächsten Wirtschaftsberuf des Verkehrs, gewirkt haben mögen?

Da ist zunächst nach der negativen Seite hin bezeichnend, daß sich die uralte Verbindung von Handel und Transportwesen fast ganz gelöst hat. Die ältesten Kaufleute waren große Hausierer gewesen, hatten ihre Waren selbst transportiert oder von ihren Beauftragten transportieren lassen. Jetzt blieb gewiß noch immer ein Hausierhandel übrig, ja er erweiterte sich sogar, aber als Überlebsel alter Zeiten und von den jüngeren Bildungen wenig geachtet und fast bekriegt und verstoßen, als unterste Stufe alles Handels. Im Großhandel dagegen, dessen Betrieb auch der Zahl der Hände und Berufe nach sehr stieg, setzte sich die schon im späteren Mittelalter begonnene Trennung von Transport und Handel nunmehr ganz durch, und die unmittelbare Ausnutzung der außerordentlich viel sicherer und schneller laufenden, aber auch viel verwickelter gebauten Maschine des Verkehrs fiel besonderen Berufen zu. So der Spedition, dem Versicherungsgeschäft, dem Lagerhausgeschäft und für den Geldverkehr dem modernen Makler- und Agententum, sowie dem Kredithandel der Banken. Und während sie emporkamen, begannen selbst die letzten größeren Einrichtungen zu verfallen, in denen der Kaufmann noch zugleich Transportführer der Ware und Händler gewesen war: die Märkte und Messen. Von den Märkten ist bekannt, daß sie heute eine Einrichtung mehr der Volkssitte als der Volkswirtschaft sind; in ihrer neuen Wandlung freilich erhalten sie sich ziemlich zähe, trotz der seit etwa 1860 an mehreren Stellen wahrnehmbaren Richtung, sie staatlich zu beschränken; und wirtschaftlich haben sie wohl hier und da, vor allem im Nordosten, noch immer

ihre Bedeutung. Was aber die Meſſen betrifft, ſo ſind ſie in ihrer Bedeutung ebenfalls veraltet; doch hat ſich eine neue Art der Meſſe für ſolche Waren entwickelt, die nicht oder nur ſchwer nach Proben zu kaufen ſind, ſei es, daß dieſe nicht verſandt werden können oder an ſich nicht genügen: für Pelze und Saaten, für Porzellan und Glas; und auch da, wo perſönliche Bekanntſchaft unter den Kaufleuten wünſchenswert erſcheint, wie im Buchhandel, behält die Form der Meſſe noch immer ihre Bedeutung: freilich in allen Fällen mehr in der Form der Börſe als je zuvor.

Mit der Trennung von Transportgeſchäft und Handel hängt es denn auch zuſammen, daß der Handel, der unmittelbar mit dem verbrauchenden Publikum verkehrt, keine großen Vorräte mehr hält. Wo ſind die alten kaufmänniſchen Patrizierhäuſer geblieben mit ihren tiefen Kellern und hohen Dachböden und dem ſtolzen Wahrzeichen des Kranes am Giebel? Man iſt jetzt in den meiſten Orten ſicher, durch Vermittlung der ausgebildeten Transportgewerbe und unter Ausnutzung der raſchen und regelmäßigen Transportgelegenheiten jederzeit von den Erzeugern an Waren ſo viel heranziehen zu können, als man bedarf. Freilich iſt dazu ausgebreitete Geſchäftskenntnis, überhaupt gute kaufmänniſche Durchbildung, flotter Abſatz und ein verhältnismäßig großes Kapital nötig. Es ſind die Vorausſetzungen, aus denen das moderne Großgeſchäft im Detail, das Warenhaus, erwachſen iſt.

Viel mehr aber noch als durch den zunächſt negativen Vorgang, daß er das Transportgewerbe ſo gut wie ganz ausgeſchieden und überhaupt jedes Element unmittelbaren Verkehrsberufes abgeſtreift hat, unterſcheidet ſich der moderne Handel in poſitiver Hinſicht ſtark von dem Handel des 18. Jahrhunderts und faſt noch der ganzen erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Das weſentliche iſt hier, daß die moderne Raumbewältigung eine neue Klaſſifikation der Waren herbeigeführt hat, und daß der veränderte Nachrichtenverkehr die Konzentration der Willensakte eines Kaufmanns für die ganze Welt an einem einzigen Orte ermöglicht.

Die Entwicklung des zweiten Momentes ist der Hauptsache nach an den telegraphischen und telephonischen Verkehr gebunden, wie er bei jedem größeren Geschäfte zur Regel geworden ist; von der Unsumme von Telegrammen und Ferngesprächen, die heute die elektrischen Leitungen über die Erde tragen, betrifft weitaus der größte Teil Handelsnachrichten und kaufmännische Abkommen. Damit hängt es zusammen, daß sich der moderne Handel in seinen Betriebsformen generell zunächst entsprechend vor allem dem Steigen des telegraphischen und telephonischen Verkehrs entfaltet hat.

Für die Entwicklung seiner Betriebsformen im einzelnen aber ist vornehmlich wiederum das erste, das räumliche Element von Bedeutung gewesen. Es gibt heutzutage Gegenstände, für die der differenzierte Raum überhaupt so gut wie nicht mehr existiert. Hierher gehört vor allem das Geld: vermöge der voll entwickelten und ständig funktionierenden Ausgleichstechnik zwischen den einzelnen Tauschformen der Erde ist es überall in gleicher Weise vorhanden und für den Geldkräftigen verfügbar. Daneben gibt es aber eine große Anzahl von Waren, die zwar nicht überall in gleicher Weise oder überhaupt vorhanden, aber doch bei den heutigen Verkehrsmitteln überall leicht und in gleicher Qualität zu beschaffen sind. Es sind die sogenannten fungibeln, in sich vertretbaren Stapelartikel: Getreide z. B., das in den verschiedensten Ländern erzeugt wird, und dessen Qualitäten unter sich nach einer einheitlichen Skala verglichen werden können, aber auch Baumwolle, Seide, Erze, Metalle, Kaffee, Kakao, Tee, Palmkerne u. s. w. Endlich gibt es eine dritte Kategorie von Waren, deren einzelne Stücke weder unter sich fungibel sind, wie z. B. originale Kunstgegenstände jeder Art, noch an verschiedenen Stellen in gleicher Weise vorkommen, wie z. B. etwa persische Teppiche oder chinesische Bronzen, — kurz Waren, die in irgend einer Weise einen individuellen oder wenigstens speziellen Charakter tragen. Für sie gilt, daß sie unter Umständen sehr weite Räume und noch wenig entwickelte Verkehrswege passieren müssen, ehe sie vom Erzeuger zum letzten Käufer gelangen.

Für dieſe drei Arten von Waren hat ſich nun, neben dem alten, teilweis noch fortdauernden Warenhandel, aus modernen Zeit- und Raumvorſtellungen heraus, ein dreifacher Handel entwickelt: der moderne Geldhandel, der eigentliche Spekulations-, insbeſondere der Terminhandel und der Kommiſſionshandel. Dabei können unter Umſtänden die Formen oder Teile von Formen der einen Handelsart ſehr wohl mit Formen oder Formteilen der anderen verſchwiſtert auftreten.

Für den Geld-(und Kredit-)verkehr zunächſt hat ſich ſozuſagen nur ein einziger großer Markt ausgebildet, der die ganze Erde umſpannt; das Moment der räumlichen Trennung iſt ganz, das der zeitlichen faſt ganz verſchwunden. Daraus haben ſich dann im einzelnen eine Fülle von Änderungen ergeben, der Hauptſache nach im Sinne der Erleichterung und ſicheren Ausgeſtaltung von ſolchen Geſchäften, die früher für beſonders gefahrvoll und ſchwierig gehalten wurden: z. B. des Handels mit auswärtigen Wechſeln, der, heute eins der ſolideſten Geſchäfte, früher als eins der gewagteſten galt. Im allgemeinen aber iſt auf dem Gebiete des Geldverkehrs das Ideal des modernen einheitlichen, des Welthandels ſo gut wie erreicht.

Das hat dann das Übergewicht des Bank- und Börſenweſens im modernen Verkehr zur Folge gehabt und damit zugleich die Tendenz, den Warenhandel, in dem ja neben dem Nachrichtenverkehr der weit ſchwerfälligere, Raum und damit auch Zeit minder leicht überwindende Güterverkehr die Hauptrolle ſpielt, gleichwohl möglichſt nach den Formen des Geld- und Kreditverkehrs zu regeln.

Dieſe Neigung hat vor allem den Warenſpekulationshandel hervorgerufen. Bei dieſem Handel iſt es der Hauptſache nach die Abſicht, gewiſſe Waren für Lieferung in fernen Zeiten oder an fernen Orten oder aber auch in und an beiden zugleich zu kaufen und zu verkaufen. Es iſt alſo der Verſuch, gegenüber einer beſtimmten Ware Raum und Zeit dadurch auszuſcheiden, daß beide willkürlich, wenn auch innerhalb der durch die Verkehrsorganiſation gegebenen Möglichkeiten, auf einen in der Zukunft liegenden Zeitpunkt bezogen werden: was natürlich

voraussetzt, daß man für diesen Zeitpunkt vermutungsweise einen Preis festsetzt und mit diesem rechnet, „spekuliert". Natürlich kann sich ein solcher Handel, der bekanntlich heute eine außerordentliche Rolle spielt, nur in Zeiten eines allumfassenden und strenggeregelten Nachrichtenwesens, ferner einer starken Ausbildung der Kreditformen und kaufmännischer Verfügungsfreiheit über große Kapitalien entwickeln; er ist daher in seiner vollen Ausbildung recht eigentlich ein Ergebnis der jüngsten Entwicklung.

Am klarsten und folgenreichsten tritt der Charakter dieses Handels im eigentlichen Terminhandel hervor. Dieser Handel beruht darauf, daß man im Spekulationshandel alle Lieferungen auf ähnliche Termine und auf gewisse, überall gleich abgestufte Qualitäten fungibler Stapelgüter einrichtet und die Verträge für diese Lieferungen auf uniforme Beträge, z. B. 50 oder 100 Tonnen Weizen, zuschneidet. Auf diese Weise entstehen in diesen Verträgen Papiere, die nun in der Zeit zwischen dem Abschlusse des Lieferungsvertrages und dem Vollzuge der Lieferung wieder von Hand zu Hand gehen und von Leuten gekauft werden können, die durch eine ihrer Ansicht nach richtigere Vorausberechnung der wirklichen Preise, als sie der Vertrag aufweist, am Termine der Lieferung glauben einen Gewinn erzielen zu können. Man versteht, daß durch einen solchen Handel dem ursprünglichen Spekulanten ein großer Teil seines Risikos in der Berechnung des zur Verfallzeit wahrscheinlichen Preises abgenommen und auf die Schultern derjenigen verteilt wird, die den Vertrag weiter von Hand zu Hand verhandeln: alle diese Zwischenhände übernehmen in der Feststellung des ihrer Meinung nach vorhandenen wirklichen Wertes des Lieferungsvertrages einen Teil der Gefahr. Das Termingeschäft bildet damit für den Spekulationshandel zugleich eine Art von Versicherung gegen die Gefahr, die dadurch entsteht, daß in diesem Handel mit entfernten Zeiten und Orten gerechnet werden muß, deren wirkliche Gelegenheit nicht sicher übersehen werden kann. Notwendig aber ist er zur Ausgleichung der Preise einer Gütermasse, die, unter der einmal bestehenden Verkehrshöhe, die ganze Welt umfaßt und doch nicht an sich von überallher nach allen

Seiten hin in gleicher Frist oder gar gleichzeitig zu gleichen Preisen lieferbar ist: zur Ausgestaltung mithin eines eigentlichen und wo möglich einzigen Weltmarktes für Waren, die dieser Art der Behandlung zugänglich sind[1]. Dies sind aber gerade die wichtigsten aller Waren: Getreide, Rohstoffe der Industrie, vor allem Eisen und Stahl, Bergwerksprodukte, vor allem Kohlen: im allgemeinen die fungiblen Stapelgüter, von denen eine bestimmte Menge nach Güte und Masse durch eine andere Menge gleicher Quantität und Qualität ersetzt werden kann. Gegenüber solchen Waren also hebt der moderne Nachrichtenverkehr nicht bloß die Zeit, sondern gleichsam auch den Raum auf; dieser hinkt zwar sozusagen nach und schafft darum gegenüber dem Nachrichtenverkehr Zeitdifferenzen, aber die Spekulation geht mit Erfolg darauf aus, vermöge von Vermutungen, die in Werte umgesetzt werden, diese Wirkungen des Raumes zu vernichten. Und es versteht sich, daß den Handelsplätzen, an denen diese Manipulationen heimisch sind, dadurch größere Zufuhr und zahlreichere Nachfrage, in Summa eine wesentliche Belebung des Verkehrs erwächst.

Aber auch für Waren, die sich nur schwer dem Spekulationshandel unterwerfen, ist der moderne Handel ein ganz anderer geworden als früher: vornehmlich wegen der weiten Entfernungen von Käufer und Verkäufer, um die es sich immer mehr handelt. Hier bediente man sich früher des alten Zwischenhandels: verkaufte an einen Kaufmann in mäßiger Entfernung, der dann wieder die Bedürfnisse einer weiteren Entfernung kannte und weiter verkaufte, u. s. w. Diese Art des Zwischenhandels ist in ihren Anfängen uralt und reicht mit ihren Wurzeln auf deutschem Boden zurück bis in die germanische Zeit; im 18. Jahrhundert aber und noch später waren die

[1] Daß sich an diesen Handel noch viele Mißbräuche knüpfen, ist bekannt. Sie lähmen den nivellierenden Einfluß des Terminhandels. Dauernden und sicheren Schutz gegen diese schädigende Wirkung kann nur kaufmännische Selbsthilfe bringen: wird sie aber auch gewiß bringen und hat sie schon weithin gebracht.

Großkaufleute des deutſchen Binnenlandes, ja auch der Seeſtädte an erſter Stelle Zwiſchenhändler.

Jetzt, mit dem modernen Wirtſchaftsleben, beginnt dieſe Art des Zwiſchenhandels zu verſchwinden. Der neue Nachrichten- und Güterverkehr und die neue Raumanſchauung erlauben es zunächſt, ſich mit den ſchließlichen Käufern oder Verkäufern gewünſchter Waren in unmittelbare Verbindung zu ſetzen. Es iſt eine Bewegung, die in Deutſchland ſeit etwa Mitte des 19. Jahrhunderts zunächſt im Bereiche des großen Binnenhandels beginnt; die Getreidehändler von Breslau und Poſen fangen an, mit rheiniſchen Häuſern direkt zu handeln, unter Wegfall der bisher vermittelnden Häuſer in Mitteldeutſchland; weſtfäliſche Hütten laſſen den deutſchen Nordoſten nun von ſich aus bereiſen und führen landwirtſchaftliche und andere Aufträge direkt aus; und der große Holzhandel von Süddeutſchland nach Holland wird ein unmittelbarer, die Zwiſchenhändler in Heilbronn, Mannheim, Köln verſchwinden. Später, ſeit den ſiebziger Jahren vornehmlich, wird dann auch der alte Zwiſchenhandel auf internationalem Gebiete immer mehr beſeitigt, vornehmlich für den Bedarf an ausländiſchen Rohſtoffen. Für den deutſchen Handel bedeutete dieſer Schritt ſpeziell eine Emanzipation vornehmlich von England. So wurde z. B. noch in den ſechziger, ja achtziger Jahren der deutſche Bedarf an Baumwolle im allgemeinen bei engliſchen Zwiſchenhändlern gedeckt. Im Jahre 1899 dagegen betrug die deutſche Einfuhr 330 000 Tonnen, und von dieſen kamen aus England nur noch 2800; alles übrige war direkt aus den Urſprungsländern bezogen. Bremen hat ſich im Verlaufe dieſes Umſchwunges während der letzten zwei Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts zu einem der größten Baumwollmärkte Europas neben Liverpool entwickelt und Havre überflügelt; die Einfuhr betrug 1899 324 000 Tonnen. Ähnlich ſteht es mit dem Import von Jute; hier iſt Hamburg der Haupthafen für Deutſchland geworden und hat zugleich den internationalen Zwiſchenhandel für das öſtliche Europa zum guten Teile an ſich geriſſen.

Drängte aber nun der moderne Verkehr und die durch ihn

umgeformte kaufmännische Voraussicht überall auf unmittelbare Verbindung mit den Käufern oder — namentlich bei Roherzeugnissen — Verkäufern der Nähe wie der weitesten Ferne, so war dies, namentlich bei großen Raumunterschieden, nicht möglich ohne einen von dem heimischen Händler abhängigen Kaufmann, der besser als dieser die Gelegenheit des fremden Landes und Ortes und der Ware, sowie der Nachfrage und des Angebotes kannte. Als solche Kaufleute entwickelten sich nun der moderne Geschäftsreisende und der moderne Kommissionär (Vertreter). Blieb dabei der Geschäftsreisende einfacher Beamter des heimischen Hauses, so stand der Kommissionär meist selbständiger da: war zumeist Kaufmann auf eigene Faust und machte eigene Geschäfte, vertrat aber daneben eine Anzahl auswärtiger Häuser. In jedem Falle waren Geschäftsreisende und Kommissionäre die besonders feinfühligen Enden gleichsam der Tastorgane, die das heimische Haus nach allen Seiten hin in Form von telegraphischen und brieflichen Verbindungen ausstreckte. Und es versteht sich, daß unter diesen Umständen der Kommissionshandel in den letzten Jahrzehnten außerordentlich emporgeblüht ist, in der Fremde wie daheim: in der Heimat als Tastorgan des auswärtigen Handels. Indem aber diese Entwicklung eintrat, veränderte sich zugleich der Kommissionshandel vielfach in seiner ganzen inneren Struktur. Das Kommissionshaus, das ursprünglich anderen Firmen zu Diensten gestanden hatte, wurde mit steigendem Kapitalreichtum des Inhabers immer selbständiger; es nahm jetzt von sich aus den Handel — die Beherrschung des Marktes und das Aufsuchen neuer Absatzwege — in die Hand und ward zum wichtigsten Kunden, zum eigentlichen Besteller der großen industriellen Unternehmungen. Es ist eine Entwicklung, die sich für den inneren Markt wie die Fremde in immer größerem Umfange vollzieht; ihre ausgeprägtesten Formen sind in der ersten Richtung das Engrossortiment, das Kaufhaus, in dem z. B. der Kramwarenhändler seinen ganzen Ladenbedarf für den Einkauf zusammenfindet oder der Konfektionsindustrie die vollständige Auswahl der jeweils modernen Posamentfabrikation zur Verfügung steht, und in der zweiten Richtung das

Exporthaus, das ſich etwa mit dem Vertriebe von Pianinos nach Auſtralien und Südamerika, von Büchern in die Vereinigten Staaten, von tauſenderlei Tand, Spirituoſen, alten Gewehren an Völker niedriger Kultur überhaupt beſchäftigt. Es iſt klar, daß auf dieſe Weiſe ein ganz neuer Zwiſchenhandel erwachſen iſt und vor allem noch immer weiter erwächſt, ein Zwiſchenhandel durchaus aktiven Charakters, ein eigentlicher Pfadfinder für den Abſatz der Induſtrie in ihrer modernſten Entwicklung. Im ganzen aber iſt mit dieſen Organiſationen auch für den Handel vornehmlich mit qualifizierten Waren eine Form entwickelt worden, der die Tendenz innewohnt, den geſchäftlichen Verkehr auf der Erde zu einem einheitlichen zu geſtalten. Daher auch auf dieſem Gebiete, wenn auch nicht gleich vollendet wie im Warenſpekulations- oder gar im Geldhandel, überall der raſcheſte Ausgleich zwiſchen Nachfrage und Angebot: ein großer idealer Weltmarktplatz beginnt auch hier immer entſchiedener die Preiſe zu machen, wie er ſie, unter ſchon recht fortgeſchrittener Nivellierung, ſchon macht für Getreide in Chicago und Mannheim, für Baumwolle in New Orleans, Bremen und Liverpool.

Denn das iſt ſchließlich die klare und unverkennbare Tendenz des modernen Handels: die Umgeſtaltung der Erde zu einem einzigen großen Markte. Und ſchon zeigen ſich die Vorteile und Nachteile dieſes neuen, immer mehr breite Wirklichkeit werdenden Zuſtandes. Ein ins Unglaubliche geſtiegener Wettbewerb reibt die geiſtigen und ſittlichen Kräfte des Kaufmanns faſt auf, um ihre äußerſte Verfeinerung und Stählung hervorzubringen; und mit den Vorteilen regionaler Preiſe, die früher nicht ſelten unter dem Weltmarktpreiſe blieben, iſt für abgelegenere Gegenden zugleich die Furcht beſeitigt, daß ſie noch von Hungersnöten betroffen oder von ſtarker Kapitalbefruchtung ausgeſchloſſen ſein könnten. Für Europa, das noch immer den Brennpunkt gleichſam und das Zentrum des in Bildung begriffenen Einheitsmarktes abgibt, iſt es ein Zuſtand, der vornehmlich in der Preisbildung der Stapelartikel günſtig gewirkt hat: in den beiden Jahrzehnten von 1876 bis 1896 iſt in

abgerundeten Zahlen Eiſen für den Doppelzentner von 92 auf 62 Mark, Baumwolle von 132 auf 62, Wolle von 480 auf 274, Seide von 5600 auf 3900, Zinn von 244 auf 124, Blei von 32 auf 19, Zucker von 56 auf 19, Kaffee von 175 auf 67, Reis von 34 auf 20½, Weizenmehl von 31 auf 19 Mark gefallen[1]. Und charakteriſtiſch war dabei, daß der Preisrückgang im Binnenland empfindlicher war als in den Seeſtädten und an den dem Weltmarkt näher gelegenen Handelsplätzen; hier hatte er ſich ſchon ſeit Mitte des 19. Jahrhunderts langſam vorbereitet, während er ſich auf das Binnenland ſeit Anfang der ſiebziger Jahre ziemlich unvermittelt übertrug.

[1] Vgl. dazu auch die Zuſammenſtellungen in den Vierteljahrsheften der Statiſtik des D. Reiches 1902, I.

V.

1. Der vorige Abſchnitt hat über die Entwicklung des modernen Wirtſchaftslebens berichtet, ſoweit es ſich um den Güteraustauſch handelt; von Transportmitteln und Verkehrswegen, von der Organiſation des Verkehrs, von der Höhe des Austauſches und den modernen Betriebsformen iſt die Rede geweſen, und die Wandlungen der ſeeliſchen Elemente ſind aufgedeckt worden, die dieſer Entwicklung ebenſo zu Grunde lagen wie ſie aus ihr hervorgingen. Es ſind die Kuliſſen gleichſam des großen Theaters der modernen Wirtſchaft, die damit zunächſt aufgeſtellt wurden, und ſchon haben wir einige Szenen auf dieſer Bühne ſich abſpielen ſehen.

Jetzt gilt es, die verwandte Entwicklung der Gütererzeugung zu betrachten und von ihr aus tiefer als bisher in Weſen und Entfaltung des modernen Wirtſchaftslebens einzudringen.

Wir beginnen dabei mit der Geſchichte der modernen Stoffveredlung, der Induſtrie. Denn auf dem Gebiete der Urerzeugung, der Landwirtſchaft, hat das neue Wirtſchaftsleben im allgemeinen erſt ſpäter eingegriffen. Gewiß hat die Landwirtſchaft in Deutſchland in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und in den erſten Jahrzehnten des neunzehnten große Wandlungen durchgemacht: ſo große, daß ſie im allgemeinen viel mehr Menſchen ernähren konnte als früher; die außerordentliche Vermehrung der deutſchen Bevölkerung in dieſer Zeit und noch darüber hinaus iſt vornehmlich ihr zu verdanken. Allein die landwirtſchaftlichen Fortſchritte von Schubart von Kleefeld bis auf Thaer und noch ein wenig darüber hinaus vollzogen ſich doch noch nicht auf der Grundlage der modernen wiſſenſchaftlich-techniſchen Entwicklung, ſondern waren in weit

höherem Grade noch Errungenſchaften einer Praxis, die in ihren Wurzeln ſchließlich aus der Dreifelderwirtſchaft und aus dem Gegenſatze zu ihr hervorgegangen war. Es iſt die höchſte Blüte früherer Entwicklungen, nicht aber eine moderne Erſcheinung, die uns in ihnen entgegentritt.

In der Stoffveredlung drangen die Prinzipien der modernen Technik zuerſt da ein, wo eine uralte und weitverbreitete Induſtrie früher in das Manufakturſyſtem eingetreten war. Dies war in der Textilinduſtrie der Fall; und das klaſſiſche Land dieſer früheſten Umwälzung war England.

In der Textilinduſtrie zuerſt erhielten Arbeitsmaſchinen Bedeutung, Errungenſchaften der großen mechaniſch-techniſchen Bewegung ſeit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Naturgemäß knüpften ſie an die alten Spinn- und Webwerkzeuge an. Statt der Drehſpindel und des im Webſtuhl durch das Fach geſteckten Schützen wird die Mule-Jenny (Spinnmaſchine) in der Zeit von 1765 bis 1774 erfunden und ausgebaut und der mechaniſche Webſtuhl 1785 erfunden und 1801 verbeſſert; dazu wird ſpäter der Selfactor eingeſtellt. Dieſen Maſchinen folgen dann tauſend weitere Verbeſſerungen und neue Einrichtungen; ſtändig iſt die Textilinduſtrie Heimat einer ſtarken techniſchen Entwicklung geblieben. Insbeſondere hat die Gewebstechnik in den letzten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wieder ſtarke Fortſchritte gemacht. Beim Jacquardſtuhl brachte man es dahin, daß an einem Gewebe fünfzehn verſchiedene Farben nach Belieben angewendet werden können; in der Sammetweberei fertigt man heute am ſelben Stuhl drei Breiten nebeneinander und über ihnen noch drei Breiten (zu 40 bis 45 Zentimetern), ſo daß jedes Stück mit den andern zugleich gemacht werden und ein Weber mit einer Maſchine wöchentlich 120 Meter Ware liefern kann. Dabei haben ſich die Erfindungen, von England ausgehend, allmählich über alle Induſtrieländer verbreitet, und längſt ſchon haben dieſe auch an der Verbeſſerung der textilen Arbeitsmaſchinen teilgenommen.

Außerhalb der Textilinduſtrie ſind die früheſten und wichtigſten Arbeitsmaſchinen für die Bearbeitung des Eiſens her-

gestellt worden und wiederum anfangs namentlich in England. Brachte doch das neue Zeitalter vor allem das Eisen als Nutzmetall zu Ehren, als das eigentliche Metall der zwangsläufigen, der Maschinenbewegung. Und so mußte auch seine Bearbeitung der höchsten, eben noch denkbaren technischen Vervollkommnung unterworfen werden. Der erste Dampfzylinder, den Watt gießen ließ, war an dem einen Ende 5 Millimeter weiter als am anderen. Wie würde heute dergleichen noch möglich sein? Die Differenz darf nicht mehr als einen halben Millimeter betragen.

In England traten schon um die Wende des 18. und in den ersten Zeiten des 19. Jahrhunderts die grundlegenden Erfindungen für die genauere Eisenbearbeitung zu Tage: die Metalldrehbank mit dem Support von Henry Maudsley, mit dessen Hilfe es erst gelang, die geometrische Form genau, sicher und leicht herzustellen, dann die Zylinderbohrmaschine, die Feil- und Eisenhobelmaschine, die Kreisschere und die Blechbiegemaschine. Wie anders lagen da um diese Zeit die Dinge noch in Deutschland! Da hatte der Metallarbeiter noch keine Hobel- und Bohrmaschinen; er mußte z. B. Gewindspindeln noch aus freier Hand schneiden und lange eiserne Wellen wie ein Holzdrechsler drehen; im allgemeinen stand ihm nicht viel mehr als Drechselbank und Drillbohrer zur Verfügung. Und noch in den vierziger Jahren war es der Stolz des deutschen Maschinenbauers, eine gerade Gußfläche mit dem Meißel herzustellen oder geschmiedete Wellen mit Meißel und Feile gangbar zu machen. Indes allmählich verbreiteten sich auch in Deutschland die genannten englischen Maschinen, und neben ihnen brachen sich, langsamer, andere Maschinen Bahn, so die Fräsmaschine, die in unseren Tagen für die Kleineisenindustrie grundlegend geworden ist, und die für die Bearbeitung runder Flächen heute auch kaum noch entbehrliche Schleifmaschine. Für die Erfindung neuer Maschinen aber kam neben England und den Vereinigten Staaten neuerdings auch Deutschland stark in Betracht.

Wie aber die Textilindustrie und die Eisenindustrie ihre

Arbeitsmaschinen erhielten, so neben ihnen allmählich alle wichtigeren Gewerbe. Da stellten sich die Näh- und Stickmaschinen ein, als interessantere von beiden vielleicht die von Heilmann in der Schweiz 1840 erfundene Stickmaschine, die, seit Mitte des Jahrhunderts in den schweizerischen Stickkantonen, Appenzell, St. Gallen, angewandt, seit 1857 auch im sächsischen Erzgebirge Eingang gefunden hat. Da entwickelten sich ferner die Strickmaschine und der Strumpfwirkerstuhl mit dem Rundstuhl für Trikotagen. Da zog nicht minder das Heer der Rohstoffbearbeitungsmaschinen ein für Holz und Leder, für Wolle und Baumwolle, für Eisen und Blech. Da ergab sich die Unsumme der maschinellen Einrichtungen für Müllerei, Brauerei, Brennerei, Zuckerindustrie; für Gerberei, Sattlerei, Schuhmacherei, Buchbinderei; für Bautischlerei, Möbelfabrikation und Holzindustrie überhaupt u. s. w.

Alle diese Maschinen aber bedurften, von Anbeginn, starker Kräfte, um sie in Bewegung zu setzen und das in ihnen steckende Kapital in regelmäßigem Betriebe auszunutzen. Vermochten das die uralten Wasserräder oder die angeblich in Deutschland gegen Ende des 11. Jahrhunderts erfundenen Windräder oder selbst auch Pferdekräfte im Göpelwerk? Erst die Dampfmaschine machte die frühesten Arbeitsmaschinen wahrhaft flott, wie sie recht eigentlich auch erst die Erfindung der späteren ermöglichte.

Nun hat man die Dampfkraft zu allen Zeiten höherer und mittlerer Kulturen gekannt; unser Mittelalter hat sie z. B. bei Ingangsetzung der sogenannten Püsteriche ausgenutzt. Allein schon das war in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts neu, daß man ernsthaft mit ihr zu experimentieren begann; es sind die Anfänge einer technischen Richtung, die aus der Mechanik in die Thermophysik überleitet. Und schließlich kam man bereits in diesem Jahrhundert der Idee der Dampfmaschine mit dem Papinschen Apparate von 1690 leidlich nahe.

Allein nicht in herumtastendem bloßem Experimentieren werden die großen Erfindungen gemacht. Das Bedürfnis, das deutlich empfundene oder das geahnte, muß hinter dem Versuche stehen und den Geist des Erfinders leiten und befruchten.

Von diesem Gesichtspunkte her hat die Erfindung der Dampfmaschine mit dem Papinschen Topfe wenig zu tun. Die Anfänge führen hier vielmehr auf das Bedürfnis nach Pumpen, nach Wasserhebemaschinen zurück, das seit dem 17. Jahrhundert namentlich im englischen Bergbau lebendig geworden war. Wie wünschenswert hier ein billiger Motor war, ergibt sich daraus, daß z. B. um 1700 in einem einzigen Bergwerke 500 Pferde an Göpeln gingen, um Wasser zu heben. Da baute Savery im Jahre 1698 eine Maschine, in der Dampf zur Förderung von stündlich 1200 Liter Wasser benutzt wurde. Und an ihre Stelle trat dann 1704 die verbesserte Maschine von Newcomen; sie hatte neben dem Dampfkessel schon einen Zylinder mit Kolben und einen Balancier, an dem das Pumpgestänge saß, war also eine bereits recht vollkommene Pumpmaschine.

Diese Maschine hat dann Watt studiert, als es sich ihm darum handelte, für die ersten großen Arbeitsmaschinen der Textilindustrie einen geeigneten Motor zu finden, und an ihr in den Jahren etwa 1770 bis 1780 diejenigen Verbesserungen angebracht, deren sie zu diesem Zwecke bedurfte. So entstanden die ersten wirklichen doppelt wirkenden Niederdruckdampfmaschinen: aus der Pumpmaschine war der Prototyp aller späteren Dampfmaschinen entwickelt; und noch heute tragen selbst unsere vollendetsten Dampfmaschinen, wenn man von den erst neuerdings wichtiger gewordenen Dampfturbinen und Verwandtem absieht, deutlich die atavistischen Spuren der Pumpmaschine.

Watts Niederdruckmaschine war, nach unseren Begriffen und bereits nach denen der Generation von etwa 1810, erst ein sehr mäßiger Motor. Schon um 1800 wurden weit über ihre Konstruktion hinaus in England Hochdruckmaschinen bis zu vier Atmosphären Druck gebaut. Dabei ließ sich denn in der sogenannten Compound- oder Verbundmaschine das Prinzip der Hochdruckmaschine mit dem der Niederdruckmaschine vereinigen und dadurch ein besonders leistungsfähiger Motor herstellen; er erscheint in England seit 1804. Von da ab bis zur Gegen-

wart mit ihren Vierfacherpanſionsmaſchinen bis zu 12 und 15 Atmoſphären Druck und 20 und mehr Tauſend Pferdekräften ſind dann freilich noch außerordentliche Verbeſſerungen gemacht worden; und gerade in den letzten Jahrzehnten haben ſich infolge neuer Erfindungen in der Konſtruktion die Koſten der Dampfkraft ſelbſt und der Pferdekraftſtunde um 40 % vermindert, während ſich die Leiſtungen gleichzeitig noch um vieles erhöhten.

So iſt denn die Dampfmaſchine noch immer ein jugendfriſcher Motor; und die ſpäter hinzugekommenen Kraftmaſchinen haben ihn einſtweilen noch nicht verdrängt. Denn dieſe ſind bisher der Regel nach nur unter beſonderen Verhältniſſen brauchbar, wie die Gasmaſchine oder die Heißluftmaſchine, oder ſie bedürfen wieder, um in ihrer beſonderen Art voll zu wirken, eines Antriebes, wie die Dynamos; und dieſer Antrieb wird dann zumeiſt wieder von der Dampfmaſchine genommen, wenn auch bei den Dynamos neuerdings die Energie des fallenden Waſſers immer ſtärker in Wettbewerb tritt.

In Summa iſt es alſo faſt immer jene beſondere Art der chemiſchen Energie, welche durch die in den Kohlen aufgeſpeicherte Kraft der Sonnenſtrahlen repräſentiert wird, die unſeren Motoren zu gute kommt. Chemiſche Energie überhaupt aber iſt die techniſch brauchbarſte, weil konzentrierteſte und am leichteſten überall verwendbare Energieform. Iſt ſie es nicht ſchließlich, die, in der Form mannigfacher Nahrung, die natürlichen Maſchinen der Tiere und des Menſchen in Bewegung ſetzt? Und eben darin, daß ſie jetzt auch für die Bewegung künſtlicher Maſchinen eingeſpannt wird, beſteht der Kern der naturwiſſenſchaftlich bedingten Fortſchritte der modernen Technik. Von dieſem Standpunkte aus verſteht man die allgemeine Bedeutung der Chemie für die jüngſte Entwicklung. Speziell aber kommt die Chemie auch noch als die Kunſt der Stofftrennung und Stoffvereinigung da, wo dieſe letzte Arbeitsprozeſſe bedeuten, in Betracht.

Und hier iſt es die Behandlung des großen Nutzmetalles des Zeitalters, des Eiſens, durch die ſie am früheſten eingreift. Nicht als ob das Eiſen nicht ſchon früher als wichtigſtes

industrielles Nutzmetall erkannt und verarbeitet worden wäre. Der Aufschwung der Montanindustrie, der gegen Schluß des Mittelalters namentlich auch in Deutschland eintrat und sich im 16. Jahrhundert fortsetzte, wurde zu einem nicht geringen Teile sogar schon dem Bedürfnis nach größeren Mengen besser raffinierten Eisens gerecht. Und dieses Zeitalter war auch schon in der Lage, der Zukunft wertvolle Einrichtungen speziell zum Betrieb der Eisenindustrie zu vermitteln: so die Aufbereitung der Erze durch das Schlemmverfahren und vor allem den Schmelzprozeß im Hochofen. Allein die moderne Entwicklung beginnt doch erst im 18. Jahrhundert; und wiederum ist es England, wo sie sich am frühesten vollzieht. Noch bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts und darüber hinaus war hier, wie anderswo, die Erzeugung von Eisen an den alten Hochofen gebunden gewesen: an die Hitzegrade, die aus Holzkohle unter Einwirkung eines ziemlich ursprünglichen Gebläses gewonnen werden konnten. Das Ergebnis war demgemäß gering und zudem, bei steigenden Holzpreisen, nur unter Aufwendung immer größerer Kosten zu erreichen. Demgegenüber bedeutete es einen ersten Fortschritt, als in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts statt der Holzkohle Steinkohle und zum Ersatz dieser bald auch Koks verwendet wurden. Es waren die Anfänge einer ersten Entwicklung der modernen Eisenindustrie, die ihren Abschluß mit der Raffinierung des Roheisens im Puddelprozeß und mit der Entkohlung des Eisens in geschlossenen Flammenöfen unter mechanischer Verrührung fanden.

In Deutschland wurde diese ganze Summe von Fortschritten, sowie die Verarbeitung des Eisens mit Dampfhammer und Walzwerk der Hauptsache nach erst in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts aufgenommen; bis dahin herrschten noch der alte kleine Hochofen und das alte Hammerwerk, dessen scharfen Ton man namentlich in den Mittelgebirgen noch aus so manchem Walde erklingen hörte. Von nun ab aber vollzog sich die Entwicklung ziemlich gleichmäßig, wenn auch der Hauptaufschwung erst mit den sechziger bis achtziger Jahren eintrat. Nachdem schon Ende der dreißiger Jahre die Laurahütte in

Schlesien treffliches Walzeisen erzeugt hatte und dann seit den vierziger Jahren die rheinischen und westfälischen Walzwerke mit dem Profileisen und großen Puddlingsblechen den Engländern erfolgreich entgegengetreten waren, handelte es sich jetzt besonders um die Erzeugung und Verwendung von Stahl. Da hatte noch in der Mitte des Jahrhunderts Alfred Krupp große Schwierigkeiten, den Gußstahl, seine Erfindung, gegenüber den Engländern zur Geltung zu bringen. Daneben verbreiteten sich, langsam anfangs, darauf immer schneller, in Deutschland jene drei englischen Erfindungen, welche die modernste und vielleicht radikalste Umgestaltung der Eisen- und Stahlindustrie gebracht und vor allem auch die deutsche Fabrikation begünstigt haben: der Bessemerprozeß, das Thomas-Gilchrist-Verfahren und der Martinsprozeß. Bessemer lehrte 1856, Roheisen in geschlossenen birnförmigen Räumen (Konvertern) durch Zuführung erhitzter Luftmengen aus einem starken Gebläse ohne Anwendung von Menschenkraft in Stahl verwandeln. Dies Verfahren konnte aber nur bei besten, fast phosphorfreien Erzen angewendet werden. Darum bedeutete es eine wesentliche Verbesserung, als Martin im Jahre 1865 den Schmelzprozeß auch für weniger brauchbare Erze durch Zusatz von Alteisen ermöglichte. Phosphorreiche Erze indes, wie sie gerade in Deutschland in den Minetteablagerungen Lothringens und Luxemburgs wie von Ilsede sehr verbreitet sind, ließen sich auch jetzt noch nicht auf einfache Weise nutzbar machen. Da führten Thomas und Gilchrist im Jahre 1879 den basischen Bessemerprozeß ein; und die Aufnahme dieses Verfahrens, das brauchbare Produkte auch aus phosphorreichen Erzen liefert, gab gerade der deutschen Industrie den mächtigsten Aufschwung: jetzt erhoben sich überall jene umfangreichen Anlagen, deren Betrieb dem Laien mit die großartigsten industriellen Bilder und malerische Eindrücke von unvergleichlicher Gewalt hinterläßt, — des majestätischen Eindruckes nicht zu gedenken, den ein Gebläse dieses Verfahrens auch dem Ohre gleich dem Donnern eines an steiler Küste langhin brandenden Meeres vermittelt.

Später, als die thermochemische Technik, die der Haupt-

sache nach mit der Raffinierung der Metalle verknüpft blieb, und namentlich in Deutschland recht spät, dann aber um so gewaltiger hat sich das entwickelt, was man im speziellen Sinne chemische Industrie nennt.

Die Anfänge liegen hier in England und auch in Frankreich, wenn auch Deutschland schon früh gelegentlich einmal mit Erfindungen eingegriffen hat, ohne indes zu ihrer gewinnreichen praktischen Verwertung zu gelangen; so ist z. B. die Entdeckung der wirksamen Stoffe in den altbekannten pflanzlichen Heilmitteln, dem Opium u. s. w., der Alkaloide, von einem Deutschen, dem Apotheker Sertürner in Einbeck, im Jahre 1816 ausgegangen, wie denn überhaupt Apotheker in diesen Frühzeiten die Chemie mächtig gefördert haben. In den ersten Perioden aber der chemischen Technik, die man bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts rechnen kann, handelte es sich, nach Anfängen bereits im 18. Jahrhundert, zuerst um die Darstellung starker Mineralsäuren und Alkalisalze, dann, seit dem zweiten und dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, um die Verwertung pflanzlicher Alkaloide zu Heilmitteln (Morphium, Strychnin, Chinin, Nikotin, Atropin), sowie um die künstliche Darstellung des Ultramarinstoffes. Deutschland war in diesen Zeiten allenfalls ein wenig mit an der Ultramarinfabrikation beteiligt; in den dreißiger Jahren wurde sie in Nürnberg und Wermelskirchen betrieben; auch die fabrikmäßige Darstellung von Soda nach dem Leblancschen Verfahren, die Stärke- und Dextrin- sowie die Zündhölzchenfabrikation und die Herstellung des Wasserglases breiteten sich aus. Im ganzen aber hatte um die Mitte des 19. Jahrhunderts noch Frankreich die Führung. Dort zählte man im Jahre 1850 schon 547 chemische Fabriken mit 5947 Arbeitern, während in deutschen Statistiken dieser Zeit der chemischen Industrie häufig noch gar nicht gedacht ist und in Preußen im Jahre 1846 nur 179 chemische Fabriken mit 2207 Arbeitern vorhanden waren. Und auch die englische Konkurrenz war der deutschen durchaus überlegen.

Da änderte sich die Lage von Grund aus seit etwa den sechziger Jahren. Was der deutschen Industrie in dieser Zeit

machtvoll zu Hilfe kam, das war der Aufschwung der deutschen chemischen Wissenschaft. Gewiß hatte diese schon seit den zwanziger und dreißiger Jahren in hohem Grade selbständig zu arbeiten begonnen, und dies war nicht geschehen, ohne daß der Industrie daraus Vorteile hätten erwachsen können; so ist das Phenol (Karbolsäure) und das Benzol in den dreißiger Jahren von Runge und von Mitscherlich in Berlin entdeckt worden. Aber entscheidend griff die Wissenschaft doch erst später ein. Jetzt begannen die deutschen Chemiker unter der Anleitung ihrer großen Meister, eines Liebig, Wöhler, Bunsen, A. W. Hofmann, Kekulé, damit, die Stoffe und vornehmlich auch gewisse Rückstände anderer Fabrikationen auf ihre industrielle Ausnutzbarkeit systematisch durchzuprüfen, und der Erfolg war außerordentlich. Ungeahnte Fortschritte wurden in der Ersetzung natürlicher Stoffe durch künstliche gemacht, so namentlich auf dem Gebiete der Farben: an die Stelle des Krapps, der Cochenille, des Indigos, des Blauholzes traten die Anilinfarben (1856 bezw. 1858), die Alizarinfarben (1868), das Indigotin (1880) u. s. w. Und in der Ausnutzung dieser Entdeckungen erhob sich die deutsche chemische Industrie zum ersten Male selbständig über die Leistungen Frankreichs und Englands: der Übergang zur Massenfabrikation auch feinerer Erzeugnisse wurde erfolgreich gemacht; und neben den Fabriken entstanden große industrielle Laboratorien mit einer Besetzung von Hunderten wissenschaftlich arbeitender Chemiker.

Diesem Aufschwung ist seitdem eine noch höhere, jüngste Periode gefolgt: in der elektrolytischen Gewinnung von Gold, Kupfer und Zink, in der synthetischen Darstellung von Parfümerieen, zuerst des Vanillins, in der Fabrikation neuer Heilmittel aus Steinkohlenteer (Phenacitin, Antifebrin, Antipyrin u. s. w.), in der Herstellung des Saccharins und der konzentrierten Nährstoffe, in der fabrikmäßigen Gewinnung von Bakteriengiften hat sie Triumphe aufzuweisen. Und schon erscheinen innerhalb der chemischen Industrie ganz andersartige weitere Fortschritte in naher Aussicht, so namentlich die industrielle Ausnutzung einzelner katalytischer Prozesse.

In den Jahren 1882 bis 1895 hat sich die Zahl der in der deutschen chemischen Industrie beschäftigten Personen um 61 vom Hundert vergrößert; sie betrug im Jahre 1895 115 000, und die Gehälter und Löhne dieser gewaltigen Schar stellten einen Wert von 129 Millionen Mark dar. Dabei entfiel auf einen Arbeiter der chemischen Industrie eine Produktion im durchschnittlichen Jahreswerte von etwa 8000 Mark: dem Zehnfachen etwa des entsprechenden Wertes bei einem Arbeiter der Stein-, Ton- oder Glasindustrie.

Im übrigen würde man den unmittelbaren Einfluß der Chemie auf die Entwicklung der modernen Erzeugung viel zu gering anschlagen, wollte man ihn bloß in der eigentlichen chemischen Industrie suchen. Vielmehr gibt es wohl kaum irgend einen wichtigeren Vorgang der Stoffveredlung, der nicht von der Chemie befruchtet worden wäre; wir haben das vor kurzem an der Metallurgie kennen gelernt, wir hätten es auch an der Textilindustrie verfolgen können, die seit der Erfindung der Kunstbleiche mit Chlor (1785) vor allem in der Bleicherei und Färberei durch die Fortschritte der Chemie aufs tiefste beeinflußt worden ist.

Aber nicht bloß auf dem Gebiete der Industrie, — fast noch tiefer sind diese Beeinflussungen in der Urproduktion, insbesondere auf dem Gebiete der Landwirtschaft gewesen; und soll man einen Vergleich wagen, so übertreffen sie an Bedeutung wohl all die landwirtschaftlichen Umwälzungen, die aus der Einführung von Arbeitsmaschinen hervorgegangen sind. Das erste entscheidende Moment war hier die Schaffung der Agrikulturchemie durch Liebig (1840). Sie entwickelte die Lehre des Stoffersatzes für den Boden. Ihr folgte die Einführung der konzentrierten Düngemittel; 1843 waren die Staßfurter Kalisalzlager entdeckt worden, im Laufe der fünfziger Jahre wurde ihre Ausbeutung wichtig; dazu kam seit der Einführung des Thomas-Gilchrist-Verfahrens in den achtziger Jahren eine starke Quelle für Phosphorsäure in der Thomasschlacke, in den Abfällen der Eisenverhüttung; und der einzige noch aus fernem Lande, in der Form von Chilisalpeter zu beschaffende, für die Landwirt-

ſchaft wichtige Stoff, der gebundene Stickſtoff, wird wohl auch bald daheim in künſtlicher Weiſe erzeugt werden können. Ermöglichte es die Agrikulturchemie, die Vorgänge der Pflanzennahrung infolge ihrer wiſſenſchaftlichen Durchdringung ganz anders als bisher, viel ſparſamer und zugleich doch intenſiver zu befruchten, ſo trat neben ſie bald, ebenfalls durch Liebig begründet, die Tierchemie. Durch beide aber hat ſich der landwirtſchaftliche Betrieb ſeit der Mitte des 19. Jahrhunderts immer mehr umgewandelt: ein rechneriſches, kaufmänniſches, ja ſpekulatives Element iſt dadurch in ihn hineingekommen, wie es z. B. in der willkürlichen Behandlung der Fruchtfolge oder in der Züchtung der Tiere bald auf Fett oder Fleiſch oder Milchertrag je nach den Ausſichten des Marktes hervortritt.

Neben der allgemeinen Landwirtſchaft ſind es aber namentlich die landwirtſchaftlichen Nebengewerbe geweſen, die der Einwirkung der Chemie unterlagen. Von ihnen iſt neben der Brauerei, die hier wohl nur uneigentlich genannt werden könnte, übrigens durch die wiſſenſchaftliche Reinzucht der die Hefe bildenden Bakterien auch eine Wandlung erfahren hat, die Branntweinbrennerei das älteſte. Urſprünglich an die Erzeugung aus Wein geknüpft, erlebte ſie eine erſte Umbildung durch die Entdeckung, die ſchon um die Mitte des 18. Jahrhunderts gemacht wurde, daß man auch aus Getreide und Kartoffeln Branntwein darſtellen könne. Indes ging aus dieſer techniſchen Erfahrung nicht alsbald eine eigentlich wirtſchaftliche Umwälzung hervor; vielmehr blieb die Brennerei noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts überwiegend in kleinen Händen. Aber bald darauf, ſeit der Einführung neuer chemiſcher Kenntniſſe in das Brennverfahren, begann der Großbetrieb; und nach 1870 ſtieg mit der Erfindung des Druckkeſſels zum Dämpfen von Kartoffeln die Zahl der Großbrennereien allein in den oſtelbiſchen Gebieten um das Fünffache. Es waren die Jahre, da der deutſche Sprit, ſeit den ſechziger Jahren auf dem Weltmarkte von größerer Bedeutung, den franzöſiſchen Sprit zu ſchlagen ſuchte: eben in der Zeit, da die deutſche Landwirtſchaft durch die fremde Getreidekonkurrenz mehr bedroht zu

werden begann. Dieser Aufschwung währte das ganze achte Jahrzehnt hindurch; dann freilich kamen, infolge von Änderungen der französischen und spanischen Gesetzgebung, schwere Zeiten für die deutsche Überproduktion; und noch diesseits des 19. Jahrhunderts sind sie nicht überwunden.

Neben die Brennerei stellte sich, ebenfalls seit den vierziger und fünfziger Jahren und vornehmlich im Nordwesten, Norden und Nordosten, die Zuckerfabrikation. Daß man aus Rüben Zucker gewinnen könne, war allerdings schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts von dem deutschen Chemiker Markgraf entdeckt worden. Aber praktische Versuche begannen doch erst gegen Ende dieses Jahrhunderts; 1799 wurde die erste Zuckerfabrik zu Kunnern in Schlesien errichtet. Und selbst im Jahre 1836 betrug die Erzeugung erst 1400 Tonnen. Von nun ab aber begann eine Periode rascher Entwicklung; schon im Jahre 1866 belief sich die Erzeugung auf 70 000 Tonnen; gegen Schluß des Jahrhunderts ist sie auf mehr als anderthalb Millionen Tonnen gestiegen. Der Rohrzucker ist dabei schließlich aus Deutschland so gut wie ganz verdrängt worden; eine lebhafte Ausfuhr von Rübenzucker hat sich entwickelt; und dennoch ist in derselben Zeit der Zucker innerhalb der deutschen Grenzen aus einem Genußmittel fast zu einem Nahrungsmittel auch der niederen Klassen geworden. Freilich waren auch die technischen Fortschritte in den letzten Jahrzehnten noch außerordentlich; von einem Hektar Acker, der mit Rüben bebaut war, wurden gewonnen 1873—77: 22 Doppelzentner; 1888—92 aber 36 und 1897—98 gar 39 Doppelzentner.

Inzwischen aber, vornehmlich im Verlaufe des letzten Menschenalters, sind zu den alten landwirtschaftlichen Nebengewerben noch eine ganze Anzahl neuer getreten oder alte in ganz anderen Formen entwickelt worden: so namentlich Gewerbe der Tone und Erden aller Art von der Ziegelei bis zur Fayencefabrikation und eine immer mannigfaltigere Holzindustrie. Innerhalb dieser ist wohl keine Entwicklung lehrreicher als die der Holzpapierfabrikation. Zu Anfang der siebziger Jahre kam der Holzschliff auf und der auf chemischem Wege zubereitete

Stroh- und Nadelholz-Zellstoff; später lernte man die Zelluloſe im Wege des Sulfitverfahrens herſtellen. Damit war es möglich, aus Holz Papier zu machen für minder dauerhaften Verbrauch: Zeitungspapiere, Packpapiere u. ſ. w. Eine ganz neue Induſtrie von großer Ausdehnung entwickelte ſich, teils als landwirtſchaftliches Nebengewerbe, zum Teil auch, namentlich in den Waldgebirgen, in ſelbſtändiger Form; und die Erzeugung nahm in ſolcher Ausdehnung zu, daß ſie ſchließlich zu Kriſen und ſtarkem Falle der Papierpreiſe führte. —

Die jüngſte der großen belebenden Kräfte der modernen Erzeugung iſt in der Elektrizität gegeben. Was ſie charakteriſiert, iſt die beſondere Beweglichkeit und Umformungsfähigkeit ihrer ſpezifiſchen Energie. Elektriſche Kraft von heute kann in außerordentlichen Ausmeſſungen wie in recht kleinen Einheiten abgegeben werden; ſie kann aufgeſpeichert und ohne zu großen Verluſt weithin befördert werden, um an fernen Orten Verwendung zu finden; ſie läßt ſich leicht in die Energieformen des Lichts, der Wärme und des Magnetismus, in chemiſche Energie und mechaniſche Bewegung verwandeln. Sie iſt, in ihrer modernen Form, recht eigentlich der greifbare Beweis und ſozuſagen der techniſche Ausdruck des Geſetzes von der Umwandlung und der Erhaltung der Energie; und in ihrer Wandelbarkeit und Beweglichkeit iſt ſie dazu berufen, die ſtarke Zwangsläufigkeit der älteren, namentlich der mechaniſchen Kräfte durch freiere Formen der Energieanwendung wenn auch nicht aufzuheben — denn auch ſie iſt zwangsläufig —, ſo doch zu mildern und im praktiſchen Gebrauche gelegentlich faſt verſchwinden zu laſſen.

Erſt im Verlaufe der letzten anderthalb Generationen hat die Elektrizität allgemeiner dieſe wirtſchaftliche Bedeutung erhalten. Bis in die ſechziger Jahre hinein ließen ſich gleichmäßige Ströme elektriſcher Energie nur auf galvaniſchem Wege erzeugen; und dieſe waren ſo ſchwach, daß ſie die Anwendung der Elektrizität in der für ſie charakteriſtiſchen Form allgemeiner nur im Telegraphen geſtatteten. Sollte die Verwendung umfaſſender werden, ſo bedurfte es zunächſt der Her-

stellung starker konstanter Ströme. Nun konnte man auf dem Wege der Induktion seit den dreißiger Jahren wohl leidlich starke, indes nur momentan sich äußernde Energie erzielen. Die Aufgabe war also, diese Energie einmal noch zu verstärken, vor allem aber zu einer stetig strömenden zu machen. Das eine leistete das von Werner Siemens im Jahre 1867 gefundene Prinzip der Dynamomaschine, das andere der Grammesche Ring (1869): von nun ab war es möglich, durch irgend eine Kraft, sei es die des Wassers, wenn es auf ein Rad oder in die Turbine fällt, sei es die der Dampfmaschine, oder auf sonst irgend eine Weise eine Dynamomaschine in Bewegung zu setzen, die dann ihrerseits einen starken, konstant fließenden Strom elektrischer Energie in Drähten dahin abgeben konnte, wo man ihn brauchte. Unter diesen Umständen trat nur noch eine letzte Frage auf: die nämlich, wie sich diese Kraft in ihrer hohen Spannung wirtschaftlich und das heißt in Zustände viel niedrigerer Spannung hinein verteilen lasse. Die mit diesem Probleme gegebenen, ziemlich verwickelten Aufgaben wurden in den achtziger Jahren gelöst, während in eben diesen Jahren auch die Dynamomaschine wesentlich verbessert wurde. Und die Probe auf kleinere Versuche der Lösung wurde im Jahre 1891 gelegentlich der elektrischen Ausstellung in Frankfurt am Main gemacht: es gelang, von Laufen am Rheinfalle einen starken elektrischen Strom ohne allzu großen Verlust bis Frankfurt zu leiten und dort in so viele schwache Ströme aufzulösen, als man deren bedurfte.

Indem nun dies Problem gelöst ward, wurde die fernwirkende und kraftverteilende Eigenschaft der Elekkrizität erst recht, auch außerhalb des Telegraphen, der menschlichen Kultur dienstbar gemacht. Und zugleich trat damit die Frage in eine ganz andere Beleuchtung, inwiefern der Antrieb für die Dynamos billig zu beschaffen sei. Denn jetzt war es möglich, die elektrische Energie weit ab von dem Orte zu erzeugen, wo sie gebraucht wurde: z. B. in der Nähe von Kohlenbergwerken, wo das Brennmaterial für die antreibende Dampfmaschine billiger zur Verfügung stand, oder noch besser in den stillen Tälern des Hochgebirges, wo die Kraft fallenden Wassers für

denselben Antrieb oft noch völlig ungenutzt zur Verfügung stand. Damit traten dann für Länder solcher Wasserkräfte Aussichten auf eine ganz neue industrielle Entwicklung auf, so für alle Teilhaber der Alpen: Österreich und Italien und die Schweiz und vor allem Frankreich, dem außerhalb der Alpen noch in den Pyrenäen und Cevennen die wertvollsten Wasserkräfte zur Verfügung stehen; weniger dagegen für Deutschland, dessen Mittelgebirge, verwitterte Reste einst viel höherer Bildungen, mit ihren sanften Lehnen und hochliegenden und doch breiten Pässen weit weniger energische Bewegungsformen des Wassers aufweisen.

Im ganzen aber kam es jetzt darauf an, die neu erhaltene Energie auch zu neuen Wirkungen auszunutzen. In den Vordergrund trat dabei anfangs die Erzeugung von Licht. Denn hier war eine reichliche Zahl von Vorarbeiten vorhanden, die nur auf die Möglichkeit wirtschaftlich lohnender Verteilung starker und konstanter Ströme gewartet hatten, um ausgenutzt zu werden. Schon im Beginn des 19. Jahrhunderts hatte Davy mit 2000 galvanischen Elementen den elektrischen Lichtbogen hervorgebracht, und später war es gelungen, ihn auch etwas weniger kostspielig herzustellen. Jetzt erschien es einfach, das Bogenlicht billig zu erzeugen, und rasch kamen mehrere Systeme, so von Jablochkoff, von Bruth, von Siemens und Halske auf. Und ungefähr gleichzeitig (1879) gab Edison dem Glühlicht seine verwendbare Form. Damit war dann freilich für einige der älteren Beleuchtungsarten, die besseren Kerzen, die Öllampen auch in der hochentwickelten Form der Moderateure, die Petroleumlampe, die sich mit Ende der fünfziger Jahre in Deutschland verbreitet hatte, ein neuer überlegener Konkurrent erwachsen. Aber galt diese Überlegenheit auch gegenüber dem Leuchtgas? Das Leuchtgas, schon Ende des 18. Jahrhunderts als „philosophisches Gas" bekannt, hatte sich in den deutschen Großstädten seit dem zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts in zahlreichen wertvollen Installationen eingebürgert: sollte es jetzt den Kampf gegen das elektrische Licht ohne weiteres aufgeben? Seit Ende der siebziger Jahre entbrannte ein heißes Ringen

zwischen beiden Lichtarten, das mit der Erfindung des Auerlichtes (1878) begann und noch im alten Jahrhundert bis zum Teslalichte (1895) und zur Nernstlampe (1897) geführt hat, ohne daß so völlig sicher zu sagen wäre, wer von den beiden Gegnern bisher besser den Platz behauptet hätte. Im übrigen: haben die neuen Lichtarten, hat insbesondere das elektrische Licht wirklich eine grundstürzende Umwälzung hervorgebracht? Man kann am Ende nicht viel mehr tun, als die Nacht zum Tage machen, und was an Lichtstärken über den einfachsten Zweck der Beleuchtung hinaus erzeugt wird — Leuchtturmlicht, Scheinwerfer, Lichteffekte auf Bühnen u. s. w. —, gehört schließlich doch nur einzelnen Richtungen der modernen Kultur an.

Wir sehen hier dieselbe Wirkung der elektrischen Energie, die wir bereits auf dem Gebiete des Verkehrswesens kennen gelernt haben: im Sinne bloßer Kraftäußerung verstärkt sie im allgemeinen nur die Wirkungen der bisher schon in den menschlichen Dienst gestellten natürlichen Kräfte; Neues schafft sie nur da, wo sie als verteilend in Frage kommt. Das ist bisher, soweit es sich um das Verkehrswesen handelt, durchaus einleuchtend auf dem Gebiete des Telegraphen, bemerkenswert auch auf dem der elektrischen Bahnen zu Tage getreten. Daneben könnte noch eine mehr lokale Kraftverteilung an die stoffveredelnden Gewerbe und an die Urproduktionen (Bergbau, Landwirtschaft) in Frage kommen. Man hat eine Zeitlang gerade hiervon viel erwartet: Sprengung der Zentralisation der Stoffveredlung in den Fabriken mit tausend wirtschaftlichen und sozialen Folgen, mechanische Häuerarbeit, elektrisches Pflügen u. s. w. Allein, wie schon früher einmal kurz angedeutet worden ist[1], bisher vergebens. Und umsonst vermutlich für immer. Die in kleinen Betrieben zu verwendende künstlich erzeugte Energie macht einen zu geringen Teil der allgemeinen Gestehungskosten aus, als daß man die jetzt schon vorhandenen Arten ihrer Beschaffung durch eine neue, der elektrischen Industrie zu gute kommende sollte ersetzen können: es sei denn,

[1] S. oben S. 107 f.

daß veränderte Erzeugungsbedingungen eine starke Verbilligung der elektrischen Energie gestatten würden. Dafür besteht indes zunächst keine Aussicht; vielmehr ist die elektrische Industrie einstweilen anscheinend in eine Zeit ruhigerer Entwicklung gelangt, wie sich schon daraus ergibt, daß sich bereits im späteren Verlaufe des letzten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts typische Formen der lange Zeit noch sehr voneinander abweichenden wichtigsten elektrischen Maschinen einzustellen begonnen haben und neuerdings weniger auf ganz neue Errungenschaften im Maschinenbau als auf sparsame und zuverlässige Arbeit der bestehenden Typen hingearbeitet wird.

Daß aber der Aufschwung der Elektrotechnik allenthalben, und namentlich in Deutschland, während der letzten Jahrzehnte außerordentlich gewesen ist, ist bekannt genug. In der Berufs- und Gewerbezählung des Jahres 1895 finden sich zweiundzwanzig Berufsarten auf dem Gebiete der Elektrotechnik verzeichnet, die der entsprechenden Zählung vom Jahre 1882 noch nicht bekannt waren, und die Zahl der Menschen, welche die neue Industrie schon in diesem Jahre 1895 ernährte, betrug 33000. Darauf haben gerade die letzten Jahre des alten Jahrhunderts noch eine große Steigerung gebracht. Das Netz der elektrischen Bahnen vermehrte sich von 3700 Kilometern am Ende des Jahres 1898 auf 6000 Kilometer Ende 1900; und in Finanzkreisen wurde berechnet, daß das in elektrischen Unternehmungen angelegte Kapital 1898: 240, 1899: 453, 1900: 520 Millionen Mark betragen habe.

2. Es ist ein breiter Weg gewesen, der uns von den ersten Anfängen der modernen Industrie, von der Newcomenschen Wasserhebemaschine bis zum Dynamo der Pariser Weltausstellung des Jahres 1900, von der primitiven Mule Jenny des 18. Jahrhunderts bis zu dem elektrischen Webstuhl der Gegenwart geführt hat. Dabei sind die Bilder, an denen uns dieser Weg vorüberleitete, weit, weit davon entfernt geblieben, eine irgendwie vollständige Entwicklung der modernen Industrie vorzuführen. Nur darauf kam es an, zu zeigen, wie und zu

welcher Zeit sich in gewissen wichtigen Fällen der Fortschritt vollzogen, und welchen Anteil insbesondere unser Volk an ihm genommen hat. Und allgemeine Eindrücke galt es in dieser Hinsicht zu erwecken, nicht intime Einzelkenntnis zu vermitteln oder gar für das Verständnis der Darstellung vorauszusetzen.

Ist es denn überhaupt möglich, das Ganze der Entwicklung der Industrie, und das heißt im weiteren Sinne die volle Flüssigmachung der modernen Energieen für menschliche Zwecke, völlig zu überblicken: sei es auch nur bis zum Jahre 1840 oder 1860 oder 1880 oder bis zu sonst einer der chronologischen Hauptstufen der modernen Wirtschaftsentwicklung auf deutschem Boden? Würde es hierzu nicht an erster Stelle nötig sein, einmal die Gesamthöhe der dienstbar gemachten Energieen in einer praktisch-statistischen Anwendung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft zu ermitteln? Wie aber wäre das möglich? Da müßten ja alle durch die Technik der Nation oder — vergleichshalber — gar der Menschheit zur Verfügung gestellten neuen Energieen, die der Dampfspannung wie des fallenden Wassers, der Elektrizität wie der chemischen Kräfte, auf einen Nenner gleichsam, auf einen einzigen Energieausdruck gebracht werden: und dann gälte es wiederum, zu zeigen, wie sie sich im einzelnen verteilt und Anwendung gefunden haben.

Diese Aufgabe kann aber nicht gelöst werden. Insbesondere entzieht sich die chemische Energie, wie sie sich z. B. im Boden und im Wachstum der Pflanzen auswirkt, und wie sie in den verwickelten physiologischen Prozessen der Tierwelt zu Tage tritt, jeder genaueren Berechnung. Was man heute etwas sicherer in der Hand hat, ist der Hauptsache nach nur die Schätzung der speziell mechanisch-physikalischen Kräfte und auch hier vielfach wiederum nur der Dampfkraft. Diese Energie, soweit sie im Dienste der Menschheit auf der ganzen Erde verteilt wirkt, berechnet man für das Jahr 1840 auf etwa anderthalb Millionen Pferdekräfte, für das Jahr 1900 etwa auf das Fünfzigfache. Dabei nimmt man speziell seit 1870 eine Steigerung auf das Drei- bis Fünffache an. Für die wichtigeren Kulturstaaten insbesondere würde die Zunahme etwa von

12 Millionen Pferdekräften im Jahre 1865 ausgegangen sein und 1878 22, 1900 aber 50 bis 60 Millionen Pferdekräfte betragen haben.

Im allgemeinen hat sich dabei die Dampfmaschine in den kontinentalen Staaten Europas später eingebürgert, als man gemeinhin annimmt. In England hatte man schon um 1810 etwa 5000 Dampfmotoren, in Frankreich wurde diese Zahl erst 1860 erreicht. England ist eben längere Zeit so gut wie allein Träger der modernen industriellen Entwicklung gewesen. Welcher Staat hätte denn, außer England, um 1820 von sich rühmen können, seine Produktivkraft sei in dem letzten Vierteljahrhundert um das Zwölffache gewachsen?

Was Deutschland angeht, so rechnet man für das Jahr 1840 innerhalb des Zollvereins kaum 500 Motoren; in Sachsen, einem schon damals besonders gewerbreichen Lande, gab es noch 1846 im allgemeinen Dampfmaschinen nur für Eisenbahnen, Bergbau, Spinnereien und Maschinenfabriken. In der Tat war zu dieser Zeit innerhalb der deutschen Verhältnisse der Antrieb, zu motorischer Kraft überzugehen, nicht besonders groß. Nach deutschen Preisen war noch in den fünfziger Jahren die mechanische Arbeit von Pferden nur $2^1/_5$ mal, die von Menschen freilich schon 36 mal teurer als die der Dampfmaschine. Dies hing teilweis mit dem Umstande zusammen, daß die Maschinen damals längst nicht so sparsam arbeiteten und so große Kräfte zur Verfügung stellen konnten wie heute. Aber gerade in den fünfziger Jahren erfolgte dann in Deutschland, mit beginnender Selbständigkeit im Maschinenbau gegenüber England, ein erster Anlauf zur Verbesserung und Vergrößerung der Motoren nach Maßgabe der heimischen Verhältnisse; so stieg z. B. in Sachsen die Zahl der Maschinen von 1856 bis 1861 um 82%, die der Pferdekräfte aber um 119%. Und damit war der Anfang zu einer reißenden Entwicklung der motorischen Kräfte gegeben, zumal nun allmählich neben dem Dampfe auch andere Energieen, z. B. Gas, heiße Luft, Elektrizität, in den Dienst menschlicher Arbeit gestellt wurden. Die Entwicklung läßt sich von da ab am besten an der Zunahme der Zahl der Pferde-

stärken aller dieser motorischen Kräfte übersehen: 1873 waren es 1,05, 1895 3,4 Millionen: eine Steigerung von mehr als 220 %. Dabei betrug die Zahl der speziell in der Industrie — also abgesehen namentlich vom Transportwesen — verwendeten Kräfte 1866: 0,19, 1895: 2 Millionen, und die Zahl der Maschinen stieg von 1861: 10400 auf 1895: 92000[1].

Bei der Überschlagung der Wirkungen dieser neuen wohlberechenbaren wie auch der neuen nicht genau zu berechnenden, namentlich chemischen Kräfte innerhalb des menschlichen Dienstes handelt es sich aber nicht allein um die einfachen, soeben mitgeteilten Zahlen: denn diese Zahlen bedeuten im Verlauf der bisher durchmessenen Entwicklung nicht dasselbe. Vielmehr ist es im Laufe der Zeit gelungen, mit denselben Kräften — wie auch mit derselben Zahl der ihnen beigegebenen Menschenkräfte — immer verhältnismäßig mehr zu leisten, indem, abgesehen von einer großen Anzahl minder bedeutender anderer Vorgänge, namentlich zweierlei erreicht wurde: die angewandten Kräfte leisteten mehr nicht bloß in arithmetischer, sondern in geometrischer Steigerung, und die von ihnen getriebenen Arbeitsmaschinen wurden so verbessert, daß sie ebenfalls bei weitem mehr leisteten. Dazu kam noch, daß auch die menschliche Arbeit eine ganz andere, fruchtbarere, innerlich höherstehende wurde; es wird davon später noch ausführlich die Rede sein. Und Hand in Hand damit ging das Bestreben, die immer qualifiziertere und darum auch immer teurere menschliche Arbeit aus den elementaren Arbeitsvorgängen überhaupt möglichst auszuscheiden.

Den deutlichsten Einblick in das, was auf diesem Wege, den Arbeitsprozeß, den physischen (physikalischen und chemischen) wie den menschlichen, immer intensiver zu gestalten, geleistet worden ist, vermittelt wohl die Entwicklung der Eisenverhüttung.

---

[1] Speziell in Preußen wurden an Dampfmaschinen überhaupt gezählt Pferdekräfte: 1879: 985193; 1889: 1803454; 1899: 3717264, auf die Maschine durchschnittlich Pferdekräfte 1879: 27; 1889: 31; 1899: 41. (Zeitschr. für Sozialwissenschaft 1900 Heft 1 S. 66.)

Ein Stückofen, wie er noch anfangs des 19. Jahrhunderts vielfach in Gebrauch war, lieferte täglich nur 1/5 Doppelzentner Eisen; ein Holzkohlenofen brachte es um die Mitte des Jahrhunderts auf 12 bis 18 Doppelzentner; ein Koksofen erzeugte anfangs auch nur 70 Doppelzentner. Mittlerweile ist die Produktionsfähigkeit fast unglaublich gestiegen; heute werden in den Revieren mit ärmeren Erzen, welche früher nicht mehr als 100 Tonnen erbliesen, Leistungen von 150 bis 200 Tonnen erzielt; und da, wo hochhaltiges Erz verhüttet wird, erreichen deutsche Hochöfen Tagesleistungen von 250 bis 350 Tonnen und darüber. Solche mächtige Betriebe erfordern dann freilich auch außerordentliche Mengen von Erz und Kohlen und ein durchaus eingeschultes Arbeiterheer. Zur Erblasung von 250 Tonnen Roheisen muß annähernd das dreifache Gewicht von Eisenerz und Kalkstein und ein gleiches Gewicht von Koks, also eine Masse von rund anderthalb tausend Tonnen Gewicht, binnen 24 Stunden auf die Gicht befördert werden. Es ist die Ladung von mehr als hundert Eisenbahnwagen, und die Verarbeitung erfordert 12 bis 15 Hundert Arbeiter. Dabei ist aber die menschliche Kraft doch ganz anders gespart und ausgeschaltet als früher; die Produktion des einzelnen deutschen Arbeiters im Roheisenzweig hat sich von 1875 bis gegen Schluß des 19. Jahrhunderts mehr als verdreifacht.

Ähnliche Erscheinungen der Intensivierung des Arbeitsprozesses sind auch sonst durchaus nichts Seltenes; soweit die spezifische chemische Energie in Betracht kommt, finden sie sich z. B. sehr anschaulich in der Bierbrauerei, der Brennerei und der Rübenzuckererzeugung. Die technische Durchschnittsleistung speziell in der Zuckerfabrikation ist schon zwischen 1840 und 1865 auf das Fünffache gestiegen; und von 1876 bis 1900 hat dann wieder eine Steigerung um mehr als das Vierfache stattgefunden. Aber auch da, wo fast nur physikalische Kräfte den Ausschlag geben, liegen ähnliche Erfahrungen vor. So im Eisenerzbergbau, wo ein Mann im Durchschnitt der Jahre 1861 bis 1865 100,5, im Jahre 1892 aber 320 Tonnen Eisenerze förderte; oder in der Steinkohlengewinnung, wo ein Arbeiter in der erstgenannten

Periode 185,7, 1892 dagegen 246,6 Tonnen zur Förderung beitrug. In nicht minder hohem Maße haben sich in der Textilindustrie die Warenmassen im Verhältnis zur Anzahl der in ihr erwerbstätigen Personen vermehrt. Wo sind die Zeiten hin, da, im Jahre 1428, in Wesel 342 Webermeister mit ihren Gehilfen 5140 Stück Tuch erzeugten! Nach einer Berechnung Sombarts[1] würden für die Herstellung jener 5140 Stücke, die heutige Monatsproduktion einer großen Fabrik, jetzt zwanzigmal weniger Personen nötig sein. In der Tat ist die Zahl der Textilarbeiter auf deutschem Boden in den letzten Zeiten nur wenig gestiegen, während die Masse der Produkte sich außerordentlich vermehrt hat. Diese Entwicklungstendenz kann unter Umständen dazu führen, daß in Industrieen mit einem beschränkten Absatzgebiete, etwa einem solchen, das der Hauptsache nach nur den inneren Markt umfaßt und keiner großen Steigerung des Verbrauchs fähig ist, geradezu eine Verringerung des Arbeiterbestandes eintritt. So hat z. B. in der Müllerei das Vordringen und die Verbesserung des Maschinenbetriebes von 1882 bis 1895 zu einem Rückgang der Arbeiter um 8% geführt, trotzdem daß der Verbrauch gleichzeitig sogar noch um etwa 20% gestiegen ist.

Dabei handelt es sich keineswegs bloß darum, daß durch die Heranziehung unpersönlicher Energie in ihren verschiedenen Formen und Verbesserung der persönlichen die Quantität der Leistungen eine starke Erhöhung erfahren hat: auch die Zeit der Erzeugung ist außerordentlich abgekürzt worden. Man braucht hier noch nicht die beliebten Beispiele aus dem Mittelalter heranzuziehen: den Bau von Domen, der sich durch Jahrhunderte fortsetzte; die Herstellung von kunstgewerblichen Arbeiten, die eine Generation von Künstlern in Anspruch nahm; die Erzeugung einfacher handwerklicher Arbeiten, die ebensoviel Wochen dauerte wie später Tage. Schon Vergleiche zwischen Handarbeit, wie sie noch heute oder vor nicht allzu langer Zeit geleistet wurde, und Maschinenarbeit zeigen, was gewonnen

[1] Moderner Kapitalismus Bd. I S. 141.

worden iſt: beim Pflügen verhält ſich Handarbeit zu Maſchinenarbeit wie 1 : 37, bei der Nadelfabrikation wie 1 : 39, beim Garnſpinnen wie 1 : 164. Und nicht minder gewaltig ſind die Zeitunterſchiede da, wo chemiſch-wiſſenſchaftliche Verbeſſerungen älterer Verfahrungsarten eingetreten ſind. So wurden z. B. 10 Tonnen Roheiſen durch das Herdfriſchen früher in 3 Wochen, ſo werden ſie jetzt durch Puddeln in 3 Tagen, durch Beſſemern in 20 Minuten in ſchmiedbares Eiſen übergeführt. Und was die Zubereitung von Häuten zu Leder betrifft, ſo erforderte ſie in der alten Gerberei ein bis anderthalb Jahre, während ſie jetzt in der Bottichgerberei in 4 bis 6 Wochen, in der elektriſchen Gerberei in 4 Tagen vorgenommen wird. Welche Überraſchungen aber gerade auf dieſem Gebiete wird uns vermutlich noch eine tiefere wiſſenſchaftliche Einſicht in die katalytiſchen Prozeſſe bringen, die eben jetzt erſtrebt wird und teilweiſe ſchon erreicht iſt!

Und dieſe Abkürzungen der Arbeit haben alle eine ſtarke wirtſchaftliche Bedeutung: denn Zeit iſt Geld; infolge der vermehrten Umſchlagperioden des Kapitals, das in den Rohſtoffen ſteckt, und der verſtärkten Ausnutzung der Maſchinen ſteigt der Gewinn, und zugleich wird dem Handel ein Anſtoß zu raſcherem Vertriebe ſowie — da man mangelnde Ware raſch ergänzen kann — zum Halten kleiner Vorräte gegeben: was wiederum Gewinn bedeutet.

Braucht nun noch geſagt zu werden, daß infolge all dieſer Vorgänge, neben denen freilich auch noch andere mitwirken, die Maſſe der in einer gegebenen Zeit erzeugten Waren unendlich viel größer geworden iſt als je zuvor? Aber in ſtärkerem Maße wie für manch anderes Volk gilt dieſe Beobachtung für das deutſche. Seit den vierziger Jahren hat die deutſche Induſtrie, insbeſondere die Eiſen-, Stahl- und Textilinduſtrie, ihren Erzeugniſſen nach mindeſtens um das Vierfache zugenommen, davon in den letzten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in allen Zweigen mindeſtens um das Doppelte, vielfach auch um das Drei- und Mehrfache. Und die ganze deutſche induſtrielle Produktion, die um 1860 erſt die Hälfte etwa der franzöſiſchen

betrug, nimmt jetzt in Europa die Stelle ſofort nach der engliſchen, in der Welt nach derjenigen Englands und der Vereinigten Staaten ein. Dabei iſt ein Ende der Entwicklung noch nicht abzuſehen, ſowohl was die techniſchen Möglichkeiten der Erzeugung angeht wie den Verbrauch der Produkte, das eventuell erſt zu weckende Bedürfnis. In letzterer Hinſicht hat man für die Textilinduſtrie wohl das Folgende ausgeführt. Der Beſtand der ganzen Welt an Baumwollſpindeln belaufe ſich auf etwa 100 Millionen. Demnach komme, die Bevölkerung der Erde auf 1500 Millionen Seelen angenommen, bei der heutigen Baumwollerzeugung auf je 15 Menſchen durchſchnittlich etwa ſo viel Garn, als eine Spindel jährlich erzeugen kann. Das ſei aber kaum genügend für ein paar Sacktücher. Welche Ausſicht alſo größeren Bedarfs! Was aber die techniſchen Möglichkeiten erweiterter Erzeugung angeht, ſo beſteht kein Zweifel, daß noch unendlich viel mehr Energie als bisher mobil gemacht werden kann: wonach dann die Einſpannung dieſer Energie in den Dienſt von Arbeitsmaſchinen u. ſ. w. eine Kleinigkeit wäre. Man braucht da noch nicht zu einſtweilen ſo chimäriſch erſcheinenden Kräftemaſſen Zuflucht zu nehmen wie den 100 Millionen Pferdeſtärken, die aus dem tauſendſten Teile jener Arbeit zu gewinnen wären, die die Sonne jährlich durch Hebung von Waſſer leiſtet. Hält man ſich nüchtern an das zunächſt Erreichbare, ſo iſt doch z. B. ſchon ſicher, daß für den Betrieb von Dynamos in Europa und in den Vereinigten Staaten noch über die bereits in Dienſt genommenen Kräfte hinaus nicht viel weniger als 400 000 Pferdeſtärken fallenden Waſſers zur Verfügung ſtehen.

Faſſen wir jetzt, was bisher in dieſem Abſchnitte ausgeführt worden iſt, unter einem pſychologiſchen Geſichtspunkte zuſammen, ſo ergibt ſich, daß durch all die erzählten Wandlungen unſere Vorſtellung von dem, was Kraft iſt, aufs einſchneidendſte geändert worden iſt.

Zunächſt ſind die Quantitäten der gezähmten Naturkräfte, mit denen das letzte Zeit- und Menſchenalter rechnen gelernt hat, ganz andere als je zuvor. Sie ſind einerſeits ſo groß, daß nur eine an modernen Verhältniſſen bereits geſchulte Vor-

stellungsgabe sie anschaulich zu fassen weiß; und sie sind anderseits in ihren Wirkungen und ihrer Verteilung unter Umständen so klein und so subtil, daß auch gegenüber dieser Ausdehnung gleichsam ins Mikroskopische die Auffassungsgabe früherer Geschlechter versagt haben würde. Man erinnere sich dabei nur, mit welchen fast unendlich kleinen Größen unsere Präzisionsmechanik praktisch zu rechnen pflegt. Und so hat sich der Kraftbegriff dahin verschoben, daß wir ihm, unter menschlicher Leitung der durch Naturkräfte vermittelten Arbeit, eine Leistungsfähigkeit sowohl ins quantitativ Große wie ins quantitativ Kleine zutrauen, die frühere Geschlechter niemals in ihm gesucht haben.

Damit aber noch nicht genug. Das letzte Menschenalter hat auch bereits in ziemlich hohem Grade die Fähigkeit errungen, die einzelnen Arten der physischen Energie ineinander umzuformen. Das verleibt dem Kraftbegriffe die Vorstellung von einer Verwandlungsfähigkeit ein, die zu jener gegenüber früher unerhört reichen Skala quantitativer Veränderlichkeit auch noch eine praktisch überaus wichtige qualitative Veränderlichkeit hinzufügt.

Nun ist gewiß der neue Kraftbegriff, wie er sich aus den soeben grob angedeuteten Verschiebungen ergibt, noch keineswegs durchaus in Fleisch und Blut der lebenden Generation und aller ihrer Mitglieder übergegangen. Aber immerhin sind bereits, und gerade in den führenden Kreisen, auf Grund dieser Verschiebung der Art des Kraftbegriffes Änderungen des Denkens und Fühlens, der wirtschaftlichen und sozialen Haltung angebahnt, die uns später genauer beschäftigen müssen.

Hier sei jetzt nur noch, alsbald an erster passender Stelle, einem weitverbreiteten Irrtum vorgebaut, der sich leicht an die soeben behandelten Fragen knüpfen kann. Man findet heute nicht selten Betrachtungen wie die folgenden: „In der Industrie arbeiten jetzt in der Welt höchstens etwa 7 Millionen Arbeiter, deren Leistung etwa den zwanzigsten Teil der Leistung der Dampfmaschinen darstellt. Im besten Falle könnten die etwa 1500 Millionen lebender Menschen 10 Millionen Arbeiter stellen, die in ihrer Leistung etwa 15 Millionen Pferdestärken oder

etwas mehr gleichkommen würden: also mehr als der Hälfte der heute von den Dampfmaschinen geleisteten Arbeit." Oder: „Für das Deutsche Reich berechnet man die Leistungsfähigkeit der Arbeitsmaschinen auf etwa das Fünfundzwanzigfache derjenigen der gewerbtätigen Bevölkerung, d. h. auf die Leistung von etwa 255 Millionen Arbeitern."

Solche Vergleiche sind einseitig und geschichtlich gänzlich unbrauchbar. Läßt sich denn die Arbeitskraft eines Menschen überhaupt mit der einer Maschine ohne weiteres vergleichen? Nicht einmal die Muskelkraft! Und wo bleibt die Seele?

Die menschliche Arbeitskraft ist gewiß zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten etwas überaus Verschiedenes; die des modernen Arbeiters z. B. erinnert nach gewissen Seiten hin kaum noch an die des Fronbauern des 18. Jahrhunderts oder die des Hörigen im Mittelalter; sie ist ganz ein Erzeugnis jüngster Vergangenheit. Aber ist die Menschenkraft jemals der einer Maschine gleich, mag diese auch noch so „ingeniös" arbeiten? Die Maschine ist nicht lebendig. Die Maschine schafft nicht an sich Kraft, sie entbindet sie nur, verwandelt sie in andere Form, überträgt sie, konzentriert sie zeitlich und örtlich. Darum ist sie sicher, präzis, gleichmäßig. Aber eben das zeigt, daß sie keine Seele hat, — nicht einmal eine Seele im Sinne der untersten tierischen Lebewesen oder der Pflanzen, auf die wir den Begriff der Seele oder wenigstens des Organismus noch anwenden, geschweige denn gar im Sinne des Menschen, und sei er der niedrigste Australneger oder Papua. Sie kann keine wechselnden Umstände bewältigen, sie kann sich nicht an neue Bedingungen anpassen, sie vererbt nichts und sie erzeugt nichts: sie ist noch fern jedem, auch dem gebrechlichsten Retortenhomunkulus, sie ist und bleibt ihrer Grundanlage nach Produkt und nicht Produktor.

Warum diese Binsenwahrheit hier so ausgebreitet wird? Weil die Behauptung von ihrem Gegenteil recht eigentlich noch eine Signatur ist unserer Zeit. Ein solches, wenn auch unbewußt abgegebenes und, wenn man ernst dagegen auftritt, von niemandem festgehaltenes, dennoch aber immer und immer

wieder auftauchendes Zeiturteil dahin, Maſchinenkräfte ſeien geeignet, Menſchenkräfte zu erſetzen, iſt nur möglich in einer Periode mechaniſcher Roheit, die fern iſt dem nil humani a me alienum puto. Dieſe Roheit iſt aber auf das ſoeben erwähnte Urteil keineswegs beſchränkt. Sie findet ſich wieder in dem für unſere Tage wiederum einmal ſo bezeichnenden Heroenkult der Überziviliſierten. Denn was bedeutet die Anſchauung, daß die Geſchichte durch einige Helden gemacht werde, alle übrigen aber nur Nullen ſeien hinter der Eins dieſer Helden — als dauernde Auffaſſung eine Anſchauung ſonſt niedriger Kulturen —: was bedeutet ſie anderes als eine kraſſe Mechaniſierung der geſchichtlichen Bewegung zu Gunſten einiger Auserwählter? Charakteriſtiſch aber iſt, daß in dieſem Heroenkult die ſogenannten Sozialariſtokraten der höheren Bildung — dieſe manchmal ſelbſt wenn ſie Chriſten ſein wollen! — und die Angehörigen der im beſonderen Sinne beſitzenden Kreiſe einander zu treffen pflegen; zu der mechaniſchen Weltanſchauung derjenigen, die veralteten Lehren der Technik und der Naturwiſſenſchaften folgen, ſtößt das etwas jüngere Denken derer, die in einer Zeit, in der jeder Inhalt beſtritten wird, ſich nur an die Form, an den Inhaltsträger, an die Perſon halten und damit, innerlich leer und von mechaniſchen Auffaſſungen vorwärtsgetrieben, bei der Idee einer höchſten Perſon ſtranden, ſei es nun der des Genies oder der des Helden.

Solchen Verirrungen, wie ſie hohe Kulturen von Zeit zu Zeit zu erleben pflegen, muß immer wieder die ſchlichte Wahrheit entgegengehalten werden, daß jeder Menſch eine Seele hat, ein ſchlechthin Einziges und Unerſetzliches: und daß die Tätigkeit keiner einzigen dieſer Seelen, mag ſie hoch oder niedrig bewertet werden, entbehrt werden kann bei der Schaffung jener Kultur, jener Bildung und Geſittung, deren ſich Menſchen als höchſter Leiſtung rühmen[1].

[1] Der Heroenkultus blühte wie in den aufgeregten Zeiten des Sturmes und Dranges und der Frühromantik, ſo vornehmlich wieder

3. In welcher Weise aber haben nun die außerordentlichen und kaum übersehbaren Summen neuer Energie, die dem Wirtschaftsleben dienstbar gemacht worden sind, auf dieses und insbesondere auf die wirtschaftliche Erzeugung eingewirkt? Die Antwort auf diese Frage zerfällt in eine große Anzahl von Unterantworten, denn die Einwirkungen sind keineswegs in jedem Bezirke der Produktion dieselben gewesen.

Zunächst versteht sich von selbst, daß die eigentlich künstlerische Tätigkeit der Einwirkung der neuen Energieen nur wenig unterworfen worden ist. Sie steht an sich dem Kraftbegriff des Wirtschaftslebens fern, insofern man nicht den Techniker zu den Künstlern im weiteren Sinne des Wortes rechnen will, und wird nur da, wo sie in die Materie eintritt, und stärker in denjenigen Kunstzweigen, die sich der Materie und zugleich gewissen Absichten des Wirtschaftslebens entschiedener einordnen müssen, von unmittelbaren Einwirkungen der neuen Energievorräte berührt. Vornehmlich der Fall ist das in der Architektur und im Kunstgewerbe: und in der Tat sind diese beiden in ihrer jüngsten Entwicklung nur aus den Wandlungen der modernen Produktion, einschließlich der sozialen Konsequenzen dieser, zu verstehen. Ganz ohne Einfluß indes

---

im letzten Jahrfünft des 19. Jahrhunderts. Neuerdings tritt hier und da eine Abschwächung auf, die besonders deutlich zeigt, wes Geistes Kind denn eigentlich jener „sozialaristokratische" Kult ist. Man will „nicht unbedingt auf dem Boden des Heroenkultus stehen", man bemüht sich, auch den „Unscheinbaren" zu schätzen, „*falls der Lichtfunke einer bewußten Persönlichkeit in ihm wirksam ist*, heiße er Wuz oder Steinklopferhannes, jener Funke, der in dem Heroen zur starken Flamme wird"; und man nennt das „Achtung vor lebendigem und Leben wirkendem *Menschentum*". Da darf man denn doch wohl fragen: wo bleibt das Menschentum der *Menschen*, die nicht unter die hier immer noch getroffene Auswahl fallen? Sind die nicht Erwählten etwa Halbaffen? Hinweg mit dieser inhumanen, unchristlichen, von kaum noch verhülltem Egoismus strotzenden Anschauung: der Anschauung natürlich nur solcher, die sich allermindestens von „dem Lichtfunken einer bewußten Persönlichkeit" erleuchtet wähnen. Der Anfang aller geschichtlichen Weisheit ist die rückhaltlose und unbedingte Anerkennung der Tatsache, daß Mensch Mensch ist: und das heißt: Seele.

bleiben die modernen Produktionskräfte auch auf keinem der anderen Zweige der bildenden und selbst der darstellenden Künste: was hat sich die Malerei unter dem Einflusse der Photographie und der optischen Technik überhaupt, was die Bühnenkunst unter der Einführung des elektrischen Lichtes, was selbst die Lyrik unter der Wandlung landschaftlicher und städtischer Bilder der deutschen Heimat durch Einführung der modernen Energieen geändert[1]!

Freilich: es sind der Hauptsache nach nur mittelbare Einflüsse. Und mittelbar ist auch die Einwirkung auf die gesamte Hauswirtschaft geblieben, insoweit sich diese noch künstlerischen Auffassungen und Tätigkeiten nähert. Nicht minder sind aus demselben Grunde auch die sogenannten Fertigstellungsgewerbe direkt nur insoweit beeinflußt worden, als sich ihre frei menschlichen, wenigstens halb noch künstlerischen und schöpferischen Motive durch eine Fertigstellung ersetzen ließen, die nach Vorschrift mechanisch arbeitet.

Anders dagegen schon auf dem Gebiete der wirtschaftlich okkupatorischen Tätigkeiten. Zwar die ältesten Formen der Jagd, des Fischfangs u. s. w., die heute noch als sogenannte noble Passionen fortleben, stehen dem wirtschaftlichen Tun der Gegenwart zu fern, um von ihm anders als in Nebendingen, z. B. in der Herstellung der Geräte und Waffen, beeinflußt zu sein. Aber daneben stellen sich ganz moderne Formen der okkupatorischen Tätigkeit, wie z. B. die Hochseefischerei, die zu ihrem Dasein durchaus der modernen Kräfte bedürfen; und auf einem, weitaus dem wichtigsten Gebiete der modernen Okkupation, dem des Bergbaues, hat ebenfalls die moderne Kraftanwendung wenigstens in vielen Stücken gesiegt.

Noch viel näher steht den neuen Energieen wiederum die Landwirtschaft. Gewiß gibt es auch hier noch spröde Mächte, die sich der Anwendung der chemischen Energie wie anderer Energieformen im weiteren Maße entziehen: so die Böden in

[1] Über noch innerlichere Zusammenhänge moderner Phantasietätigkeit und modernen Wirtschaftslebens s. Ergänzungsbd. I.

ihren fundamentalen und völlig ausgeprägten Unterſchieden von leicht und ſchwer, von trocken und naß und dergleichen, ſo das Klima, ſo die verſchiedene Dauer und noch viel mehr der Wechſel der Jahreszeiten. Aber doch tritt ſchon zu ihrer Umwandlung Agrikulturchemie und Bewäſſerung und Entwäſſerung, ſowie, wenigſtens für gewiſſe Produkte, Samenverbeſſerung und Treibhauszucht auf; und in ihrer Einwirkung auf das Transportweſen haben die modernen Energieen den Landbau für den Verkauf ſeiner Erzeugniſſe und damit auch für die Art ſeines Betriebes weithin vom Boden gelöſt.

Selbſt auf dem Gebiete der Stoffveredlung ſind keineswegs alle Gewerbe gleich ſtark den modernen Elementen zugänglich. Doch haben hier gerade die wichtigſten und älteſten den Einfluß am mächtigſten verſpürt. So vor allem die Spinnerei und Weberei mit ihren weitausgedehnten Verwandtſchaftsgewerben und ihnen folgend auch das Bekleidungsgewerbe im engeren Sinne; weiter die Induſtrie der Metalle ganz in der ſo wichtigen Gruppe der Halbfabrikate, des Stahls, des Gußeiſens, des Walzeiſens, des Kupfers, des Zinns u. ſ. w. und darüber hinaus auch in allen Zweigen der Ganzfabrikate, wo nur immer es möglich iſt, dieſen den Typ gleichmäßiger Maſſengüter zu geben. Und neben dieſen gewaltigſten aller Induſtrieen kommen doch auch noch ſo bedeutende Induſtriegruppen in Betracht wie die der gewöhnlichen Ausrüſtungsgegenſtände für die Wohnung, die einer ganzen Anzahl beſonders verbreiteter Genußmittel und nicht minder auch die der Mittel zur Bildung.

Man hat wohl gerechnet, daß die Induſtrieen, die durch den Einfluß der modernen Energieen gefördert worden ſind, 40 bis 60 % eines häuslichen Budgets von heutzutage mehr oder minder unmittelbar berührt haben. Aber ſollte nicht eine ſolche Schätzung noch zu gering gegriffen ſein? Gewiß iſt, daß ſich in dem Durchſchnittshaushalt der Gegenwart nur wenige Stücke — und dieſe meiſtens auch nur infolge Vererbung — vorfinden, die nicht mindeſtens den indirekten Einfluß der modernen Wirtſchaftselemente verſpürt hätten.

Die eigentlichſte und größte Domäne des Spiels der

modernen Kräfte bleibt freilich noch immer das Verkehrs- und Transportwesen. Erwägt man nun aber, daß Verkehr und Transport wiederum rückwirken auf alles andere wirtschaftliche Tun und vor allem die Landwirtschaft und die Industrie aufs tiefste beeinflussen, so erhält man eben von diesem Standpunkte erst recht wieder, und in verdoppelter Wirkung gleichsam, einen Einblick in die Tiefe und Breite der modernen Elemente der Wirtschaft.

Dabei ist das überall entscheidende Moment der Zug ins Gewaltige der Kraftanwendung und dementsprechend die immer stärkere Entwicklung des Großbetriebes. Wie ist nun diese Entwicklung denkbar ohne reichlich erwirtschaftete und ständig vermehrte Ersparnisse der Nation, ohne ein wachsendes Kapital der Volkswirtschaft und ohne die immer intensivere Entfaltung angeborener Organisationstriebe? Dies aber sind Elemente, in denen auf deutschem Boden gerade während der letzten Zeiten entschiedene Fortschritte aufzuweisen sind.

Daß wir seit 1870 ein verhältnismäßig reiches Volk geworden sind, ist ein heute jedermann geläufiger Gedanke; die Klagen, daß die Franzosen den Deutschen so sehr an materiellen Mitteln voranständen, viele Jahre nach 1870 immer und immer wieder gehört, sind seit geraumer Zeit verstummt. Im ganzen berechnet man für die letzten guten Zeiten die deutschen Ersparnisse auf jährlich etwa 2 bis $2^1/_2$ Milliarden Mark; sie stehen an sich, soweit sie ökonomisch verwendet werden, zur Vergrößerung der wirtschaftlichen Kraft zur Verfügung. Wieviel davon dann freilich in diesem Sinne Verwendung findet, ist so leicht nicht zu sagen. Im Jahre 1899, in wirtschaftlich günstiger Zeit, hat der Kapitalanspruch der deutschen Börsenemissionen 2266 Millionen betragen; und zwar kamen 30 % dieser Summe auf Industrie, Handel und Verkehr, 13 % auf die Banken, 19 % auf Grund und Boden, 28 % auf Verbände öffentlichen Rechts und 10 % auf das Ausland[1]. Sicher ist

[1] Nach Eberstadt, Der deutsche Kapitalmarkt (1901). Doch vgl. dazu Spiethoff in Schmollers JB. 25 (1901) S. 1174 ff., und Eulenburg in JBB. f. Nationalök. u. Statistik III, 24 (1902) S. 378.

dabei, daß infolge der enormen Verschuldung des deutschen Grundeigens infolge früherer Entwicklungen, von denen später gesprochen werden wird, gewisse Aufwendungen für die Verzinsung dieser Schuld in weniger rentabler Weise gemacht werden müssen; sie gehen natürlich von den zu rein rentablen Zwecken gemachten Ersparnissen ab. Wie hoch freilich diese Abzüge sind, ist schwer zu sagen. Nach leidlich sicheren Berechnungen hat die Bodenverschuldung bis zum Jahre 1900 die Mindestsumme von 42 Milliarden erreicht. Bei Annahme einer Verzinsung dieser Summe mit 1775 Millionen Mark und einer jährlichen Vermehrung der Verschuldung um 1900 Millionen würde also die Kapitalisierung von Grund und Boden allein mindestens 3700 Millionen Mark jährlich beanspruchen. Von dieser Summe mag indes nur ein geringfügiger Teil in der Tat verloren sein, denn im ganzen handelt es sich bei ihr doch mehr um bloß rechnerische Übertragungen innerhalb des nationalen Vermögens: Grundschuldner und Grundgläubiger pflegen beide Deutsche zu sein.

Neben der Kapitalansammlung zu ständig produktiven Zwecken aber bedarf eine moderne Volkswirtschaft, die der verfügbaren technischen Mittel Herr werden will, auch außerordentlicher Mittel der Arbeitsorganisation: denn nur durch deren Verwendung hindurch kann sie hoffen, der Übermacht der neuen Kräfte Herr zu werden. Und dabei handelt es sich nicht bloß um eine rapide Entwicklung der Arbeitsteilung, um Maßregeln, die Arbeit zu einer kontinuierlichen zu machen, um Raum- und Zeiterspanis, kleinsten Kräfteverbrauch, steigende Betriebsausdehnung zur Verminderung der Generalunkosten und dergleichen mehr, — sondern namentlich auch um richtige und weitgreifende Arbeitsvereinigung, ja um mehr als das, um einen Vorgang, den man Arbeitsverkettung nennen und vielleicht am besten an dem Beispiele der wissenschaftlichen Arbeitsentwicklung verdeutlichen kann. Die wissenschaftliche Arbeitsteilung ist bekanntlich besonders weit vorgeschritten; weniger unterrichtete Leute pflegen wohl gar zu sagen, die Gelehrsamkeit sei im Spezialistentume untergegangen. Bei dieser intensiven Entwicklung hat sich nun

gezeigt, daß ein Spezialiſt, je tiefer er in ſeinen beſonderen Gegenſtand eindringt, um ſo mehr auf die unzähligen Berührungspunkte eben dieſes Gegenſtandes mit anderen ſtößt: und eben hierdurch vorwärtsgetrieben wird, ſich wieder aus der Spezialbeſchäftigung heraus zu „univerſaliſieren“. Dies iſt der Vorgang, der ſich als Arbeitsverkettung bezeichnen ließe: organiſch und von unten her, aus der Arbeit ſelbſt, nicht aus deren oberer Organiſation durch einen Leiter macht ſich das Bedürfnis der Arbeitsvereinigung geltend. Eine ſolche Arbeitsverkettung iſt nun eine der bezeichnendſten Erſcheinungen des neueren deutſchen Wirtſchaftslebens; und ſie findet ihren Ausdruck in der erſtaunlichen Zunahme der Zahl und der Bedeutung der Nebenberufe, wie ſie eine Vergleichung der Angaben der großen Berufszählungen von 1882 und 1895 zu Tage fördert. Denn Verſenkung in einen Spezialgegenſtand in dem Sinne, daß dieſer auch in den Beziehungen zu ſeiner Nachbarſchaft voll mit erfaßt wird, wird immer am eheſten Sache ſolcher Arbeiter ſein, die nicht nur ihn, ſondern auch dieſe Nachbarſchaft berufsmäßig kennen: alſo zwei Berufen angehören. Auch in der Wiſſenſchaft tritt die Arbeitsverkettung mit am deutlichſten in den zahlreichen Kombinationen zweier oder noch mehrerer Arbeitsgebiete, z. B. der Phyſik und der Chemie oder der Geſchichte und der Nationalökonomie, zu Tage.

Daneben iſt aber auch die Arbeitsteilung während der letzten Menſchenalter aufs höchſte gewachſen. Noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts überſtieg die Zahl der Berufe, vornehmlich der induſtriellen, auch in den größten deutſchen Städten kaum einige Hundert. Die Berufszählung vom Jahre 1895 aber, die freilich die ſoziale Schichtung weit intenſiver erfaßte, als es die Beobachtungen der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts getan hatten, mußte mit 10300 Berufsbezeichnungen arbeiten; und ein großer Teil dieſer Bezeichnungen gehörte erſt den letzten Jahrzehnten an.

Dieſer Zunahme der Arbeitsteilung entſprach dann, wie ſtets im Verlaufe der Wirtſchaftsgeſchichte, ein nicht minder ſtarkes Wachstum der organiſatoriſchen Arbeitsvereinigung; ja gerade dieſes Wachstum wurde für den nächſten und äußeren

Anblick der modernen Wirtschaft besonders charakteristisch. Denn sein natürlichster Ausdruck ist die alsbald auffallende Entwicklung des Großbetriebes. Am glänzendsten trat diese Entwicklung hervor im Verkehrswesen: hier wirkte außer dem Bedürfnis der Arbeitsvereinigung der innere Drang alles Verkehrs zur Zentralisation noch besonders vereinheitlichend. Eisenbahnen, Posten, Banken, Börsen sind daher immer mehr Gebiete des Großbetriebes geworden. Aber auch in den gewerblichen Betrieben ist der Übergang zum größeren und großen Betrieb das durchaus Regelmäßige, ja fast Ausnahmslose. Im Jahre 1861 gab es im Gebiete des heutigen Deutschen Reiches erst 4000 gewerbliche Betriebe mit mehr als je 50 Arbeitern. Seitdem ist diese Zahl längere Zeit hindurch ziemlich stetig um 7,5 % jährlich gewachsen; 1875 betrug sie 7800. Später aber war die Steigerung noch stärker. Trennt man für die Entwicklung der Zwischenzeit zwischen den beiden Berufszählungen von 1882 und 1895, die eine Übersicht über die Betriebsverhältnisse in besonders günstiger Weise gestatten, die Betriebe in Mittelbetriebe mit 11 bis 50 beschäftigten Personen, Großbetriebe mit über 50 Personen und größte Betriebe mit über 1000 Personen, so haben die Mittelbetriebe in diesen Jahren um 51 %, die Großbetriebe um 68 % und die größten Betriebe um 78 % zugenommen[1].

Konnten nun aber all diese Vorgänge, diese tiefen Wandlungen in dem Betriebe der Landwirtschaft wie der Industrie und schließlich auch der Verkehrsanstalten — kurz diese Umwälzungen auf dem ganzen Gebiete des Technisch-Wirtschaftlichen ohne Einfluß auf die allgemeine Entwicklung des Wirtschaftslebens bleiben? Offenbar mußten die Formen dieses Wirtschaftslebens sich ändern. Und diese Änderung wiederum mußte ihren schon halb und halb ins Soziale hinüberführenden Ausdruck finden in verschiedenen entwicklungsgeschichtlichen Stufen der modernen Wirtschaftsform — der Unternehmung.

[1] Vgl. die Zusammenstellung bei Troeltsch, Über die neuesten Veränderungen im deutschen Wirtschaftsleben (1899) S. 58—59.

VI.

1. Wir haben früher, in der Geſchichte der allgemeinen Wirtſchaftsſtufen und der deutſchen Wirtſchaftsentwicklung bis zum 19. Jahrhundert im beſonderen[1], das Weſen der Unternehmung kennen gelernt. Roh und mechaniſch ausgedrückt iſt die Unternehmung aus der Verbindung kaufmänniſcher und gewerblicher Tätigkeit entſtanden: Kaufleute, die ſich bis dahin nur mit dem Warenaustauſch, dem Handel, beſchäftigt hatten, griffen in die Warenerzeugung ein, indem ſie die von ihnen vertriebenen oder zum Vertrieb in Ausſicht genommenen Waren unter ihrer Aufſicht und unter Einführung ihres Kapitals in den Produktionsprozeß auch erzeugen ließen; Gewerbtreibende griffen in die Handelstätigkeit über, indem ſie die von ihnen und bald auch die von ihresgleichen erzeugten Waren zugleich vertrieben. Es waren Vorgänge, die vereinzelt bis ins hohe Mittelalter zurückreichen, die dann in einem ſo hohen Maße, daß ſie für die Volkswirtſchaft wenigſtens vorübergehend ſchon charakteriſtiſch wurden, im 15. und 16. Jahrhundert auftraten, die ſich aber im 17. und 18. Jahrhundert, ja noch darüber hinaus in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts keineswegs ſo entſchieden entwickelten, wie es nach dem Fortgang im 15. und 16. Jahrhundert zu erwarten geweſen wäre. Das, was ihre weitere Entfaltung aufhielt, war an erſter Stelle jene ſtarke Verminderung der Kapitalbildung, die in Deutſchland und vielfach auch ſonſt in Europa ſeit etwa Mitte des 16. Jahrhunderts eintrat, veranlaßt wohl vornehmlich durch Verſchiebungen der internationalen Handelswege und durch das

[1] S. oben S. 12 ff., insbeſondere S. 47 ff.

Nachlassen solcher Aussichten auf leichten und großen Gewinn, wie sie namentlich aus einer Tätigkeit im Fernhandel hervorgingen[1].

Man sieht hier, wie sehr die Entwicklung einer Volkswirtschaft der Unternehmung zunächst von der Zunahme der nationalen Ersparnisse abhängig ist. Gewiß ist das Kapital an sich nicht das spezifisch treibende Element des modernen Wirtschaftslebens: denn Kapital irgend welcher Art hat es zu allen Zeiten einigermaßen entwickelter Wirtschaft gegeben, und nur quantitativ zunächst, nicht qualitativ ist die moderne Wirtschaft, soweit ihr Kapitalreichtum in Betracht kommt, von früheren Wirtschaftsformen geschieden. Vielmehr ist die Tatsache, daß Gewerbe und Handel ineinander übergehen, daß sie die eine Erwerbs- und Betriebsform der Unternehmung zu bilden beginnen, und daß eben diese Form jetzt beherrschend auftritt, die eigentlich charakteristische der neueren Wirtschaft. Aber dabei bleibt doch bestehen, daß diese Form sich zu voller Höhe nicht entwickeln kann ohne starke Kapitalaufwendungen: daß sie mithin für die Stufen ihrer Entfaltung abhängig ist von der Bedingung eines steigenden Vorrates von produktiv zu verwendendem Kapital.

Insofern war es für die Durchbildung eines vollen Zeitalters der Unternehmung von großer Bedeutung, daß die Steigerung mindestens des Produktivkapitals, die das 15. und 16. Jahrhundert gebracht hatte, spätestens im 17. Jahrhundert aufhörte; der regelmäßige Entwicklungsgang einer Volkswirtschaft der Unternehmung wurde dadurch unterbrochen.

Wodurch ward es nun aber im 19. Jahrhundert möglich, daß er wieder aufgenommen wurde? Dies ist die Stelle, an der nunmehr all die in den letzten Abschnitten erzählten Tat-

[1] Außerdem hat im Laufe des 16. Jahrhunderts wenigstens in Deutschland der Kapitalverbrauch speziell zu produktiven Zwecken stark nachgelassen: Verluste des deutschen Kapitals vornehmlich in französischen und spanischen Anleihen. Die Rolle der Landwirtschaft in der Verfallszeit der deutschen Volkswirtschaft seit Mitte des 16. Jahrhunderts ist noch nicht aufgeklärt.

ſachen erſt rechten Zuſammenhang und volles inneres Leben erhalten —: die techniſche Entwicklung iſt es geweſen, die, im Sinne einer ungeheuren Kapitalbildung wirkend, vor allem jenen Fortgang des Wirtſchaftslebens der Unternehmung hervorgebracht hat, den die Zeitgenoſſen bewundern. Denn was ſind die techniſch gewonnenen Kräfte im Grunde anderes als neues Kapital?

Im Sinne der Wirtſchaftsgeſchichte iſt jede neue Kraft, jede bisher ungenutzte Energie, die der Volkswirtſchaft nutzbringend einverleibt wird, ein Kapital. Dabei kann dieſes Kapital aus den Überſchüſſen einer in regelmäßigem Fortgang befindlichen Volkswirtſchaft gewonnen werden: man wird es dann als ein Erſparnis bezeichnen können. Oder aber es kann dadurch gewonnen werden, daß plötzlich neue Naturkräfte dem wirtſchaftlichen Dienſte des Menſchen zugänglich gemacht werden: dann kann man von Okkupationskapital ſprechen. Dabei verſchlägt es nichts, daß der logiſche Unterſchied zwiſchen Erſparniskapital und Okkupationskapital nur ein relativer und polarer iſt: im Grunde beruht auch jede Erſparnis auf Okkupation. Wirtſchaftsgeſchichtlich iſt der Unterſchied trotzdem weſentlich, wie ein kleiner Ausflug in die Geſchichte der wirtſchaftlichen Entwicklung alsbald ergeben wird. Was machte da die urſprüngliche wirtſchaftliche Tätigkeit des Menſchen aus? Eine Verbindung von eigenem Tun mit irgend etwas natürlich Gegebenem: roheſte Okkupation z. B. durch Aufheben eßbarer Früchte, in weiterem Fortſchritt okkupatoriſche Tätigkeit durch Erlegen von jagdbaren Tieren u. ſ. w. Dann ergab ſich, in Zeiten ſchon viel höherer Entwicklung, die Okkupation der mütterlichen Erde zur Weide von Herdentieren und zum Anbau beſtimmter Gewächſe: eine Okkupation, die ſehr langſam von vorübergehender Beſchlagnahme zu voller Seßhaftigkeit fortſchritt. In allen dieſen Fällen war das Okkupierte ſchließlich nach modernen Begriffen eine Vereinigung natürlicher Gegebenheiten mit menſchlicher Arbeit: denn ſchon das Okkupieren, noch mehr natürlich das Feſthalten war Arbeit. Hörte nun aber dieſe Art der Kapitalbildung mit der Okkupation jungfräulichen Landes zu Zwecken der Weide und des Ackerbaues auf? Keineswegs! Sie

ſchritt fort; und in tauſend Zügen der heimiſchen, deutſchen Entwicklung kann ihre weitere Entfaltung beobachtet werden: in ſo groben wie den Übergängen zum Bergbau, zur Ausbeutung von Lagern beſonderer Stoffe, wie Torf oder Raſeneiſenſtein oder Minette, zur Ausbildung der Flüſſe zu Transportwegen, und in ſo feinen wie der Heimatlichmachung — faſt möchte man mit einem neuen Sinne des Wortes ſagen: Verheimlichung — des Bodens in der Lokaliſierung von tauſend Märchen und Sagen wie in der Entfaltung eines künſtleriſchen Genuſſes an Leuten und Landſchaft. In allen dieſen Fällen handelt es ſich um die Entwicklung einer neuen Gewalt, einer geiſtigen oder einer materiellen, über gewiſſe Gegebenheiten der Natur — um die Bewahrheitung des Paradieſeswortes, daß der Menſch herrſchen ſoll auf Erden. Und ſo ſchematiſch dieſe Entwicklung hier auch dargeſtellt ſein mag, eins geht aus dem Geſagten dennoch hervor: dieſe Gewalt wurde allmählich in der Richtung entfaltet, daß ſie der Natur immer intenſiver zu Leibe ging, daß ſie ihr immer feinere, immer ſtärker differenzierte Kräfte abrang.

Und in der Entwicklung dieſes Prozeſſes ſollte die Entſtehung der modernen Naturwiſſenſchaften keine Epoche gemacht haben? Eben die Naturwiſſenſchaften waren es, die den Weg eröffneten zu einer ganz anders intenſiven Beherrſchung der Natur, als ſie etwa der Bauer draußen ausübt hinter ſeinem Pfluge und in den ſchweren Arbeitsſtunden der Ernte; eben ſie wieſen hinein in das innere Gemach der Kräfte, ja ſchließlich der Kraft ſelber. Und die Technik war es, die den Weg gangbar machte, die die Pforten erſchloß und der Menſchheit die Schlüſſel einer neuen Herrſchaft darbot. Das iſt das neue große Kapital, ein Okkupationskapital neben allen regulären Erſparniſſen der Nationen an ihren Einnahmen und an ihrer Kraft, mit dem die moderne Welt wirtſchaftet: ein Kapital von ungeheuerlicher Größe, ſoweit es ſchon angeeignet iſt, und darüber hinaus von offenbar noch keineswegs völlig bekannten Grenzen. Über die Germanen hatte einſtmals Tacitus berichten können, das nationale Hauptkapital, der Grund und Boden,

ſei von ihnen noch nicht völlig angeeignet, geſchweige denn ſchon völlig beherrſcht: et superest ager. Die Gegenwart kann von den neu erſchloſſenen Naturkräften Ähnliches hoffen: auch ihr gelten noch in übertragenem Sinne die taciteiſchen Worte.

Stellt aber die moderne naturwiſſenſchaftlich-techniſche Entwicklung der Entfaltung eines Wirtſchaftslebens der Unternehmung in ihren Energieformen eine Möglichkeit der Kapitalbildung zur Verfügung, hinter deren Wucht und Größe jede andere Art der modernen Kapitalbildung durch Erwirtſchaftung und Rücklage, und mag ſie noch ſo bedeutend ſein, verſchwindet, ſo wird man verſtehen, wie der Charakter eben dieſes neu errungenen Kapitals nicht ohne einen gewiſſen Einfluß auf die Durchbildung der Unternehmung überhaupt geblieben iſt.

Welches iſt nun dieſer Charakter? Hier ſteht ganz im Vordergrunde der Satz, daß jede der einzelnen wirtſchaftlichen Energieen ſich ſchließlich als auf die eine Energie zurückführbar erwieſen hat. Das heißt doch: im letzten Grunde und prinzipiell laſſen die naturwiſſenſchaftlichen Errungenſchaften der letzten zwei bis drei Menſchenalter nur noch eine Art der Unternehmung zu: die, welche mit zwar in ihren Formen variabler, aber einheitlicher Energie arbeitet und dieſe ſowohl für die Erzeugung wie den Vertrieb ausbeutet. In der Tat können daher auch alle Arten der freien Unternehmung techniſch auf den letzten Ausdruck einer einzigen Kraftbetätigung gebracht werden. Natürlich nicht, daß deshalb etwa das bunte Bild wirtſchaftlichen Lebens verloren gegangen wäre; im Gegenteil: es iſt reicher, breiter und gleichſam wimmelnder geworden als je zuvor, da man jetzt, eben wegen der Reduktionsfähigkeit der Energieen auf eine Form, die Möglichkeiten der Kombination und Permutation der einzelnen Energieen ganz anders kennt und wirtſchaftlich ausbeutet als früher.

Aber dieſem Kaleidoſkop der Praxis entſpricht die prinzipielle Einheit der Grundlage: und das eben gibt dem neueren Wirtſchaftsleben den Zug des Großartigen. Von dieſem Geſichtspunkte aus bedarf es jetzt aber für uns der Zurückführung auch der Ergebniſſe der früheren Abſchnitte auf noch einheit-

lichere Anschauungen, als sie bisher gewonnen sind. Sind wirklich veränderte Zeitvorstellung, neue Raumanschauung und höherer Kraftbegriff — jene Einheitsbegriffe, auf die sich die moderne Wirtschaftsentwicklung, psychologisch betrachtet, bisher bringen ließ — letzte, unter sich nicht weiter ausgleichbare Elemente? Man sehe nur ein wenig zu, und man wird bemerken, daß dem keineswegs so ist: veränderte Zeitvorstellung wie neue Raumanschauung sind nichts als Ergebnisse einer veränderten Kenntnis und eines veränderten Gebrauches der natürlichen Energie: sie eben wirkt sich in dem neuen Verkehrswesen aus: und sind mithin nur Teilvorstellungen des einen wahrhaft neuen Begriffes, des Begriffes der Kraft. Und man halte diesen Nachweis nicht etwa für eine bloße Spintisiererei, für ein ödes Klappern mit Begriffen. Aus diesen durchaus lebendigen und innerlichst treibenden Zusammenhängen ergibt sich, daß in der Zeit der freien Unternehmung zwischen Geschäften, die mehr dem Transport gewidmet sind, und mehr industriell gefärbten Geschäften, in denen die neuen Kräfte direkt in den Dienst der Erzeugung gestellt werden, prinzipiell und wirtschaftlich-entwicklungsgeschichtlich kein Unterschied mehr besteht: sie sind ein nur äußerlich etwas verschieden gefärbter Ausdruck im Grunde ein und derselben modernen Unternehmungsform, die man, wiederum innerhalb der Epoche der freien Unternehmung, als die der energetischen Unternehmung bezeichnen könnte. Darum bestehen auch zwischen ihnen keinerlei rechtliche, sittliche, wirtschaftliche oder sonst tatsächliche Schranken, ja die Übergänge sind so leise, daß sich gelegentlich schwer sagen läßt, ob ein Unternehmen mehr dem Verkehr oder der Gütererzeugung angehöre. Und wie häufig ist gar die Verkoppelung beider Motive! Ja sie ist recht eigentlich ein modernstes Zeichen jener Entwicklung, die zu einer auch äußerlichen Einheit jeglicher Art der energetischen Unternehmung fortschreitet. Dahin gehören die neueren Verbindungen von Großindustrie, Reederei und Landtransportwesen, wie sie in den wegen ihres kolonialen Charakters besonders rasch vorwärts schreitenden Vereinigten Staaten besonders lebhaft entwickelt sind, dahin, um

kleinere Anfänge zu nennen, die ſchon ziemlich früh auftretenden Kombinationen von Eiſenbahnen und bergbaulichen Unternehmungen oder auch Unternehmungen der Fremdeninduſtrie (Hotels u. ſ. w.), dahin auch Transportveranſtaltungen wie jene der Firma Krupp, welche die reichen ſpaniſchen Erze in eigener, wohlorganiſierter Schiffahrt bezieht.

Aber auch im einzelnen hat die Kapitalbildung der techniſchen Energieen die Entwicklung des freien Unternehmens vielfach beeinflußt; am meiſten natürlich da, wo ihre Entwicklungstendenzen mit denen der Unternehmung zuſammenfallen. Weitaus die wichtigſte Beobachtung in dieſem Zuſammenhange muß der Entfaltung des quantitativen Charakters der Unternehmung gelten. Da iſt ſchon früher eingehend gezeigt worden[1], wie jede Kombination von Gütererzeugung und Gütervertrieb bereits ſeit Jahrhunderten vor allem auf die Maſſe der Ware hat ſehen müſſe: denn der Gewinn ergab ſich in dieſem Falle aus einem erweiterten Vertrieb, was notwendig eine Erzeugung der Ware nach quantitativen Rückſichten vorausſetzte. Es iſt der große Gegenſatz, in den die Produktion der Unternehmung alsbald zu der Gütererzeugung der handwerklichen Zünfte trat, die ihrerſeits vielmehr von qualitativen Erwägungen getragen geweſen war und darum in den klaſſiſchen Zeiten der Zünfte zu einem Kunſthandwerk ſondergleichen geführt hatte. Wie mußte aber nun dieſe Gütererzeugung der Unternehmung nach quantitativen Geſichtspunkten geſtärkt und gefördert, ja reißend vorwärts getrieben werden bei Einſpannung von Energieformen, denen allen ein mechaniſches, und das heißt ein ebenfalls quantitatives Prinzip zu Grunde lag! Hier liegt der innere Zuſammenhang vor, aus dem ſich die außerordentlich raſche und enge Verbrüderung der Unternehmung mit der modernen Technik als der praktiſchen Ausgeſtalterin des mechaniſchen Energieprinzips erklärt: hier auch der Zuſammenhang, aus dem heraus es verſtändlich wird, daß die Geſchichte der modernen Unternehmung zunächſt weſentlich in der Richtung einer quantitativen Entwicklung

[1] S. oben S. 54.

verlief, und daß bei ihr qualitative Entwicklungen aufs deutlichste erst aus quantitativen Ausgestaltungen hervorgingen.

2. Als klassische Entwicklungsform der modernen freien Unternehmung kann die einfache Fabrik betrachtet werden: jene Produktionsanstalt, in der eine Anzahl von Arbeitsmaschinen, die, räumlich vereint, der Regel nach durch einen Motor in Bewegung gesetzt werden, unter der Aufsicht und dem Eingreifen von Arbeitern bestimmte Waren in Masse erzeugen[1]. Es ist eine Form, die selbstverständlich auch schon vor der Erfindung der modernen Motoren, insbesondere der Dampfmaschine, vorkommen konnte, und die auch nach der Erfindung der Dampfmaschine noch lange Zeit vielfach Motoren älterer Art, Wasserräder, Windräder, Göpelwerke, in Anspruch nahm: sind doch diese Antriebsformen auch noch heute keineswegs verschwunden, ja hat eine von ihnen, das Wasserrad, in verbesserter Form innerhalb der Elektrotechnik von neuem weite Verwendung gefunden.

Anstalten der Stoffveredlung, die durch einen Motor getrieben werden, gehen nun in Deutschland teilweis sehr weit zurück; sehen wir von den Mahlmühlen und verwandten Anlagen ab, so sind z. B. die Papiermühlen des 14. und 15. Jahrhunderts und die Walkereien noch älterer Zeit in diesem Zusammenhange zu erwähnen. Und verhältnismäßig früh finden sich auch schon vereinzelt Formen, bei denen neben einer beträchtlichen bewegenden Kraft Arbeiter in ziemlicher Anzahl zentralisiert tätig sind: also wirkliche Fabriken im heutigen Sinne. Hierhin gehört z. B. neben anderen Beispielen des 16. Jahrhunderts und namentlich der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts[2] die wohl auch noch in diese Zeit zurückreichende Fabrik der Calwer Färberkompagnie, in der gegen Ende des 18. Jahrhunderts, neben den etwa 6000 hausindustriell beschäftigten Personen der Kom-

[1] Die Bildungen der Hausindustrie gehen zu allmählich aus den älteren in modernere über, als daß nach ihnen datiert und disponiert werden könnte. Im einzelnen wird über sie später noch genau zu reden sein, s. im zweiten Abschnitt (Soziale Entwicklung) III, 1.

[2] S. über diese Stieda, Handw. d. Staatswissensch. Art. Fabrik.

pagnie, 168 Wollkämmer, Weber, Zeugmacher u. ſ. w. tätig waren. Hierhin wird auch, um von vereinzelten, noch viel weiter zurückreichenden Beiſpielen der Textilinduſtrie abzuſehen, die Kattunfabrik, die flüchtige Schweizer um 1750 in Plauen im Vogtlande begründeten, zu rechnen ſein, wie nicht minder die zentraliſierten Anſtalten für Haſpeln und Zwirnen, die ſich ſchon früh in der preußiſchen Seideninduſtrie der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eingebürgert hatten, während dieſe Induſtrie im ganzen durchaus den Charakter einer Hausinduſtrie bewahrte.

Allein dieſe Beiſpiele, die ſich noch ſehr häufen ließen, beweiſen nichts für einen allgemeinen Zuſtand. Als wirkſame Konkurrentin des Handwerks und volkswirtſchaftlich wirklich umwälzend iſt die Fabrik auf deutſchem Boden doch erſt im Laufe des 19. Jahrhunderts aufgetreten. Erſt im Jahre 1828, in Mohls Schrift über die württembergiſche Hausinduſtrie, begegnet in Deutſchland — nach mannigfachen Scheidungsverſuchen der Kameraliſten des 18. Jahrhunderts, namentlich Lamprechts (1797) — eine größere Klarheit über den grundſätzlichen Unterſchied zwiſchen Haus- und Fabrikinduſtrie. Und ganz genau dargelegt wird er wohl erſt vierzig Jahre ſpäter von Schwarz in ſeinem Aufſatze über die Betriebsformen der modernen Großinduſtrie[1]. Die ſtatiſtiſch geſonderte Erfaſſung der Hausinduſtrie aber im klaren Gegenſatze zur Fabrik iſt gar erſt im Jahre 1877 von Boehmert gefordert und im Jahre 1882 in der Berufszählung der Reichsſtatiſtik durchgeführt worden. So ſpät erſt und langſam kam es alſo zu einer wiſſenſchaftlichen, und das heißt begrifflich klaren Abgrenzung der modernen Unternehmungsform der Fabrik gegen die älteren Formen der Hausinduſtrie.

Früher als in Deutſchland iſt natürlich in England die moderne Fabrik, und ſpeziell diejenige mit Dampfmotor, entſtanden; hier kann man ihr Aufkommen in dieſer Form ziemlich genau datieren: die erſte geſchloſſene und fabrikmäßig durch

[1] Zeitſchr. f. d. geſamten Staatswiſſenſchaften 1869, Bd. 25.

Dampfmaschine betriebene Spinnerei wurde durch Arkwright im Jahre 1771 eröffnet. Und England wurde zunächst auch allein das klassische Land dieser neuesten Art der Fabriken; 1790 gab es schon etwa anderthalbhundert Spinnereien; zu diesen traten dann seit Erfindung der Dressing frame durch Johnson (1803) die Webereien, wobei die alten Wasserkräfte allmählich fast vollständig durch Dampfkraft ersetzt wurden.

In Deutschland hatte schon die Verbreitung derjenigen Betriebsform, die zwischen der alten, völlig dislozierten Hausindustrie und der zentralisierten und mit Motor ausgestatteten Fabrik in der Mitte steht, der Manufaktur, der zentralisierten Hausindustrie, wie man sie nennen könnte, seit dem 16. Jahrhundert verhältnismäßig viele Schwierigkeiten gefunden. Gewiß hatte man die Arbeitskräfte für sie im allgemeinen zur Verfügung, wenn sie auch zunächst den Tausenden und wohl Hunderttausenden von Landstreichern entnommen werden mußten, die der Dreißigjährige Krieg und spätere Wirren zurückließen, aber es fehlte an Kapital. Und als dieses von außen her einwanderte, als Hugenotten und Wallonen sich niederzulassen begannen, da ließ die allzu zünftlerische Reglementierung, welche die mit höheren Entwicklungsformen der Industrie zumeist unbekannten Territorialgewalten durchführten, eine rasche und reichere Blüte nicht aufkommen. Erst seit den dreißiger und vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts wurde das anders: jetzt begann zum ersten Male der Inhalt einer seit dem 17. Jahrhundert auf der Grundlage individualistischer Kultur entwickelten allgemeinen Bildung die Regierungen in der Form der aufgeklärten öffentlichen Meinung stark zu beeinflussen und schließlich fast zu überwältigen, was der Freiheit der Manufakturen zu gute kam; und die Fürsten des aufgeklärten Absolutismus wurden selbst, nicht ohne kostspielige Vorliebe z. B. für Seiden- und Porzellanindustrie, Förderer und Inhaber von Manufakturen. Es war eine Bewegung, die durch besondere Ereignisse um die Wende des 18. Jahrhunderts noch gefördert ward; die französische Seidenindustrie litt schwer unter den Plagen der Revolution, und bald darauf verschloß die Kontinentalsperre

Deutschland der gewaltigen Überschwemmung mit englischer Fabrikware, wie man sie von Leipziger Messe zu Leipziger Messe zu erleben gewohnt war: Ereignisse, die fremden Wettbewerb vom deutschen Boden fernhielten und dadurch der heimischen Industrie zu gute kamen.

In dieser günstigen Luft wirtschaftlichen Aufschwunges sind nun auch zum ersten Male zahlreichere Fabriken auf deutschem Boden, vor allem in Sachsen, dann am Rhein, in Schlesien, in Schwaben und auch im Elsaß, entstanden. In Sachsen wurden gegen Schluß der achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts die ersten Jennymaschinen eingeführt, seit etwa 1790 wurden sie zu je 10 bis 20 Spulen in Gang gebracht, und seit 1800 benutzte man die Wasserkraft als Motor. Ein höherer Aufschwung begann dann seit der Aussetzung einer Staatsprämie von je einem Taler für jede in Gang gebrachte Maschinenspindel im Jahre 1807; und 1813 waren schon 22 Spinnereien mit 107 283 Spindeln fabrikmäßig tätig. Die Hausspinnerei war damit bereits lahmgelegt; nur noch die Weberei und die Wirkerei blieben nach dem Verlagssystem hausindustriell organisiert; und die größesten Verleger waren zugleich im Besitze von Druckereien. In anderen Gegenden Deutschlands aber kam es zu einem verwandten Entwicklungsgang.

Allein diese erste, an sich noch recht zarte Frühblüte deutschen Fabrikwesens wurde im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts zum guten Teile wieder zerstört. Nach den napoleonischen Kriegen drang mit Aufhebung der Kontinentalsperre der englische Wettbewerb wiederum ein und zeigte sich, sieht man etwa von Süddeutschland ab, bald überlegen: denn in Deutschland herrschte, als Nachwehe der Kriege mit deren Verlusten, noch eine auffallende Kapitalarmut. Dazu kam die Hungersnot der Jahre 1816 bis 1817 und die in einem noch durchaus agrarischen Lande doppelt verheerende Ackerbaukrise der Jahre 1820 bis 1825, um in Verbindung mit dem Mangel einer gemeinsamen Regelung des Zollwesens und der nationalen Wirtschaft überhaupt jeden Versuch eines Aufschwunges zu unterdrücken. Erst in den dreißiger Jahren begann sich diese Lage umzugestalten. Zwar

gab es im Anfang dieses Jahrzehntes auch noch eine kleine Stockung infolge der Julirevolution und der Cholera, dann aber ging es tapfer vorwärts: die Anfänge des Zollvereins gaben Mut, die einzelstaatlichen Gesetzgebungen im Sinne einer Modernisierung des Agrarrechts und in der Richtung auf Gewerbefreiheit begannen zu wirken, eine verbesserte Gemeindeverfassung erweiterte den Spielraum freier Unternehmungen, und eine Veränderung der gewerblichen Steuern stellte sie vielfach finanziell weniger belastet hin denn zuvor. Zu alledem kam dann, eins der entscheidendsten Momente, seit Ausgang der dreißiger Jahre die wesentliche Verbesserung des Transport- und Verkehrswesens durch Chausseen, Posten, Eisenbahnen und schließlich auch Telegraph, um langsam und endgültig erst seit den fünfziger Jahren ein Fabrikzeitalter im modernen Sinne heraufzuführen.

Erst jetzt verschwand damit, allmählich, eine Reihe alter Manufakturen, z. B. auf dem weiten Gebiete der Textilindustrieen; neue Bergwerksunternehmungen wurden begründet, Anstalten getroffen, den Bedarf an Arbeitsmaschinen und Motoren im Inland zu decken, und Fortschritte auf dem Gebiete der Metallurgie gemacht. Es war ein reges Leben, als dessen früheste starke Kundgebung die erste große Industrieausstellung der Zollvereinsstaaten zu Berlin im Jahre 1844 bezeichnet werden kann; und durch die Revolution ziemlich ungestört, entwickelte es sich in den fünfziger Jahren weiter, um dann, durch die Ergebnisse der Londoner Ausstellung von 1851 ermutigt und staatlich in jeder Weise, durch direkte Hilfe wie durch Bereitstellung unterrichtlicher Mittel und finanzielle Belebung unterstützt, in vollflutender, nun niemals wieder abreißender Bewegung in die sechziger Jahre einzumünden.

Wir verfolgen den Triumphzug des modernen Wirtschaftslebens hier nicht weiter; seine einzelnen Episoden und Entwicklungsstufen sind schon auf früheren Blättern nach anderen als rein chronologischen Gesichtspunkten zur Darstellung gelangt. Dagegen erhebt sich in dem hier bestehenden Zusammenhang, nachdem die Entwicklung der volkswirtschaftlich wichtigen fabrik-

mäßigen Unternehmung für Deutſchland im ganzen und großen auf die vierziger und fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts feſtgeſtellt worden iſt, die Frage, welche Formveränderungen denn dieſe Unternehmung von da ab zunächſt in ihrem äußeren Betriebe erlebt habe.

Da muß von vornherein, um falſche Vorſtellungen zu vermeiden, betont werden, daß die älteren Formen der Unternehmung, die hausinduſtriellen wie die der Manufaktur, mit dem Aufkommen der Fabrik keineswegs abſtarben. Mit nichten ſucht jedes moderne Unternehmen gleichſam hartnäckig die Form der Fabrik auf; vielmehr waren nicht bloß unzählige Verhältniſſe vorhanden, in denen ſich ältere Betriebsformen, wenn auch in gewiſſen Umbildungen, erhielten; es fanden ſogar Rückbildungen von der Fabrik oder der Manufaktur zur Hausinduſtrie ſtatt. So wurde z. B. die Maſchinenſtrickerei im Vogtland urſprünglich, Ende der fünfziger Jahre, in geſchloſſenem Betriebe ausgeübt; ſpäter, ſeit mindeſtens 1870, iſt ſie zumeiſt hausinduſtriell geworden. Und daneben beſtehen auch zahlreiche Fälle, in denen ſich Hausinduſtrie erſt ganz neuerdings entwickelt hat: ſo namentlich, in ſozial zumeiſt wenig günſtigen Erſcheinungen, in gewiſſen Großſtädten und deren näherer Umgebung. Dahin gehören z. B. die modernen Bekleidungsinduſtrieen mit ihrem sweating system und ihrer Verwendung jugendlicher weiblicher Arbeitskräfte bei ſittlich bedenklichen Löhnen.

Im allgemeinen aber iſt der typiſche Fall der Entwicklung des modernen Unternehmens doch der Fall der Fabrik und derjenigen Formen des Verkehrslebens, die als der Fabrik etwa gleichwertig angeſehen werden können, der Formen, die unter der Einwirkung moderner techniſcher Kräfte, vor allem des Dampfes und der Elektrizität, erwachſen ſind. Sollen nun die inneren Kräfte bloßgelegt werden, die zur Entwicklung dieſer Unternehmungstypen nach ihrer Betriebsſeite hin beigetragen haben, ſo werden ſie am beſten zunächſt an einem konkreten Beiſpiel aufgedeckt. Und dies Beiſpiel mag einer Induſtrie entnommen werden, von der bisher noch nicht berichtet wurde, und für deren Bereich zugleich die chemiſch-

technischen Kräfte mindestens ebenso wie die physikalisch-technischen in Betracht kommen.

Die Glasindustrie ist schon längst vor dem 19. Jahrhundert in einer Weise betrieben worden, die sich am besten mit dem Worte Manufaktur bezeichnen läßt. Diese Manufaktur und mit ihr die kleinen alten Glashütten verschwanden mit der Einführung der Generativ-Gasöfen. Von nun ab überwiegt der Typus der Fabrik; die Zahl der in einem Betrieb beschäftigten Arbeiter steigt in die Hunderte, und neben das Manufakt tritt, in mechanischer Verarbeitung der flüssigen Masse durch Pressen, Walzen, Stanzen u. s. w., immer mehr das Fabrikat. Gleichzeitig erlaubt und verursacht die neue Feuerungsmethode eine Verlegung des bisherigen Standortes der Industrie; aus den holzreichen Mittelgebirgen zieht sie hinab in Gegenden, welche die leichte Zufuhr von Kohle gestatten. Indem aber bei dieser Gelegenheit das stehende Kapital der Industrie, Häuser, Lagerplätze, Öfen, von Grund aus erneuert wird, tritt zugleich, in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, eine Spezialisierung der Fabrikation ein, und die einzelnen Spezialindustrieen verteilen sich auf bestimmte Standorte: so wird z. B. die Tafelglasindustrie, durch 76 Fabriken vertreten, vornehmlich im Saarkohlenbecken und im lothringischen Minettegebiete heimisch.

Was sind nun die typischen Momente dieser Umwälzung? Aus neuen technischen Möglichkeiten, die sich bei stärkerer Kapitalbefruchtung durch die fortschreitende Volkswirtschaft verwirklichen lassen, ergeben sich Einrichtungen, die vom Klein- und Mittelbetrieb in den Großbetrieb überführen. Und Hand in Hand geht damit, zugleich unter Veränderung des Standortes der Fabrikation, eine Spezialisierung der Erzeugung.

Es sind die Momente, die sich, vielleicht abgesehen von der Veränderung des Standortes, die nicht ganz gleichmäßig eintritt, in der Entwicklung fast jeder größeren Fabrikation seit den fünfziger und sechziger Jahren wiederfinden, wenn auch die deutsche Volkswirtschaft in der Richtung der Spezialisierung im allgemeinen noch nicht so weit und nicht so reißend fort-

geschritten ist als die englische oder amerikanische oder diejenige Frankreichs. Indem nun aber die Spezialisierung auf diese Weise aufkommt, nach dem, was wir bisher zunächst kennen gelernt haben, das Schlußmoment der Entwicklung, macht die Entwicklung doch bei ihr keineswegs Halt. Vielmehr, in einem Zusammenhange, der sich in der Entfaltung der Volkswirtschaften mit derselben Regelmäßigkeit wiederholt wie Aktion und Reaktion auf individual- und sozialpsychischem Gebiete, folgt der neuen Arbeitsteilung alsbald eine neue Arbeitsvereinigung. Und indem diese eintritt, ergibt sich, was bei der Spezialisierung keineswegs der Fall zu sein brauchte und tatsächlich auch häufig nicht der Fall war, eine höhere Form des fabrikmäßigen Betriebes. Es ist die Form, die man, mit einem schon halbwegs eingeführten Worte, als die der Fabrikationsanstalt bezeichnen kann.

Hierher gehört es schon, wenn ein Unternehmen etwa zunächst nur auf dem Boden der Metallurgie groß geworden ist, dann aber, zur zweckentsprechenden Durchbildung seiner immer spezifischeren Erzeugnisse, auch besondere Hammerwerke, Zain-, Streck- und Raffinierhämmer, einrichtet. Oder auch wenn, in umgekehrtem Entwicklungsgang, ein Unternehmen, das Lokomotiven herstellt oder sonstigen Eisenbahnbedarf oder Schiffsbedarf oder Maschinen irgend welcher Art, nun auch zur selbständigen Durchbildung oder Erzeugung des Rohmaterials fortschreitet, weil es nur auf diesem Wege die Gewähr für die von ihm gewünschte Herstellung der fertigen Erzeugnisse erreichen zu können glaubt. Solche und verwandte Zusammenhänge waren es, soweit typische Ursachen in Betracht kommen, aus denen heraus in Deutschland die ersten großen Unternehmungskomplexe entstanden, so etwa auf dem Gebiete der Maschinenfabrikation die Firmen Kramer-Klett in Nürnberg, Hartmann in Chemnitz, Borsig in Berlin, Krupp in Essen, die um das Jahr 1870 über ein, zwei, drei und acht Tausend Arbeiter verfügten, über diesen Massen aber noch, eine bezeichnende Erscheinung der Fabrikationsanstalt, ein stetig steigendes Personal von Zeichnern, Modelleuren, Ingenieuren, kontrollierenden Technikern wie einen

ganzen Stab von volkswirtschaftlich und finanziell durchgebildeten Kaufleuten beschäftigten.

Aus all diesen Fabrikationsanstalten heraus ist dann in den letzten Jahrzehnten die Firma Krupp zu einem Riesenunternehmen emporgewachsen, dem größten, das auf deutschem Boden besteht. Die Firma besaß anfangs die Gußstahlfabrik in Essen; dazu kamen im letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts die Grusonwerke bei Magdeburg (gepanzerte Drehtürme und Verwandtes) und die Germaniawerft in Kiel (Schiffs- und Maschinenbau). Des weiteren verfügte die Firma gegen Ende des Jahrhunderts über drei große Kohlenzechen und verschiedene Hunderte von Eisensteingruben in Deutschland und Spanien, derart, daß der gesamte Bedarf an Kohle und Eisen, 1200 Tonnen Roheisen und 3650 Tonnen Kohlen täglich, aus der eigenen Erschürfung dauernd gesichert war. Die Zahl der in diesen Werken unmittelbar beschäftigten Personen betrug im Jahre 1900 zwischen 46 und 47 Tausend, davon zwischen 3 und 4 Tausend Beamte. Von ihnen waren am 1. April 1900 speziell in der Essener Gußstahlfabrik 26 670 Mann tätig. Zu dieser Fabrik gehörten: zwei Bessemerwerke, vier Martinwerke, zwei Stahlformgießereien, ferner Puddelwerke, Schweißwerke, ein Schmelzbau für Tiegelstahl, die Eisengießerei, die Geschoßgießerei, die Messinggießerei, Glühhäuser, die Härtekammer, die Tiegelkammer, das Blockwalzwerk, das Schienenwalzwerk, das Blechwalzwerk, das Laschen- und Federstahlwalzwerk, die Fachwerkstatt, Preßbau und Panzerplattenwalzwerke, Hammerwerke, Räderschmiede, Herdschmiede, Hufschmiede, Bandagenwalzwerk, Satzachsendreherei, Kesselschmiede, Feldbohrbau, mechanische Werkstatt T, Feilenfabrik, vier Reparaturwerkstätten und noch eine Unsumme anderer Betriebe, darunter so wichtige wie ein Elektrizitätswerk, ein Gaswerk, ein Wasserwerk und Wassergewinnungsanlagen — der Wasserverbrauch war so stark wie der der Stadt Dresden —, lithographische und photographische Anstalten, eine ausgebildete Telegraphie, ein weitverzweigtes Eisenbahnnetz u. s. w.

Wird nun die Organisation Krupps — an der Spitze der

Firma steht ein Direktorium, das mehr zu sagen hat als gar manches deutsche Ministerium — von der keines anderen deutschen Werkes erreicht, so ist doch die Erscheinung der Fabrikationsanstalt auf deutschem Boden schon in ziemlich vielen Zweigen der Erzeugung verbreitet. Ein gutes Beispiel ihrer jüngsten Entwicklung bietet vor allem das Aufkommen der Schiffswerften. Gewiß steht die deutsche Volkswirtschaft auf diesem Gebiete mit ihrer Erzeugung noch immer hinter dem Verbrauche zurück. Im Jahre 1901 waren die deutschen Werften am Gesamtschiffsbau der Erde nur mit 7,82 %, ihre englischen Konkurrenten dagegen mit 77,86 % beteiligt. Und im Jahre 1900 ließen deutsche Reeder in England noch immer für 70648 Tonnen Schiffe bauen: mehr als jede andere Nation. Gleichwohl ist der deutsche Aufschwung unbestreitbar. Noch vor drei Jahrzehnten gab es an den deutschen Küsten nur einige kleine Werften, und der Bau eiserner Schiffe hat auf ihnen erst Mitte der siebziger Jahre begonnen. Jetzt sind eine ganze Anzahl weithin bekannter Firmen vorhanden, und unter ihnen solche, die die besten Erzeugnisse ihrer besonderen Gattung liefern, wie Schichau in Danzig. Dieser Aufschwung hat nun die Umwandlung der Werften in Fabrikationsanstalten modernster Art mit sich gebracht. Neben etwa einer Hälfte ungelernter Arbeiter beschäftigen die Werften heutzutage eine andere Hälfte hochqualifizierter gelernter Arbeiter, die in den verschiedensten nebeneinandergeordneten Betrieben tätig sind: Maschinenbauer, Schmiede, Kesselschmiede, Kupferschmiede, Gießer, Modelltischler u. s. w., und neben ihnen steht ein großer Stab hochgebildeter Techniker und Kaufleute. Aber auch auf Gebieten, wo man es nicht so leicht erwarten sollte, ist in der Koordination einzelner Betriebe zur Bewältigung immer mehr spezifischer und immer mehr arbeitsteiliger Aufgaben die Fabrikationsanstalt erwachsen. Ein lehrreiches Beispiel an mehr abgelegener volkswirtschaftlicher Stelle bietet die Württembergische Metallwarenfabrik. Sie zerfällt in acht Abteilungen: für Herstellung galvanoplastischer Bronzen, für Röhrenfabrikation, für Fertigstellung, für Glasfabrikation, für Modelle, für die graphischen Arbeiten,

für die Arbeiten des inneren Fabrikbetriebes und für Bauten; und jede dieser Abteilungen zeigt wieder eine weitere Gliederung: so zerfällt z. B. die Abteilung für Röhrenfabrikation, die größte aller mit gegen 800 Arbeitskräften, in Walzerei, Glüherei, Zuschneiderei, Zinngießerei, Gelbgießerei, Metalldruckerei u. s. w.

Dieser Entwicklung der Fabriken zu Fabrikationsanstalten ist dann auch die Entfaltung der Transportgewerbe gefolgt: sehr natürlich, da sie ja nichts sind als für den Verkehr besonders abgezweigte Formen der Unternehmung. Was hat z. B. heutzutage nicht eine größere Eisenbahn alles für Betriebe außer dem eigentlichen Transportbetrieb! Nur an die ausgedehnten Reparatur- und auch Neubauwerkstätten sei erinnert. Und selbst größere Straßenbahnen pflegen sich jetzt solcher arbeitsteiligen und doch wieder arbeitsvereinten Bewältigung ihrer Aufgaben zu erfreuen. Was aber für die Eisenbahnen gilt, das gilt in fast noch höherem Grade für die Reedereien, deren ja einige der größten der Welt, die Hamburgisch-Amerikanische Paketfahrt und der Norddeutsche Lloyd, Deutschland angehören. Was ist hier nicht außer den Schiffen an Magazinen und Güterschuppen, an Hafenanlagen und Trockendocks, an Empfangshallen und Hotels und Landtransportgelegenheiten vorhanden! Und neben den Vermittlungsanstalten des groben Verkehrs stehen gleich umfangreich entwickelt die Vermittlungsanstalten des feinen, die Banken. Auch auf diesem Gebiete hat sich seit einigen Jahrzehnten für die Konzentration von Kapital und Kredit und deren Leitung von einer Hand in die andere eine außerordentliche Veränderung vollzogen: die zentralistische Entwicklung der Geschäfte in den großen Banken unter gleichzeitiger arbeitsteiliger Betriebsbewältigung ist eingetreten, die sogenannte Hochfinanz als soziale Schicht entstanden. Schon im letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts lag die Finanzierung von Eisenbahngesellschaften und Hafenanlagen, von Bergwerken und Dampferlinien vornehmlich in ihrem Bereich; und sie hat dabei hohen Mut und geschickte Hand bewiesen. Was dieses Großbankwesen freilich eigentlich und im ganzen bedeutet, ist schwer zu präzisieren, denn

Geld und Kredit entziehen sich vielfach der statistischen Behandlung. Einen ungefähren Einblick nach gewissen Seiten hin vermittelt am ehesten noch die Einsicht in die Zunahme der Papiere, die in den letzten Menschenaltern an der Berliner Börse gehandelt worden sind. Es waren an Effekten — also unter Ausschluß von Wechseln, Papieren und Münzsorten — an der Berliner Börse notiert 1850: 53, 1870: 309, 1880: 613, 1890: 1162, 1900: 1872 Papiere. Mit dem neuen Jahrhundert ist dann eine Krise im Bankwesen eingetreten, die auch die Hochfinanz nicht gänzlich verschont hat. Durch sie scheint, was von ihren Gliedern faul war, beseitigt worden zu sein.

Im übrigen ist in der Organisation der Großbanken so wenig wie in der bisher geschilderten Ausgestaltung des Großtransportes und der Großproduktion schon die vollendetste Form der Arbeitsvereinigung gegeben, welche das bisher abgelaufene Zeitalter der freien Unternehmung gezeitigt hat. Diese liegt vielmehr erst vor, wo Organisationen des Großbankwesens, des Großtransportes und der Großerzeugung sozusagen in einer einzigen Hand, unter der Einwirkung wenigstens eines einzigen Willens, mag dieser auch der Kollektivwille einer Genossenschaft sein, vereinigt erscheinen. Es ist der amerikanischen Volkswirtschaft vorbehalten gewesen, zuerst solche Riesenprodukte der freien Unternehmung zu erzeugen und sie in ihren bisher durchgebildetsten Formen aufzuweisen. Innerhalb des Bereiches der deutschen Entwicklung wäre ihnen, der gegebenen wirtschaftlichen Möglichkeit nach, höchstens der preußische Staat als Unternehmer gleichzusetzen: ja er wäre ihnen allen in hohem Grade überlegen, falls er seinen Grubenbesitz und seinen Bergbau, seinen Boden und seine Domänen, seine Bahnen und seine Verkehrsanstalten, seine Banken und seinen Einfluß auf den Geldmarkt privatwirtschaftlicher Behandlung unterziehen wollte.

Indem nun aber diese Entwicklung aus dem Kleinunternehmen zum Großunternehmen und schließlich zu den Unternehmen der Riesenakkumulationen und -Organisationen der Gegenwart eintrat, waren zugleich allgemeine Keime der Unternehmung erst völlig zur Entfaltung gelangt, die der Wirtschafts-

tätigkeit innerhalb jedes einzelnen Unternehmens allmählich einen von den früheren Verhältnissen ganz abweichenden Charakter gaben. Es ist die innere Entwicklung der Unternehmung, der wir uns jetzt zuwenden müssen.

3. Das Wesen der Produktion des Mittelalters und auch noch vielfach des 16. bis 19. Jahrhunderts war mehr qualitativer als quantitativer Natur gewesen. Bis zu einem gewissen Grade brachte das schon der naturalwirtschaftliche Charakter der Zeit mit sich. Der Landmann, der hoffend den Samen der Erde anvertraut, erwartet von dem wechselvollen Wirken von Regen und Sonnenschein eine Ernte nach ihrer Art, mit bestimmten Eigenschaften, die nach Gunst oder Ungunst der Verhältnisse in unendlichen Schattierungen schwanken. Der Handwerksmann, der mit seiner Hände Arbeit schafft, hat in ihnen gleichsam ein paar Künstler angeboren, die niemals das gleiche Produkt erzeugen; nicht ohne inneren Grund hieß er daher zur Zeit seines Aufkommens im Mittelalter noch ein artifex, ein Künstler. Und ist künstlerisches Schaffen nicht im Grunde immer sein Ideal geblieben? Sieht das Handwerk von heute nicht auf jene Zeit als den Höhepunkt seiner Entwicklung zurück, da aus ihm erblühte, was man heute Kunsthandwerk nennt: auf jene Jahrhunderte des ausgehenden Mittelalters und der Reformation, da aus seinem Boden ein Dürer und ein Holbein erstanden und ein Riemenschneider und ein Vischer hervorgingen? Nicht so sehr die Quantität, die Qualität vielmehr der Erzeugung ist das Ideal aller, die mit ihren Händen wahrhaft schaffen und sie nicht gleichsam als Maschinenteile gebrauchen; und nicht in einem wissenschaftlich auf Quantität und damit rationale Sparsamkeit ausgeklügelten Prozesse waren sie tätig, sondern frei nach dem Wesen ihrer eigenen Anschauung, auf Grund einer handwerklichen Überlieferung rein empirischen Charakters.

Nun aber kam die Unternehmung, kamen mit ihr Hausindustrie, Manufaktur und Fabrik: industrielle verquickten sich mit kommerziellen Interessen. Und bald ergab sich, daß in

dieſem Bunde, unter einer gleichzeitig erfolgenden Arbeitsteilung, in der das Handwerkliche aus der Induſtrie und das Transportgewerbliche aus dem Handel ausgeſchieden wurden, die kommerziellen Intereſſen die übermächtigen waren. Was aber will der Handel? Er will Abſatz, er iſt Organiſator des Abſatzes, ſein Ideal iſt, was man heute „Beherrſchung des Marktes“ nennt. Es iſt ein quantitatives Prinzip, von dem er ausgeht. Und die neuere Hausinduſtrie und Manufaktur und vor allem die Fabrik? Sie beruhen auf der Einſpannung der modernen techniſchen Energieen, deren Bereitſtellung Ergebnis einer mechaniſch-quantitativ gerichteten Naturwiſſenſchaft iſt: ſie gehen nicht minder von einem quantitativen Prinzip aus. Und ſo trafen ſich, wie wir ſchon geſehen haben, die verſchiedenen Arten der Unternehmung in dem einen quantitativen Ideal: und das faſt ungeheuerliche äußere Anſchwellen der modernen Unternehmungsform von der ſimplen, kleinen Fabrik etwa der vierziger Jahre bis zu den Fabrikationsanſtalten ſchon der ſiebziger Jahre und den Rieſenunternehmungen der Gegenwart war die Folge.

Gleichzeitig aber wandte ſich dieſe innerſte Lebenserſcheinung des neuen Wirtſchaftszeitalters, das quantitative Prinzip, auch gegen die qualitativen Ideale der alten Produktion: und ſo mußte es innerhalb der Erzeugungsvorgänge ſelbſt zu den tiefgreifendſten Änderungen und zu einer wahren wirtſchaftlich-techniſchen Revolution kommen.

Zwar der Landwirtſchaft konnte der neue Geiſt der Unternehmung nicht ſo ganz auf den Leib rücken. Denn nach wie vor blieb das landwirtſchaftliche Produkt teilweis das Erzeugnis unkontrollierter und, menſchlicher Gewalt gegenüber, willkürlich waltender Kräfte, und darum ließ ſich ihm ſein Qualitätscharakter nicht völlig nehmen. Aber gleichwohl: welche Veränderungen ſind doch ſelbſt auf dieſem Gebiete eingetreten! Im Körnerbau wie im Pflanzenbau wie auch in der Viehzucht ſind Züchtungskünſte entwickelt worden, die nicht zum geringſten auch auf die Erzielung gleichmäßiger Qualität hinausliefen und damit quantitativer Behandlung maſſenhaft gleichmäßiger

Produkte den Weg bahnten; und der Großhandel hat es darauf hin, nicht ohne beständiges Hindrängen auf die Uniformierung der Erzeugung, auch zu einer gewissen Uniformierung der Ware gebracht, zu jener Austauschfähigkeit der Erzeugnisse untereinander, die Voraussetzung seiner jüngsten Entwicklung ward.

Ganz anders aber hat das quantitative Prinzip der Unternehmung auf dem Gebiete der Stoffveredlung eingegriffen. Denn weit stärker als landwirtschaftliche Produkte sind industrielle Erzeugnisse veränderungsfähig; ja, solange sie allein von Menschenhand hergestellt wurden, waren sie sogar eigentlich in jedem Exemplar der Erzeugung eigenartig und einzig; und erst die Maschine hat an Stelle der alten singulären Manufakte die Herstellung nahezu identischer Fabrikate ermöglicht. Welch ein Vorteil aber war diese Art der Erzeugung für den Handel! Der Handel in seiner aktuellen, modernsten Form kennt eigentlich das Warenindividuum nicht mehr — mit streng individueller Ware läßt sich sozusagen nur in vorzeitlicher Weise tauschen —, sondern er kennt nur das Exemplar: das Exemplar des Erzeugnisses, das in tausend und abertausend Ausfertigungen auf den großen Markt oder eine Summe von Märkten geworfen werden kann, um einen breiten Konsum zu befriedigen.

Zu befriedigen? In gewissem Sinne allerdings: solange der Konsument noch ein Urteil äußert und einigermaßen selbständig unter dem wählt, was der Handel ihm anbietet. Aber ist ein so gearteter Zustand das Ideal des modernen Handels? Nein: dazu ist dieser Handel viel zu aktuell, zu aggressiv, zu kriegerisch gleichsam und triumphhungrig: er will nicht bloß den Markt, er will auch den Konsumenten beherrschen, ihm seine Bedürfnisse erst „klar" machen; er ist es, der heute die Mode und die Bedürfniswahl beherrschen will, und nicht der Konsument. Indem nun aber die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Gegenwart unter zivilisierten wie unzivilisierten Nationen, im Binnenhandel wie im Export sozusagen vom Kaufmann gleichsam vorgeschrieben und geweckt werden, begreift sich, wie außerordentlich durch diesen Gang der Dinge innerhalb des Unternehmens das kommerzielle Interesse gegenüber dem industriellen

geſtärkt wird. Immer und immer mehr ſchwinden die alten induſtriellen, die qualitativen Vorſtellungen, und ſtärker ſtets folgt die Stoffveredlung — nomen et omen — quantitativen Intereſſen. Dies um ſo eher, als der Wegfall der alten, mehr qualitativen Erzeugung durch zwei machtvolle, zunächſt außerhalb der hier gepflogenen Betrachtungen liegende Entwicklungen des 19. Jahrhunderts noch beſonders gefördert wurde: durch jene frühe Einführung der Gewerbefreiheit ſeitens eines zunächſt rein doktrinär entwickelten Liberalismus, die das Handwerk dem Wettbewerb der Fabrik gerade in entſcheidenden Jahren faſt wehrlos preisgab, und durch die außerordentliche Zunahme der Vermögensbildung während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die den Unternehmungen in ſo vollgerütteltem Maße Kapital zuführte, daß ſie die ihnen innewohnenden Eigenſchaften faſt ungehemmt in jeder Richtung entwickeln konnten.

Die Wandlungen der Stoffveredlung, die auf dieſe Weiſe eingetreten ſind, ſind im ganzen in etwa zwei Stufen, mit einer Vorſtufe vor dieſen, verlaufen. Und ſie können mit wenig Worten beſchrieben werden, da ſie in jedermanns Erinnerung ſind. Einer Vorſtufe wären die Erſcheinungen der modernen quantitativen Herſtellung zuzuweiſen, die noch auf eine möglichſt genaue Nachahmung der handwerklichen Erzeugniſſe hinausliefen. Es iſt die Zeit der noch unvollkommenen Maſchinentechnik, da vielfach die menſchliche Hand noch eingriff; ſie hat in Deutſchland bis etwa in die ſechziger Jahre gewährt. Ihre Berechtigung und ihre längere Dauer erklären ſich vornehmlich daraus, daß in dieſen Jahren die handwerklichen Erzeugniſſe gegenüber den Fabrikwaren zwar im Einkauf ſchon teurer waren, im Gebrauche aber ſich noch als billiger herausſtellten. Dann aber ſetzte eine erſte Stufe wahrhafter Maſſenproduktion ein, in der es zum vornehmſten Streben der Fabriken ward, die Handarbeit, gleichviel welcher Art, zunächſt und unter allen Umſtänden auch für den Gebrauch durch Billigkeit zu ſchlagen; es iſt die Zeit des erbittertſten Kampfes zwiſchen alt und neu, in Deutſchland die Periode der ſiebziger Jahre. In ihr wird es in der Tat erreicht, Fabrikware herzuſtellen, die ſich dauernd

als billiger denn die Erzeugniſſe des Handwerks bewährt, und damit das Handwerk an vielen Stellen endgültig zu ſchlagen. Mittlerweile aber, ſeit den achtziger und neunziger Jahren, hat ſich in Deutſchland eine dritte Stufe zu entwickeln begonnen, in der nun eine Abgrenzung gegenüber den alten Qualitätswaren eingetreten iſt, wobei dieſe ein freilich ſehr beſchränktes Daſeinsgebiet behielten, und in der unter etwas größerer Ruhe als zuvor geſchaffen wird. Das iſt die Zeit, in der ſich das Publikum der Konſumenten zunächſt in das Unvermeidliche der Fabrik- und Quantitätsware zu fügen, dann aber ihre ſtille Schönheit zu entdecken begann. Eine höchſt merkwürdige Zeit. Jetzt wird allmählich ſchön, was zweckmäßig, und nicht was im Sinne des Geſchmückten verſchönt iſt; die Eleganz des modernen ſtoffmageren Werkzeuges, der aufs ſparſamſte gebauten Maſchine, die zurückgehaltene Wucht und faſt möchte man ſagen Erhabenheit einer eiſernen Brücke oder einer großen Bahnhofshalle, wenn nicht gar des Eiffelturmes dämmern auf; und ein Körperideal bildet ſich, dem der Menſch nichts zu ſein ſcheint als eine mit ſparſamſter Berechnung genial gebaute Maſchine, und eine Anſchauung der Natur, der die Landſchaft einſchließlich des Wolkenhimmels an erſter Stelle wie ein Schauplatz gedrungener phyſikaliſcher Vorgänge vorkommt. Und auf dem mageren Boden dieſes neuen Schönheitsideals erwächſt etwas ſeit Jahrhunderten Unerhörtes, erwächſt ein Zeitſtil der bildenden Künſte und mit ihm, Propheten hoffentlich einer wirklichen und vollen neuen Kunſt, eine neue Architektur und ein neues Kunſtgewerbe.

Aber verleibt ſich der Produktion nicht ein neues qualitatives Element ein, indem ſie ſo die Ideale einer neuen Kunſt in ſich gleichſam vorbildet? Eben das iſt das Bezeichnende und entwicklungsgeſchichtlich Lehrreiche. Hier, an den Brüſten der eignen Zeit, können wir einmal einen jener wichtigſten ſozialpſychiſchen wie individualpſychiſchen und damit überhaupt geſchichtlich überaus bedeutſamen Vorgänge in jeder Einzelheit betaſten, beſchauen, belauſchen: den Umſchlag urſprünglich quantitativer Elemente der Entwicklung in qualitative. Eine Maſſenproduktion beginnt und ein neues Stilgefühl be-

endet den Prozeß; Klagen über eine grenzenloſe Materialiſierung der Welt leiten die Periode melancholiſch ein, und aus klingt ſie in dem Jauchzen über die Entdeckung einer neuen Welt phantaſievoll-idealen Tuns.

Allein mit alledem ſind die Wandlungen der Stoffveredlung in den letzten zwei bis drei Menſchenaltern noch nicht voll beſchrieben. Ein letzter Punkt bedarf noch der Darſtellung: über den Einfluß der veränderten Stoffveredlung auf die ſeeliſche Haltung des Unternehmers muß gehandelt werden.

Da liegt nun auf der Hand, daß eine zunächſt aufs Maſſenhafte und Uniforme gerichtete Erzeugung, ſoweit bei ihr auf den Abſatz geſehen wird, demokratiſch machen muß und fortſchrittlich und radikal: denn dieſe Erzeugung wendet ſich an die Maſſe, will ſie beherrſchen, will ihr einerlei oder höchſtens zwei- oder dreierlei Geſchmack aufdrängen und bedarf darum unabgetönter Argumente der Überredung und, ſollen dieſe mit Überzeugung vorgetragen werden, unabgetönter ſeeliſcher Haltung überhaupt. Aber nicht dies iſt ſchließlich und eigentlich die charakteriſtiſche Einwirkung des Prinzipes der quantitativen Erzeugung auf den Unternehmer: denn der Regel nach wird dieſe Haltung gegengewogen durch ariſtokratiſche Empfindungen dieſes Unternehmers gegenüber der Arbeiterſchaft. Bei weitem wichtiger ſind die Einflüſſe, die ſich aus der ſtändigen ſeeliſchen Anteilnahme an dem Arbeitsprozeſſe der Erzeugung ſelbſt entwickeln. Hier iſt klar, daß die kauſalen Elemente, die in dem Fabrikationsvorgang beſchloſſen liegen gegenüber den teleologiſchen der handwerklichen Produktion, daß das rechneriſche und rationaliſtiſch-ökonomiſche Verhalten der wiſſenſchaftlichen Technik, das ſich in jeder Maſchine, jedem Arbeitsverfahren der Fabrik ausprägt, ſchließlich auch die Seele des Unternehmers wird ergreifen müſſen. Er wird auf die rationalen, die intellektuellen Seiten ſeines Innern vornehmlich geſtellt. Und er wird dies um ſo mehr, als das immer ſtärkere Eindringen kommerzieller Anſchauungsweiſen in die Produktion ihn genau denſelben Weg weiſt. Er wird Kopfarbeiter, und zwar Kopfarbeiter ganz

speziell intellektuellen Charakters. Er wird Überbrücker wirtschaftspsychologischer Spannungen, und diese Spannungen liegen auf den höchsten und feinsten Gebieten der Betätigung des modernen praktischen Intellektualismus. Und er wird dies teils geschoben von dem Charakter seiner Produktion, teils schiebend als Vertreter überall sich wieder eindrängender, gleichsam in der ganzen Wirtschaftsbetätigung allgegenwärtiger kommerzieller Momente. So repräsentiert er den höchsten wirtschaftlichen Intellekt der Zeit, und dies selbst dann, wenn ihm, entsprechend einem allermodernsten Entwicklungsprozesse, von dem später eingehender zu reden sein wird[1], die Fragen des Vertriebes seiner Produkte ferner zu treten beginnen und er sich mehr wiederum auf die Produktion zurückgezogen hat oder zurückzieht.

Muß nun noch betont werden, daß der soeben vorgetragene Entwicklungsgang sich analog auch auf dem Gebiete des groben wie des feinen Verkehrswesens vollzogen hat? Daß ein Spediteur heute nicht minder ein Rechner ist wie ein Eisenbahndirektor, und daß in dem Reigen dieser Kopfarbeiter der Bankier, vom Spekulanten zu schweigen, nicht die letzte der Stellen einnimmt?

Aber es ist Zeit, daß dieses Kapitel geschlossen werde: schon führt es unmittelbar zur Psychologie des Unternehmers hinüber.

[1] S. in der Geschichte der sozialen Entwicklung Kapitel VI. Andeutungen schon oben S. 60 ff.

Merktafel.

I. Entwicklungsstufen des Wirtschaftslebens nach dem Einteilungsprinzip der seelischen Spannung zwischen Wirtschaftsbedürfnis und Genuß (dem Motiv des Wachsens von Wirtschaftsgedächtnis und Wirtschaftsvoraussicht, der der Intensivierung von Wirtschaftstrieb und Wirtschaftsverstand).

A. Primitiver Zustand. Keine oder ganz geringe Spannung. Reflexartige Lösung derselben.

B. Zeitalter der Spannung innerhalb geschlossener Wirtschaftshorizonte.

1. Zeitalter. Spannung innerhalb des Horizontes der Arbeitsgemeinschaft (in der deutschen Entwicklung: der Sippe). Arbeitsgemeinschaftliche (genealogische) Überwindung.
2. Zeitalter. Spannung innerhalb des Horizontes der Arbeitsgenossenschaft (in der deutschen Geschichte: der Markgemeinde). Korporative Überwindung.
3. Zeitalter. Spannung innerhalb des Horizontes der Hauswirtschaft (deutsch: der Hofwirtschaft und der Grundherrschaft). Einzeln-persönliche Überwindung.

C. Zeiten der Spannung innerhalb freier Wirtschaftshorizonte (Angaben für die deutsche Entwicklung).

1. Zeitalter. Spannung innerhalb des Horizontes der Stadt- und Territorialwirtschaft. Überwindung durch arbeitsteilige Wertvermittlung; Entstehung des Handwerks und des Handels gebundenen Wettbewerbs.

2. Zeitalter. Spannung innerhalb des Horizontes der National- und Weltwirtſchaft. Überwindung durch arbeitsvereinigende Wertvermittlung; Entſtehung der Unternehmung.

II. Entwicklungsſtufen der Unternehmung innerhalb der deutſchen Geſchichte.

A. Vorſtufen: 12./14. bis 18./19. Jahrhundert.

1. Mittelalter und Reformationszeit: Anfänge einer unregelmäßigen, unreglementierten, „wilden" Unternehmung.
2. Abſolutismus. Zeit der reglementierten Unternehmung.

B. Höhezeit: 19. Jahrhundert.

1. Bis zu den ſechziger Jahren: Anfänge der freien Unternehmung.
2. Zweite Hälfte des Jahrhunderts: Blüte der freien Unternehmung.

C. Abblühen ſeit den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Entwicklung des modernen Handels neben der freien Unternehmung. Die „gebundene" Unternehmung. Anfänge eines neuen wirtſchaftlichen Zeitalters, das noch nicht ſicher bis auf ſeine einfachſten Prinzipien herunter charakteriſiert werden kann.

Soziale Entwicklung.

I.

1. Der deutsche Großkaufmann des 18. Jahrhunderts und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der am ehesten noch als Vorgänger der modernen industriellen, kommerziellen und finanziellen Schichten der Unternehmung anzusprechen ist, war, von verhältnismäßig seltenen Ausnahmen abgesehen, ein behäbiger Herr; mit geröteten Wangen sah er unter seiner Perücke oder aus seinen Vatermördern in die Welt; jovial, behaglich, seiner Stellung und der Anerkennung seines Berufes, der in der Dichtung der Zeit so oft gepriesenen „Handlung", sicher. Denn in festen Schranken bewegte sich im allgemeinen das Geschäft, dessen „Kaufherr" er war; mit sicheren Regeln des Gebarens gegenüber den Kunden war es durch die Entwicklung jahrhundertealter Sitten, mit genauer Abgrenzung gegen Konkurrenz Einheimischer wie Fremder war es vom Staate her ausgestattet; monopolartig fast beherrschte es den Kundenkreis, fern der hastenden Ausbeutung im Sinne unserer Zeit, im ganzen getragen noch von dem Ideale ruhiger Lebenshaltung und wohlanstehenden Gewinns. Freilich: der Zeit selbst galt ein solches Geschäft schon als aufregend; ihr Ideal einer bürgerlichen Existenz war eine noch viel weiter zurückliegende Entwicklungsstufe des Bürgertums, die Stufe des Ackerbürgers. Wie verherrlicht sie nicht Goethes „Hermann und Dorothea":

Heil dem Bürger des kleinen
Städtchens, welcher ländlich Gewerb mit dem Bürgergewerb paart!
Auf ihm liegt nicht der Druck, der ängstlich den Landmann beschränket;
Ihn verwirrt nicht die Sorge der vielbegehrenden Städter,
Die dem Reicheren stets und dem Höheren, wenig vermögend,
Nachzustreben gewohnt sind.

Wie anders fühlen wir! Uns erscheint der Kaufherr Goetheſcher Zeiten in verwandt idealem Lichte wie deſſen Zeiten der Ackerbürger; wir finden, daß den „vielbegehrenden" Großkaufmann des 18. Jahrhunderts die gewiß erſtrebenswerten Eigenſchaften des Gleichmutes und der Lebensfreude und, urteilen wir hart, die Fehler der Indolenz und des Phlegmas kennzeichneten. Wir ſind Kinder einer anderen Zeit, geiſtig und körperlich hart und ſtraff gebaut, fern der Grazie des Rokokos, dem Sachlichen zugewandt, bisweilen mit vor lauter Sachlichkeit inhaltsleeren Zügen; wir blicken wohl in ſtillen Stunden in die Vergangenheit der letzten anderthalb Jahrhunderte wie in ein verlorenes Paradies zurück, doch ihnen angehört zu haben würde kaum in unſeren Wünſchen liegen: denn vorwärts ohne Raſt lautet das Wahlwort der Gegenwart, und zeitlos wäre, wer den Genuß eines nimmer müden Fortſchrittes für das Linſengericht einer quietiſtiſch erſcheinenden Vergangenheit dahingäbe.

Was dabei aus unſerem Empfinden ſpricht, wenn es ſo veranlagt ſein ſollte, das iſt die Seele des heutigen deutſchen Bürgertums an führender Stelle, iſt der Geiſt der Unternehmung. Dieſe Seele, dieſer Geiſt iſt etwas Neues, das der Art einer früheren Zeit faſt im Sinne eines vollen Kontraſtes entgegenſteht, iſt das eigentliche Kennzeichen der Gegenwart; und in reißender Schnelligkeit hat ſich dieſer Geiſt im Laufe etwa der zwei letzten Menſchenalter und völlig erſt mit der letzten Generation entwickelt.

Woher kommt dieſes neue Seelenleben? Von ſeiner intellektuellen und auch voluntariſtiſchen Seite her kennen wir die Antwort: aus den außerordentlichen pſychiſchen Spannungen, welche die Entwicklung einer Volkswirtſchaft der Unternehmung hervorrief, hat ſich eine Schärfung zunächſt des Wirtſchaftsverſtandes und ſeiner Funktionen, nicht minder aber auch der wirtſchaftlichen Energie ergeben, wie ſie kein Zeitalter der deutſchen Geſchichte zuvor gekannt hat. Und dieſe ſeeliſche Intenſivierung iſt nicht auf die Wirtſchaftshandlungen des Unternehmers beſchränkt geblieben, ſondern hat, nach dem be-

kannten Gesetze der psychischen Relationen, dessen ganzes seelisches Wesen abgewandelt: wie sollten Empfindung und Gemüt gegenüber der Entwicklung zunächst der Verstandes- und Willensfunktionen einseitig zurückgeblieben sein, da nach allgemeinen biologischen Gesetzen selbst bei physiologischen Entwicklungen (und Rückbildungen) die Veränderung eines Organs diejenige aller anderen desselben Organismus nach sich zieht? Wenn aber so für die individuelle Seele des einzelnen Unternehmers der Satz gilt, daß sich in ihr umfassende psychische Ausgleichungen zur Gewinnung eines gemeinsamen veränderten seelischen Niveaus vollzogen haben, so trifft dies erst recht auch für den sozialpsychischen Bereich zu. Die intellektuelle und voluntaristische wie die allgemeine Umformung des Seelenzustandes des Unternehmers wirkte hier, im Kreise der nationalen Gesellschaft aller Schichten, nach dem Gesetze der psychischen Relationen weiter: alle diese Schichten unterlagen mehr oder minder dem Geiste des modernen Wirtschaftslebens, dem Geiste der Unternehmung.

Kann unter diesen Umständen an der gelegentlich vorgetragenen Auffassung festgehalten werden, daß der seelische Einfluß der Unternehmung, der individual- wie der sozialpsychische, doch in erster Linie immer ein intellektualistischer und allenfalls noch ein voluntaristischer gewesen sei? Die Zeit selbst hat sich anfangs ganz zu dieser Meinung bekannt: man fühlte sich zunächst sogar fast ausschließlich intellektuell überbürdet, und tausend Klagen erschollen von allen Enden über diese Überbürdung, von den Bureaus und den Kontoren hinab bis zu den höheren und mittleren Schulen, deren besondere Überbürdungsfrage, von einem angeblichen Zuviel des überlieferten Lehrstoffes ausgehend, in den achtziger Jahren wesentlich dadurch mit ihre Accentuierung erhielt, daß die Erwachsenen, die sie erhoben, selbst unter Überbürdung litten oder zu leiden vermeinten.

Allein die Erscheinungen, welche dies neue Wirtschaftsleben der freien Unternehmung hervorgerufen hat, sind keineswegs mit den Wirkungen auf dem Gebiete des Verstandes und des

Willens erschöpft, so wichtig diese Einflüsse, zweifelsohne die allernächsten und unmittelbarsten, auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens wie nicht minder auf allen anderen Gebieten besonderer Verstandes- und Willensbetätigung geworden sind. Die neuen Erscheinungen griffen vielmehr um ein Beträchtliches weiter: ja sie erfüllten schließlich die ganze bestehende Kultur mit ihrer besonderen Atmosphäre und schufen dadurch die Möglichkeit eines neuen Lebens und einer neuen Kultur[1]. Es ist ein Prozeß, der in seinem Verlauf nicht ohne allgemeines Interesse ist. Gewiß hat diesmal, wie immer, ein verändertes Denken zunächst einen veränderten Denkinhalt zu schaffen begonnen; und dieser wird als eines der großen Kennzeichen unserer Zeit, schließlich in philosophische, künstlerische und allgemein wissenschaftliche Formen gefaßt, fortleben für immer. Allein ehe diese Auskristallisationen eines neuen Intellektes und an sie sich anschließend Proklamationen neuer voluntaristischer Ideale erfolgten — und noch sind beide weit davon entfernt, abgeschlossen zu sein —, ging ihnen eine Fülle gleichsam von Ober- und Unter- und Nebentönen zur Seite: Gefühlselemente, Empfindungsweisen, dunkle Strebungen, die dann auf ihre schließliche Durchbildung nicht wenig eingewirkt haben und einwirken. Denn allem klaren Erkennen und Wollen geht eine Neigung voraus und Trieb und Gefühlswert gleichsam als eine dunkle Nährmasse, als eine erst recht aufschließende und mitbestimmende Erdkruste des selbstsicheren Handelns.

Woher kamen nun diese neuen Stimmungen, diese Gefühlsmomente, welche die neue Kultur mit beherrschten, deren besondere Werte wir bald kennen lernen werden? Sie traten, wie sich fast von selbst versteht, auf als Begleiterscheinungen der Entwicklung der Unternehmung. Und genauer gesagt: in ihrer Vollendung als seelische Nebenprodukte jener Entfaltung der Unternehmung, die den zweiten Teil des 19. Jahrhunderts

[1] Daß dafür freilich auch noch andere Momente in Betracht kamen, und daß insbesondere zwischen der gesamtpsychischen Haltung der Gegenwart und dem Geiste der Unternehmung keineswegs das Verhältnis der Identität besteht, wird an anderer Stelle darzulegen sein.

beherrscht hat, der freien. Denn erst in ihr wurden die seelischen Werte eines Wirtschaftslebens der Unternehmung völlig ausgeprägt. Wenn seitdem, mit dem Emporkommen einer Zeit der gebundenen Unternehmung, seit den achtziger und neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts schon wieder neue psychische Momente, Anfänge vielleicht eines gegenüber dem früheren in gewissen Richtungen abgewandelten, ja ihnen entgegenstehenden Seelenlebens auftraten, so werden sie uns einstweilen nicht beschäftigen; erst am Schlusse unserer Darstellung, wo von den allerjüngsten Kulturerscheinungen, vor allem ihrer wirtschaftlichen Seite, die Rede sein soll, werden sie Berücksichtigung finden.

Wie aber können wir uns in den geistigen Besitz der Gefühlselemente der freien Unternehmung bringen, wie diese vor allem den sechziger bis achtziger Jahren angehörte? Nur das anschaulichste Verfahren wird sie entschleiern. Versetzen wir uns in die Seele eines Unternehmers in einer Zeit, in der die wirtschaftlichen Anforderungen besonders stark und grell hervortreten, so daß sie leichter erkennbar werden, etwa in die Zeit einer wirtschaftlichen Krise. Und wählen wir hierzu der Anschaulichkeit halber jüngste, noch in Aller Erinnerung stehende Ereignisse.

Der Schluß des 19. Jahrhunderts wurde bekanntlich, insbesondere auch für Deutschland, durch Jahre eines außerordentlichen wirtschaftlichen Aufschwunges bezeichnet; und diese Periode gipfelte in dem Jahre 1899 und dem Anfange des Jahres 1900. Schon in den Vorjahren, seit 1895, war die Zahl der Neugründungen von großen Unternehmungen, ein ziemlich sicherer Maßstab der allgemeinen Prosperität, auf deutschem Boden ständig gewachsen; im Jahre 1898 waren 329 neue Aktiengesellschaften mit 463,22 Millionen Mark Kapital entstanden; 1899 wuchs die Zahl noch weiter auf 364 mit 544,39 Millionen. Zugleich nahm die Erzeugung in diesen letzten Jahren ungekannte Ausdehnungen an. Der Bedarf an Roh- und Hilfsstoffen wurde so stark, daß deren wichtigste, Kohlen, Eisen, Kupfer, Baumwolle, Wolle, reißend im Preise stiegen. Nicht minder stieg der Preis des Geldes, der Zinsfuß für Leihkapital. Der durchschnittliche Diskontsatz der Deutschen Reichsbank hatte 1894,

im letzten Jahre vor der Zeit des Aufſchwungs, 3,12 % betragen; von 1895 ab ſtieg er im Jahresdurchſchnitt bis 1898 von 3,14 auf 4,26 %; 1899 betrug er nicht weniger als 5,05 %, und Ende Dezember hatte er ſogar die bislang für unmöglich gehaltene Höhe von 7 % erreicht.

Es waren Verhältniſſe, in die man mit frohen Erwartungen eingetreten war, die man manches Jahr hindurch mit innerem Jauchzen und dem ſchließlichen Eingeſtändnis unerhörter Gewinne begleitet hatte. Aber konnte ſich die deutſche Wirtſchaft in dieſem Zeitmaß des Ausbaues fortentwickeln? Schon 1898 und 1899 legten ſich kluge Leute die Frage vor, und die Antworten lauteten, anfangs zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwankend, fortſchreitend banger. Das neue Jahr 1900 wurde bereits mit einem halbamtlichen Mahnrufe in der Norddeutſchen Allgemeinen Zeitung wider die „wilde, fieberhafte Überſpekulation und Überproduktion“ eröffnet.

Es war das Wetterleuchten vor einem erſten Sturm in der Volkswirtſchaft, der zunächſt außerhalb Deutſchlands ausbrach. Nachdem die deutſche Geſchäftswelt ſtarke ruſſiſche Zahlungseinſtellungen und Kursrückgänge hatte erleben müſſen, verbreiteten ſich im April 1900 erſt vereinzelt, dann in ſtets vollerem Geſtöber beunruhigende Nachrichten über die amerikaniſche Eiſeninduſtrie: der Abſatz ſtocke, die Preiſe würden herabgeſetzt. Gut, — da konnte man ſich mehr oder minder haſtig auf eine Überſchwemmung der europäiſchen Märkte mit amerikaniſchen Erzeugniſſen einrichten. Eine Ausſicht, die beſonders ſchlimm auf die deutſche Bergwerksinduſtrie einwirkte, denn dieſe war ſchon in einer Produktion über den Bedarf begriffen. Die Börſe nahm dieſe Zuſammenhänge auf; der Markt der Kohlen- und Eiſenpreiſe erlebte erſte Erſchütterungen, die ſich auf weite Gebiete der Effektenbörſe unheilkündend fortpflanzten: Anfang Juni 1900.

Aber handelte es ſich wirklich um Zeiten allgemeinen Rückgangs? Die Börſe erholte ſich; die Produktion ſchien noch geſund zu ſein; kaum eine Spur, daß ſie in Mitleidenſchaft gezogen wäre. Da gab es Anfang Auguſt an der Börſe einen zweiten

Krach, klein noch, leise; die Papiere des Montanmarktes nur sanken tiefer. Aber ihnen folgten allmählich fast alle Industriepapiere! Tag für Tag wurde es jetzt klarer: auch die Erzeugung war längst krankhaft, war es vielleicht noch mehr, als man wußte; und mit dem laufenden dritten Quartal häuften sich schon Nachrichten über Betriebseinschränkung und Arbeiterentlassungen.

Wie drohend sah jetzt im Grunde die Lage aus! War man chronisch leidend? An manchem Orte krachte es, — ganz sicher schien nichts mehr; so trat man in das Jahr 1901 hinüber. Die Börsen blieben matt, ja wurden es noch mehr auf Nachrichten vom südafrikanischen Kriegsschauplatze, die langandauernde Kämpfe Englands mit den Boerenrepubliken als wahrscheinlich vermuten ließen, obgleich sich Genaues nicht sagen ließ; Banken und Börsen wünschten jedenfalls ihre Hände frei zu haben für den zu befürchtenden Fall, daß starke Ansprüche für Kriegszwecke den Geldmarkt plötzlich in Verwirrung stürzen würden. Gleichzeitig schränkten Nachrichten über den Rückgang namentlich der Eisenindustrie den Markt für Industriepapiere immer mehr ein; immer weitere Kreise erfüllten sich mit offenbarem Mißtrauen gegen die Börse; der Rückgang des Privatdiskonts auf die Höhe der Anfangszeit des letzten günstigen Jahrfünfts zeigte, daß auch die Geschäftswelt apathisch wurde: — oder wie war der Vorgang sonst zu verstehen? Die Rentenpapiere wurden allgemein gesucht; die Kapitalisten flohen zu den Regierungen; in den Finanzverwaltungen wurde die Frage erörtert, ob man zu dem Zinstyp von 3 % zurückkehren könne, und in Sachsen bejaht.

Unterdes machte die Industrie weitere Rückschritte, vor allem die Zweige, die besonders geblüht hatten, Elektrizitätswerke, Eisenindustrie. Die Preise gingen herab. Aber noch arbeitete man ziemlich weiter. Aber aus welchem Grunde! Man „hat den dringenden Wunsch, die teuren und reichlich vorhandenen Rohstoffe schleunigst loszuwerden, um nicht erdrückt zu werden von den Verpflichtungen, welche man gegen die Rohstoffverbände durch Kontrahierung großer Abschlüsse zu hohen Preisen ein-

gegangen ist". Man hilft sich noch irgendwie durch unwirtschaftliches Aufzehren der eigenen Mittel! Aber wie schwer ist selbst das, nachdem man in den letzten Jahren mit starken Betriebserweiterungen vorgegangen ist . . . Und lauern nicht hinter diesen letzten Maßregeln schon letzte Fragen? Was wird geschehen, wenn alle Mittel aufgebraucht sind? Wenn sich auf dem Wege des Kredites keine Kapitalien mehr heranziehen lassen? Wenn leise erst mit neidischem Spott die Wörter „Ruin" und „Bankerott" gezischelt und dann mit gellendem Hohne gerufen werden? . . .

Wir verfolgen die Entwicklung nicht weiter. Wir fragen nur, was denn, wie so oft vorher, in den großen Krisen der Jahre 1857 oder 1873, oder in den kleinen so mancher anderen Jahre seitdem, geschehen ist. Und da sehen wir, psychologisch betrachtet, wie verschieden auch sonst der Verlauf und der Ursachenkomplex der Krisen sein möge, in deren bösen Tagen wie in den dazwischen liegenden guten eigentlich immer das gleiche Bild, wie es schon Wundt[1] unübertrefflich gezeichnet hat: zeitweiliges Ausruhen von früheren Verlusten, zunehmenden Geschäftseifer, wachsendes Vertrauen, Überschätzung der Erfolge, Aufregung und Überstürzung im Geschäftsabschluß, Stockungen und Depressionen, Not und halbe Verzweiflung und, wenn nicht der Bankerott eintritt, wiederum zeitweiliges Ausruhen, zunehmenden Geschäftseifer u. s. w. Gewiß ist die Periodizität und Abfolge der Verlaufsstufen nicht durchaus regelmäßig. Aber klar springt aus dem ganzen Bilde das eine hervor, daß in ihm, neben der grundlegenden intellektuellen Struktur — denn was der Unternehmer auch tut, es ist Kopfarbeit der Spannungsüberbrückung, Anwendung wirtschaftlicher Umsicht und Voraussicht —, Gefühle und Affekte als Begleiter der Aufeinanderfolge der Erscheinungen eine gewaltige Rolle spielen.

Nun sind Geschäftszeiten nicht immer Krisenzeiten. Allein auch in ruhigeren Tagen wurde und wird teilweise noch heute der Unternehmer kaum einen Augenblick von lauteren oder leiseren

[1] Logik II, 2², 624—25 (1895).

Widerspielen der Affekte verlassen. Denn da er die Wirtschaftsformen, innerhalb deren er sich bewegt, alle rationalisiert hat oder doch im höchsten Grade bestrebt ist zu rationalisieren, so vermag er auch sozusagen jeden Augenblick jede Zuckung seiner Geschäfte und der Basis derselben mitzuerleben; er fühlt gleichsam jeden Moment seine Bilanz; er ist wie ein empfindliches Seismometer, das neben den großen Erdbebenkrisen auch alle kleinen Erschütterungen der mütterlichen Erde durch schon deutlich sichtbare Ausschläge verzeichnet; er befindet sich weit mehr als ein anderer in dem Mittelpunkte eines ungeheuren Systems von Funktionen, innerhalb deren jeder Moment das Gleichgewicht der Kräfte verändert und beseitigen kann. Und diese Lage kann nicht allein durch Intellekt und Willenskraft bewältigt werden, so sehr deren hervorragende Betätigung, wie ein ausgezeichnetes Spiel der Muskeln bei einem Akrobaten, von nöten ist. Es handelt sich vielmehr zugleich um eine überaus verfeinerte Überwindung auch stetig wirkender Affekte: um eine bewußte Selbstbeherrschung von einer bis dahin nur ausnahmsweise gekannten Intensität.

Wird sie aber erreicht? Sehen wir von der Streitfrage ab, ob sich unser Gefühlsleben nur in den polaren Gegensätzen von Lust und Unlust oder auch noch in anderen bewege: auf alle Fälle erscheinen unsere Affekte beherrscht vom Gesetze des Kontrastes. Einem Gefühl mit positivem Vorzeichen folgt ein solches mit negativem, und der nach Ablauf des Affektes einsetzende Zustand der Indifferenz zeigt sich noch gefärbt von dem zuletzt erlebten Vorzeichen. Wie aber nun, wenn dieser Indifferenzzustand, die Breite des gesunden, ruhigen Gefühlslebens, die normale Gefühlslage, in die alle unsere Affekte immer wieder ausklingen sollten, wie die erregten Wogen des Meeres in den glatten Meeresspiegel eines schönen Sommertages: — wenn dieser Zustand, die tatsächliche aequitas animi, überhaupt nicht mehr erreicht wird? Wenn, ehe sie eintritt, schon wieder andere Affekte einsetzen, die Kreise ihrer Vorzeichen durcheinanderziehen, sich drängen, stoßen, ablösen, ohne doch alsbald wieder spurlos zu schwinden? Dann tritt jener Zustand des Wassers bei kurswechselndem Schiffe ein, der dem Blick in

die erregten und durcheinanderwirbelnden Wogen etwas besonders Interessantes, richtiger gesagt etwas Prickelndes und Kapriziöses gibt. Dann kommt es zu einem jagenden Durcheinander der Gefühlskontraste, zu einer Hetze der Empfindungen: und das Ergebnis ist ein belastendes Bewußtsein der eigenen Kapriziosität, ist Unlust- und Spannungs- und Erregungsgefühl zugleich, — ist Nervosität. Denn „Nervosität ist diejenige Geistesstörung, bei welcher die psychische Reaktion auf körperliche oder psychische Reize — Eindrücke und Erinnerungen — im Sinne einer Steigerung und eines Vorherrschens der Unlust-, Spannungs- und Erregungsgefühle verschoben erscheint" [1]. In diesem Zusammenhange versteht man, warum der Beruf des Unternehmers so häufig, häufiger als irgend ein anderer moderner Beruf, unmittelbar zur nervösen Erkrankung führen kann und geführt hat, und erscheint es nicht mehr als Zufall, daß ein Arzt des vornehmlichsten Unternehmerlandes, der Vereinigten Staaten, Beard, in seinem Buche Nervous exhaustion, neurasthenia, das 1880 erschien, die Neurasthenie zuerst als besonderen Krankheitstyp erkannt, beschrieben und benannt hat.

Allein auch da, wo es, wie in den allermeisten Fällen, zu ausgesprochen nervösen Erkrankungen nicht kam, bildete sich doch ein besonderer nervöser Habitus, eine ausnehmend starke Empfindlichkeit für Reize aus und entfaltete sich zum eigentlichen entwicklungspsychologischen Kennzeichen des Wirtschaftslebens der freien Unternehmung. Dies noch dazu in dem Sinne, daß diese Haltung keineswegs immer erst durch die berufliche Beschäftigung im Unternehmen selbst hervorgerufen wurde: es drängten sich vielmehr diejenigen, die von Geburt dieser Haltung zuneigten, von vornherein in den Unternehmerberuf, weil sie witterten, daß sie in ihm ihr Glück und ihre Befriedigung finden würden; denn sie waren in der Tat die zunächst und wahrhaft „Berufenen".

Zudem verbinden sich mit angeborener nervöser Haltung auch sonst zumeist einige der Eigenschaften, die den glücklichen Unternehmer zu machen pflegen. Hierher gehört vor allem der

[1] W. Hellpach, Politisch-anthropologische Revue Bd. I, 48 (1902).

ſogenannte große und ſcharfe Blick, d. h. die Gabe, weite Räume und Zeiten in ihrem Zuſammenhange und Verlaufe, überhaupt in ihren Gelegenheiten raſch überſehen und zu ihrer Beherrſchung fortlaufend und fehlerlos über die vollendeten Feinheiten diplomatiſcher Behandlung verfügen zu können. Es iſt eine Gabe, die in der Hauptſache auf einem beſonderen Reichtum an Aſſoziationen beruht, der ſeinerſeits wieder eines der gewöhnlichſten Kennzeichen nervöſer Naturen iſt. Unternehmer, die deutliche Anlagen in dieſer Richtung hatten, pflegten bewundert zu werden, wenn ſie in kritiſchen Zeiten mit faſt augenblicklicher Sicherheit zu entſcheiden wußten, ob den kommenden Verhältniſſen ihrer Erzeugung oder ihres Abſatzes eine Erhöhung der Qualität oder ein zeitweiliges Billigerarbeiten beſſer entſpreche, oder wenn ſie gleichſam inſtinktiv neue Verbilligungen und wertſparende Kontrollen in der geſchäftlichen Kalkulation, der Seele des Unternehmens, oder im weiteren Betriebe und Vertriebe erfanden.

Dabei iſt keineswegs ausgeſchloſſen, daß ſolche aſſoziativ beſonders reichbegabte Naturen nach vielen Seiten hin Schranken, ja Mängel des Talentes und namentlich des Charakters aufweiſen. Ja dieſe Mängel ſind ſehr häufig vorhanden, und ſchon Goethe kannte in ſeinem Greiſenalter den in dieſem Zuſammenhange nicht ſeltenen Typ (an Zelter, 6. Juni 1825): „Fähige Köpfe, leichtfaſſende praktiſche Menſchen, die, mit einer gewiſſen Gewandtheit ausgeſtattet, ihre Superiorität über die Menge fühlen, wenn ſie gleich ſelbſt nicht zum Höchſten begabt ſind.“ Eben ſie machen den Durchſchnittsunternehmer aus, ſie charakteriſieren pſychologiſch den Stand; und nach ihrer Veranlagung verſchob ſich im Zeitalter der freien Unternehmung der Wertmaßſtab für die Beurteilung praktiſcher Tüchtigkeit. Sie ſind die Beweglichen und, nach Anſicht der „Idealiſten“, vornweg der Dichter, die Streber, die Unmoraliſchen, die im höheren Sinne eigentlich nicht zu wiſſen ſcheinen, was ſie wollen, und die ſchließlich doch die Welt ſchon vor Ankunft des Poeten verteilen:

Wer aufwärts will, muß Einſicht haben,
Mit Vorſicht brauchen ſeine Gaben,

Sich keiner Ansicht widersetzen,
Die Tat nach ihrer Aussicht schätzen,
In steter Nachsicht sich bequemen
Und täglich so viel Rücksicht nehmen,
Daß er aus Vorsicht ganz und gar
Vergißt, was seine Absicht war. (Ludwig Fulda.)

Unendlich weit aber ragten und ragen die wirklich Großen, die Helden der freien Unternehmung aus dem Gewirr dieser Masse hervor. In ihnen verbindet sich reichste Assoziation mit starkem Charakter und leisestes Wittern des Künftigen mit energischem Wollen: es ist die Begabung reformatorischer Geister, die Begabung auch der großen Staatsmänner und Feldherren, mit denen man, vornehmlich freilich außerhalb Deutschlands, die bedeutenden Unternehmer so oft verglichen hat. Hier trat neben die Fülle des Einzelplanens eine stark aufs Ganze gerichtete, entscheidend dispositive Beanlagung, und beides wurde fruchtbar und erst recht lebendig gemacht durch eine zähe Entschlußfertigkeit, offenen und wachsamen Blick und methodisches Handeln. Es ist die Richtung, in der, nach den Äußerungen fremder Beobachter, die deutschen Unternehmer, im ganzen betrachtet, denen anderer Völker nichts nachzugeben, ja eher überlegen zu sein scheinen, namentlich soweit es sich um die Schulung einer eingeborenen Kraft handelt, methodisch zu denken und das methodisch als richtig Erkannte mindestens mit nie versagender Geduld, im günstigeren Falle mit rastloser Entschiedenheit zum Vollzuge zu bringen. Wie dem auch sei: gewiß bezeichnet eine solche Art ruhiger Führung freier Unternehmen gegenüber früheren Zeitaltern der Wirtschaft eine höhere Stufe der wirtschaftlichen Ausgestaltung und in ihr zugleich eine Vermehrung des Selbstbestimmungsvermögens überhaupt als derjenigen Fähigkeit, welche die Zukunft voraussieht und mit Bewußtsein gestaltet.

2. Faßt man zusammen, was sich nach dem bisher Gesagten als wesentliches Moment in der Psychologie des Wirtschaftslebens der freien Unternehmung ergibt und namentlich für deren Blütezeit, die sechziger bis etwa neunziger Jahre, charakteristisch war, so wird man von einem bis zum Unerträglichen

gesteigerten Verantwortlichkeitsgefühle reden können. Dies vor allem da, wo der Unternehmer, sei es als Bankier, sei es als Industrieller oder Angehöriger des Transportwesens, ganz auf eigenen Füßen stand: obwohl auch innerhalb des damals erst in geringerem Maße entwickelten Aktienwesens die Verantwortlichkeiten nicht gering waren. Im ausgeprägten und typischen Falle aber stellte die freie Unternehmung den Einzelnen mit dem Kapital, das er vertrat, auf sich: vor ihm unendliche Bahnen nach allen Richtungen und unbegrenzter Wettbewerb. Gewiß Aussichten, die das Herz höher schlagen ließen! Aber auch Aussichten, die selbst dem entschiedensten Wollen ein gewisses Bangen einflößten. Es war die Existenz des Akrobaten auf hochgespanntem Seile, und auch in minder ausgesprochenen Fällen die Existenz des Turners auf schwankendem Schwebebaum. Alle Muskeln mußten gerührt, alles Denken zusammengefaßt werden: und doch blieb ein ewig aktuelles Verantwortlichkeitsgefühl, das die Ruhe der Ausspannungszeit nicht minder durchdrang wie die Stunden des Geschäfts, das daheim kaum weniger schwer lastete als in der Fremde: post equitem sedet atra cura!

Dennoch machte die Sorge, die ganz anders verzehrt als jegliches, auch noch so angestrengtes Denken, nicht allein die Nervosität des Unternehmers aus. Andere, mehr accessorische, mehr passive Erscheinungen traten hinzu, um sie nach ihrem besonderen Charakter zu vollenden.

Dahin gehört vor allem als ein weithin sichtbares Motiv das Hasten des modernen Lebens. Was ist nicht schon alles über die beschleunigte Lebensführung der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit gesagt worden! Niemand aber trifft diese Beschleunigung mehr als den Unternehmer: denn jeder weitere Sieg über Raum und Zeit bedeutet für ihn vermehrten Umtrieb seines Kapitals und somit Gewinn. Und indem er der erste ist, der das rasende Zeitmaß unseres Lebens geschaffen hat und schafft in rücksichtsloser wirtschaftlicher Erweiterung des Kraftbegriffes und der Anschauung von Raum und Zeit, leidet er auch am meisten unter den Nachteilen des Systems: an Überspannung, Übersättigung, Übermüdung, am Jagen der Eindrücke: und damit

an dem unglückſeligen Ruhebedürfnis der Nervöſen, an dem krankhaften Bedürfnis nach Abwechslung. Iſt die Arbeitszeit vollbracht, ſo leidet's ihn nicht daheim: Theater, Konzerte und wohl gar Spiel und Ausſchweifung ſollen die allzu lebhaften Eindrücke verjagen, die noch aus den Verantwortlichkeiten des Geſchäftes in ihm haften, ſollen Ruhe ſchaffen, und bringen doch nur neue Erregung. Und der Erregungsgenuß wird damit überhaupt zum Genuß des modernen Wirtſchaftslebens und zum charakteriſtiſchen Genuſſe der Zeit, ſein ſeeliſches Weſen beginnt das innere Weſen des Konſums zu beſtimmen, des geiſtigen in Kunſt und Wiſſenſchaft, des höher ſinnlichen in der Tracht, in der Wohnungsausgeſtaltung, im geſelligen Verkehr, des grob ſinnlichen im Eſſen und Trinken. Das Pikante und Intereſſante wird Mode, und die Gegenſtände des Verbrauches beginnen einen eigenen Duft auszuſtrömen, den Duft der leiſen Erregung, und eine eigene Sprache zu reden, die Sprache des impotent Prickelnden. Leiſe Klänge ziehen ein und erfüllen die Wohnräume mit farbigen Melodien des Geheimnisvollen, Unſagbaren; andeutungsvolle und doch nie zu enträtſelnde Zierformen bereichern Taſtſinn und Auge; erwartungsvoll ſpannende Reflexe aus ungeahnten Lichtquellen durchfurchen die Luft und ſchaffen ein Milieu, das fragt und doch auf ſeine Fragen keine Antwort erwartet. Und in dieſen Gewäſſern feinſter Erregung und kaum merklicher Kräuſelungen, leiſe berührt von Sammetempfindungen und von Kniſtertönen umwallt, in ein ſüßes Nirwana des Bewußt-Unbewußten, des Nichtempfundenen und doch Erlebten verſenkt, in einem erſterbenden Pianiſſimo gleichſam der Affekte ruht der Überhaſtete aus.

Handelt es ſich da um Erſcheinungen, die in ihrer letzten modernen Sublimation keineswegs nur der Pſychologie des Unternehmers angehören, wenn ſie auch, namentlich in den Anfängen der ſechziger und ſiebziger Jahre, dieſem Boden vornehmlich entſproſſen ſind und auf ſeine Zuſammenſetzung wiederum zurückgewirkt haben, ſo iſt die mit dem modernen Wirtſchaftsleben verbundene Einſeitigkeit des Tuns und Denkens doch im

ganzen eine wirkliche Spezialität des Unternehmers. Schon in dem Worte prägt sich das aus, daß Geschäftsleuten heute nur zu sehr alles zum Geschäft werde. Und Geschäft heißt Geld, heißt Macht durch Geld:

Maschinenlärm . . . eintönig-dumpfes Dröhnen,
Dabei die Habgier träumt, die dunkle Pein,
Das Ohr geneigt dem immer einen Tönen:
Gold — und die große, weite Welt ist mein!

(J. G. Oswald.)

Mag der Dichter in den Zeiten vollsten und freiesten Unternehmertums, die schon um mehr als ein Jahrzehnt hinter der Gegenwart liegen, hier die Unternehmung aus einem angeborenen Gegensatze phantasievoller Empfindung gegen das, was die englische Zunge mit einem unübersetzbaren Worte business nennt, zu schwarz geschildert haben, zu verkennen ist es nicht: das Leben, vornehmlich zur vollen Blütezeit der freien Unternehmung, war einseitig geworden; und einseitig wird auch heute noch zu oft der moderne Fortschritt selbst in seinen besten Richtungen verfolgt: womit er ermüdend, erschlaffend, austrocknend, verheerend wirken muß. Welche Gefahren da für Herz und Gemüt drohen, das hat Steffen[1] auf Grund der englischen Entwicklung, die bei weitem grellere Lichter und Schatten aufweist als die deutsche, eingehend gezeichnet. „Man verhält sich zum eigenen Leben wie der ‚rekordbrechende' Radfahrer zur umgebenden Landschaft. Man muß so schnell als möglich weiter und gönnt sich darum nicht die Ruhe, nicht die Freiheit von der Sklaverei der Wettstreitsvorstellungen und Wettstreitsbedingungen, die nötig sind, um die Umgebung auf die Seele vertiefend, verschönend, veredelnd einwirken zu lassen. Nach beendetem Wettlauf des Lebens hat man sich in nichts anderem als im Wettlauf geübt. Ein gesellschaftlicher Scheinrang und eine verwüstete Seele sind oft der einzige Reingewinn von all dem Mühen und Hasten." Und in demselben Sinne, der hier gemeint ist, hat Hellpach[2] das traurige Wort geprägt: „Das

[1] England als Weltmacht und Kulturstaat (1899) S. 215.

[2] Kulturprobleme der Gegenwart (1902) S. 61.

Unternehmen ist eine endlose Beschäftigung." Nun versteht sich, daß ein solches Ergebnis nicht bloß Nervosität, sondern völligen Abbau des Nervensystems, Nervenverwüstung bedeuten kann: den Anfang vom Ende. Der Mensch ist verloren gegangen, versachlicht. Eine typische moderne Nervöse hat gesagt[1]: „Es gibt ein Freimaurerzeichen einer geistigen Aristokratie: je mehr die Dinge an uns abgeben, desto mehr sind wir wert." Ja wohl, wenn wir die uns einverleibten Dinge beherrschen. Wie aber, wenn dies nicht der Fall ist? Dann werden die Dinge uns beherrschen, — und der Untergang unserer Kultur ist herbeigekommen.

Und es gibt Momente in der Psychologie des freien Unternehmens, die auch von etwas anderem Ausgangspunkte her auf diesen Weg der Betrachtung führen.

Man kann es als eine durchaus zentrale Erscheinung unseres Wirtschaftslebens bezeichnen, daß die Kapitalanhäufung einen Grad angenommen hat, der für die freie Betätigung der Persönlichkeit wenigstens vieler kaum noch Raum läßt. Gewiß beruht ja alle Kulturentwicklung vornehmlich mit auf Vermögensbildung: sie erst hilft von der geistigen Gebundenheit der frühen Entwicklungsstufen befreien. Indem aber die Vermögen gleichsam nicht in arithmetischer, sondern geometrischer Proportion wachsen, und indem das Kapital auf höheren Kulturstufen vermöge der Entwicklung des Zinsfußes eine rechnungsmäßig nachzuweisende, jedermann augenfällige selbständig wachsende Kraft erhält, überwältigen sie die freie Persönlichkeit, knechten sie diese. Dabei soll in dem hier behandelten Zusammenhang noch gar nicht an die rohen Formen einer solchen Bindung, an die Millionen von Arbeitern im Dienste von Unternehmungen, an die Milliarden gegenseitiger, oft recht drückender Schuldverhältnisse gedacht werden: auch der Unternehmer wird Sklave seines Kapitals, gerät aus Verfügungsfreiheit in Gebundenheit. Man weiß, wie sich das in großen Geschäften in dem Zwang äußert, immer mehr und mehr zu produzieren und immer weitere

[1] Asenijeff, Tagebuch (1902) S. 48.

Märkte aufzusuchen: aber es gilt genau in gleichem Sinne für jedes Unternehmen. Das Kapital ist tyrannisch; es will Gewinn, nicht bloß mehr Bedürfnisbefriedigung; es verachtet im Grunde und überschlägt alle Zwecksetzungen vernünftiger Volkswirtschaft.

Man hat dagegen wohl gesagt[1], ein solcher Zustand führe wie einerseits zur Herabsetzung des Leihsatzes für Kapital so anderseits, zum Zwecke der Verwendung des Kapitals, zu einer größeren Arbeiternachfrage, also zur Erhöhung der Löhne und somit zum Aufsteigen der niederen Klassen zu größerer Selbständigkeit. Gewiß eine richtige Beobachtung. Wie aber, wenn das einheimische Arbeiterangebot der Nachfrage nicht mehr genügt? Dann werden fremde Arbeiter eingeführt. Liegt das aber im Interesse einer nationalen Wirtschaft, — geschweige denn eines gesunden sozialpsychischen nationalen Gemeinlebens? Man halte diese Ausführungen nicht für müßige Spekulation: die tausende und abertausende polnischer Arbeiter im rheinisch-westfälischen Industriebezirk reden eine deutliche Sprache, und nationale Politiker haben längst die Frage aufgeworfen, ob eine Großindustrie noch volkswirtschaftlich tätig ist, die nicht mehr mit nationalen Arbeitskräften rechnet.

Wie man das Problem auch ansieht, immer ist die Gefahr denkbar, daß selbst wir, von Franzosen und Engländern nicht zu reden, an unseren historisch aufgesummten Kapitalien ersticken: elendiglich und in ruhmlosem Verfall, wie die Bazillen an den Produkten ihres Stoffwechsels zu Grunde gehen. Nur einen Ausweg scheint es zu geben: den der Übertragung unsers Überflusses in fremde Kulturen und fremde Lande, Auswanderung, Kolonisation, Kultivation, starke kapitalistische Beteiligung im Ausland. Aber auch auf diesem Wege trifft der Deutsche mindestens auf das Hindernis starken Wettbewerbs des Engländers und Amerikaners und gelegentlich auch des Franzosen.

Nun versteht sich, daß diese Wirkung des Kapitalüberschwanges vor allem den Unternehmer trifft: denn durch ihn

[1] Wolf in der Zeitschr. f. Sozialwissenschaft 1899, S. 412—13.

an erster Stelle wirbt das Kapital. Und sie trifft ihn an der Stelle, an der er seelisch am schwersten verwundbar ist; da, wo er Halt suchen muß gegenüber den besonders feine Nervenorganisation erfordernden und hervorrufenden Seiten seines Berufes: in den Funktionen der Energie und des Willens. Das Kapital ist es, das jetzt vorwärtsdrängt zu neuen Unternehmungen, nicht die morgenfrisch und froh in den Tag hineinschauende Energie des Mannes, der hinter ihm steht: matt nur und ungern folgt er diesen Lockungen, die für ihn schon zu lästigen Mahnungen zu werden beginnen. Es ist ein Zustand, dessen leise Ankündigung man in Deutschland darin finden kann, daß die Neigung, „vom Staate alles zu verlangen“ [1], immer mehr die gesunden Regungen der Selbsthilfe verdrängt, die in den romanischen Völkern, auch in Frankreich, sich schon in der Tatsache zeigt, daß sie Rentenbesitz vorziehen und nicht mehr entwickeln, was der Franzose le courage du capital nennt.

Indem aber die Willensäußerungen immer matter werden, verliert sich das gesunde Selbstbewußtsein hoher Kulturen. Denn was ist Selbstbewußtsein anderes als unmittelbares Gefühl gesunden und kräftigen Zusammenhanges unserer Willensäußerungen? Und an die Stelle tritt etwas, das Platzhoff [2] sehr glücklich moderne Bewußtheit genannt hat: ein Selbstbewußtsein gleichsam mit einem der Regel nach besonders schwachen Willensinhalt. Da sieht man sich gleichsam getrennt in eine empfindende und eine denkende Hälfte; und jeder Moment des Handelns wird mehr oder minder dadurch paralysiert, daß er im Augenblick des Handelns selbst auch schon beobachtet wird. Eine Kultur, die von dieser seelischen Haltung beherrscht wird, erscheint sich damit gleichsam nur noch als ein Moment des Gesamtprozesses; und ein läßlicher und tatenloser Optimismus bildet sich aus. Zugleich aber erkennen wenigstens die führenden Köpfe doch das Mißliche der Lage: sie stehen auf einem ewigen qui vive vor der Zukunft. Welches Element wird dann schließlich

[1] Nordd. Allg. Ztg. 1898, 8. Juni.
[2] Nation 1900, Nr. 44.

ſiegen: die Reflexion oder das Gefühl? das iſt die Frage. Empört ſich das Gefühl gegen die Reflexion, ſo mag es wohl zu einer Geiſteskultur künſtleriſchen und enthuſiaſtiſchen Charakters kommen, die neue Tiefen des Gemütes ergründet. Wird dadurch aber die unerläßliche Energie des Lebens wiedergewonnen?

Wir müſſen und dürfen nach den Erfahrungen des letzten Jahrzehntes hoffen, daß die klare Einſicht in dieſe ſeit den achtziger Jahren drohenden, an manchen Stellen ſchon mehr als bedrohlich gewordenen Gefahren ihre Überwindung nach ſich ziehen werde.

Entwicklungsgeſchichtlich aber iſt nicht zu verkennen, daß die pſychiſche Dispoſition der ausgeſprochenen Bewußtheit in den äußeren, geſellſchaftlich und perſönlich zu Tage tretenden Erſcheinungen ihres Weſens viel Ähnlichkeit mit den Lebensäußerungen niedriger Kulturſtufen hat. Was ſie von ihnen — freilich am Ende in jeder Hinſicht und grundſätzlich — trennt, das iſt das Innerſte ihres Charakters: eben die Bewußtheit der ſeeliſchen Funktionen, der volle Genuß der Früchte vom Baume der Erkenntnis gegenüber der paradieſiſchen Unbewußtheit, dem ſeeliſch inſtinktiven Naſchen der Stufen niedriger Bildung. Dieſe Stufen leben und weben ſeeliſch ähnlich den Kindern; in ihnen beſtehen noch keine konſtanten Willensrichtungen, denn es fehlen die reich entwickelten Hemmungsmotive höherer Kulturen; naiv und freudig bewegen ſie ſich in den ausgeſprochenſten Kontraſten, nehmen jede Anregung mit überſchwenglicher Phantaſie auf, um ihrer bald wieder überdrüſſig zu ſein: ſind im Grunde und vor allem ein Spielball nervöſer Einflüſſe. Die Gegenwart dagegen und das Seelenleben, das dieſer und noch mehr der jüngſten Vergangenheit das Gepräge gibt, entbehrt wohl auch, und gerade in vielen der ausgeſprochenſten Vertreter, der eigentlichen Tätigkeit des Willens; aber ſie iſt ſich deſſen bewußt; und indem ſie ſich ferner bewußt iſt, das Seelenleben bis auf ſeine niedrigſten, im Nervenleben verlaufenden Funktionen hin gleichſam abgebaut und erſchloſſen zu haben, iſt ſie dieſer neuen Errungenſchaft

froh und prostituiert darum mit einem staunenswerten Fanatismus der Wahrheitsliebe das Innerste der eigenen Persönlichkeit.

Dieser äußere Parallelismus und diese innere Divergenz der seelischen Erscheinungen der Gegenwart und einer weit zurückliegenden Vergangenheit sollte zu denken geben. Man sieht ohne weiteres, daß er nicht durch die besondere nationale Entwicklung bedingt ist. Er ist auch tatsächlich nicht bloß in der deutschen Geschichte — und hier eben verhältnismäßig noch nicht stark — angedeutet, sondern Gemeingut der heutigen europäischen Entwicklung. Ja noch mehr: er läßt sich auch in der Geschichte so altgewordener Völker wie der Inder und Chinesen nachweisen. Er scheint überhaupt etwas allgemein Sozialpsychisch-Menschliches zu sein. Und liegt nicht sogar seine Vergleichung mit allgemeinen Erscheinungen jedes organischen Daseins nahe? Wo entsprächen in der organischen Entwicklung nicht gewisse Alterserscheinungen äußerlich den Erscheinungen frühester Jugend, während innerlich der entschiedenste Gegensatz herrscht? Und so würde der wunderliche Parallelismus, der sich zwischen Urzeit und Gegenwart nicht bloß auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete, sondern, wie wir an anderen Stellen zu sehen Gelegenheit haben werden, in jeder Hinsicht nationalen Lebens zeigt, für die Gegenwart als Anzeichen des Verfalles zu deuten sein?

So viel ist klar: eine Volkswirtschaft, in der heute die Willensfunktionen durch Kapitalreichtum ebenso bedroht erscheinen würden wie in früher Vorzeit durch Kapitalarmut, trüge augenscheinlich das Mal des Ungesunden. Der Wille muß befreit, die Energie emanzipiert, der Mensch wieder zu Ehren gebracht werden neben dem Kapital: und wir werden am Schlusse dieses Buches sehen, daß starke Anzeichen einer Entwicklung in dieser Richtung vorhanden sind, indem die Unternehmung ungezügelter Konkurrenz abgelöst zu werden beginnt durch eine solche geregelten Wettbewerbs.

Werden aber, indem sich die Willensfunktionen von neuem regeln, darum die nervösen Grundlagen des modernen Unter-

nehmertums völlig verloren gehen? Es könnte nur dadurch geschehen, daß die ungeheure Kulturentfaltung der letzten beiden Menschenalter ungeschehen gemacht würde: es wäre eine andere Form des Verfalles. Aber diese Möglichkeit braucht kaum erwähnt, geschweige denn überdacht zu werden. Ist es etwa Viktor Emanuel I. von Piemont und Sardinien gelungen, die Spuren der großen Zeit Napoleons I. in Oberitalien zu vernichten dadurch, daß er die napoleonischen Heerstraßen verfallen ließ, oder hat Kurfürst Wilhelm von Hessen es fertig gebracht, die Einwirkungen derselben napoleonischen Zeit in seinem Lande dadurch ungeschehen zu machen, daß er sie totschwieg? Die Antwort der Geschichte war, daß man in Hessen von einem Regimente der Siebenschläfer sprach: — selbst das Wirken eines Heros läßt sich nicht beseitigen. Um wie viel weniger die tiefen Eindrücke einer vollen Phase sozialpsychischer Entwicklung!

Nein, die Nervosität des Zeitalters der freien Unternehmung wird uns bleiben; sie ist ein nicht mehr auszuscheidender Bestandteil unserer Kultur. Aber muß sie sich deshalb allgemein bis ins Krankhafte entwickeln und in dieser Entwicklung verharren? Und mit dem Worte „nervös" verbindet man den Begriff des Krankseins.

Man erinnere sich hier jenes allgemeinen Gesetzes der Lebensentwicklung, nach dem ein Geschöpf um so höher organisiert erscheint, je differenzierter die Stufenleiter seiner Reizempfindungen ist.

Nun besteht darüber kein Zweifel, daß die sogenannten nervösen Erscheinungen der letzten Menschenalter durchweg auf einer erhöhten und verfeinerten Reizempfindung ihrer Träger beruhen. Wir haben im nervösen Menschen einen entwicklungsgeschichtlich höher entwickelten Typus vor uns. Freilich, um die Frage zu wiederholen: auch einen krankhaften?

Nervosität ist heute nicht mehr Nervenschwäche. Wenn in diesem Abschnitt die Einwirkung der freien Unternehmung auf die ihrem Wirtschaftsleben leitend Angehörigen so geschildert worden ist, wie sie in den ausgesprochensten Fällen grell zu Tage tritt, so ist schon in der Mehrzahl der hierher ge-

hörigen Fälle das Ergebnis nicht gleich disharmonisch. Nur eine gewisse Neigung zum Nervösen hin wird als ständige seelische Haltung erworben. Und hat sich nicht unser aller heutzutage, auf Wegen, deren Verlauf im einzelnen später noch genauer nachgewiesen werden wird, eine gewisse Nervenstimmung bemächtigt, die zwar nicht mit der alten groben und krankhaften Nervosität identisch ist, von der man vor zwei bis drei Jahrzehnten allein sprach, — die aber doch eine Feinfühligkeit gegenüber Reizen aufweist, wie sie frühere Geschlechter nicht kannten? In dieser Erscheinung aber kann die heutige allgemeine Nervosität nicht mehr als eine Form der Entartung bezeichnet werden: vielmehr ist sie, so geartet, nichts als eine entwicklungsgeschichtlich herbeigeführte und zwar im Sinne der Verfeinerung entfaltete Abart früherer Nervenstimmungen. Und darum wird man sie, um den Eindruck des Krankhaften, den das Wort Nervosität hervorzurufen nun einmal geeignet ist, zu vermeiden, als entwicklungsgeschichtliche Erscheinung besser mit einem anderen Worte bezeichnen: und schon ist hierfür der Ausdruck Reizsamkeit vorgeschlagen worden und hat in diesem Sinne Anklang gefunden.

Diese Reizsamkeit also als ein entwicklungsgeschichtliches Element der letzten zwei Menschenalter wird uns bleiben, wenn auch einige ihrer besonders scharf hervortretenden Eigenschaften durch eine zu erhoffende Erstarkung der Willensseite des Daseins, sowie durch eine damit zu erwartende größere Breite ausgeglichenen Gefühlslebens wieder mehr werden umgeformt und gedeckt werden. Sie wird uns bleiben, wie uns Elemente der Empfindsamkeit unserer Ahnen, der Romantik unserer Urgroßväter und Großväter geblieben sind. Und sie wird für immer auch Spuren beibehalten der frühesten und stärksten Quelle ihrer Entstehung, Spuren des Charakters der freien Unternehmung.

II.

1. Wir haben gesehen: was den Beruf des Angehörigen der Unternehmung, vor allem der freien Unternehmung gleichviel welcher Art, seit etwa einem Menschenalter charakterisierte, sei es nun als ererbtes Gut mit eingebracht, sei es im Berufe selbst erworben, das war eine größere Reizempfänglichkeit des Nervensystems als ein habitueller Zug, war die Reizsamkeit. Und wir haben weiter gesehen: wo sich diese Reizsamkeit, diese besondere Schnelligkeit des assoziativen Lebens, diese auffallend feine kritische Witterung, diese starke Begeisterungsfähigkeit für fernerliegende Ziele, diese hohe Impulsivität mit mächtiger Energie und klarem Willen verbinden, der zum Maßhalten aufforderte, da waren die Vorbedingungen für den großen Mann der freien Unternehmung gegeben.

Diese Beobachtungen erhalten aber ihre volle Bedeutung erst, wenn wir sie mit der Tatsache zusammenhalten, daß die freie Unternehmung die Wirtschaftsform ist, die unser ganzes heutiges Wirtschaftsleben, ja unser Leben überhaupt durchdrungen hat. Denn bei diesem Zusammenhange liegt es auf der Hand, daß die seelische Haltung der freien Unternehmung einen Grundton abgegeben hat auch für das geistige Leben, den seelischen Charakter des jüngsten geschichtlichen Zeitalters überhaupt.

Daß der Geist der freien Unternehmung das ganze Wirtschaftsleben der jüngsten Vergangenheit durchwaltete und mit ihm auch das Gesellschaftsleben in den großen Massenzusammenhängen, in denen es von diesem abhängig ist, dafür ist der Beweis teilweis schon geliefert, teilweis wird er bald eingehend erbracht werden. Und es ist auch schon ausgeführt worden,

daß nach dem Geſetz der pſychiſchen Relationen durchaus kein anderer Vorgang als dieſer zu erwarten war. Die jeweils jüngſte ebenbürtig gewordene Wirtſchafts- und Geſellſchaftsform wirkt jedesmal in tiefen Eingriffen auf die geſchichtlichen Lagerungsverhältniſſe der ſchon vorhandenen Wirtſchaftsweiſen und geſellſchaftlichen Schichten zurück.

Allein über dieſen an ſich ſchon ſo ausgedehnten Kreis der Einwirkung hat der Einfluß des Geiſtes der freien Unternehmung, und das heißt der Reizſamkeit, noch weit hinausgegriffen. Er hat alles geiſtige Leben ſchlechthin getroffen. In welchem Sinne, ſoweit dieſes geiſtige Leben ſich in beſonderen Berufen auswirkt, das iſt in dieſem Abſchnitte auszuführen, ehe die beſonderen Einflüſſe der Unternehmung auf das Wirtſchafts- und Geſellſchaftsleben dargeſtellt werden: denn erſt wenn dieſer allgemeine ſeeliſche Einfluß der freien Unternehmung ganz überblickt wird, wird man ihre wirtſchaftlichen und ſozialen Wirkungen wahrhaft begreifen.

Verfolgen wir in der deutſchen Geſchichte die Entwicklung der Kopfarbeiter, ſoweit es ſich um hochſtehende Schichten und nicht bloß um vereinzelte Erſcheinungen und ſubalterne Daſeinsformen handelt, ſo zeichnet ſich das ganze Mittelalter dadurch aus, daß neben den Ständen der Handarbeit und des kriegeriſchen Schutzes urſprünglich nur ein Stand der Kopfarbeit vorhanden war: der Klerus. Dieſe Lage änderte ſich dann in den früheſten geldwirtſchaftlichen Zeiten: es trat nicht bloß eine Teilung der vornehmlich handarbeitenden Stände in bürgerliche Kaufleute, Handwerker und Bauern ein — woneben als kriegeriſcher Stand der des Rittersmanns erhalten blieb —, ſondern zugleich entwickelte ſich langſam der gelehrte Berufsſtand: der Beruf der Univerſitätslaienbildung, vornehmlich der Rechtsgelehrtheit. Es war ein Stand, der im allgemeinen durchaus in den öffentlich-weltlichen Dienſt eintrat, ſo wie der Klerus, ſeit dem 16. Jahrhundert beider Bekenntniſſe, im öffentlich-kirchlichen Dienſte lebte.

In alledem trat ein Wandel erſt langſam im Verlaufe des 17. bis 19. Jahrhunderts ein. Und zwar in doppelter

Richtung. Einmal entwickelte ſich auf dem geiſtigen Gebiete der Begriff und die Geſellſchaft der Gebildeten. Wie er zu ſtande kam — eins der wichtigſten Kapitel und auch noch Probleme der Sozialgeſchichte vornehmlich des 18. Jahrhunderts —, iſt hier nicht zu erörtern: genug, daß die Anfänge der gebildeten Geſellſchaft in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts liegen, und daß dieſe in ihrer früheſten Vollgeſtalt etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts vorhanden war. Auf Grund nun der Entwicklung dieſer Geſellſchaft bildeten ſich neue, freie Formen geiſtiger Berufe aus: die Berufe der Literaten und Journaliſten, ferner der Maler, Bildhauer, Muſiker, Schauſpieler, kurz der Künſtler im modernen Sinne. Es ſind Berufe, die im Laufe des 19. Jahrhunderts unendlich gewachſen ſind; längſt iſt die Zeit vorüber, wo ihnen nur diejenigen angehörten, die — wie eine frühere Begriffsbeſtimmung des Zeitungsſchreibers lautete — ihren Beruf verfehlt hatten: eben das ſpezifiſch Berufsmäßige charakteriſiert bereits ſeit den letzten Menſchenaltern auch ſie. Neben dieſe freien gebildeten Berufe aber trat dann, vornehmlich ſeit dem 19. Jahrhundert, als ein weiterer Beruf nunmehr faſt ausſchließlicher Kopfarbeit das freie Unternehmen. Es iſt eine bisher in dieſem Zuſammenhang noch nicht erörterte Seite der Entwicklung: das Unternehmen bildet die jüngſte und vielleicht jetzt ſchon, auch bei engſter Abgrenzung der ihm Angehörigen, zahlreichſte Klaſſe der Kopfarbeiter.

Natürlich hat es aus dieſem Zuſammenhange heraus die älteren Berufe der Kopfarbeit nicht wenig beeinflußt. Dabei beſteht aber ein ſtarker und beſtimmter Unterſchied zwiſchen der Weite, in welcher ſich die freien Bildungsberufe und die alten gelehrten Berufe einſchließlich der Geiſtlichkeit der Einwirkung des Geiſtes der Unternehmung zugänglich erwieſen haben.

Geiſtlichkeit und gelehrter Beruf, ſoweit er in feſter, zumeiſt ſtaatlicher Beamtenſtellung zum Ausdruck gelangt, beruht im Grunde auf einem der freien Unternehmung diametral entgegengeſetzten ſozialen und ſittlichen Prinzipe. Dies Prinzip kann geſchichtlich nicht verſtanden werden, ohne daß die Erzählung weit zurückgreift. Wir haben früher geſehen, daß in

vorstaatlichen und vorkirchlichen Zeiten die natürlichen genealogischen Zusammenhänge das im Grunde tiefste Bindemittel der menschlichen Gesellschaft waren. Die Art aber, in der sie so einwirkten, war durchaus sozialistisch. Nun entstanden Staat und Kirche und nahmen zum großen Teil die Einflußgebiete der bisherigen Geschlechtszusammenhänge auf: damit aber auch deren sozialistischen Charakter. Staatsschutz wurde allgemein verbürgt; kirchliche Wohltaten sollten jedem zu gute kommen; die Bildungsideale, die von Kirche und Staat aufgestellt wurden, sind jederzeit sozialistische gewesen, von der allgemeinen Schulpflicht für die niedere Bildung an bis zu der leichten Zugänglichkeit mittlerer und hoher Schulen, deren Klienten früher zum großen Teile in Konvikten erhalten wurden und auch heute noch im Schulgeld nicht entfernt die Kosten aufbringen, die ihre Ausbildung verursacht. Und im selben Sinne haben auch die Ideale der staatlichen und kirchlichen Verwaltung immer etwas Sozialistisches, ja Kommunistisches behalten: so in der Rechtsprechung und in der Wohlfahrtspflege des Staates und innerhalb der Kirche im Empfang der Sakramente durch die Laien und in allen, auch den nicht sakramentalen Amtshandlungen der Geistlichkeit.

Um es kurz zu sagen: im ganzen Bereich der Amtstätigkeit der Kirche wie des Staates besteht noch heute viel von dem Sozialismus des Geschlechtsstaates: sehr zum Segen unserer Entwicklung. Und dem entspricht es denn, wenn auch den Berufen des Staates und der Kirche noch immer ein Korpsgeist stark sozialistischen Charakters innewohnt.

Das aber ist ein Charakter, der dem Wesen des modernen Unternehmertumes völlig entgegensteht: denn dieses beruht auf dem Prinzip des freien Wettbewerbes, einem Grundsatze also des extremsten Individualismus.

Indem nun diese beiden Prinzipien sich in der Entwicklung der letzten Menschenalter gegenübertraten, wurde die Einwirkung des Geistes der freien Unternehmung auf die Angehörigen der kirchlichen und staatlichen Berufe wesentlich begrenzt: es ist der stärkste Widerstand, auf den dieser Geist

in seinem Eroberungszuge überhaupt gestoßen ist, und auf die hier bezeichnete grundsätzliche Differenz lassen sich all jene zahlreichen Antipathieen zurückführen, die zwischen den Ständen der freien Unternehmung und denen des Beamtentums bestanden haben und noch heute vielfach bestehen.

Ganz anders boten sich dagegen die Angehörigen der freien geistigen Berufsstände — und auch derjenigen Beamtenkreise, die diesen Kreisen näher stehen, z. B. Schriftstellern — den Einwirkungen des freien Unternehmertums dar: auf diesem Boden ist es vielfach geradezu zu Verquickungen von geistigem Beruf und wirtschaftlichem Unternehmertum in dem Sinne gekommen, daß das wirtschaftliche Unternehmertum die geistigen Berufe überrumpelt, überholt und in seine Dienste gestellt hat. So auf dem Gebiete der Kunst in der Führung von Konzerten und Theatern, soweit zunächst deren äußere Erscheinung in Betracht kommt: in dieser Hinsicht sind Theater und Konzerte bekanntlich wirtschaftliche Unternehmungen geworden. Der merkwürdigste Entwicklungsvorgang in diesem Bereiche aber hat sich wohl auf dem Gebiete des Buchhandels abgespielt, und vielleicht auch der national- und universalgeschichtlich wichtigste: denn die literarische Jahreserzeugung im Deutschen Reiche beträgt jetzt fast ein Drittel der Erzeugung der Welt überhaupt; seit drei Jahrzehnten hat sie sich dem Werte nach etwa verdreifacht; und sie beläuft sich jetzt — abgesehen von den 7500 periodischen Schriften — im Jahresdurchschnitt auf etwa 24 000 Werke des Buch- und 13 000 Werke des Musikalienverlages. Der deutsche Buchhandel wurde nun ursprünglich durch den Buchführer persönlich im Hausier- und Marktabsatz betrieben; hinter ihm stand der Verleger. Dann entstanden statt des Wanderhandels feste Detailhandlungen, die sogenannten Sortimente. Zwischen den Sortimenten und den Verlagshandlungen schob sich fernerhin später der Kommissionshandel ein, dessen Organisation es ermöglichte, daß jeder Verleger jedem Bedürfnis jedes Sortimenters jederzeit und rasch gerecht werden konnte. Es war eine Organisation, die zur Verfügung jedes Verlegers und jedes Sortimenters stand; ein sozialistischer Hauch, entsprechend dem

kommuniſtiſchen Grundcharakter der Bildung auch noch des 18. und 19. Jahrhunderts, ging durch ſie hindurch; das Syſtem bildete ſich bis in die erſten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hin vollends aus und blühte dann, am meiſten wohl in den fünfziger und ſechziger Jahren des 19. Jahrhunderts, in der beſonders energiſchen Durchbildung durch den Börſenverein der deutſchen Buchhändler. Während nun aber dieſes Syſtem der allgemeinen Lebensauffaſſung der alten gelehrten Berufsſtände am beſten entſprach, indem es jedes Buch an jedem Orte deutſcher Zunge zur Anſicht wie zum Kauf ohne allzuviel Speſen zur Verfügung ſtellte, begann auch in den Buchhandel der moderne Geiſt der freien Unternehmung einzudringen. Das Ideal des nun entſtandenen neuen Buchhandels iſt ein ganz anderes. Es geht auf ganz große Verlagsgeſchäfte, die zugleich auch den Druck der Bücher beſorgen, auf Maſſenproduktion vornehmlich und womöglich ausſchließlich beſonders gangbarer Werke und auf Abſatz derſelben durch einen eigenen, jedem Verlagshaus ſpeziell angehörigen Vertriebsorganismus. Dabei erſcheint der Verfaſſer des Buches als ein dieſer arbeitsteiligen Unternehmung einrangierter Diener am Geſamtwerke, als ein geiſtiger Unterarbeiter: denn Tendenz, Umfang, allgemeiner Inhalt und Titel der zu produzierenden Bücher werden in den ausgeſprochenen Fällen der neuen Buchunternehmung von dem Vorſtand des Ganzen, dem Unternehmer, ſelbſt beſtimmt. Natürlich tritt dabei der früher durchaus vorherrſchende wiſſenſchaftliche und literariſche Geiſt der Produktion in den Hintergrund: an deſſen Stelle erſcheint das Bedürfnis der Rentabilität, der ſorgſamen Mache, der gefälligen äußeren Form, des Geſchäftes.

Es iſt eine Bewegung, die ſich faſt noch deutlicher als im Buchverlage im Zeitungsweſen vollzieht und vollzogen hat. Von älteren Zeitungen verlangte man wohl ſo gut wie ausnahmslos, daß ſie eine „Geſinnung“ haben ſollten. Die jüngere Unternehmerzeitung iſt über dieſe Anforderung längſt hinweg. Sie iſt Nachrichtenblatt ſchlechthin; ſie ſieht die Kunſt des Journaliſten vornehmlich in der Kolportage faſt gleichviel welchen Inhaltes; und ſie erſetzt in gewiſſen Fällen den ſchreiben-

den Zeitungsmann ihrer Ansicht nach aufs vortrefflichste durch den photographierenden Kodak.

Muß noch gesagt werden, daß derartige Organisationen sich Angehörige der freien gebildeten Berufe, ja auch gar nicht selten selbst Angehörige der gelehrten Amtsberufe zu unterjochen verstanden haben? Sogar der Fall ist vorgekommen, daß ein Maler in Jahresgehalt fest angestellt worden ist mit der Verpflichtung, jährlich ein „Prachtwerk" zu „liefern". Und ist nicht, dem eigentlichen Lebensinhalte nach, wenn auch nicht formell, die Stellung jener Theaterdichter, die jährlich ihr Stück, jener Romanschreiber, die jede Weihnachten ihr Buch „liefern", eine ähnliche?

Hier ist nicht bloß die Psyche der Unternehmung in die seelische Atmosphäre der geistig tätigen Stände eingedrungen, sondern auch die geschäftliche Form: und diese Form hat die Berufssitten der Kopfarbeiter älterer Herkunft unterjocht und geknechtet. Wie Fabrikat eines modernen Unternehmens und Erzeugnis eines alten Kunsthandwerks stehen sich jetzt eine freie und unfreie Literatur, eine freie und unfreie Kunst, eine freie und unfreie Musik, eine freie und unfreie öffentliche Meinung gegenüber; und wenn das Fabrikat nicht zu verdrängen ist — es hat ein Recht, zu sein, denn es ist Ausfluß tiefster Lebensströmungen der Gegenwart —, so sollte wenigstens seine Ehre darin gesucht werden, daß es stets als solches zu erkennen sei.

Mit all diesen Bemerkungen ist aber die Zahl der Einwirkungen noch keineswegs erschöpft, welche die Macht des modernen Unternehmens auf die psychische Disposition der alten kopfarbeitenden Stände ausgeübt hat. Um partikulare Einflüsse zu übergehen, so kommt vor allem noch hinzu, daß sich diese Stände zu einem immer größeren Teil eben aus den Kreisen der Unternehmer rekrutieren und damit deren Geist in die seelische Disposition der alten Stände hinübergeführt wird.

Noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts gab es in Deutschland nicht eigentlich eine Klasse, aus der als solcher die Angehörigen der gelehrten Berufsarten zu stammen pflegten. Vielmehr kamen die Angehörigen dieser Berufe aus den ver-

ſchiedenſten Schichten her; das Entſcheidende war zumeiſt die Begabung; eine regelmäßige Vorbildung, die unmittelbar zu den unterſten Stufen der amtlichen Laufbahn geführt hätte, wurde nicht verlangt, obwohl z. B. die preußiſchen Vorſchriften über das Abiturientenexamen ſchon vom Jahre 1788 datieren.

Das wurde nun um etwa Mitte des 19. Jahrhunderts anders. Die Vorſchriften über die Vorbildung zu den Staatsämtern wurden weit ſtrenger gehandhabt; und im Zuſammenhang mit der Tatſache, daß dementſprechend eine gelehrte Berufsart nur noch ſchwer vor dem vollendeten fünfundzwanzigſten Jahre ein hinlängliches Einkommen zu bieten begann, erſchien bald eine große Anzahl von weniger vermögenden Geſellſchaftsſchichten von der Wahl eines gelehrten Berufes ausgeſchloſſen. Dabei entwickelte ſich dieſe Lage mit den ſteigenden Koſten der Ausbildung von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in immer ſchärferer Betonung. Heutzutage wird man ſagen dürfen, daß die Vorbildung zu einem gelehrten Berufe nicht leicht ohne Aufwendung einer Summe von etwa 15000 Mark denkbar ſein wird. In welchen ſozialen Schichten aber iſt die Möglichkeit ſolcher Ausgaben, unter Umſtänden für mehrere Söhne, noch vorhanden? Sieht man von den beſonderen Fällen einer Nachhilfe durch Stipendien u. dergl. ab, ſo beſchränkt ſie ſich auf diejenigen, die man, wohl zuerſt am Rhein um 1880, als die Stände „der Bildung und des Beſitzes" zu charakteriſieren begann, d. h. zu überwiegendem Teile auf die Schichten der modernen Unternehmung. In wie hohem Grade dieſe in der Tat von Jahr zu Jahr mehr das Rekrutierungsgebiet der gelehrten Berufe geworden ſind, ergeben nicht bloß die Univerſitätsſtatiſtiken im einzelnen, ſondern auch die allgemeinen Ziffern der ſtudentiſchen Bewegung im Laufe des 19. Jahrhunderts. Charakteriſtiſch kann hier ſchon erſcheinen, daß die Zahl der Studenten im Laufe des Jahrhunderts weit ſtärker gewachſen iſt als die der Bevölkerung; in Preußen z. B. iſt ſie von 1820 bis 1900 auf das Fünffache, die der Bevölkerung dagegen noch nicht auf das Dreifache geſtiegen. Wachſender Reichtum — und das heißt zum guten Teil wachſende Entwicklung der Unternehmung — ermöglichte einem immer größeren Prozent-

satz der Bevölkerung die Aufnahme des Universitätsstudiums. Dabei ist die Frequenz aller Fakultäten gestiegen, mit Ausnahme der theologischen beider Bekenntnisse: derjenigen Fakultäten, zu denen sich die den Kreisen der Unternehmung entstammenden Jünger der Wissenschaft im allgemeinen am wenigsten getrieben fühlen. Am beweisendsten aber für die starke Zunahme der Studenten aus den Kreisen des modernen Wirtschaftslebens sind die Schwankungen der Frequenz. Bis in die achtziger Jahre hinein hat jeder wirtschaftliche Aufschwung eine Abnahme, jede Depression eine Zunahme der Studenten zur Folge gehabt: die Laufbahn des gelehrten Berufes erschien noch als eine Zufluchtsstätte in weniger guten Zeiten. Dagegen hat der wirtschaftliche Aufschwung der neunziger Jahre die Steigerung der Zahl der Studenten nicht wesentlich unterbrochen: die Kreise des modernen Wirtschaftslebens betrachteten jetzt die Universitätslaufbahn eines Teiles ihrer Angehörigen als regelmäßigen Lebensweg.

Und daneben sind es diese Kreise wiederum, aus deren Initiative zum guten Teile die modernen Hochschulen, die Polytechniken, die landwirtschaftlichen, die Handelshochschulen hervorgegangen sind, und deren Angehörige eben diese Schulen besuchen. Zeigt sich nicht hier in äußerlichen Formen schon eine Veränderung des nationalen Bildungsideals durch den Geist der Unternehmung, die dessen Sieg in vielen Richtungen bedeutet?

In der Tat ist dies das eigentlich Charakteristische der Invasion der Unternehmung in die bisherige seelische Verfassung der alten kopfarbeitenden Stände, daß sie auf dem Gebiete der Ideale der Erziehung und Bildung tief eingreifend, ja grundstürzend gewirkt hat. Es ist das weite Feld des Kampfes zwischen humanistischem und realistischem Unterricht, zwischen dem alten Gymnasium der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und der Realschule sowie ihren Zwischen- und Mischformen, das sich hier unseren Blicken auftut, ohne von uns betreten werden zu sollen[1]. Man weiß, daß der auf diesem Felde hin

[1] Eingehendes über diesen Kampf wird die zweite Hälfte dieses Bandes bringen.

und her wogende Krieg, der sich so oft in Plänkelszenen und Gefechte auflöste, so oft auch in wahren Schlachten entlud, noch nicht ausgekämpft ist, daß aber in ihm ein Waffenstillstand mit der von allen Seiten angenommenen Hauptlosung: Gleichwertigkeit aller Mittelschulformen! eingetreten ist. Was bedeutet aber diese Losung anderes als die Ebenbürtigkeitserklärung des modernen Wirtschaftsgeistes neben der seelischen Verfassung der älteren Kopfarbeiter? Ebenbürtigkeitserklärung des jüngeren Rivalen aber heißt in vielem Betrachte dessen Triumph.

Gewiß handelt es sich dabei nicht um Ablösung der einen Ideale durch die anderen: wo wäre ein solcher Wandel je geschichtlicher Vorgang gewesen? Weithin haben sich die Träger des modernen Wirtschaftslebens mit den zumeist humanistischen Idealen der älteren Kopfarbeiter erfüllt oder sie, wenigstens in den älteren jetzt lebenden Schichten, noch eingehend kennen gelernt. Und mit nichten entbehrt ihr Bildungsideal jedes geschichtlichen Anschlusses an die Vergangenheit unseres Volkes und an die Antike. Aber bestehen bleibt doch, daß die Momente, welche das Wesen des modernen Seelenlebens im allgemeinen bestimmen und also das Charakteristikum, die besondere Note der jüngsten Vergangenheit und auch noch teilweise der Gegenwart ausmachen, weit mehr den Kreisen der Kopfarbeiter des neuen Wirtschaftslebens als denen der älteren Stände der Kopfarbeit entstammen.

2. Wenn nun der Einfluß des Geistes der freien Unternehmung auf die Stände der Kopfarbeiter so groß war und noch ist, daß ihm die jüngeren Bildungen dieser Stände fast ganz, die älteren wenigstens zum guten Teile, und zwar gerade in ihren geistig regsten Gruppen, anheimgefallen sind: glaubt man da, daß sich die älteren Stände der materiellen Arbeit, des Handels und des Verkehrs, der Industrie und der Landwirtschaft ihm haben entziehen können? Mehr als zur Genüge wird bald der Nachweis erbracht werden, daß alle diese Stände sich unter dem Drucke des Wirtschaftslebens der Unternehmung aufs tiefste abgewandelt haben: und daß gerade in

den Vorgängen dieſer Abwandlung ein großer Teil der ſozialen Erſcheinungen und Probleme der jüngſten Vergangenheit beſchloſſen war.

Unter dieſen Umſtänden verſteht es ſich aber von ſelbſt, daß es im Grunde kein Gebiet des modernen Seelenlebens gibt, das nicht durch den Geiſt der Unternehmung als durch eine Energie von maßgebender Gewalt ergriffen oder wenigſtens in ſeiner Entwicklung mitbeſtimmt worden wäre. Ja, wir werden ſehen, daß dieſe indirekten Wirkungen neben den beiden beobachteten direkten ſo groß ſind, daß ſich ſchon aus dieſen Zuſammenhängen heraus behaupten läßt, die Reizſamkeit, als der zunächſt und vornehmlich auf dem Boden der freien Unternehmung erwachſene und ſie in ihrer Auswirkung bedingende Komplex ſeeliſcher Eigenſchaften, müſſe ein Gemeingut der Zeit überhaupt, müſſe der ihr Seelenleben, ſoweit dieſes zeitcharakteriſtiſch iſt, bedingende Faktor geworden ſein[1].

Denn es gibt ſchlechthin kein Gebiet der modernen Kultur und kein Seelenleben eines modernen Standes, das nicht eben die weſentlichſten Seiten ſeiner Signatur, wenn nicht durch direkte, ſo wenigſtens durch indirekte Einwirkungen des Unternehmungsgeiſtes erhalten hätte und erhielte. Der Beweis in dieſer Richtung iſt zunächſt für die Bevölkerung der Großſtädte leicht zu erbringen. Wie oft iſt hier nicht ſchon ausgeführt worden, daß die Äußerungen des modernen Verkehrslebens bereits in ihren ſinnlichſten Formen, im Lärm der Straßen und im Gedröhne der Eiſenbahnen, in der Hetzjagd des Perſonenverkehrs und den Erregungen überhäufter Genüſſe, einen allgemeinen Zuſtand der Reizſamkeit, ja darüber hinaus eine erſchreckende Häufigkeit wirklicher nervöſer Erkrankungen herbei-

[1] Daß deshalb die allgemeine Reizſamkeit, als ſeeliſches Diapaſon der modernen geiſtigen Kultur, nicht unmittelbar gleich der Unternehmerreizſamkeit iſt oder auch nur aus dieſer unmittelbar hervorgegangen iſt, braucht wohl nicht erſt betont zu werden. Welches die Beziehungen zwiſchen dem allgemeinen Zuſtand der Reizſamkeit, namentlich ſoweit aus ihm ſchöpferiſche Geiſter hervorgehen, und der ſpezifiſchen Unternehmerreizſamkeit geweſen ſind und ſind, wird an anderer Stelle eingehend erörtert werden.

geführt haben! Jedermann weiß heute, was unter einem Großstadtkind zu verstehen ist: es wird durch einen speziell modernen, in dieser Art früher endemisch niemals vorhanden gewesenen Zustand des Nervenlebens gekennzeichnet. Und die Erwachsenen sind dann reizsam, namentlich soweit sie schaffend und schöpferisch eingreifen in den Gang der Zeit, und nicht wenige überschreiten das Wesen der Abart — hin bis zu nervöser Entartung. Im Bereiche der Berliner städtischen Schulen erhielten im Schuljahre 1900 auf 1901 Krankenurlaub von 2744 Lehrern (einschließlich Rektoren) 604, von 1407 wissenschaftlichen Lehrerinnen 504, von 441 Fach- und technischen Lehrerinnen 109. Dabei waren unter den Krankheiten nervöse Störungen derart häufig vertreten, daß von den Lehrern etwa jeder siebenunddreißigste, von den wissenschaftlichen Lehrerinnen jede achtzehnte, von den Fach- und technischen Lehrerinnen jede neunundzwanzigste ihretwegen beurlaubt werden mußte.

Aber auch auf dem platten Lande hat die Reizsamkeit Einzug gehalten; und auch hier sind nervöse Erkrankungen häufig, ja, wenn man die relativ geringere Anzahl der an sich zur Reizsamkeit besonders neigenden Kopfarbeiter auf dem platten Lande in Betracht zieht, nach ärztlichen Erfahrungen ebenso häufig wie in der Stadt. Das „moderne Leben" ist eben auch hier eingedrungen mit seiner Unrast, mit seinem Unbehagen an dieser und doch der gleichzeitigen Freude am Wechsel, mit seiner Kalkulation jedes noch irgend möglichen Gewinnes und seiner unabläſſigen, nie endenden, ewigen Arbeit. Und die Anpassung an dies neue Leben vollzieht sich in ländlicher Umgebung langsamer als im Leben der Großstadt.

So wenig aber wie irgend eine Gegend ist irgend ein Stand verschont geblieben. Ja gerade die Angehörigen niederer Klassen nehmen, soweit sie geistig rege sind, an dem spezifisch modernen geistigen Leben und der ihm zu Grunde liegenden seelischen Disposition starken Anteil, wenn auch ihre vollen nervösen Berufserkrankungen, z. B. die Unfallsneurose, anderer Art sind als die der Unternehmer. Denn für sie gelten die Impulse des modernen Wirtschaftslebens erst recht; und was die

Gegenwart den Angehörigen der oberen Schichten an Verbindungen mit der modernen Wirtschaft aufdrängt und gewährleistet: Post und Telegraph, Eisenbahn und gar Straßenbahn und Omnibus, Zeitung und öffentlicher Anschlag und öffentliches Schaufenster: das genießen auch sie in wesentlich gleicher Weise. Darin eben beruht der Demokratismus unserer Zeit; die moderne Wirtschaft schafft für die Masse; und wenn dabei die Anfangszeiten des freien Unternehmertums die Massenverbreitung gerade der geistigen und seelischen Elemente des modernen Lebens vernachlässigten, so haben die Zeiten der Blüte und der Vollendung dies Versäumnis reichlich nachgeholt: davon zeugt heute die Vermehrung der Zeitungen und das Wachsen ihrer Auflagen seit etwa einem Jahrzehnt, zeugen Volksbibliotheken und unentgeltliche Lesezimmer, Arbeitervorstellungen und Arbeiterkonzerte, billige Wochenschriften und Zehnpfennigliteratur, Wandervorträge und Volkshochschulbewegung, — tausend anderer Veranstaltungen nicht zu gedenken. Und die geistig-sittliche Haltung der Massen hat in diesem Austausche modernster geistiger Beeinflussungen geradezu auf die Haltung der oberen Klassen abgefärbt: im äußeren wie im inneren Habitus des Seelenlebens ist mehr als früher ein gewisser Ausgleich eingetreten, freiere Lebensformen haben sich der Menge mitgeteilt, und nicht immer und überall haben sich die Sitten des Durchschnitts der oberen Klassen von Verrohung ferngehalten.

Es sind Beobachtungen, die unvermerkt auf ein anderes Gebiet weiterführen: auf das Gebiet einer ganz allgemeinen inhaltlichen Erfüllung der modernen Psyche mit spezifischen Lebensäußerungen gerade der ökonomischen Reizsamkeit. Der Beobachtungen, die hier gemacht werden könnten, sind Legion; nur einzelnes besonders Charakteristische sei herausgegriffen.

Man wird Einflüsse dieser Art gern und an erster Stelle auf dem Gebiete der Sitte und Sittlichkeit suchen; denn eng grenzen namentlich Sitte und Wirtschaft aneinander. Aber man wird da nicht selten ungerecht. Vom geschichtlichen Gesichtspunkte aus wenigstens ist nichts damit gewonnen, wenn man als ein Ergebnis des freien Wettbewerbs und seiner rücksichts-

losen Ausgestaltung den neuen oberen Klassen schlechtweg Genußsucht und Materialismus, Maitressenwirtschaft, Geldheiraten und kinderlose Ehen, Frivolität nach unten und Servilismus nach oben, den unteren Klassen Leichtsinn und verdumpften Neid, Unbotmäßigkeit und Pessimismus, proletarische Vermehrung oder unsittliche Enthaltsamkeit vorwirft. Und noch weniger Eindruck wird es auf geschichtliche Erfahrung machen, wenn man einige „eklatante" Fälle besonderer moderner Sittenlosigkeit in entrüsteter und oft doch sonderbar detaillierter Ausführlichkeit vorbringt. Der Historiker weiß, daß jedesmal, wenn große wirtschaftliche und soziale Revolutionen den bestehenden sittlichen Boden verändern, aus den nicht zu vermeidenden Spalten moralische Miasmen mehr oder minder zahlreich hervordringen: Begleiterscheinungen, die den innersten Gang der Dinge nicht weiter berühren. Und er weiß auch, daß es so massive Leidenschaften, wie man sie den modernen Ständen vorwirft, zu allen Zeiten gegeben hat: mehr oder minder. Aber nicht nach quantitativen Maßstäben urteilt die Sittengeschichte, wenn sie mehr ist als verdichtete Chronique scandaleuse. Sie verfolgt die leisen Änderungen der sittlichen Gesamthaltung nach ihrer qualitativen Seite: und dazu bedarf sie feinerer Begriffe als derer, die mit Maitressenwirtschaft oder Unbotmäßigkeit gegeben sind. Übrigens, selbst wenn man sich auf den so oft eingenommenen Quantitätsstandpunkt zu stellen geneigt wäre: würde man dann im vorliegenden Falle nicht wenigstens mit dem Urteil zu warten haben, bis sich die Sittlichkeit der freien Unternehmung ganz und über ihre Blüte hinaus bis zum Verfalle entwickelt hat? Man bedenke, daß großstädtisches Leben und damit großstädtischer Lebensernst selbst in Berlin doch eigentlich erst seit etwa 1880 voll erstanden sind.

Das, was die Sittlichkeit der modernen Unternehmung qualitativ und im Innersten kennzeichnet, hat Steffen[1] für die vollendetste Kultur dieser Art, die englische, in folgenden Bemerkungen zusammengefaßt: „Die Engländer sind ein Volk mit

[1] England als Weltmacht und Kulturstaat S. 63.

‚praktiſchem Idealismus‘, d. h. ein Volk, das den ‚Erfolg‘ in allen ſeinen juriſtiſch nicht ſtrafbaren, wirtſchaftlich nutzbringenden Formen anbetet und ſich deshalb freiwillig den politiſch und ökonomiſch erfolgreichen Perſönlichkeiten unterordnet. Für die Engländer — vom Pair bis zum Hafenarbeiter — gilt der tiefſinnige Moralſpruch: nothing succeeds like success. Bei den höheren Geſellſchaftsklaſſen wie beim niederen Volke fordert man die Ermöglichung des Erfolges für die wenigen Auserwählten, die durch Kraft, Dreiſtigkeit, Schlauheit, Talente, Vermögen oder Vorrechte von vornherein für den Erfolg am beſten ausgerüſtet ſind. Reichtum und ſoziale Macht ſind die Ziele des Erfolges, um den es ſich handelt, und die Fähigkeit, das Glück zu erhaſchen und feſtzuhalten iſt es, was ohne tiefſinnige Erforſchung der heiklen Frage, worin dieſe ‚Fähigkeit‘ oder das ‚Glück‘ eigentlich beſtänden, bewundert wird. Für die höheren kulturellen Talente hat die engliſche Demokratie das denkbar geringſte Verſtändnis. Neue Gebietserwerbungen für das Leben der Seele gehören im allgemeinen nicht zu dem success. Im Charakter der engliſchen Demokratie findet ſich ein Zug von materialiſtiſchem Ariſtokratismus.“

Gewiß iſt dies Urteil einſeitig; Lobredner könnten, um es abzuſchwächen, mit einem gewiſſen Rechte hervorheben, wie ſehr England das Land der feinſten ſozialen Inſtinkte, der ſicherſten Redlichkeit, der uneigennützigſten Armenpflege genannt werden müſſe; wie man auf engliſchem Boden Geiſtesgröße mehr achte als anderswo. Und gewiß wird man an der Hand der deutſchen Entwicklung, wie ſie bisher verlaufen iſt, eine Charakteriſtik wie diejenige Steffens nicht ſo klar und ſo eingehend und namentlich nicht ſo ſchroff formulieren können. Und ſicherlich hat man die Pflicht, ſie geſchichtlich zu unterbauen.

Hier iſt ein wichtiges Moment, daß alle moderne Entwicklung ſeit dem 17. und 18. Jahrhundert den inneren Frieden ein für allemal feſtgeſtellt hat. Wenn in den Dramen Shakeſpeares und ſeiner deutſchen Zeitgenoſſen ſich die Perſonen noch totſchlagen nach Herzensluſt, mit und ohne Zweikampf, ſo konnte das die Herzen der Zuſchauer des 16. Jahrhunderts noch

überaus rühren: denn jedermann konnte damals noch in die Lage kommen, ſich aus irgend welchen leidenſchaftlichen Trieben an Leib und Leben des Nächſten zu vergreifen. Im 17. Jahrhundert lagen die Dinge ſchon etwas anders. Modérez, heißt es in Molières „Tartufe“:

> Modérez, s'il vous plaît, ces transports éclatants.
> Nous vivons sous un règne et sommes dans un temps
> Où par la violence on fait mal ses affaires.

Heute iſt der Fall der freien Gewalttätigkeit der Einzelperſon jenſeits aller Grenzen der einfachſten Rechtsnormen faſt ſo gut wie ausgeſchloſſen. Jene Verbrechen, die auf der Gewalttat eines leidenſchaftlich aufwallenden Gemütes beruhen, hat der Staat im Verhältnis zu ihrer Zahl in früheren Zeiten beinahe beſeitigt. An die Stelle der Gewalt iſt daher die Liſt getreten. Es ſei dabei dahingeſtellt, inwiefern an dieſer Wandlung auch der fortſchreitende Intellektualismus — auch er wieder ein Moment mit der wirtſchaftlichen Entwicklung — beteiligt iſt.

Wie müſſen nun unter dieſen modernen Umſtänden die ſittlichen Wandlungen in einem Stande verlaufen, der einerſeits hochgemut, aufſteigend aus der Maſſe, auf neue wirtſchaftliche Eroberungen auszieht, anderſeits aber für die Entwicklung der Form dieſer Eroberungen, der Unternehmung, ein bindendes Recht noch nicht vorfindet? Denn der moderne Staat hat das Recht der Unternehmung vielfach erſt entwickeln können, ſeit- und nachdem dieſe da war, — ſoweit er es überhaupt ſchon entwickelt hat. Es iſt klar: der neue Stand wird dem neuen Ziele, das für ihn ein Ideal bezeichnet, zunächſt nachgehen mit allen Geſinnungen des Idealismus, zugleich aber auch mit aller innerhalb der bisherigen Zuſtände entwickelten Ellbogenkraft der Liſt. Indem er dann aber auf ſeinem Wege über die beſtehenden Rechtszuſtände und deren gleichſam dicke Luft empordringt in die dünnere Atmoſphäre der Unternehmung, für die noch kein Recht beſteht, in eben erſt recht ſeine Lebensluft: wird er mit dieſer Liſt auch das Kampfmittel der alten, mehr rechtloſen Zeiten verbinden, die Gewalt. Und ſo wird eine Gewalttätig-

keit freien Tuns, die sich nach Bedürfnis auch in die Form der List umsetzt, seine besondere Signatur sein. Indem aber diese Haltung eine dauernde, zuständliche wird, wird sich eine merkwürdige Mischung von Egoismus und Idealismus, von Aufrichtigkeit und Heuchelei, von Brutalität und Berechnung einstellen: eine sublimierte Zusammensetzung gleichsam der Eigenschaften, die schon früh den Kaufmann auszumachen begannen. Und von diesem Standpunkte aus wird dann eine ganze neue Moral erwachsen; und diese Moral wird nach nichts anderem orientiert sein als nach dem Erfolge, solange das ungeschwächte Prinzip freien Wettbewerbes gilt.

Das ist die Moral des modernen Wirtschaftslebens der Unternehmung, die Moral, gegen die Nietzsche mit dem Ideal der bloßen aufrichtigen Gewalttat, mit dem urzeitlichen Ideal der blonden Bestie Front gemacht hat: wie schon aus diesem generellen Gegensatze hervorgeht, die Moral des modernen Lebens überhaupt. Oder wer will, sei es nun im guten, sei es im schlechten, die ganz allgemeine Erscheinungsweise dieser Moral verkennen, von der Politik Bismarcks und dem Orientierungssatz für die Werturteile der heutigen politischen Geschichtschreibung, daß Macht vor Recht gehe, bis hin zu den kleinen Streberkniffen und Gesellschaftskunstgriffen der Angehörigen vornehmlich unserer führenden Schichten?

Aber wie diese Moral, soweit sie um sich gegriffen hat, doch zunächst ein Ausfluß des modernen Wirtschaftslebens ist, so tragen auch ihre wichtigsten Auswirkungen hinein in die Gebiete des Rechts, der Sitte und des Glaubens noch etwas von dem speziell ökonomischen Ursprung.

Niemand kann da zunächst in der modernen Ausgestaltung des bürgerlichen Rechts den Sieg des spezifischen Ehrgefühls des Unternehmers, der Sittlichkeit der modernen wirtschaftlichen Geschäftspraxis verkennen. Und was in den neuen Sitten unseres Famienlebens, in der Ausdehnung des Konnubiums über alle Gebiete, ja über die Grenzen des Reiches, in der Verselbständigung der Werbung seitens des Bräutigams, der Wahlfreiheit seitens der Braut, in der Lösung der Entschluß-

betätigung beider von dem Rate der Sippe und Vetternschaft, in dem Nebeneinanderleben der Ehegatten unter stärkerer Wahrung der beiderseitigen Persönlichkeiten in Denken und Tun, in der Kindererziehung zu früher Selbständigkeit in Urteil und Handeln lebendig geworden ist, das zeigt denselben Einfluß.

Auf dem Gebiete der Weltanschauung aber erscheint diese Einwirkung erst recht unverkennbar. Sie trat hervor in einem erst neuerdings teilweis überwundenen praktischen Materialismus — keiner der Philosophien, die aus einer theoretisch-spekulativen Auffassung der Materie hervorgehen können, sondern einem bloßen Vorwalten materieller Motive für das praktische Handeln und einer Abschätzung der Handlungen nach ihren sichtbar massiven Folgen: einem Ablehnen mithin alles Transzendenten und transzendent Gedachten, des Geschlossenen einer Weltanschauung überhaupt, und einem Kultus der persönlichen Einwirkung, der menschlichen Kraft und vor allem der Arbeit und wiederum der speziell wirtschaftlichen Arbeit:

Der Glaube starb, ein neuer, wilder
Gesang umbraust das Ohr der Zeit:
Nicht frommes Ahnen, gläub'ges Wähnen,
Nicht Mönchsgebet und Martyrtränen,
Die Arbeit ist's, die euch befreit! —

(Wilhelm Gittermann.)

Es ist hier nicht die Aufgabe, die Moral oder gar auch noch die Sitte und den Glauben der jüngsten Vergangenheit in ihrer ganzen Ausdehnung darzustellen; geschähe dies, so müßte vor allem auch von gewissen, ganz anders charakterisierten Komplementen der soeben geschilderten Eigenschaften: von der Entwicklung einer ungeahnten Feinheit der Begriffe Treu und Glauben und ihrer Verbreitung unter den weitesten Schichten, von jenem praktischen Idealismus, der sich z. B. in Werken sozialer Hilfe oder in dem stillen Wirken von unzähligen Instanzen der Selbstverwaltung ausspricht, von dem Wachstum einer zwar noch nicht religiösen Weltanschauung, wohl aber einer Bildung und gleichsam Aufnahmestellung für eine solche

und tausend anderen Dingen die Rede sein. Geschieht das nicht oder nicht ausführlich, so ist zu bedenken, daß der Nachweis des Einflusses einer bestimmten sittlichen Haltung über weite Kreise hin dann immer am eindringlichsten und klarsten geraten wird, wenn man ihn von den moralisch schlechteren Seiten her durchführt: Häßlichkeit ist charakteristischer als Schönheit. Es sind Erwägungen, die in Erinnerung bleiben müssen, wenn wir uns jetzt dem Nachweis zuwenden, bis zu welch tiefem Grunde auch das Denken und Anschauen der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit durch spezifische Züge des Geistes der Unternehmung bestimmt ist.

3. Was zunächst das Denken angeht, so ist kein Zweifel, daß die Urteilsmöglichkeit in den letzten Jahrzehnten und Menschenaltern infolge einer ungeheuren Summe neuer Erfahrungen im höchsten Grade gewachsen ist, und daß diese Erfahrungen zunächst und vornehmlich wirtschaftlicher Art waren und darum dem wirtschaftlichen Denken an erster Stelle zu gute kamen. Hierher gehören an erster Stelle alle die Mittel zur Bereicherung der Erfahrung, die der moderne Verkehr, als ein Moment des Wirtschaftslebens der Unternehmung, zur Verfügung gestellt hat: Gedankenaustausch durch Brief und Zeitung, Post und Telegraph; Entwicklung von äußerer Menschen- und von Charakterkenntnis durch massenhafte Vereinstagungen, wirtschaftliche, künstlerische und politische Feste, Ausstellungen, wissenschaftliche Kongresse; Erfahrungserweiterung durch vermehrte und länger gewordene Reisen, Urlaube und Ferienaufenthalte an fremdem Ort, förmliche Expeditionen in die Fremde unter sachkundiger Führung, endlich Schiffsreisen, wie sie namentlich seit etwa dem Jahre 1890 aufgekommen sind und in den Reisen der Gesellschaftsyacht „Viktoria Luise" der Hamburg-Amerikanischen Gesellschaft, einem ganz neuen Schiffstypus, seit 1901 ihren modernsten Ausdruck gefunden haben.

Die Folgen dieser vermehrten Möglichkeit der Erfahrung sind bekannt. Eine Weltkenntnis hat sich der Nation, an erster Stelle ihrer wirtschaftlich führenden Kreise, bemächtigt, wie man

sie früher nie besaß; und die Urteilsfähigkeit hat entsprechend zugenommen. Heimische Besonderheiten des Denkens erscheinen abgeschliffen, die Kenntnis der typischen Tiefen eines Gegenstandes wird gesucht, die bloße äußerliche Beschreibung einer Sache erscheint als von Vorurteilen getrübt und genügt immer seltener den Absichten der Erkenntnis.

Freilich: mit dem ungeheuren Andrang neuen Stoffes ist auch, vornehmlich in den Anfangsstadien der neuen Zeit, viel flüchtiges Leben eingezogen und eine gewisse Schwäche der Erinnerungsbilder. Damit kam man zum Mangel an Innerlichkeit, zum Drang auf das Sensationelle, zur Voreiligkeit im Urteil und zur Neigung blasierten Absprechens — und schließlich ganz folgerichtig zum unsicheren Schwanken jeglicher Meinung überhaupt: bis man sich zu um so intensiverer Betrachtung der Dinge entschloß und einen neuen, impressionistischen Materialismus des Denkens entwickelte, der reizsame Nerven erforderte und doch anfangs ganz im Tatsächlichen stecken blieb, ohne die Kraft einer Subsumtion der Einzelerscheinungen unter die klare Gediegenheit einer ruhigen Urteilskraft. Und diese Schwierigkeiten des modernen Denkens wurden trotz allen Fortschrittes zu größerer Intensität — der notwendig auch eine tiefer fundamentierte Urteilsbildung schließlich folgen muß — um so bedenklicher, als gleichzeitig, wiederum vornehmlich infolge von Verkehrsentwicklungen, eine ungeheure Verbreitung der wichtigsten und gerade auch der neuesten Erfahrungen in die weitesten Kreise stattfand, die nun auch mitzusprechen begannen und dabei oft, indem sie die Kompetenz des Urteils durch dessen eifrige Formulierung glaubten ersetzen zu können, zu noch stärkeren Schwankungen in der Bewältigung der neuen Erfahrungen beitrugen.

Da, wo nun alle diese ungünstigen Einzelmomente im modernen Denken zusammenwirkten, konnte dann das Ergebnis auf eine solche Unsicherheit und Verworrenheit, auf ein so bedenkliches Beisammenwohnen und Zusammenfallen von Widersprüchen in demselben Bewußtsein hinauslaufen, daß die inhaltliche Einheit des Bewußtseins, ja auch nur der Gedanke,

daß eine ſolche Einheit zu ſuchen ſei, in vielen Kreiſen verloren ging, wo ſie früher im praktiſchen Verlaufe des Lebens ganz oder wenigſtens in Anfängen vorhanden geweſen war. Weit mehr Zeitgenoſſen als in früheren Perioden, und vor allem wieder die wirtſchaftlich tätigen, verloren ſich darum an die Dinge, ſtatt ſie geiſtig zu beherrſchen; Weltanſchauung erſchien als ein unrentabler Luxus, der Glaube ging verloren, der Glaube an die Einheit der Welt und ſchließlich auch die feſte Zuverſicht an die Einheit des eignen Bewußtſeins. Und eine an ſich viel ältere rein aſſoziative Pſychologie prägte dieſe Erfahrungen unter dem Beifalle der Zeitgenoſſen mehr als je in wiſſenſchaftlich breiten Formulierungen aus.

Aber auch da, wo man beſtrebt war, die ungeheure Summe herandrängender neuer Erfahrungen zu ordnen — ſolche der neueſten Kulturentwicklung wie älterer Kulturen, ſolche der intenſiveren Erkenntnis der eigenen Landesnatur wie der zunächſt noch extenſiven fremder Länder —, kam man in Verlegenheit. Indem man die Ankömmlinge einer neuen Erkenntnis mit dem alten Beſitze verglich, mußte man erkennen, daß faſt alles, was bisher als feſtes Element des Lebens erſchienen war, in dieſer alten Form wenigſtens unhaltbar wurde: es ward flüſſig, und indem ſich dieſe Wahrnehmung vornehmlich auch auf die Elemente der äſthetiſchen und moraliſchen Empfindungen, ja ſelbſt auf die Formen unſeres Erkennens erſtreckte, war die nächſte Folge ein ungeheurer Wirrwarr, ein Chaos der Begriffsbildung.

Gewiß ergab ſich nun ſchon früh für die Erſcheinungen der Natur, ſpäter auch für die der Menſchenwelt der evolutioniſtiſche und in ſittlicher Nüancierung der determiniſtiſche Gedanke als der leitende Faden, an dem ſich alle Einzelerfahrung von neuem anordnen ließ. Es iſt kein Zufall, daß das Volk fortgeſchrittenſter moderner Wirtſchaft, das engliſche, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts intellektuelle Großtaten eigentlich nur auf dem Gebiete des Evolutionismus aufzuweiſen hat: Darwin, Spencer, Wallace, Huxley. Allein wurde das leitende Prinzip des Evolutionismus ſeinem Inhalte nach alsbald ſo klar er-

kannt und so sicher festgelegt, daß ein neuer Pol in der Flucht der Erscheinungen wirklich gewonnen war? Keineswegs, — noch heute ist dies Prinzip selbst in den Naturwissenschaften, geschweige denn in den Geisteswissenschaften nicht mit dem Erfolg allgemeiner Zustimmung aufgenommen. Und so blieben denn einstweilen nur die prinzipiell gleitend zu denkenden tatsächlichen Einzelheiten der Evolution übrig und hinderten auch da leicht die Ausbildung eines festen Drehpunktes des Denkens, wo man von der Notwendigkeit eines solchen persönlich überzeugt war.

Sind das Nöte der letzten Jahrzehnte und auch noch der Gegenwart, so fehlten doch auch nicht positiv vorwärtsweisende und erhebende Elemente des neuen Denkens. Die Entwicklung einer neuen Anschauung des Raumes, eines neuen Zeit- und eines neuen Kraftbegriffes sind Tatsachen, denen ein unendlicher allgemeiner Wert innewohnt, wenn sie auch zunächst dem wirtschaftlichen Denken zu gute gekommen sind. Und die Erscheinung, daß gerade die neueren Wirtschaftsformen eine Unsumme von menschlicher Muskelarbeit ersparen, die nach dem Grundsatze der Kraftersparung höheren menschlichen Funktionen, vor allem dem Denken, zu gute kommen muß, eröffnet weite und heute schwerlich schon ganz überschaubare Perspektiven. Anderseits hat sich der Raum wenigstens und in gewissem Sinne auch die Zeit, die für die geisteswissenschaftliche Erkenntnis unser selbst in Betracht kommt, dadurch eingeengt, daß wir ihre empirischen Grenzen jetzt glauben müssen erreicht und dadurch ein wesentlich abgeschlossenes Gebiet künftiger Erkenntnisarbeit erhalten zu haben: wo wird uns die Geschichte noch viel über das 7. Jahrtausend vor Chr. in intimerer Überlieferung hinausweisen, und wo werden noch Völker mit anderen sozialpsychischen Entwicklungsgängen als den bekannten zu entdecken sein? Der Raum der Erde aber ist erst recht erschlossen, und wir wissen, daß wir uns mit den $7^1/_2$ Millionen Geviertmeilen werden begnügen müssen, welche die neuere Geographie der Ökumene zuweist.

Indem aber so die Zeit bloßer zusammenraffender Er-

fahrungsernten, welche vornehmlich die letzten zwei Menschenalter umfaßt, langsam abgelöst wird durch ein Zeitalter der Sichtung und Vertiefung dieser Erfahrungen, beginnt eine Periode, die gerade unserer Nation Vorteile zu bringen bestimmt scheint. Denn die Entwicklung leitender Gedanken, die disziplinierte Einordnung der Erfahrungsinhalte in das Ganze des Denkens ist von jeher ein Stück der besonderen deutschen Begabung gewesen: und noch heute sind wir in diesem Sinne das Volk der Denker. —

Am wenigsten, kann man auf den ersten Blick meinen, habe das moderne Seelenleben auf dem Gebiete der Phantasietätigkeit durch die Reizsamkeit des Wirtschaftszeitalters der Unternehmung Einwirkungen erfahren. Wer weiß schließlich nicht, daß in Deutschland nicht minder wie in England die Jugendperiode des Großindustrialismus, schöpferisch betrachtet, auf fast allen Gebieten der Kunst von außerordentlicher Unfruchtbarkeit gewesen ist? In England mußten so eigenartige Erscheinungen wie Ruskin, diese seltsame Vereinigung ästhetisch-wirtschaftlicher Antriebe mit anderen, schließlich überquellenden Zusätzen von sittlichem Pathos, die Unternehmer aufrütteln; in Deutschland fehlten gleich stimulierende Erscheinungen, und die erste — ja noch die zweite Generation unserer Unternehmer war fern von jeder Beziehung zur Kunst, sei es auch nur in der Form eines für anständig gehaltenen Mäcenats; im besten Falle sonnte es sich in dem bescheidenen Glanze des künstlerischen Historismus der fünfziger bis sechziger Jahre: Mahagonimöbel und sogenannte altdeutsche Kunst, Romane von Ebers und Butzenscheibenlyrik.

Dennoch sind die inneren Beziehungen des neuen Wirtschaftslebens und der neuen Kunst die engsten. Denn in den wirtschaftlichen Kreisen zuerst wurde jener Rationalismus neuen Stiles geboren, der den Dingen aufs sinnlich intensivste zu Leibe ging, jener Rationalismus zugleich der naturwissenschaftlichen Forschung, mit dessen Übertragung auf das anschauliche Gebiet, wie Zolas Beispiel zeigt, der moderne Impressionismus begann. Hier wie sonst zeigte sich jener engste Zusammenhang

zwiſchen intellektueller und äſthetiſcher Entwicklung, von dem ſchon früher gelegentlich geſprochen worden iſt[1]: jede ſchärfere Rationaliſierung der Welt bedeutet zugleich ihre intenſivere Veranſchaulichung.

Selbſtverſtändlich aber iſt und wohl kaum noch zu erwähnen, daß deshalb nicht etwa alle künſtleriſchen Begabungen wie auch alle wiſſenſchaftlichen aus den Kreiſen der wirtſchaftlichen Reizſamkeit direkt hervorgegangen ſind. Denn nicht das iſt die Art der jeweils ſozialpſychiſch führenden Mächte, daß ſie nun zugleich alle Kraft der Neuſchöpfung für jegliches Gebiet menſchlicher Kultur in ſich trügen und aus ſich gebären würden: nur die Kraft zur ſchöpferiſchen Erhaltung der neuen allgemeinen ſeeliſchen Grundſtimmung, in unſerem Falle der Reizſamkeit, tragen ſie in ſich; und in dieſe Stimmung wächſt von Talenten hinein, was die Nation nur immer in ihren verſchiedenſten Schichten von verwandt begabten Naturen darbietet[2].

Wir gelangen damit zur Beſchreibung der Grenzen des Einfluſſes des wirtſchaftlich führenden Standes. Wohl ſelten treten die Probleme dieſer Begrenzung in einem konkreten Falle lehrreicher hervor als in dem des Zuſammenhanges der modernen geiſtigen Kultur mit den Erſcheinungen des gleichzeitigen ſozialen und wirtſchaftlichen Daſeins. Denn hier erhebt ſich eine Frage, die ſich mit Sicherheit geſchichtlich nur ſelten und nur im Falle beſonders reicher und leicht zugänglicher Überlieferung beantworten läßt.

Geſetzt, daß die Grundſtimmung, das ſeeliſche Diapaſon des Geiſteslebens in Kunſt und Dichtung, in Weltanſchauung und Wiſſenſchaft der Hauptſache nach aus dem ſeeliſchen Wachstum der ſozialen Schichten und der mit ihrer Entfaltung eng verbundenen wirtſchaftlichen Entwicklung gewonnen wird: hält es dann in ſeiner weiteren Entfaltung in einem beſtimmten Zeitalter mit der Entwicklung dieſes mehr materiellen Subſtrates

[1] S. oben S. 67 f.

[2] Dieſer Zuſammenhang wird in einem anderen Bande genauere Darlegung finden.

gleichen Schritt? Oder können das Zeitmaß und damit der Verlauf der beiderseitigen Entwicklung verschieden sein?

Die Entwicklung der freien Unternehmung zu sozialer und sozialpsychischer Bedeutung hat in der deutschen Geschichte in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts leise begonnen, politisch bedeutsamer wurde sie spätestens im Laufe der zweiten Hälfte der sechziger Jahre, und ihr Höhepunkt lag in den siebziger Jahren; denn wir haben schon gesehen und werden noch mehr sehen, daß seitdem in merklicher Stärke Bewegungen eingesetzt haben, die in ein neues Zeitalter, das der gebundenen Unternehmung, hinüberführen. Dabei läßt sich aber schwerlich verkennen, daß das Zeitalter der freien Unternehmung doch auch heute noch in ziemlich ungeschwächter Stärke fortdauert.

Die Entwicklung der Reizsamkeit als einer Grundlage der Entfaltung der geistigen Kultur kann, in schon wesentlichen, wenn auch noch einen Übergangscharakter tragenden Erzeugnissen, ebenfalls bis in die vierziger Jahre zurück verfolgt werden: Wagners erste Periode und Hebbels naturalistische Zeit gehören ebenso hierher wie Menzels erste wichtige Tätigkeit in der Ölmalerei und auf dem Gebiete der vervielfältigenden Künste. Allein es dauerte lange, ehe eine volle Kultur der Reizsamkeit erblühte und das Feld gewann; erst im Verlauf der siebziger und achtziger Jahre ist das geschehen.

Wie aber steht es heute? Die Erzeugnisse, welche den sichersten Eindruck dieser Periode, einer reinen Kultur der Reizsamkeit, vermitteln, gehören schon der Geschichte an; die Zeit der naturalistischen Reizsamkeit, des Impressionismus, ist mit spätestens dem Ende des Jahrhunderts abgelaufen: das besagt der Consensus gentium, das beweist die Tatsache, daß die Kunst des Impressionismus um diese Zeit schon ins Breite zu wirken begann — Popularisierung in weiten Schichten, Einbürgerungsversuche in den Schulen —, das noch mehr das Auftreten der Ärzte, vor allem der Nervenärzte (Oppenheim, Binswanger), gegen eine Ästhetisierung der Erziehung und gegen eine Lebensführung im Sinne des Impressionismus: denn die Kultur des Impressionismus war zunächst eine wesentlich künstlerische.

Der naturaliſtiſchen Reizſamkeit ſind ſchon längſt, wenn auch natürlich und ſelbſtverſtändlich auf ihrer Grundlage, idealiſtiſche Kulturerſcheinungen gefolgt: raſch, nach etwa drei Jahrfünften, iſt die impreſſioniſtiſche Strömung durch eine Gegenſtrömung erſetzt worden. Da vollzog ſich die wohlbekannte Wendung zu einer neuen Seelen- und Heimatkunſt vornehmlich in Malerei und Lyrik; da trat aus all den impreſſioniſtiſch-intenſiven Denk- und Vorſtellungsverſuchen heraus eine Konzentration des Denkvermögens und eine Sublimierung der Empfindungen ein, die in verſchwimmendes Bewußtſein und gelähmtes Gemütsleben und durch ſie hindurch in eine intellektuelle Lyrik und eine Scholaſtik der Wiedergabe des Erlebens führte, welche, an ſich wirklichkeitsleer, religiöſen Stimmungen jeder Art Raum ließ; da wurde Nietzſches Ethik weiten Kreiſen annehmbar, ein nur ſcheinbar ſubjektiviſtiſches Syſtem, das im letzten Ziele ebenfalls religiöſer Gebundenheit zuſtrebt.

Gebundenheit in irgend einer Form: das iſt das Ziel dieſer neuen, von etwa 1895 ab ganz deutlich heraustretenden, in wichtigen Erſcheinungen aber ſchon im Laufe der achtziger Jahre einſetzenden Kultur. Denn Idealismus bedeutet gegenüber Impreſſionismus Kultus irgend welchen Inhaltes gegenüber dem Kultus der Form: und Kultus des Inhaltes bindet.

Hat ſich nun parallel dieſer Entwicklung oder gar ihr vorauseilend eine ähnlich entſchiedene Umwandlung der wirtſchaftlichen und ſozialen Kultur vollzogen?

Die Frage muß, ins ganze betrachtet, doch wohl noch verneint werden. Wie dem Impreſſionismus das Prinzip des freien Wettbewerbes ſo würde dem neuen Idealismus ein Prinzip voll gebundenen Wettbewerbes entſprechen müſſen. Denn ſoziale und wirtſchaftliche Gebundenheit geht mit geiſtiger Gebundenheit grundſätzlich zuſammen: das iſt eine Fundamentalerfahrung aller Geſchichte, die ſich heute z. B. in den der evangeliſchen Kirche gegenüber weit engeren Beziehungen der katholiſchen Kirche zum Genoſſenſchaftsweſen äußert. Demgemäß müßte ſich in der materiellen Kultur ſchon heute eine recht ſtarke Bindung der Unternehmer, u. a. etwa durch Ab-

ſchluß und Legaliſierung der Kartellbewegung und verwandte Vorgänge, gebildet haben. Iſt dies nun der Fall?

Wiederum iſt zu antworten: wohl ſchwerlich ſchon; ſo ſehr auch Anſätze zu einer kommenden Bindung ſeit langem ſichtbar ſind.

Wir ſtehen alſo doch wohl vor dem eigenartigen Fall, daß eine geiſtige Bewegung, urſprünglich in engſtem ſeeliſchem Zuſammenhang mit einer ſozialen und ſozialpſychiſch weſentlich aus deren Nährboden hervorgegangen, das Zeitmaß der Entwicklung dieſer Bewegung überholt und, in mehr oder minder ſtarker Emanzipation aus urſprünglichen ſozialen Zuſammenhängen, Wege einer eigenſtändigen, wenn auch der mütterlichen Entwicklung analogen Entfaltung eingeſchlagen hat.

Kann nun ein ſolcher Vorgang auf die Dauer und bis zum Ende glücklich verlaufen? Wir haben in der deutſchen Geſchichte ein großes Beiſpiel einer analogen, wenn auch nicht ganz gleichartigen Entwicklung. Es iſt das der Reformation. Die Renaiſſance und die Reformation, der ganze geiſtige Aufſchwung des letzten Jahrzehnts des 15. Jahrhunderts und der erſten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts ſind weſentlich aus den ſozialen Wandlungen dieſer Zeit erwachſen, wie ſie durch ein erſtes Aufblühen der Städte und des großen Bürgertums charakteriſiert waren. Nun weiß man, daß dieſe ſozial und politiſch ſo gewaltige und vorwärtsdrängende Zeit plötzlich abbrach, — längſt, ehe ſelbſt alle unmittelbaren ſozialen und politiſchen Folgerungen aus ihr gezogen worden waren[1]. Wie erging es da nun dem Geiſtesleben, das auf dieſem Boden erwachſen war, und von dem man wohl auch ſagen kann, daß es in ſeinen entwicklungsgeſchichtlichen Erſcheinungen in den Jahren von 1510 bis 1530 denen der materiellen und ſozialen Kultur vorausgeeilt war? Es blühte, ja entwickelte ſich noch eine Zeitlang über den Verfall dieſer Kultur hinaus fort, — in gewiſſem Sinne bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts. Dann

[1] Über Gründe und Verlauf dieſer Bewegung ſ. ſchon oben S. 42 f., 56 f.

aber brach es in sich zusammen. Es waren gleichsam die Drehungen eines Rades, die noch fortdauern, nachdem der Antrieb aufgehört hat: bis schließlicher Stillstand eintritt.

Eine geistige Kultur ohne festen, nährenden sozialen Untergrund wird auf die Dauer unfruchtbar. Das ist die Erwägung, die sich aus den Erfahrungen des 16. Jahrhunderts aufdrängt, soweit sie nicht allein schon aus der Wirkung sehr einfacher und bekannter psychologischer Gesetze folgt; das die Erwägung, die sich auch gegenüber der neuesten Entwicklung unserer geistigen Kultur nicht gänzlich umgehen läßt: denn schon drängen sich Erscheinungen auf, die auf ihre Notwendigkeit hindeuten. Am augenscheinlichsten wohl auf dem modernsten und volkstümlichsten Gebiete der Dichtung, auf dem des Dramas. Das große impressionistische Drama ist dahin, darüber ist kein Zweifel. Der Weg führt zum idealistischen Drama. Aber wird dieses tatsächlich durchgebildet? Das idealistische Drama bedarf großer, durchgehender und unerschütterlicher sittlicher Überzeugungen, deren Inhalt Dichtern und Zuschauern gemeinsam ist. Solche Überzeugungen bilden sich nur im Bereiche einer irgendwie gebundenen sozialen Kultur. Haben wir sie also heutzutage? Keineswegs, trotz aller Anerkennung ihrer Notwendigkeit. Und darum ist dem impressionistischen Drama noch kein annähernd ebenbürtiges idealistisches Drama zur Seite getreten. Eine durchaus lebensvolle idealistische Kultur wird erst dann einsetzen können, wenn eine gewisse soziale Gebundenheit, und das heißt an erster Stelle eine gewisse Gebundenheit der Unternehmung, erreicht ist.

Es ist ein Ziel, das sich schon jetzt den Blicken zeigt, und das darum, wenn auch vornehmlich in unbewußter Evolution, so doch jetzt auch schon unter bewußter, wenn auch in ihren Wirkungen begrenzter Beihilfe der herrschenden Gewalten, vor allem des Staates und der Kirchen, erreicht werden kann.

Erscheint aber in dieser Weise das Geistesleben an das soziale, ja auch wirtschaftliche Leben gebunden, wie die Blüte an Zweig, Stamm und Wurzel, so soll gerade in diesem Zusammenhange auch keinen Augenblick verkannt werden, daß doch das Geistesleben wiederum schließlich ganz vornehmlich, ja fast

allein weltgeſchichtlich befruchtend wirkt: denn es allein beſitzt die Eigenſchaft, ſich gleichſam von der gröberen pſychiſchen Materie einer Zeit zu trennen und durch die Zeiten hindurch fortzuwirken: wie der Duft, der von der Blüte ausgeht und weite Umkreiſe, ja, vom Winde getragen ungeahnte Fernen mit ſeinem Gehalte zu erfüllen vermag.

Würde darum die gewaltige wirtſchaftliche und ſoziale Entwicklung der Gegenwart von univerſalhiſtoriſcher Bedeutung ſein, wenn ſie abgebrochen würde, ehe ſie in idealen Werken der Kunſt und Wiſſenſchaft gleichſam eine weltgeſchichtlich rentable Kapitaliſation gefunden hätte? Keineswegs: ſie wäre nur eine partikulare, mit ſich ſelbſt verſchwindende, ſich ſelbſt verzehrende Erſcheinung. Es iſt eine Überzeugung, die uns nicht verlaſſen darf, wenn wir jetzt den Einfluß der freien Unternehmung ſpeziell auf die andersgearteten wirtſchaftlichen und ſozialen Mächte der Zeit weiterverfolgen.

III.

1. Die Stoffveredlung des Bauernhauſes iſt für die deutſche Entwicklung, ſoweit die Überlieferung einen klaren Rückblick geſtattet, die älteſte Form der induſtriellen Tätigkeit. Wir ſehen Urzeiten vor uns, in denen der Bauer mit der Arbeitsgemeinſchaft ſeines Hauſes nicht bloß ſein eigner Fleiſcher und Bäcker, ſein eigner Weber und Schneider, ſondern auch ſein eigner Maurer, Wagner und Schmied war. Und dieſe Zeiten haben durch weit mehr als ein Jahrtauſend unſerer ſchriftlich und urkundlich beglaubigten Geſchichte fortgedauert: ganz lebendig treten ſie noch aus den Bauernrechten des 13. bis 16. und noch weiterer Jahrhunderte, den Weistümern, entgegen; und ſelbſt Immermann entnahm jene Eröffnungsſzene des Oberhofes wohl noch der Wirklichkeit, in der der Hofſchulze mit kräftiger Hand das Eiſenwerk eines Wagens ausbeſſert und ſeine Arbeit mit dem echten Bauernwort abſchließt: Ein Narr, der dem Schmied gibt, was er ſelbſt verdienen kann. „Er nahm den Amboß, als ſei er eine Feder, auf und trug ihn nebſt Hammer und Zange unter einen kleinen Schuppen zwiſchen Wohnhaus und Scheuer, in welchem Hobelbank, Säge, Stemmeiſen, und was ſonſt zum Zimmer- und Schreinerwerk gehört, bei Holz und Brettern mancher Art ſtand, lag oder hing.“ Welch ein Gegenſatz zu jener modernen Hagsfelder Bäuerin, von der Hecht in ſeinem Buche über drei Dörfer in der badiſchen Hardt erzählt[1], ſie könne nicht einmal mehr die Zeit finden, um die Wäſche ihrer Familie ſelbſt zu reinigen: alle ſchmutzige Wäſche werde in Karlsruher Dampfwaſchanſtalten geſchickt.

[1] Angeführt bei Sombart, Kapitalismus 1, 574.

Tatsächlich spielte die bäuerliche Stoffveredlung noch bis weit über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinweg in der Bauernwirtschaft die erheblichste Rolle. Man trug noch selbstgesponnene und selbstgewebte Röcke und Hemden aus selbstgebautem Flachse; der Hausvater zimmerte und fügte noch das Lehmfachwerkhaus mit seinem schützenden Strohdach zum besten Teile selbst; wo aber beim Veredeln selbsterzeugter Stoffe die eigene Geschicklichkeit nicht mehr genügend feine Ergebnisse bot, da nahm man den Handwerker wenigstens gern nur als Lohnarbeiter, in der sogenannten Stör, ins Haus, so den Schneider, den Schuster, Tischler; und bloß da, wo ganz besondere maschinelle Vorrichtungen, die man daheim nicht hatte, für die Stoffveredlung in Frage kamen, wandte man sich — übrigens gern wiederum nur zur eignen Benutzung fremder Apparate — nach außen, wie nach uralter Sitte schon für gewisse Schmiedearbeiten und das Mahlen des Brotkorns.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aber hat dieser alte Hausfleiß der bäuerlichen Familie für den eigenen Bedarf sehr nachgelassen; nur in Spuren findet er sich noch, wenn auch weitverbreitet, vor; und keineswegs beherrscht er mehr den Verbrauch der bäuerlichen Wirte an veredelten Stoffen.

Aus dem alten Hausfleiße des Bauernhofes aber war schon früh im Mittelalter eine andere, mehr industrielle Form, der Anfang einer Hausindustrie im engeren Sinne, entwickelt worden. Dies anfangs vornehmlich wohl auf einem Gebiete der Stoffveredlung, das als besonders schwierig galt und unter Deutschen besonders angesehen war, auf dem der Schmiede, und allgemeiner dem der Metallverarbeitung und des Bergbaus, der dieser angeschlossen war. In Gegenden mit leicht zu Tage tretenden Metallschätzen, namentlich mit einem altererbten Eisengrubenbau, hatte sich der bäuerliche Schmiedebetrieb aus gelegentlicher zu ständiger Arbeitsübung entwickelt: besonders entschieden vielleicht da, wo „der Märker Eisen reckt", in den welligen Mittelgebirgen des Nordwestens. Und die Erzeugnisse dieser Tätigkeit wurden von den Verfertigern selbst oder von Vertreibern, die diesen sozial gleichgeartet waren, auf dem

Wege des Hausierhandels weithin abgesetzt. So entsprang denn in diesem Falle besonders deutlich und einfach aus dem bäuerlichen Hausfleiß eine freie ländliche Hausindustrie mit anknüpfendem Hausierhandel; aber diese Bildung entwickelte sich auch sonst vielfach auf deutschem Boden und auch für viele andere Waren, z. B. für solche der Leinen- und Tonindustrie.

Neben diese Form aber war zugleich eine andere Bildung getreten, die, wenn auch nicht der Hausindustrie als solcher angehörig, doch entwicklungsgeschichtlich in mehr als einem Betracht in diesen Zusammenhang gehört. Während der Bauer die Leinen- oder Metallindustrie neben seiner besonderen Beschäftigung, der landwirtschaftlichen Pflege der mütterlichen Erde, nicht aufgegeben hatte, war manch junger Sohn aus altem Hofe und auch wohl mancher Vollbauer zu einer anderen Ausbeutungsform dieser Erde übergegangen. Als freier Schürfer hatte er sich mit seinesgleichen zusammengetan und ein geeignetes Feld bergbaulich auf gemeinen Verlust und Genuß zu bearbeiten begonnen, gebunden nur an die Satzungen der eigenen Genossenschaft, die Regeln gemeinsamen Gewinnes und die uralten bergrechtlichen Bestimmungen des Königsrechts. Es ist eine der frühesten Formen deutscher, wenn man will, industrieller Genossenschaft; eine Bildung, die sich der besonderen hausindustriellen Entwicklung zur Seite stellen läßt.

Jedenfalls überzog alle beide Formen, die mehr sozialistische der bergbaulichen Gewerkschaft wie die mehr individualistische der freien bäuerlichen Hausindustrie, im späteren Mittelalter und vornehmlich zu den Zeiten des großen kapitalistischen Aufschwunges der Städte vor und nach 1500 zum ersten Male, und zwar mit wuchtiger Wirkung, der Geist der Unternehmung. Unternehmer faßten den zerstreuten Hausfleiß der bäuerlichen Wirtschaft vornehmlich auf textilem Gebiete zusammen, indem sie den Absatz seiner Erzeugnisse in ihren Händen vereinigten, und verbanden ihn mit den Mühen der inzwischen stark entwickelten städtischen Hausindustrie, deren Absatz sie nicht minder an sich gerissen hatten, zu größeren Wirkungen des Exports: so entstanden über den einzelnen Hausindustriellen als dienenden

Meistern des Gewerbes die Kontore der kapitalistisch-unternehmenden Verleger; und bald beeinflußten die Verleger auch die Erzeugung der Hausindustriellen nach manchen Richtungen hin und machten sie und ihre Meister dadurch innerlich immer mehr von sich abhängig.

Nicht minder aber wurde das alte, noch immer halb bäuerliche und freie Wesen des Bergbaus und seiner genossenschaftlich gegliederten Gewerken unterbunden. Unternehmer kauften die Gewinn- und Verlustanteile der einzelnen Gewerken auf und einzelne Gewerken wurden reich: die anderen Gewerken begannen dadurch zu etwas wie zu einer bloßen Arbeiterschaft, zu einer Knappschaft herabzusinken: über ihnen erhob sich das Konsortium der Anteilsinhaber, deren einer oft gar viele Anteile besaß, nunmehr eine neue, kapitalistische Gewerkschaft, zu demjenigen unternehmermäßigen Betrieb des Bergbaus unter noch fortdauernder starker regalistisch-staatlicher Bevormundung, der dann tief bis ins 19. Jahrhundert hinein geherrscht hat.

Daneben blieben gewiß vereinzelte bergbauliche und hausindustrielle Organisationen in alter Weise bestehen: mit freier Erzeugung und freiem Absatz, mit freiem Gewinn und Verluste der Einzelpersonen, die ihnen angehörten; aber auch sie wurden wenigstens mittelbar durch den neuen Geist, durch den innerlich fast noch ungezügelten Wettbewerb der primitiven, der „wilden" Unternehmung getroffen.

Dazu kam, daß, vornehmlich freilich erst seit Ende des Mittelalters und dann in einem neuen, stärkeren Impulse wiederum vom 18. Jahrhundert ab, die Unternehmer, zumeist Kaufleute der größeren Städte, von sich aus die alten hausindustriellen Neigungen vornehmlich des platten Landes auszunützen und für die Organisation neuer Hausindustrieen zu gewinnen wußten. Sie suchten zu diesem Zwecke namentlich weniger fruchtbare Gegenden mit geringen Lohnhöhen und viel freier Zeit des Landvolks in langwährenden Wintern auf und bürgerten hier Industrieen ein, deren Herstellung sich auf diese freie Zeit beschränken ließ, während der Absatz gleichwohl reichen Gewinn versprach. Namentlich die Mittelgebirge mit ihren

unfruchtbaren Höhen und rauhen Jahreszeiten wurden unter diesen Umständen Stätten einer neuen Hausindustrie, und keine unter diesen wohl mehr als die zusammenhängenden Ketten des großen hercynischen Zuges, dessen langhin streichende Höhen schon den Römern als für das innere Deutschland so charakteristisch erschienen waren: schlesische Gebirge, Erzgebirge, Frankenwald, Thüringerwald und auch noch Harz und westfälisches Bergland. Neben den Industrieen des Schwarzwaldes und des fränkischen und schwäbischen Juras entstanden hier, und vornehmlich im Zentrum dieses Zuges, jene neuen Textilgewerbe des Strickens und Wirkens und Klöppelns, jene Industrieen der Holzbearbeitung und der Bearbeitung von Metallen und Erden, die noch heute für sie bezeichnend sind.

Wenn aber in den Zeiten spätmittelalterlicher Stadt- und Territorialwirtschaft sich die Entwicklung der Unternehmung hinein in die Hausindustrieen willkürlich und unbeaufsichtigt vollzogen hatte, so blieben später, in den Jahrhunderten des fürstlichen Absolutismus, die durch das Eindringen der Unternehmung hervorgerufenen sozialen Zustände, die im einzelnen Falle sehr verschiedenartig gestalteten Verhältnisse zwischen Verlegern und Hausindustriellen, zwischen Unternehmergewerken und Knappschaft und in den freien Hausindustrieen zwischen Hausierern und gewerblich tätigen Genossen wohl nirgends ohne staatliche Regelung. Nicht frei konnte sich in diesen frühen Stufen seiner Entwicklung, in dieser Zeit einer quantitativ erst spärlichen Ausgestaltung der Geist der Unternehmung entfalten, sondern, noch dem Bereiche älterer, gebundenerer Wirtschaftszeiten eingeordnet, unterlag er der staatspolizeilichen Behandlung, die für die eigentlichsten und regelmäßigsten industriellen Lebensgemeinschaften dieser Zeiten, die Zünfte, entwickelt worden war. Das ist die in den letzten Jahrzehnten besonders eingehend untersuchte Reglementierung der älteren Hausindustrie, der entwicklungsgeschichtlich in dieser Hinsicht gleichbedeutend der Ausbau der älteren Bergbauverfassung in fast regalistischen Formen zur Seite trat: Vorgänge, in denen freier Wettbewerb, freie Ausbeutung der untergeordneten Arbeitskräfte, freie Wahl

der Erzeugungsart und freier Vertrieb der jungen Unternehmungen vom absolutistischen Staate den mannigfachsten Beschränkungen und Regelungen teils aus fiskalischen, teils aus sozial- und wirtschaftspolitischen Beweggründen unterworfen wurden.

Allgemein betrachtet war gleichwohl mit dieser Entwicklung eine höhere Stufe der Stoffveredlung hinaus über die der eigentlichen freien Hausindustrie wie auch des zünftlerischen Handwerks erreicht, und zwar, ohne daß das Handwerk in den wesentlichsten Richtungen seiner Berufstätigkeit allzu sehr gestört worden wäre; derjenigen Bedürfnisse vor allem, die vom Handwerke noch nicht oder nur schwach befriedigt wurden, bemächtigte sich die neue Wirtschaftsform, so z. B. der Uhrenindustrie, der Handschuhmacherei, der Seidenweberei, der Herstellung von Hüten und Posamenten, während sie andererseits freilich in der alten Hausweberei und Metallarbeit, wie sie außerhalb des Schattens des Handwerks hausindustriell geblüht hatte, uralte und primitivste Bedürfnisse aufgriff und in einer neuen Art der Befriedigung zusammenfaßte.

Unter diesen Umständen waren denn Gewerkschaft und Hausindustrie — diese in ihren verschiedenen Formen, abgeleiteten wie primitiven — keineswegs mehr nebensächliche Erscheinungen der Volkswirtschaft schon des 18. Jahrhunderts. Und seitdem, seit den letzten Jahrzehnten des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, nahmen sie auch noch überaus zu: ja die ersten großen und blühenden Industrieen dieser Zeit gehörten eben ihnen an. So vor allem die Industrie der Webstoffe und die Montanindustrie.

Überblicken wir dann um das Jahr etwa 1840, auf der Schwelle des Zeitalters der modernen Wirtschaftsentwicklung, die gesamte Lage dieser alten Gewerbe, so stellt sich heraus, daß weitaus der größte Teil der vorhandenen deutschen Industrie, soweit sie außerhalb des Rahmens des Handwerks stand, dem geschilderten System und zum großen Teile den Umbildungen angehörte, die es seit dem 15. und 16. Jahrhundert und dann wieder vornehmlich im 18. Jahrhundert

und auch noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfahren hatte.

Was war nun das Schicksal dieser Bildungen und der in ihnen lebenden Gesellschaftsklassen in den Zeiten, da sie von der modernen Wirtschaftsform des 19. Jahrhunderts, der freien Unternehmung, immer stärker erfaßt wurden? Es fiel zunächst das System der absolutistischen Reglementierung; immer mehr trat es im Laufe der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zurück: bis sich mit spätestens den sechziger Jahren seine Zusammenhänge überall vor dem Eindringen des freien Wettbewerbes und seiner **Magna carta**, dem Kodex der deutschen Gewerbeordnungen, verloren hatten. Indem aber diese Schranke fiel, rief der einziehende Geist der freien Unternehmung sehr mannigfache Zersetzungen und Umbildungen hervor.

Am geschlossensten, wenn auch allerdings eigenartig, wird das allgemeine Bild der Entwicklung durch die Umbildung der Gewerkschaften widergespiegelt. Auf diesem Gebiete war seit dem 15. und 16. Jahrhundert wohl am wenigsten von einem weiteren Durchdringen des Unternehmungsgeistes zu spüren gewesen, obwohl die Unternehmung mit ihrem Kapital, wie wir wissen, in die Gewerkschaften eingedrungen war: denn der Staat hatte sich, indem er auf der herkömmlichen Grundlage stärkster regalistischer Eingriffe verharrte, die Regelung des Betriebes in einem sonst schwerlich wieder vorkommenden Umfange vorbehalten. So nahm z. B. in dem vielleicht wichtigsten Bergreviere schon dieser Zeit, dem rheinisch-westfälischen, das staatliche Bergamt die Arbeiter an und stellte die Löhne sowie die Höchstdauer der Arbeit fest; und noch eine Verordnung vom Jahre 1839 wies in diesen Gegenden die Revierbeamten an, bei Abschließung der Gedinge mit den Arbeitern ebensosehr auf das Wohl aller „Knappschaftsindividuen" wie auf den Vorteil des Grubenbetriebes zu sehen.

Nun hatte sich aber schon im 18. Jahrhundert gezeigt, daß selbst eine so starke Reglementierung die Entwicklung der freien Unternehmung nicht mehr zu hemmen im stande sein würde — sogar die Mißstände dieser, das Truckſystem z. B., waren schon

aufgetaucht —; und im Beginne des 19. Jahrhunderts war man so weit, daß es in einem Teile des rheinisch-westfälischen Gebietes geradezu zu einer Revolte gegen die Vorschriften der Bergpolizei kam, — nicht von seiten der Arbeiter, sondern seitens der Arbeitgeber, die sich den Härten der Reglementierung nicht mehr fügen wollten. In der Tat wurden diese Vorschriften einem neuen Zustande der Dinge nicht mehr gerecht, der infolge steigender Intensität des Abbaus und wachsenden Eingreifens des internationalen Wettbewerbes zu immer stärkeren Aufwendungen privaten Kapitales hindrängte. Die alten Vorschriften wurden zur Plage; und um die Mitte des 19. Jahrhunderts war man so weit, daß die staatliche Reglementierung des Bergbaues fiel, soweit sie dem Begriffe des freien Unternehmens widersprach. In Preußen speziell brachte die Berggesetzgebung der fünfziger und der ersten Hälfte der sechziger Jahre ein neues Recht der freien bergbaulichen Unternehmung; der Gewerkschaft wurde durch Annäherung an die Aktiengesellschaft eine moderne Form gegeben, und die Regalverfassung, die staatliche Anteilnahme am Ertrage der Bergwerke, sowie die reglementierende Bevormundung gegenüber den Privatgewerken wurden beseitigt.

Was sich aber auf dem Gebiete des Bergbaues um die Mitte des 19. Jahrhunderts in besonders klaren und abschließenden Formen vollzog, die Überführung der gebundenen Unternehmung des früheren Zeitalters in die freie der jüngsten Vergangenheit, das war der Vorgang auch auf den Gebieten der Hausindustrie.

Soweit hier zunächst diejenigen Industrieen in Betracht kamen, die noch ohne Verlag durch Hausierer des Standes der Hausindustriellen selbst ihre Waren vertrieben, so zeigte sich's freilich, daß sie ohne staatliches Gängelband kaum in der Lage waren, sich dauernd zu erhalten; im Laufe des 19. Jahrhunderts sind sie fast alle zu Grunde gegangen und in die Form der Verlagsindustrie übergeführt worden. Ihr Vertrieb krankte daran, daß dessen Angehörige kaum etwas von dem weiten Horizont und der Sicherheit kaufmännischen Blickes und kauf-

männiſcher Ausbildung beſaßen, die nunmehr zum Betriebe größerer Unternehmungen unerläßlich wurden, und daß ſie demgemäß der ihnen zur Seite ſtehenden Induſtrie nicht den richtigen Einblick in die Geſchmacks- und Bedürfniswandlungen des Publikums verſchaffen konnten. Aber auch wo das vielleicht geſchah, trat in der Regel keine Moderniſierung dieſer Induſtrieen ein. Denn der Einfluß der Hauſierer erwies ſich im allgemeinen als zu gering, um die Arbeiter zur Änderung hergebrachter Erzeugungsarten zu veranlaſſen, zumal ſie ſich von alters her in beſtimmter Weiſe in die Hand arbeiteten, ſo daß z. B. in der Kleineiſeninduſtrie der Schleifer vom Klingenmacher, der Reider vom Schleifer abhängig war: was eine überaus ſchwierige gemeinſame Verſtändigung verhältnismäßig ſehr ſelbſtändiger Meiſter über eine gleichzeitige Änderung ihrer Berufstätigkeit nötig gemacht hätte.

Glücklicher war das Schickſal der eigentlichen Verlagsinduſtrie — und dies war ja die weſentliche Form der großen Hausinduſtrie —, wennſchon auch hier gewaltige Umwandlungen eintraten und manch ſchweres Geſchick der Arbeiter ſich nicht vermeiden ließ. Im ganzen handelte es ſich da um das Ineinandergreifen von zwei Vorgängen, die ſich in den einzelnen Fällen unter den mannigfachſten Verquickungen und Miſchungen kreuzten: um die Umbildung der eigentlichen Verlagsverfaſſung in moderne Formen und um das Eindringen der geſchloſſenen, fabrikmäßigen Produktionsweiſe. Von dieſen beiden Prozeſſen verläuft der erſte vornehmlich in der erſten, der zweite vornehmlich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts; und ihr Weſen wie ihr Ineinanderwirken läßt ſich wohl nirgends beſſer beobachten als auf dem zugleich hervorragendſten Gebiete aller Verlagsinduſtrieen, dem der Textilinduſtrie.

Die Induſtrie der Webſtoffe hatte ſich während des 15. bis 18. Jahrhunderts und vornehmlich wieder in dem letzten dieſer Jahrhunderte zu einer Breite entwickelt, von der das eigentliche Mittelalter noch keine Vorſtellung hatte. Neben die Leinenweberei und die Wolltuchfabrikation war als nun immer wichtiger die Baumwollweberei getreten, und mit der ſteigenden

Bedeutung aller Weberei überhaupt hatte sich zugleich die Spinnerei und aus ihr wieder die Fabrikation der Zwirne und Garne zu einer selbständigen Industrie entwickelt. Dazu trat dann seit Mitte des 16. Jahrhunderts, aus den Niederlanden nach dem sächsischen Erzgebirge eingeführt, die Spitzenklöppelei; seit Ende des 16. Jahrhunderts, zunächst ebenfalls im Erzgebirge, die Posamentierkunst; ein Jahrhundert später, flüchtigen Hugenotten verdankt, die Strumpfwirkerei vornehmlich in Württemberg, Sachsen und Thüringen; endlich, gleichfalls aus Frankreich kommend, die Korsettweberei. Von diesen Nebenzweigen, deren Zahl noch sehr vermehrt werden könnte, war die Wirkerei wohl die wichtigste.

Alle bedeutenderen dieser Industrieen wurden nun an besonderen Arbeitsmaschinen ausgeübt, die, anfangs sämtlich für die Kraft eines Menschen berechnet und in den Wohnungen der Hausindustriellen, zumeist auf dem platten Lande verteilt, durch deren persönliches Wirken in Bewegung gesetzt wurden. Diesen Industriellen gab dann der Verleger den von ihm angeschafften Rohstoff zur Bearbeitung auf den Maschinen und nahm ihnen später wiederum das Fabrikat gegen Zahlung eines bestimmten Arbeitslohnes ab. Dabei war er in den Zeiten der reglementierten Unternehmung an ganz bestimmte Vorschriften gebunden, und solche Vorschriften bestanden auch für die Praxis seines Vertriebes.

Nun begannen, im allgemeinen nach den Freiheitskriegen, diese Reglements zu fallen; die Verleger suchten jetzt billiger arbeiten zu lassen und zugleich ihren Vertrieb zu erweitern: wobei sie immer stärker mit dem Weltmarkt in Berührung kamen und damit auch dessen schwankenden, infolge der in England schon durchgeführten fabrikmäßigen Herstellung häufig sehr niedrigen Preisen unterworfen wurden. Die Folge waren starke, anfangs nicht völlig verstandene Risiken und daher Krisen, deren Effekt dann zum großen Teil auf jene Arbeiter abgewälzt wurde, die an sich schon zu niedrigen Preisen zu arbeiten veranlaßt worden waren. Im Grunde waren es so vor allem die Arbeiter, die unter der Umwälzung litten: litten oft bis zu

Hunger und Elend. Gleichwohl erfolgte, veranlaßt eben durch die Absicht der Verleger, durch Erweiterung des Vertriebes Verluste einzubringen und nach dem Grundsatze des geringen Nutzens bei großem Absatze zu verdienen, eine immer stärkere Ausdehnung des hausindustriellen Betriebes: nicht bloß auf dem weiten Felde der Textilindustrie, auch darüber hinaus sieht man die Zahlen der hausindustriellen Arbeiter namentlich des platten Landes bis in die vierziger Jahre hinein mächtig anwachsen. Es ist ein Vorgang, der freilich zugleich auch durch Elemente der agrarischen Entwicklung mitbedingt war, wie später erzählt werden soll.

Während sich aber so das Eindringen der freien Unternehmung zunächst im starken Anschwellen der hausindustriellen Arbeiterschar zeigte, setzte das andere, zweite Motiv ein, das, wenn nicht ein stark vermehrter Absatz der Erzeugnisse helfend und mildernd dazwischentrat, auf eine ebenso starke Verminderung dieser Arbeiterschar hindrängen mußte: an die Stelle des Hausbetriebes trat die geschlossene Fabrikation.

Die frühe Entwicklung des Fabrikwesens, teilweis auf den Trümmern einer untergehenden Hausindustrie, hatte England schon gegen Schluß des 18. Jahrhunderts jenen Vorsprung auf dem Weltmarkte, namentlich der Textilstoffe, gegeben, der mit zu den Nöten der deutschen Verleger und ihrer Arbeiter in der Zeit von etwa 1835 bis 1840 geführt hatte: jetzt stellte sich diese Ursache starker Umwälzungen, die bisher nur indirekt zur Wirkung gelangt war, auf deutschem Boden auch unmittelbar ein.

Gewiß hatte es in Deutschland vereinzelt auch schon in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts mechanisch betriebene Stätten der Textilindustrie, Spinnereien z. B., gegeben, aber da man an Wasser und Wind sowie Tierkräfte als vornehmliche Motoren gebunden war, so hatten sie auf dem Lande gelegen und den verhältnismäßig recht kleinen Bruchteil der hausindustriellen Bevölkerung, der in ihren Betrieb hineingezogen wurde, in seiner sozialen Lage nicht eben viel verändert. Dann war wohl in den ersten drei, vier Jahrzehnten des 19. Jahr-

hunderts als Motor die Dampfkraft, wenn auch nicht eben sehr verbreitet, hinzugekommen. Aber auch jetzt waren die Fabriken noch auf dem Lande geblieben, und ihre Arbeiter standen noch immer mit einem Fuße in der Landwirtschaft, wie die Mehrzahl der Bergleute, und waren an Zahl gering.

Das begann sich nun seit den fünfziger, sechziger Jahren zu ändern. Einmal zogen sich mit dem zunehmenden Ausbau und noch mehr mit der wachsenden Konzentration der neuen Verkehrsmittel die Industrieen — und nicht bloß die textilen — vielfach aus dem platten Lande als einem leidlich gleichmäßigen Nahrungsgebiete zurück: in große Städte und neue Industrieorte. Das veränderte natürlich den sozialen Charakter der ihnen angehörigen Bevölkerung. Vor allem aber: die Verwendung mechanischer Motoren zum Betriebe der Arbeitsmaschinen und damit zugleich die Änderung des Charakters dieser Arbeitsmaschinen schritt jetzt so reißend fort, daß nunmehr nur noch die Verleger in der Lage waren, die Arbeitsmittel beizustellen, daß überall der Typ der geschlossenen Fabrik mit modernem Motor siegend auftrat, daß der Hausindustrielle vom Fabrikarbeiter abgelöst ward, und daß zugleich, bei der ungeheuren Multiplikation der Erzeugung durch die Maschine, trotz aller Erhöhung des Verbrauches durch die einheimischen wie durch fremde Bevölkerungen, eine große Anzahl menschlicher Arbeitskräfte überflüssig wurde. Wo sollten diese Kräfte nun einen Unterschlupf suchen, da ihr Beruf zerstört, ihre Fertigkeit wertlos geworden war? Es sind die schweren Zeiten der jüngsten hausindustriellen Umwälzung.

Denn dieser langwierige Prozeß beginnt, soweit die Textilindustrie in Betracht kommt, etwa in den fünfziger Jahren und ist noch heute nicht abgeschlossen. Dabei war die Baumwollweberei die erste Textilindustrie, welche litt: hier wurde die Umwandlung namentlich durch den englischen Wettbewerb beschleunigt. Dann folgte, seit den sechziger Jahren, die Wollweberei, wenn auch schon die fünfziger Jahre für die Handweberei kritisch gewesen waren: „von 351 Meistern der Tuchermmung," heißt es z. B. für diese Zeit aus Roßwein in Sachsen,

„betreiben 120 Meister und zwei Meisterwitwen das Gewerbe; 229 betreiben es nicht, weil sie ihr Brot nicht dabei finden." Dann ergriff der Prozeß in den siebziger Jahren die Leineweberei, bis zuletzt seit den neunziger Jahren auch die Seidenweberei folgte.

Heutzutage gibt es auf dem Gebiete der Textilindustrie wohl noch etwa hunderttausend Handweber, welche infolge besonders guter Webstühle für besondere Zwecke oder wegen sonst besonders schwieriger Arbeit als solche noch konkurrenzfähig sind; doch sind allein in der Zeit von 1882—1895 die hausindustriellen Betriebe noch um 35–43 % zurückgegangen, während die Großbetriebe um 69 % wuchsen.

Dieser Übergang der Textilindustrie von der Hausindustrie zur Fabrikation steht aber keineswegs vereinzelt da. Andere und auch wieder besonders bedeutende Industrieen haben ihn ebenso, und zwar vornehmlich auch von den fünfziger und sechziger Jahren ab, erlebt. So z. B. die Kleineisenindustrie: in ihr waren schon um 1855 die Nadler, die Sporenmacher, die Gelbgießer, die Gürtler und andere Berufe den großen Fabrikanstalten zumeist gewichen. Und auch da, wo der Übergang zur geschlossenen Fabrik nicht eingetreten ist, hat wenigstens das erste Motiv, das Eindringen der freien Unternehmung, zu einer radikalen Umgestaltung der hausindustriellen Verhältnisse geführt. Bei den kleineren Industrieen geschah das zumeist auch schon seit den sechziger Jahren. So bei den Nadlern in Pappenheim und Schwabach, bei den Blecharbeitern im Erzgebirge, bei den Tafelmachern und Schieferarbeitern im Fichtelgebirge, bei den Holzschnitzern und Spielwarenverfertigern um und in Sonneberg, bei den Bürstenbindern in der Pfalz u. s. w. Vereinzelt trat die Krise auch früher ein. So fällt z. B. die Umwälzung der Schwarzwälder Uhrenindustrie schon in den Anfang der vierziger Jahre. Aber hier genügte die Errichtung der Furtwanger Uhrmacherschule sowie das Aufkommen einer Anzahl tüchtiger Werkzeugmacher bei ungemein billigen Arbeitskräften, um die Hausindustrie auf lange Zeit zur Fähigkeit des Wettbewerbes mit der geschlossenen Fabrikindustrie zu heben.

In welcher Richtung sich im allgemeinen die innere, die soziale und seelische Umbildung derjenigen Hausindustriellen bewegt hat, die wohl von den Konsequenzen der freien Unternehmung, nicht aber zugleich den Folgen der Einrichtung geschlossener Fabrikation getroffen wurden, darüber läßt sich am besten aus denjenigen Hausindustrieen heraus urteilen, die unter dem Wehen des Geistes der freien Unternehmung neu erstanden sind: also möglichst getreu dessen Charakter zeigen. Diese modernsten aller Hausindustrieen befinden sich zunächst meistens nicht mehr auf dem platten Lande, das der bevorzugte Sitz aller älteren Hausindustrieen war, sondern in den Städten, und zwar in den Mittel- und vornehmlich in den Großstädten; und sie verwenden in ihren ausgeprägtesten Formen, etwa denen der Konfektionsindustrie, mit Vorliebe nicht mehr männliche Kräfte, sondern weibliche: Kräfte, die im Verborgenen arbeiten, nicht selten unter starken Nebenverdiensten des Lasters, Kräfte, die zu fast unglaublich geringen Preisen tätig sind. So hören wir z. B. von den Näherinnen für Damenkonfektion in Posen, daß sie verdienen: im ersten Jahre — nichts; im zweiten Jahre 6 bis 10 Mark monatlich; nach 10 Jahren im Höchstfall 30 Mark auf den Monat. Wäschenäherinnen erhalten für ein Dutzend einfacher Damenhemden 2 Mark, für elegante Herrenhemden 3 Mark; die höchste noch mögliche Leistung beträgt fünf Hemden den Tag. So entstehen jene Formen der Hausindustrie, denen die Engländer den furchtbaren Namen des sweating system gegeben haben; schlimmste und niedrigste Formen des modernen Wirtschaftslebens. Sie zeigen, daß sich die alte Hausindustrie, auch noch die im 16. bis 18. Jahrhundert begründete Verlagsindustrie, in dem Sinne, in dem sie damals begründet wurde, überlebt hat: sie hält sich nur noch da, wo man sie, etwa weil sie Saisongewerbe ist, das ein großes stehendes Kapital nicht lohnt, nicht durch eine motormäßige Fabrikation ersetzen kann, kurz, wo ausnahmsweise Gründe gegen das geschlossene Fabriksystem sprechen. In allen diesen Fällen aber läuft sie, wenn es sonst die besonderen Umstände zulassen, jeden Augenblick Gefahr, durch weit intensivere Formen der Ausbeutung ersetzt

zu werden, als das 16. bis 18. Jahrhundert sie kannten: durch die Formen eines verschämten und unverschämten großstädtischen Schweißsystems, dem namentlich unzählige weibliche Existenzen zum Opfer fallen.

Eine wirkliche Besserung wird auf diesem Gebiete auch auf dem Wege der Gesetzgebung schwerlich erreicht werden; erst eine Wandlung des Wesens der Unternehmung, das Auftauchen einer sich selbst bindenden Motivenreihe in derselben kann hier Wandel schaffen. Einstweilen aber muß gesagt werden, daß sich auf dem Boden der Hausindustrie, sowohl der älteren, zumeist ländlichen, soweit sie noch besteht, wie der modernen, städtischen, die traurigsten wirtschaftlichen Daseinskämpfe abspielen, welche die Gegenwart kennt: höchstens das stille Elend gewisser Handwerkerkreise würde ihnen zur Seite zu setzen sein.

Übersehen wir jetzt zum Schlusse ganz allgemein die Wirkung, die das Eindringen der freien Unternehmung auf die verschiedenen Arten der hausindustriellen Bildungen, sowie auf die bergbauliche Gewerkschaft gehabt hat, so läßt sich folgendes sagen. Die freiesten und ältesten dieser Bildungen, der arbeitsgemeinschaftliche Hausfleiß des Bauern, die freie ländliche Hausindustrie mit einem selbständigen Vertriebssystem des Hausierens, die freie alte Gewerkschaft des Bergbaus, sind so gut wie ganz zerstört worden; sie bestehen höchstens noch zum Teil in kleinen Resten. Zerstört worden sind auch große Teile der modernen Formen jener Hausindustrie, die schon seit dem Ausgange des Mittelalters ein Verlagssystem aufwiesen oder gar erst aus einem solchen entstanden sind; an ihre Stelle traten Formen des geschlossenen Fabrikwesens, mit denen zugleich der Geist der freien Unternehmung aufs innigste verbunden ist. Soweit aber jene Hausindustrieen erhalten sind, haben sie eine starke Umbildung erfahren, und zwar durchweg in dem Sinne, daß der untergeordnete Hausindustrielle zum modernen Arbeiter gemacht worden ist, zum Arbeiter eines Betriebes, der alle Zeichen wiederum der freien Unternehmung aufweist. Endlich ist noch eine gewisse Zahl durchaus moderner Hausindustrieen, vornehmlich in den großen Städten, entstanden; und von ihnen gilt

natürlich erſt recht, wie es denn auch in grellen Farben zu Tage tritt, daß ſie dem Wirtſchaftsleben der freien Unternehmung angehören.

Im ganzen hat innerhalb der Hausinduſtrie der Geiſt der freien Unternehmung zerſtörend und revolutionierend und nur in geringem Grade zu neuen Formen auferbauend gewirkt.

2. Die Umbildung der Formen der Hausinduſtrie war der Hauptſache nach in zwei Zeitſtufen vor ſich gegangen, deren Anfänge in den vierziger und den ſiebziger Jahren liegen: im erſteren Falle hatte es ſich im weſentlichen um einen erſten Einfluß der freien Unternehmung an ſich gehandelt, wie dieſe im Begriff war, in Deutſchland aufzukommen, wenn auch daneben die Entwicklung der geſchloſſenen Fabrik in England und der dadurch geſchärfte internationale Wettbewerb eine Rolle ſpielten; für den zweiten Zeitabſchnitt war zu den fortwirkenden Urſachen des erſten die Entfaltung des geſchloſſenen Fabrikſyſtems mit ſtarkem Motor in Deutſchland ſelbſt hinzugekommen.

Die Stufen dieſer Umbildung kehren auch in der modernen Geſchichte des Handwerks wieder; auch hier machen die vierziger und ſiebziger Jahre im allgemeinen Epoche.

Die erſte Kriſe im deutſchen Handwerk des 19. Jahrhunderts ſetzt ziemlich genau mit dem Jahre 1840 ein, nachdem im Jahre 1839 eine Handelskriſe geherrſcht hatte. Sie brachte der Hauptſache nach noch keineswegs Übelſtände zum Ausbruch, die ſich durch übermächtige Konkurrenz freier Unternehmungen oder gar ſchon einheimiſcher Fabrikation entwickelt hätten. Dies war auch in den nächſten beiden Jahrzehnten noch nicht eigentlich der Fall, wenngleich die Handwerke durch den Wettbewerb der heimiſchen, immer unternehmungsmäßiger ausgeſtalteten Hausinduſtrie, ſoweit dieſe nicht von Meiſtern betrieben ward, wie auch durch die Konkurrenz der engliſchen Fabrikation in manchen Artikeln bereits ſchwerer litten. Im ganzen waren es doch mehr Schwächen der eigenen, inneren Entwicklung, über die geklagt wurde. Auch da, wo eine grundſätzlich durchgeführte Gewerbefreiheit noch nicht die Anfänge der freien Konkurrenz gebracht hatte,

erlebten die Handwerke die Auflösung ihrer alten Organisationsformen: Lehrlinge und Gesellen wollten sich nicht mehr in Lehrgang und Gehilfentum alter Art fügen; die herkömmlichen Schranken des jeder Zunft zugewiesenen Arbeitsbereiches wurden nicht innegehalten; Bönhasen traten in Masse auf und blieben zumeist unverfolgt; Verkaufsmagazine schossen aus der Erde, in denen Unzünftige Zunftarbeit feilhielten und Zünftige mit Artikeln handelten, die nicht zur Arbeit ihrer Zunft gehörten. Erwies sich so die alte Zunftorganisation an allen Ecken und Enden als brüchig, so ließen sich zugleich all die großen und kleinen Schäden ziemlich ausnahmslos auf einen einzigen Ursachenkomplex zurückführen. Die Zunftorganisation war ursprünglich eine reine Arbeitsorganisation gewesen, also grundsätzlich auf die gleiche Arbeitskraft aller aufgebaut worden, wobei der Kapitalbesitz der Meister, weil sehr gering, als außer Betracht bleibend behandelt worden war. Da hatte sich denn bereits spätestens gegen Ende des 14. Jahrhunderts, mit dem Aufkommen des Zeitalters der mittelalterlichen regellosen Unternehmung und den Jahrhunderten des wirtschaftlichen Aufschwunges hin bis um etwa 1600, die Fiktion geringen und deshalb irrelevanten Kapitalbesitzes als unhaltbar erwiesen. Dadurch, daß unter den Meistern derselben Zunft die einen arm blieben, die anderen reich wurden, war es zu schweren inneren Wandlungen der Zünfte gekommen; neben den kleinen Meister, der in alter Weise fortarbeitete, waren Meister getreten, die sich nicht selbständig machen konnten und darum bei reicheren Meistern als Gehilfen — dies der Ursprung der Gesellen — eintraten; und die verhältnismäßig wenigen wirklich reichen Meister hatten weite Werkstätten eröffnet mit vielen Gesellen, ja waren wohl dazu fortgeschritten, arme Meister außerhalb ihrer Werkstatt zu beschäftigen und so eine jener weniger wichtigen Formen der Hausindustrie zu begründen, von denen oben nicht weiter die Rede zu sein brauchte. Dann war freilich, seit dem 17. Jahrhundert, diese Entwicklung wieder zurückgegangen. Die reichen Meister hatten sich von der Zunft emanzipiert und waren Verleger und Manufakturinhaber geworden; der Rest hatte

ſich innerhalb des althergebrachten Organismus der Zunft nun um ſo feſter eingekapſelt und war in ihr langſam verknöchert. In dieſe dürren ſozialen Gehäuſe fuhren nun, ſeit den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts, Windſtöße neuen Geiſtes, Stöße, die den Sturm der nahenden Unternehmung verkündeten. Die tatkräftigeren und darum zumeiſt bald wohlhabenderen Handwerker begannen ſich von neuem den Formen des alten Zunftrechtes zu entwinden; ſie wurden kleine Unternehmer mit einigen Geſellen und freier Wahl ihrer Arbeit wie freiem Vertriebe; die Zurückbleibenden riefen vergebens die Hilfe verſtaubter Privilegien an; und übermäßig viel neue Elemente, gute und ſchlechte, arme und reiche, drängten in das Handwerk hinein, hindurch durch die Fugen und Schranken eines nirgends mehr dichten und abſchließenden Zunftrechts.

Das iſt die Bewegung, die leiſe ſchon in den dreißiger Jahren begann, recht augenſcheinlich aber erſt ward in den vierziger Jahren. Da hört man von Klagen der Berliner Stadtverordneten — und nicht anders ſprach man am Rhein —: alles Handwerk ſei überſetzt, die Bankrotte nehmen zu, die Arbeit werde ſchlechter; die Ausgaben der Berliner Armenkaſſe ſeien von etwa 104 Tauſend Talern im Jahre 1821 auf etwa 374 Tauſend im Jahre 1838 geſtiegen. Luft machte ſich dieſer Zuſtand, ſoweit die Handwerker ſelbſt in Betracht kamen, im Jahre 1848. Schon im April 1848 erſchien ein offenes Sendſchreiben von zweiundzwanzig Leipziger Innungen mit Forderungen und Klagen über die moderne Willkür der Konkurrenz; dann tagte von Mitte Juli bis Mitte Auguſt in Frankfurt a. M. das Handwerkerparlament und begann ſeine ſtürmiſchen Sitzungen mit einem „feierlichen, von Millionen Unglücklicher beſiegelten Proteſt gegen die Gewerbefreiheit“. Die Verfluchung von freiem Wettbewerb und Gewerbefreiheit iſt charakteriſtiſch; keineswegs revolutionär war man, ſondern reaktionär; und wie die Bauern der Aufſtände des 15. und 16. Jahrhunderts zurückgewollt hatten, zurück zu den Paradieſeszuſtänden der alten Markgenoſſenſchaft, ſo forderten die Handwerker von Anno 1848 Maßregeln im Sinne mittelalterlicher Zunftpolitik. Und ſie

hatten einen Erfolg in der neuen preußiſchen Gewerbeordnung vom Februar 1849. Allein, konnten ſtaatliche Eingriffe, ſei es der Geſetzgebung, ſei es ſogar der Verwaltung, helfen bei der unendlich tiefen Verurſachung der beſtehenden Mißſtände? Dieſe Ordnung hat weder genutzt noch geſchadet; das Leben ſelbſt mußte ſich ſeine Formen finden.

In Wahrheit beginnt in den fünfziger Jahren leiſe eine neue Organiſation des Handwerks, ſei es innerhalb der umgewandelten Form der alten Zunft, ſei es außerhalb des Schattens der alten Organiſation. Die Zünfte ſorgen für beſſeren Unterricht ihrer Lehrlinge; Fortbildungsſchulen und Fachſchulen, nicht ſelten ſtaatlich unterſtützt, in Württemberg früh, ſchon in den ſechziger Jahren, zu einem großen Syſtem ausgebaut, treten auf; und freie Aſſoziationen, wie ſie vereinzelt ſchon bis in die dreißiger Jahre zurückreichen, Gewerbevereine, Kreditvereine, Arbeiterbildungsvereine, werden häufig. Hand in Hand damit nimmt das handwerkliche Geſchäft des vorwärtsſtrebenden Meiſters langſam andere Formen an. Dieſer Meiſter braucht nicht auf Vorrat zu arbeiten; er hält einen Laden, oft ſchon ein Magazin mit anderen als nur eigenen Erzeugniſſen. Er fängt an, im Verhältnis zur bisherigen Breite ſeiner Produktion nur noch Spezialitäten zu erzeugen; er kauft einige Teile der Arbeit ſchon fertig als Halbfabrikat; er ſtellt mehr Gehilfen ein, ſo daß die Zahl der Geſellen im allgemeinen ſteigt; und er organiſiert ſie arbeitsteilig, ſo daß im allgemeinen die Arbeit keines von ihnen ſich noch mit der Arbeit eines anderen deckt. Kurz, er wird ein kleiner Unternehmer. Und ſind die Verhältniſſe günſtig, ſo hat er wohl auch ſchon techniſche Schulen beſucht, iſt weit gereiſt noch in alter Handwerksburſchenart, verſteht aber auch das Kaufmänniſche und handhabt den Vertrieb mit leidlich weitem Blicke.

Eine günſtige Umbildung: die Entwicklung von unten her hinein in das neue Zeitalter der freien Unternehmung! Aber freilich: ſie gelang nur Naturen, die ſich geiſtig und körperlich tapfer regten; dieſe allein formten die Handwerkerklaſſe der self-made men, wie man damals gern ſagte. Und ihr Kreis,

wenn er auch ständig und weit über diese erste Periode hinaus bis hinein in die Gegenwart neuen Zuwachs erhielt, nahm doch verhältnismäßig mit der Zeit wohl eher ab als zu. Jedenfalls aber schon die mittelbegabte Klasse sank neben ihm. Denn sie blieb ohne Fortschritt am Alten hängen, spießbürgerlich, wie ehedem, auf Zunftrechte und Zunftstatuten pochend und schließlich mutlos. So verließen denn viele ihrer Angehörigen das Handwerk, suchten kleine Beamtenposten auf, Anstellungen bei Eisenbahnen, industriellen Gesellschaften und dergleichen, wurden Kommissionäre, Agenten, elende Kleinhändler oder wanderten aus. Wie schwer aber war gar das Los der noch tiefer Stehenden! Lethargisch, mißmutig, verzweifelt, verdumpften und versumpften sie, und viel noch war es, wenn auch sie zur Auswanderung gelangten. Damals sind, vornehmlich aus dem Süden und Südwesten, aus Schwaben, aus dem Elsaß, aus der Pfalz jene Massen von Landsleuten nach den Vereinigten Staaten verschlagen worden, die dem deutschen Element in der Neuen Welt auf lange und teilweise noch bis auf heute seinen spezifischen Charakter gegeben haben; und unter ihnen war die Zahl der Handwerker beträchtlich. Andere Handwerker sind freilich wohl auch auf das platte Land der Heimat gezogen und haben dort, anfangs nicht ohne Spott und Mißgunst der städtischen Genossen, Fuß gefaßt, bis sie erkannten, daß das Handwerk hier, fern von den Mauern, nicht selten noch einen goldenen Boden habe.

Im ganzen bringen damit die zwei oder drei Jahrzehnte nach 1840 eine erste Krisis des anständigen kleinen Bürgertums, eine Krise, die die schwersten sozialen Probleme in sich schloß, und von der gleichwohl nicht viel die Rede war. Denn es handelte sich hier um eine wesentlich sedimentäre, fast vegetative Klasse, die, gewaltsam von außen aufgerüttelt, wohl noch immer eine schier unerschöpfliche Reserve lebendiger Kräfte aufzuweisen hatte, die aber, sich selbst überlassen, in ihrer anständigen Arbeitsamkeit, ihrem ängstlichen Sparsinn, ihrer hergebrachten Verehrung der Autorität und der vollendeten Tatsache kein anderes Mittel der Lösung ihrer sozialen Gebrechen fand als jenes von

Luther einstmals gegenüber bösen Obrigkeiten vorgeschlagene liebenswürdige Rezept, das Rezept der Auswanderung.

Mit den siebziger Jahren war im ganzen und großen diese Phase der Entwicklung vorüber. Offenkundig hatte sich der innere Verfall des alten, noch voll zünftlerischen Handwerks vollzogen; nur häßliche Nacherscheinungen füllen noch wie Marodeure die folgenden Jahrzehnte; im ganzen war man jetzt auf den inneren Verfall eingerichtet, und niemand von einigem Ernste hat wohl noch nach 1870 die mittelalterliche Zunft und ihre Ideale ganz wieder auffrischen wollen. Statt dessen traten jetzt andere Feinde des Handwerks entschiedener als bisher hervor: dem inneren Verfall des Handwerks, der fortdauerte, stellte sich als ein zweites Hauptmotiv stärkster Umwandlung seine zunehmende Bedrängung durch eine mächtig steigende Großindustrie zur Seite. Dabei war es nicht bloß die steigende Macht der Fabrikation und auch der weiter entwickelten Hausindustrie an sich, die dem Handwerk entgegentrat; besonders verhängnisvoll wurde, daß die neuen Mächte jetzt auch viel mehr als bisher das eigentliche Gebiet der herkömmlich handwerksmäßigen Tätigkeit ergriffen. Gewiß ist es richtig, was neuerdings oft genug ausgeführt worden ist, daß die Großindustrie nicht eine vergrößerte Kleinindustrie ist; gewiß erscheint sie im ganzen als eine andere Art von Produktion und hat vielfach andere Aufgaben: Lokomotiven und große Schiffe z. B., Dampfkrane und Schnellpressen, Brücken und Straßenbahnen kann man nicht bei einem Handwerker bestellen. Aber daneben gibt es doch auch eine gewaltige Anzahl von Artikeln der fabrikmäßigen und hausindustriellen Großindustrie, die zu schaffen auch dem Handwerker leicht fallen würde, könnte er aus anderen Gründen den Wettstreit mit dieser Industrie aufnehmen. Man ist jetzt geneigt, zu unterschätzen, welche Unsumme von Lebensbedarf der Erzeugung des Handwerkers durch die große Unternehmung dennoch entzogen worden ist: schon deshalb, weil nicht wenige dieser Artikel inzwischen eine ganz andere, nun freilich allein fabrikmäßige Form angenommen haben, als sie zu der Zeit besaßen, da sie aus der Hand des Handwerkers hervor-

gingen. Und bezeichnend für den Produktionsvorrang der großen Unternehmung ist, daß neue Materialien der Stoffveredlung, wie z. B. Kautschuk, Guttapercha, Zelluloid, heute überhaupt kaum noch bis zum Kleingewerbe hinab zur Verarbeitung gelangen.

Wie sehr hier die große Unternehmung, mit Vorliebe in der Form der Fabrik, aber auch in der Herausbildung der neueren Hausindustrieen, in das Gebiet des handwerklichen Betriebes eingegriffen hat, wird an einigen Beispielen augenscheinlich werden.

Auf dem Gebiete der Herstellung von Nahrungsmitteln gab es für die Bäckerei in den sechziger Jahren neben dem noch vielfach — namentlich im Nordosten — üblichen Hausbacken fast nur die handwerksmäßige Produktion; Brotfabriken waren noch sehr selten, kamen eigentlich nur in Berlin, Köln, Trier, Stuttgart vor. Heute sind sie eine gewöhnliche Erscheinung. Ähnlich auf dem Gebiete der Fleischerei. Früher gab es nur den handwerklichen Fleischer, und die Zahl der Fleischer stieg im ganzen entsprechend der Zunahme der Bevölkerung: es waren stetige Verhältnisse. Erst die Zeit nach 1870 brachte die Fabriken von Wurst- und Fleischwaren.

Derselbe Prozeß läßt sich auf dem Gebiete, das neben dem der Nahrungsmittelzünfte handwerklich mit das wichtigste war, auf dem Gebiete der Bekleidung, verfolgen. Hier waren schon in den fünfziger Jahren neben den Lohn- und den Kundenschneider Kleidermagazine getreten mit fertigen Waren für Männer wie Frauen. Der Übergang stand wohl in Zusammenhang mit der Tatsache, daß im Anfange des sechsten Jahrzehnts die Nähmaschine in Deutschland eingebürgert wurde; zugleich auch mit der anderen, daß seitdem statt der alten schweren Stoffe und Tuche immer mehr die viel billigeren, aber auch weit weniger dauerhaften Cheviotstoffe aufkamen: ein Moment, das der Mode und damit auch der industriellen Konfektion den größten Anstoß geben mußte. Für diese Konfektion waren nun die Großstädte mit ihren billigen, namentlich weiblichen Arbeitskräften ein besonderer Anziehungspunkt: es entstand jene traurige

moderne Art der Hausinduſtrie, von der ſchon erzählt worden iſt; Gerſon in Berlin lieferte ſchon im Jahre 1851 etwa 16—20000 fertige Mäntel, Mantillen u. ſ. w. Allein der eigentliche Aufſchwung der Kleiderkonfektionsgeſchäfte datiert doch erſt aus dem Ende der ſechziger Jahre: nun erſt entſtehen die großen Bazare, und jetzt erſt entwickelt ſich die moderne Spezialiſierung des Betriebes. Da kommt es zu beſonderen Konfektionen nicht bloß der Frauen-, Herren- und Arbeitergarderobe, ſondern wiederum auch der einzelnen Anzugsteile. In der Damenkonfektion z. B. läßt der eine Unternehmer nur noch Mäntel, der andere nur noch Schürzen, der dritte nur noch Bluſen anfertigen u. ſ. w. Nicht anders aber als in den Stoffbekleidungsgewerben verlief die Entwicklung in den Gewerben der Lederbekleidung, wenn ſie auch etwas ſpäter eintrat. Da hatte, um zunächſt von der Lederinduſtrie zu reden, in den ſechziger Jahren noch eine ganze Anzahl mittlerer und kleinerer Gerbereien beſtanden. Aber bald waren ſie einer verhältnismäßig ſehr raſch und zeitig erfolgenden Konzentration der Lederbearbeitung gewichen, ſchon deshalb, weil die neueren, von der Chemie in buntem Wechſel zur Verfügung geſtellten Gerbe-, Lackierungs- und Färbemethoden durchweg ſehr exakte Behandlung und wiſſenſchaftliche Kenntniſſe erforderten. Soweit aber das eigentliche Lederbekleidungsgewerbe, insbeſondere die Schuhmacherei, in Betracht kam, war der Vorgang derſelbe wie bei der Stoffbekleidung. In den ſechziger Jahren waren Schuhfabriken im allgemeinen noch unbekannt. Seitdem aber kam es zu einer Entwicklung der Maſchinenarbeit, die der Großunternehmung alle Vorteile verſprach; es erwuchs die moderne Schuhwarenfabrik und mit ihr die immer noch zunehmende Praxis „eleganter Schuhwarenmagazine“.

Soll jetzt derſelbe Wechſel der Entwicklung noch einmal, etwa auf dem weiten Gebiete der Baugewerke, verfolgt werden? Soll gezeigt werden, wie hier der Schreiner durch die Einſtellung der Werkzeugmaſchinen, der Band-, Kreis- und Dekupierſägen, der Hobel-, Kehl- und Nutmaſchinen, der Bohr- und Fräsmaſchinen ſeit Ende der ſechziger Jahre zu Gunſten der Groß-

unternehmung und der Fabrik depossediert ward? Wie sich die Parkett-, Kisten-, Rahmen-, Kehlleisten- und Stuhlfabrikation bildete? Heutzutage gibt es allein schon auf dem Gebiete der Möbelfabrikation nicht weniger als vierzig Spezialitäten in Möbelarten und Möbelteilen, von der Fabrikation eleganter Salonmöbel an über die der Restaurant- und Kontormöbel hinab bis zur fabrikmäßigen Herstellung von Küchenschrank, Küchenstuhl und Küchentisch.

Faßt man nun die Vorgänge, die hier nur an einzelnen wichtigsten Beispielen und nur in ihren, freilich besonders lehrreichen Anfängen verfolgt werden konnten, in einem allgemeinen Bilde zusammen, so ergibt sich: die fabrikmäßige oder modern-hausindustrielle Herstellung im großen, in den fünfziger und auch noch teilweise den sechziger Jahren wesentlich nur auf anderen Gebieten als denen des Handwerks und eigentlich allein in einigen Exportindustrieen mit diesem in entschiedenem Wettbewerb tätig, ist seitdem immer mehr in das eigentliche Handwerkergebiet konkurrierend eingedrungen: und das um so mehr, je reicher die Nation wurde, und je mehr Kapitalien Unterkunft suchten.

Dementsprechend ist die Zahl der ohne Konkurrenz dastehenden Handwerke immer mehr zusammengeschmolzen. Was hielt man früher nicht alles noch neben der Fabrik und dem hausindustriellen Großunternehmen für lebensfähig! Später sind die Hoffnungen in dieser Hinsicht immer mehr zurückgegangen. Neuerdings gelangt eine eingehende Untersuchung für die heute noch bestehenden Handwerke etwa zu folgenden, sehr bescheidenen Ergebnissen[1]. Ganz ausgeschlossen sei der Fortbestand des Handwerks in der Seilerei und Gerberei. Neben den übrigen Betriebsformen werde das Handwerk in einer Reihe von Gewerben noch weiterhin existenzfähig sein. Hier seien vor allem zu nennen: Tischler, Klempner, Schlosser und Schmied,

[1] Mendelson, Die Stellung des Handwerks in den hauptsächlichsten der ehemals zünftigen Gewerbe. (Sammlung nationalökon. und statistischer Abhandl. des staatswissenschaftlichen Seminars zu Halle, Bd. 22.) 1899. S. 239—40.

Tapezierer, Sattler, Buchbinder, Schuhmacher, Schneider, Bäcker und Konditor, Fleischer, sowie auch Böttcher und Drechsler. Bei den Gewerben, die für die Bautätigkeit in Betracht kommen, bleibe dem Handwerk in den meisten Fällen die Anbringungsarbeit, die immerhin erhebliche Bedeutung besitze; im Baugewerbe selbst werde der Großbetrieb noch wesentlich an Ausdehnung gewinnen. Im Barbiergewerbe sei die Stellung des Handwerks noch unerschüttert, werde es voraussichtlich auch bleiben.

Man kann gegen diese Diagnose und Prognose allerlei einwenden: fast bei jedem der genannten Handwerke. Aber nicht darauf kommt es an. Bestehen bleibt, daß tatsächlich eine überaus große Verschiebung und an vielen Punkten ein starker Rückgang des Handwerks stattgefunden hat, und daß dieser Prozeß noch keineswegs abgeschlossen ist. Und ebenso richtig ist, daß Versuche, das bestehende Handwerk durch mehr oder minder abwandelnde Stärkung seiner alten Daseinsgrundlagen zu erhalten, etwa durch Erweiterung der Rechte der gewerblichen Genossenschaften, durch Normierung des Befähigungsnachweises oder durch Abgrenzung der Gewerbeberechtigungen, mißlungen sind, wie namentlich die Wirkung der österreichischen Gesetze vom Jahre 1883 gezeigt hat. Und auch Maßregeln außerhalb des Bereiches halb reaktionärer Heranziehung älterer Wirtschaftsformen, wie etwa die Einführung von Kleinmotoren oder die Durchführung einer kleingewerblichen Kreditorganisation oder von Produktivgenossenschaften, werden die notwendige Umbildung des Handwerks zwar in ihren Folgen für den einzelnen mildern, verhindern aber werden sie sie nicht. Es handelt sich hier um Vorgänge jenseits der Macht bewußt-menschlichen Eingreifens, Vorgänge, in denen das gesamte alte Handwerk unter dem Hauche des Geistes der freien Unternehmung Umbildungen erfahren hat.

Hier aber kann es nur die Aufgabe sein, die wesentlichsten dieser Umbildungen darzustellen, ohne die Absicht, die Zahl der tatsächlichen Änderungen und ihre Motive irgendwie zu erschöpfen. Denn nur eine sehr eingehende Schilderung

könnte der ungeheuren Summe von Kombinationen gerecht werden, in denen sich auf diesem Gebiete Altes und Neues zu veränderten Bildungen gemischt hat.

Im allgemeinen läßt sich sagen, daß es eine Menge von Fällen gibt, in denen ein unmittelbarer und in einer einfachen Kausalitätsreihe nachweisbarer Einfluß der freien Unternehmung auf das Handwerk vorliegt; diese Fälle sollen an erster Stelle besprochen werden, zumal sie auch vielfach die älteren sind. Daneben aber steht eine indirekte Einwirkung der Unternehmung auf alles Handwerk, die, namentlich seit Ende der sechziger Jahre, zu ebenso großen Veränderungen geführt hat; von ihr soll an zweiter Stelle die Rede sein.

Am sichtbarsten trat der direkte Einfluß der Unternehmung da auf, wo zwar die Form des Handwerks äußerlich erhalten geblieben ist, dieses aber nunmehr von irgend einer Art der Unternehmung gleichsam umrahmt, in sie einrangiert und nicht selten gleichsam von ihr fast erdrosselt erscheint. Der einfachste, altherkömmliche Fall war hier der, daß sich über einer Anzahl von Handwerksmeistern ein Verlag aufbaute, der den Vertrieb ihrer Erzeugnisse übernahm: also der Fall einer handwerklichen Hausindustrie. Er ward jetzt, namentlich in den größeren Städten, zu einem unendlich häufigen. All die großen Magazine in den Städten entwickelten ihre „Arbeiter" hinter sich: d. h. handwerkliche Meister, die zumeist einen Teil der zum Verkauf gestellten Waren produzierten, gewiß aber die zur Ausbesserung gebrachten reparierten. Und daneben entstanden dann die modernen großstädtischen Hausindustrieen der Konfektion mit ihren tausend Zweigen, falls sich nicht für die Konfektion gar schon die geschlossene Fabrikationsweise in Abhängigkeit von einem großen Motor einbürgerte. Große Massen moderner, vornehmlich großstädtischer Meister gerieten so in gebundene Verhältnisse.

Und doch waren sie in gewissem Sinne sozial noch besser daran als andere sogenannte freie Meister, die in anscheinend losere Abhängigkeit vom freien Unternehmertum geraten sind. Welche Schuldknechtschaft schlimmster Art haben ihnen nicht in

Wirklichkeit moderne Unternehmer besonderer Art auferlegt! Da sind z. B. jene Möbelmagazine, die nicht mehr hausindustriell produzieren lassen, sondern von diesen „freien" Meistern kaufen: Meistern, die in der Regel nur irgend eine Spezialität liefern: etwa nur geschweifte Stühle, oder nur Nußbaumbüffetts, oder nur kieferne Bettstellen. Diese freien Meister arbeiten dabei auf eigene Rechnung und verkaufen, richtiger verschleudern am Schlusse jeder Woche ihre Arbeit. „Sind die Arbeiten fertiggestellt," so äußert sich ein Berliner Bericht über sie[1], „sind die Händler mit Holz, Leim und Furnieren angepumpt, der Arbeiter auf seinen Lohn vertröstet bis zum Verkauf der Arbeiten, so beginnt der ‚Meister' den Verkauf. Die Arbeiten werden auf einen Möbelwagen geladen, dann fährt der ‚Meister' — Sonnabends — von Geschäft zu Geschäft, anfragend, ob seine Arbeiten gebraucht werden; je später es wird, desto billiger ist er mit seinen Forderungen, bis er schließlich für einen Preis die Arbeit an den Mann gebracht hat, welcher kaum Arbeitslohn und Holz deckt. Allwöchentlich wiederholt sich dies, bis der ‚Meister' pleite geht, um dann in irgend einer Weise weiter zu vegetieren." Da sind weiterhin Bauspekulanten, die in ihren Häusern Magazine anlegen, um sie an solche kapitallose Handwerker zu höchst lästigen Bedingungen, Gewinnanteilen u. dergl. zu verleihen, die eines Ladens zu ihrem Gewerbebetriebe unbedingt bedürfen: an Barbiere und Friseure, an Bäcker und Fleischer; auch die Gastwirte wären in diesem Zusammenhang zu nennen. Da sind ferner die Großunternehmer, die armen Handwerkern nicht selten die Fabrikate und Halbfabrikate gegen Kredit förmlich aufdrängen, deren diese, namentlich auch zum Anfang eines selbständigen Gewerbes, bedürfen: um sie dann später an dem Bande des gewährten Kredits festzuhalten und zu weiteren Einkäufen stets nur von ihrer Firma zu veranlassen. Unzählige freie Handwerker befinden sich in den Fesseln einer solchen

[1] Untersuchungen über die Lage des Handwerks in Deutschland (Verein für Sozialpolitik) 4, S. 414.

privaten Schuldknechtschaft; am gewöhnlichsten ist auch hier wieder der Fall der Bäcker, die nur noch Diener der Mehllieferanten, der Fleischer, die nur noch ausführende Organe der Viehhändler, der Gastwirte, die nur noch Abzapfer des Bieres von Großbrauern sind. Zu ganz besonders schlimmen und eigenartigen Formen aber pflegt diese Kreditknechtschaft sich im Baugewerke zu entwickeln. Hier ist zunächst der ausführende „Bauunternehmer" in den großen Städten nur zu häufig nichts als ein einfacher Zimmermanns- oder Maurerpolier, wenn nicht gar noch weniger: kurz ein Mann ohne Kapital und darum ganz in den Händen des Spekulanten des Grundes und Bodens. Dieser Mann, in seiner Stellung dem durch Kredit unterhaltenen Fleischer, Bäcker oder Gastwirt gleich, beginnt nun zu bauen. Natürlich nur gegen Kredit: gegen Kredit namentlich, soweit es sich um die Bezahlung der am Bau beteiligten Handwerker handelt: sie müssen die Ware stunden, bis später die Zeit der Ausnutzung des Grundstücks eintritt, — und häufig tatsächlich stunden bis auf den St.-Nimmerleinstag. Aus diesen Verhältnissen heraus gehen den Handwerkern in Berlin allein angeblich 20 bis 30 Millionen Mark jährlich verloren; und fest steht zur Charakteristik der sogenannten „Bauunternehmer", daß bei den 830 in Berlin in den Jahren 1891—1892 errichteten Neubauten nicht weniger als 222 dieser „Unternehmer" von ihren Arbeitern Krankenkassenbeiträge unterschlagen haben[1].

Von diesen Arten des Handwerksverfalls, in denen die innere Abhängigkeit von einer Unternehmung bei scheinbarer äußerer Freiheit die verschiedensten Schattierungen aufweisen kann, führen dann tausend leise Übergänge hinüber zu den zahlreichen Fällen, in denen Handwerker im Sinne von besseren Arbeitern gewissen großen Unternehmungen direkt einverleibt sind: zu dem Schlosserpersonal der Maschinenbauerei, dem Kartonnagenpersonal der großen Konfektion, den Lithographen der Schokoladenfabrik, den Firmenstickern und -Stickerinnen der feinen Wollindustrie.

Eine Unsumme von verschiedenen Abhängigkeiten sind auf

[1] Sombart, Moderner Kapitalismus Bd. 1, S. 499.

dieſe Weiſe geſchaffen; gemeinſam iſt ihnen allen, daß die äußere Form des Handwerks geblieben, die innere mehr oder minder geſchwunden iſt. Darüber hinaus aber hat die moderne Unternehmung auch das Handwerk vielfach geradezu aus ſeinen Produktionsgebieten vertrieben: ſei es teilweiſe, in Schmälerung hergebrachter Handwerksbetriebe, ſei es ganz, durch volle Einbeziehung bisher handwerklicher Produkte in die Erzeugung namentlich der geſchloſſenen Fabrik.

Wo ſind heute z. B. die Gewerbe der Nadler und Spängler, der Schwertfeger, der Nadel-, Meſſer- und Zeugſchmiede, der Kammmacher und Kartenmacher, der Lebzelter, Kerzenzieher und Seifenſieder, der Hut- und Handſchuhmacher geblieben? Manche von ihnen leben nur noch in Eigennamen fort; von dieſem oder jenem trifft man wohl noch verblichene und verſtaubte Firmen: aber nur ſelten noch blüht hinter ihnen das Handwerk. Der Hauptſache nach ſind ihre Angehörigen, wenn ſie überhaupt noch exiſtieren, zu nichts als den Verkäufern der Fabrikware ihres Gewerbes geworden.

Freilich: dieſer Fälle, daß die Herſtellung im großen ein Handwerk durchaus und ganz verdrängt habe, ſind doch nicht allzu viele; und zumeiſt handelt es ſich dabei nur um kleinere Gewerbe, — wenngleich auch ein ſo großes Handwerk wie das der Weberei, außer für gewiſſe Ausnahmefälle, auszuſterben droht. Viel häufiger jedenfalls iſt das Vorkommen einer bloßen Schmälerung der handwerklichen Berufe. Dieſe Schmälerung tritt dann in den allerverſchiedenſten Formen auf; und ſo zahlreich faſt, wie Vorſtellungsaſſoziationen ſein können, ſind die hier auftretenden Kombinationen von alt und neu: ſei es, daß eine fabrik- oder verlagsmäßige Produktion weſentliche Teile alter handwerklicher Erzeugungsgebiete hinweggeriſſen hat, wie etwa die Fabrikation gebogener Möbel oder die Drahtſeilfabrikation, ſei es, daß dem Handwerk nur einzelne lohnende Artikel in immer ſteigender Zahl entzogen werden, bis es gleichſam blutleer und bis auf wenige Zeichen des Lebens zur Ader gelaſſen erſcheint, wie dies z. B. für die Buchbinderei oder die Korbmacherei zutrifft; ſei es, daß die Maſſenherſtellung

ſich vor allem auf die Erzeugung handwerklicher Halbfabrikate gelegt hat, wie z. B. von Hufeiſen, Schlöſſern, Fenſterrahmen, und dem Handwerker nur das Beſchlagen überläßt; ſei es endlich, daß gewerbliche Unternehmer eine Summe von bisher iſoliert arbeitenden Handwerken zuſammenfaſſen und durch deren arbeitsteilige und damit auch arbeitbeſchränkende Organiſation neue Erzeugungsformen begründen: wenn z. B. etwa eine Möbelfabrik entſteht aus dem Zuſammenarbeiten von Tiſchlern, Holzbildhauern, Drechſlern, Polierern, Malern, Lackierern oder eine Kinderwagenfabrik durch Kombination der Arbeit von Wagnern und Korbmachern, Tiſchlern, Drechſlern, Malern und Lackierern, Schloſſern, Schmieden und Sattlern.

Überſchaut man dieſe Fälle wie die früher angeführten der Ertötung oder Umklammerung der Handwerke durch die Formen der freien Unternehmung, ſo begreift man, wie unendlich tief der Einfluß des neuen Wirtſchaftslebens auf das Handwerk geweſen iſt. Und doch war er damit noch keineswegs erſchöpft. Vielmehr iſt eben dies das charakteriſtiſche, daß der Geiſt dieſes neuen Lebens allmählich jegliches Handwerk überhaupt durchdrang, wie er jegliche Art der Hausinduſtrie durchdrungen hatte: ſo daß alſo auch das fortlebende Handwerk durchaus unter ſeinen Einfluß zu ſtehen kam.

Unter dieſer Einwirkung hat denn dies fortlebende Handwerk ſeit Ende der ſechziger Jahre allmählich im weſentlichen drei Formen angenommen. Die ordnungsmäßige alte Handwerksnahrung, die ihren Mann mit Weib und Kind anſtändig ernährte, iſt in der großen Stadt entweder zum Kleinunternehmen erweitert worden oder aber zu traurigen und zerſetzten Reſten früherer Lebenshaltung herabgeſunken; in der alten Form der mittleren, leidlich behäbigen Exiſtenz hat ſie ſich dagegen im weſentlichen in die kleine Stadt und auf das platte Land geflüchtet und blüht hier, doch nur in gewiſſen, durch das moderne Wirtſchaftsleben charakteriſtiſch umgeſtalteten Formen, einſtweilen noch leidlich fort.

Soweit aber das Handwerk Initiative und Kapital genug beſaß, um den Geiſt der Unternehmung im letzten Menſchen-

alter bei sich wirklich heimisch werden zu lassen, vermochte es dies auf die Dauer doch zumeist nur unter einer Bedingung: der der Spezialisierung. Denn als für handwerkliche Funktionen immer zahlreichere Arbeitsmaschinen aufkamen und ein Motor für diese immer unerläßlicher ward, hätte die Beibehaltung der ganzen Breite des herkömmlichen Erzeugungsgebietes viel zu starke Kapitalaufwendungen erfordert. Man mußte sich also der Breite der Herstellung nach, und das heißt qualitativ, beschränken. Aus diesem Zusammenhange heraus vor allem erfolgte die unendliche Spezialisierung der handwerklichen Berufe in unseren Großstädten. So sind z. B. allein aus dem Schlosserhandwerk die Kunstschlosser, Bauschlosser, Kassaschrankfabrikanten, Monteure von Gas- und Wasseranlagen, Elektrotechniker, Brücken- und Tafelwagenbauer und Inhaber von mechanischen Werkstätten hervorgegangen, der weiteren Abzweigungen dieser nicht zu gedenken. Indem sich aber die Betriebe spezialisierten, wurde die Produktion auch quantitativ eine andere: es mußten besonders starke Massen der der Formenzahl nach begrenzteren Ware erzeugt werden; das moderne Prinzip der Massenproduktion drang ein. Und mit ihm der Grundsatz kaufmännischer Wirtschaftsführung: mit einem Worte die Unternehmung. Schon äußerlich macht sich das vielfach an der Tatsache bemerklich, daß diese modernen Handwerker große Verkaufsmagazine zu haben pflegen. Noch mehr aber innerlich. Handwerker dieser Art wurden tatsächlich zu kleinen Unternehmern. Oft aus den kleinsten Verhältnissen herkommend entwickelten sie sich zu „Geschäftsinhabern" mit einer beträchtlichen Anzahl von Köpfen als „Personal", seien diese nun Gesellen oder Heimarbeiter oder Kontoristen; alle Anzeichen des Unternehmertums traten auf, u. a. auch eine rasch steigende, an die Zinseinnahmen von Hunderttausenden, ja gelegentlich Millionen heranreichende Wohlhabenheit. Eine neue Schicht des Mittelstandes bildete sich so aus: weit hinweg über das Niveau des alten Handwerkes mit seinem Ideal der bloß auskömmlichen Lebenshaltung, der „Nahrung".

Aber zu diesen emporsteigenden Schichten, die der Zahl

nach naturgemäß begrenzt waren, traten die viel zahlreicheren Männer des ſtädtiſchen Handwerks in Gegenſatz, die unter das wenn auch noch ſo kümmerlich gefaßte Ideal der Nahrung hinabſanken. Wir erblicken hier einen ſeit den ſiebziger Jahren immer troſtloſeren Verfallsprozeß, der ſich im einzelnen in ſehr verſchiedenen Formen abſpielt, der ſich auch in ſehr verſchiedenem Zeitmaß vollendet, je nach lokal verſchiedenen Bedingungen, in dem aber ſchließlich faſt ſang- und klanglos, weil vielgeſtaltig und darum nicht durch klare Maſſenwirkungen imponierend, und unaufhaltſam und rettungslos der Untergang eines großen Teiles des alten deutſchen Kleinbürgertums zu Tage tritt.

Zunächſt erſcheinen die bürgerlichen Handwerke faſt überall überſetzt: denn den älteren Nahrungen iſt durch Erweiterung der Großerzeugung, vielfach auch durch Verſchiebung der Bedürfniſſe ein großer Teil ihres früheren Arbeitsſpielraumes benommen; und auf dem Reſte haben ſich nun diejenigen einzurichten, die zahlreicher oder mindeſtens ebenſo zahlreich als früher noch dem Ideal des alten Handwerkes nachleben. Kein Wunder, daß ihnen das ſchon wegen dieſes geringeren Spielraumes nicht mehr gelingt, ganz abgeſehen davon, daß ſie dem Geiſte der Zeit entgegenarbeiten. Bringen ſie dabei alle Vorausſetzungen des alten Handwerkes, namentlich den Beſitz eines Hauſes und die verwandtſchaftlichen Beziehungen einer alten, ehrenfeſten Familie, mit, ſo mag ihnen das noch eine Zeitlang gelingen: die Verwandten halten ſie mit über Waſſer, und die ſteigende Grundrente des Hausbeſitzes wehrt manchem Mangel. Aber über kurz oder lang kommt die Zeit, da dieſe Lückenbüßer verſagen; das Handwerk allein erweiſt ſich jetzt des goldenen Bodens bar, und nun beginnt die Zeit des induſtriellen Experimentierens. Natürlich im Bereiche der einmal feſtgehaltenen handwerklichen Lebensſtufe: und daher in all den Formen, in denen ſich ſchon einmal in der deutſchen Entwicklung, im 16. Jahrhundert, handwerkliche Überſetzung und Handwerksverfall Luft machten. Man pfuſcht jetzt den verwandten Gewerben ins Handwerk, man ſucht Nebengewerbe oft ſehr ſonderbarer Art auf, man beginnt ein mit dem Berufe mehr oder

minder zusammenhängendes Ladengeschäft. Aber all diese Mittel helfen nicht, wenn nicht der neue Wirtschaftsgeist erfaßt, wenn althandwerklicher Sinn festgehalten wird. Geschieht dies letztere, so macht ein voller Ruin, ein Untergang von oft düsterer Tragik den Schluß. Die Gesellen verlassen den Meister, der nichts mehr für sie zu tun hat; ist der Meister gewissenlos, so nimmt er noch Lehrlinge an, deren schwache Arbeitskraft ihn halten soll, die in Wahrheit von ihm zu jungen Nichtsnutzen erzogen werden. Schließlich ist die Verarmung offenbar, und wo empfindliches Schuldgefühl nicht in Elend und Tod treibt, da ist der Spittel die letzte Zuflucht.

Diesem Martyrium des alten Handwerks zu entgehen, ist am ehesten noch denjenigen gelungen, die sich aus der Luft der mittel- und großstädtischen Unternehmungen in die Kleinstadt und vornehmlich auf das platte Land retteten oder dort, unter für sie gesünderen Verhältnissen, von vornherein ihr Handwerk begründeten. Nicht als ob nun hier der Verfolger des alten Handwerks, der Geist der freien Unternehmung, völlig fehlte. Auch der Bauer beginnt ein moderner Wirtschafter zu werden; längst hat ihn das Maschinenzeitalter erreicht, und zahlreiche Bedürfnisse deckt er durch Einkauf in städtischen Magazinen. Dennoch zeigt die Statistik, daß sich das Handwerk auf dem Lande noch verhältnismäßig am wohlsten fühlt, wie es denn auch an Zahl der Meister — bei freilich verhältnismäßig wenig Gehilfen — gestiegen ist; über 50 Prozent aller deutschen Handwerksmeister gehören heute dem platten Lande an. Und dieser Unterschied gegenüber der Stadt ist auch wohl zu begreifen. Sehen wir von den sozialpsychischen Elementen ab, der immer noch etwas patriarchalischen Lebenshaltung, dem immer noch freundlichen Bande der Nachbarschaft in der Dorfgemeinde, so sind die Bedürfnisse der Landwirtschaft auch an sich in vieler Hinsicht individueller als die der Stadt und erfordern daher noch immer häufig den Eingriff der menschlichen Hand. Und wie zahlreich und umfangreich sind vor allem die Reparaturen! Dazu steht der Handwerker auf dem Lande zumeist doch nicht bloß im Handwerk. Er hat sein Häuschen, seinen Garten. Er ist ein

wenig, wenigstens wirtschaftlich, eingerückt in die Stellung des handwerklichen Ackerbürgers des 18. Jahrhunderts, „welcher ländlich Gewerb und Bürgererwerb paart". Freilich: ist dies Idyll längerer Dauer sicher? Eilends entwickelt sich auch ein ländlicher Industrialismus, und wer weiß, ob nicht auch die Tage des handwerklichen Zufluchtsdaseins auf dem Lande gezählt sind.

Blicken wir jetzt rückwärts, überschauen wir noch einmal das breite Gebiet der Tätigkeit des Handwerks in den vierziger Jahren und verfolgen wir raschen Schrittes seine seitdem erlebten und erlittenen Schicksale, so werden wir keinen Augenblick verkennen: das alte Handwerk hat nicht minder aufgehört zu bestehen wie die alte Hausindustrie. Nur Reste erinnern noch an die Wirklichkeit früherer Zeiten; was emporblüht, ist anderer Art: gehört der kleineren Unternehmung an; und zahlreich sind die Existenzen, die dem Entwicklungsgange des Handwerks entfallen sind, die deklassiert eingemündet sind in andere, später zu beschreibende Bahnen des vierten Standes. Der alte Handwerkerstand als ein klar charakterisiertes Gebilde, als die Schöpfung von drei bis vier Jahrhunderten einer an sich ziemlich folgerichtigen Entwicklung, ist fast so gut wie verschwunden, und die Reste von ihm, die noch bestehen, kränkeln fast ausnahmslos, soweit sie sich nicht aus großstädtischer in ländliche Luft geflüchtet haben, und sind auch in dieser vielleicht im Begriff, zu verfallen.

Aber nicht bloß das Handwerk wurde durch das Wirtschaftsleben der freien Unternehmung aus seinen alten Beziehungen herausgerissen, innerlich verändert und teilweis unter Trümmern begraben. Auch den alten Handel erreichte ein ähnliches Schicksal: jenen Handel vornehmlich, der, dem Fernhandel früherer Zeiten nur äußerlich wesensverwandt, sein Lebensideal viel eher analog den Idealen des Handwerkes gebildet hatte; den Handel, den das Mittelalter in allen seinen Formen Kramhandel genannt hatte. Nur daß die Veränderungen, die hier unter dem Hauche der freien Unternehmung eintraten, wenigstens teilweis etwas anders charakterisiert waren.

Das Handwerk war umgebildet worden, indem ihm so weit als möglich ein kommerzielles Element einverleibt worden war. Ein verhältnismäßig noch einfacher Prozeß. Konnte nun der Handel in gleich leichter Weise durch Einverleibung industrieller Momente im modernen Sinne lebensfähig erhalten werden? Wir werden sehen, daß dieser Weg der Entwicklung weit größere Schwierigkeiten bot.

Dasjenige Element aber, das mit am frühesten und am empfindlichsten durch das Emporkommen der neuen Wirtschaftstendenzen getroffen wurde, war noch nicht einmal der Kramhandel. Es war ein entwicklungsgeschichtlich noch älteres Element: der Hausierhandel. Und — merkwürdige Wendung der Dinge: der Hausierhandel wurde eben deshalb so schwer beeinträchtigt, weil er, ursprünglich dem Fernhandel angehörend, dem Handel des Wirtschaftslebens der modernen Unternehmung, wie wir ihn schon kennen gelernt haben[1], zu wesensähnlich — und eben deshalb nicht gewachsen war. Die älteste auf deutschem Boden überhaupt nachweisbare Form des Handels, und zwar sowohl einheimischer als fremder Kaufleute, war die des Hausierens: eine Form also, bei der Transport und Einkauf wie Verkauf der Ware aufs innigste verbunden erscheint. Es ist eine Form, die auch heute noch nicht ausgestorben ist, und die in nicht allzu weit zurückliegender Vergangenheit von noch recht großer Bedeutung war, weil sie modern geblieben, ja erst wieder recht modern geworden war.

Das, was den Hausierer von vornherein, wenn auch in quantitativ recht begrenztem Grade, dem Kaufmanne im modernen Sinne ähnlich machte, war die Tatsache, daß er nicht bloß Waren feilhielt, wie der mittelalterliche Krämer, sondern Waren anbot. Er allein rückte dem Konsumenten auf den Leib; er lehrte ihn neue Bedürfnisse empfinden, er schwatzte ihm Tand auf und Nützlichkeiten; er zuerst sah in einem Tausch, der rein auf seine Initiative hin erfolgte, ein Geschäft. Kein Wunder daher, daß der Hausierer dem Krämer, dem bürgerlich-seßhaften

[1] S. oben S. 166 ff.

Kaufmann des Mittelalters, und auch noch deſſen Nachfolgern hinein bis ins 19. Jahrhundert ein Greuel war. Was wußte er von der „ehrbaren Nahrung"!

Die mittelalterliche Städtegeſetzgebung und nicht minder die Territorialgeſetzgebung des abſoluten Staates war infolgedeſſen dem Hauſierer keineswegs hold; ſelbſt zu den Märkten, auf denen doch ſonſt Handelsfreiheit herrſchte, wurde er gelegentlich nicht zugelaſſen; er war der Bönhaſe des Handels. Und eben aus dieſem Grunde wenigſtens mit verſchmolz er beſonders leicht mit dem Vagabunden, mochte er nun im 13. Jahrhundert mit den Lotterpfaffen mit dem fliegenden Haare zuſammenreiſen oder im 17. Jahrhundert mit den Tabulettkrämern aus Welſchland.

Als aber nun das 19. Jahrhundert die Auflöſung der alten Wirtſchaftsordnung auch des Handels brachte und die Freiheit des Verkehrs, da blühte zunächſt das alte Hauſierertum, wie es namentlich im Anſchluß an gewiſſe freie Hausinduſtrieen ſich trotz allem gehalten hatte, mächtig und in allen Zweigen empor: denn es bekam nun ſeit langem zum erſten Male wieder volle Lebensluft, die Luft des freien Bewerbes. Und vor allem geſchah das von dem Augenblicke an, da neben der alten Induſtrie nun auch die neue Induſtrie des Großbetriebes mit ihren zwar anfangs vielfach ſchlechten, doch auch ſehr billigen Waren aufkam. Der Grund hierfür war, daß der neue Unternehmergeiſt in dieſer Zeit ſeine innere Weſenseinheit mit dem Hauſierertum entdeckt hatte, daß er ſah: hier liege für ihn ein von vornherein wohlgeſchicktes Organ zur Vertreibung moderner Großbetriebsfabrikate vor. Freilich: nur auf eine gewiſſe Zeit war dies die Lage — für die Kinderzeit der deutſchen Unternehmung, die Jahre, deren induſtrielles Ergebnis Reuleaux mit den Worten „billig und ſchlecht" charakteriſiert hat. Als ſpäter immer mehr, ſeit den achtziger Jahren und mit voller Entſchiedenheit ſeit den neunziger Jahren, die deutſche Induſtrie ſich der Herſtellung beſſerer Erzeugniſſe zuwandte, da konnte ſie den armen Hauſierer gar wenig mehr gebrauchen, da er beſſere Dinge als Tand nicht zu verkaufen wußte: jetzt bedurfte es

ganz anderer Mittel des Wanderhandels, um an den Konsumenten heranzugelangen. Und so schwand das Interesse der modernen Unternehmung an dem alten Stand, und dessen Strohfeuer moderner Entwicklung brannte überraschend schnell nieder. Mit unzweifelhafter Härte wandte sich die Gesetzgebung schon der neunziger Jahre gegen den kleinen Hausierer; für ihn galt nicht mehr das gute, alte Wort quisquis praesumitur bonus; mit einer geradezu strafenartigen Besteuerung wurde er gedrückt; und auch die Beschränkung der Hausierscheine auf Personen über 25 Jahre ist nur aus Unterdrückungstendenzen verständlich. Nur in seiner alten Stellung an der Seite gewisser Hausindustrieen — soweit diese nicht inzwischen unternehmermäßigen Verlag entwickelt haben — hält er sich deshalb noch kräftig weiter; und die alten ihm angehörigen Familien sind vielfach deklassiert und in andere Erwerbskreise gedrängt worden.

Aber auch der bedeutendste, wenn auch etwas jüngere Zweig des alten Handels, der Kram- oder Detailhandel, hat keine freudigen Tage erlebt. Diese Art des Handels bezog sich ursprünglich auf alle dem größeren Publikum gewöhnlichen Handelsbedürfnisse, lief also auf den Betrieb eines heutigen Gemischte-Waren-Ladens hinaus: nur daß die Zahl der Verkaufsartikel noch sehr gering war. Später trat dann eine Differenzierung nach der Herkunft der verkauften Erzeugnisse ein. Man unterschied den Kolonialwarenladen, der vom Großkaufmann bezog, von dem Landesproduktenladen, der vom Landmann und Müller direkt aufkaufte; daneben standen die Eisenhandlung, der Glas- und Porzellanladen, die Galanteriewarenhandlung und der Althändler: dieser früher eine weit wichtigere Person als heute. Neben dem eigentlichen Krämer kann man dann, sozial betrachtet, auch den kleinen Schankwirt zu der hier besprochenen Klasse rechnen.

Die Läden dieser Krämer und die Lokale dieser Wirte waren nun nach heutigen Begriffen durchaus primitiver Art; im Laden fehlte das Schaufenster oder war nur in unscheinbaren Anfängen vorhanden; das „Gewölbe" bot wenig, was das Auge erbaute, ja nur den Blick anzog; die Zahl der Gehilfen war

gering. Und das Ideal des Krämers wie des Wirtes war noch nicht so sehr, um jeden Preis Geld zu verdienen, als in erster Linie anständig zu leben; er hatte seinen bestimmten lokalen Kundenkreis, der ihm genug tat; auch er war zufrieden, seine „ehrbare Nahrung" zu haben.

Eine Änderung dieser Verhältnisse trat merklich schon in den vierziger Jahren ein, wenigstens für einige Zweige. In Preußen stieg die Zahl der Schankwirte so, daß 1843 schon einer auf 289 Einwohner kam. Es war in den ersten Zeiten politischer Erregung, — in Zeiten zudem, wo die Gefahr übermäßigen Wachstums der ganzen Klasse noch neu und darum wenig erkannt war, so daß die Behörde das Zulassungswesen lässiger handhabte. Später, als man strenger wurde, trat dann ohne Schaden für das Publikum eine Abnahme ein: 1849 kam ein Schankwirt auf 343, 1861 gar erst auf 487 Einwohner[1]. Ähnlich wie die Schankwirte aber mehrten sich auch die Kolonialwarenhändler; und auch in anderen Zweigen begann man über Übersetzung zu klagen. Und diese Klagen hörten seitdem nicht wieder auf; ja, sie haben gerade in der jüngsten Entwicklung, seit etwa Mitte der achtziger Jahre, an Eindringlichkeit (und Aufdringlichkeit) zugenommen. Im Jahre 1895 zählte man im Reiche 563300 Hauptbetriebe und 122900 Nebenbetriebe des Warenhandels; beschäftigt waren in ihnen 1142000 Personen, wovon 520000 als Betriebsleiter; es wird zutreffen, wenn man von den Betrieben mindestens neun Zehntel dem Detailhandel zurechnet.

Woher nun diese grobe Übersetzung? Die Gründe sind im ganzen dieselben, die schon einmal, in den Zeiten primitiver Blüte des Unternehmertums, im 15. und 16. Jahrhundert, eine starke Übersetzung des Kramhandels herbeigeführt hatten, nur daß sie diesmal viel stärker wirkten. Vor allem war der Geist des neuen Wirtschaftslebens in die kleinen Kapitalisten gefahren: sie glaubten ihm in einem Kramladen am gewinnreichsten und vor allem am mühelosesten, nämlich ohne Fachkenntnis und starke

[1] Schmoller, Kleingewerbe S. 334 ff.

Arbeitsaufwendung huldigen zu können. Wie Luther einst klagte, jeder wolle Kaufmann werden, so konnte man seit den fünfziger und wieder stärker seit den siebziger Jahren diese Klage für die Angehörigen des besseren Mittelstandes namentlich der Klein- und Mittelstädte wiederholen. Sie drängten sich geradezu zum „Tütendreher". Hierzu kam, namentlich für gewisse besondere Zweige, wie das Tuchausschnittgeschäft und den Eisenhandel, der immer stärkere Wettbewerb der Juden. In dem ersten Menschenalter der Emanzipation vielfach noch dem Hausierhandel angehörig, drängten sie jetzt vorwärts in die höhere Stufe des spezialisierten Kramhandels; und heute sind sie in ihr bekanntlich unverhältnismäßig stark vertreten. Im Jahre 1895 waren unter denjenigen Personen der Reichsbevölkerung, die dem Hauptberufe nach im Geld-, Kredit- und Warenhandel mit stehendem Geschäftsbetrieb beschäftigt waren, 11 % Juden, während die Juden nur 1,15 % der Gesamtbevölkerung ausmachten. Und gewiß gehörte von diesen 11 % die weitaus überwiegende Mehrzahl dem Detailhandel an.

Was aber, neben einer Fülle von weniger allgemeinen Ursachen, die Übersetzung des Detailhandels noch ganz besonders erhöhte, das war der Umstand, daß sich die Handwerker mit der Umwandlung ihrer wirtschaftlichen und sozialen Stellung in steigendem Maße neben dem Betriebe ihres Gewerbes auch dem Handel widmeten: zunächst mit eigenen Erzeugnissen, dann mit den Fabrikaten ihres Gewerbes, bald auch darüber hinaus mit „in das Geschäft einschlagenden" Waren. Eine volle Umgestaltung des Kramhandels trat nicht zum geringsten mit durch diesen Vorgang ein, der freilich zugleich auch durch die veränderten und steigenden Bedürfnisse der Konsumenten und durch Wandlungen in der Produktion herbeigeführt ward. Jetzt entstand jene Durchbildung des Detailhandels, die wir heute selbst in kleineren Städten schon anzutreffen gewohnt sind; jetzt entwickelte sich aus dem Kolonialwarengeschäft die Delikatessenhandlung, aus dem Tuchausschnitt das Konfektionswarenlager, aus dem Eisenhandel das Geschäft mit Maschinen, Küchengegenständen, eisernen Bettstellen u. s. w.

Bot nun dieſe ſtändig fortſchreitende Erweiterung des Detailhandels einer Fülle von Perſonen Unterkunft, namentlich inſofern dieſe irgend eine Spezialität mit Erfahrung und Eifer ergriffen, ſo war trotz allem der Andrang, namentlich auch in den kleineren Städten und zu den nicht ſpezialiſierten Geſchäften, ſo groß, daß immer von neuem die Gefahr der Überſetzung eintrat. Und dieſe chroniſche Überfüllung zeitigte nun allerlei Verfallserſcheinungen, welche ihrerſeits wiederum den Verſuchen der großen Unternehmung, in den Detailhandel einzudringen, einen nur allzu günſtigen Rückhalt gewährten.

Vor allem erhöhte der überſetzte Detailhändler, um bei geringerem Abſatze beſtehen zu können, die Preiſe derart, daß der Konſument nach Abhilfe ſchrie, und daß derjenige, der dieſe Abhilfe brachte, noch immer einen ſchönen Verdienſt herausſchlug. Das iſt das Grundmotiv, an welches die Feinde der kleinen Detailliſten, die Großunternehmer, anknüpften: mit ihrem größeren Kapital verſuchten ſie bei geringerem Verdienſt am Einzelſtück einen größeren Abſatz zu erzielen, um eben durch das Moment des größeren Abſatzes den kleinen Detailliſten in der Höhe des abſoluten Gewinnes ſchließlich nicht nur zu erreichen, ſondern noch um ein Erkleckliches zu ſchlagen. Aus dieſem Zuſammenhange ergibt ſich, daß es dem Großunternehmen, das in den Kramhandel eintrat, zunächſt keineswegs um alle Artikel dieſes Handels zu tun war; es griff vielmehr, und namentlich anfangs, nur diejenigen Artikel heraus, in denen ſich mit Leichtigkeit ein ſtarker Umſatz erzielen ließ. Wie aber wurde dieſer Umſatz nun erreicht? Eins der früheſten und einfachſten Mittel war, den alten Gedanken des Hauſierertums gegen den Kramhandel wiederum mobil zu machen, wenn auch in teilweis abgeänderten Formen. Da gab man beſonders gewandten Hauſierern die Waren gegen teilweiſe Zahlung erſt nach Verkauf; vor allem aber begründete man in den Maſſen der modernen Geſchäftsreiſenden, die ſich an den Konſumenten direkt wenden, ein ganz neues Hauſiererperſonal des größeren Betriebes. Es war ein Gedanke, der ſchon früh gefaßt wurde, der aber ſo recht erſt ſeit dem Ausbau der Eiſenbahnen, mit den

fünfziger bis siebziger Jahren durchdrang, — zugleich aber jene Wendung des Unternehmertums gegen die älteren Formen des Hausierens herbeiführte, von der oben gesprochen worden ist. Neben den Commis voyageur, diese Lieblingsfigur der „Fliegenden Blätter", den kommerziellen Fahrenden und Vaganten der Gegenwart, traten dann später noch andere Formen moderner Hausiererei von Stadt zu Stadt, wenn auch nicht mehr von Konsument zu Konsument: die Wanderlager, die jetzt meist einer durch den Kramhandel in Bewegung gesetzten Gesetzgebung erlegen sind, und die Auktionsgeschäfte, die sich ebenfalls geringer Sympathieen seitens der Obrigkeit erfreuen. Dazu kamen aber schließlich noch solche neue Formen des Hausierens, die den Konsumenten auch aus der Ferne aufzufinden wußten. Die Voraussetzung ihrer Entfaltung war natürlich die volle Entwicklung des modernen Verkehrs: vor allem billiges Porto der Post für Drucksachen, Warenproben, Pakete, daneben billige Preise für Zeitungsanzeigen, Reklamen aller Art, unter anderem auch Plakate. Da entstanden zunächst die eigentlichen Versandgeschäfte, anfangs und besonders auf dem Gebiete der Artikel, die stark der Mode unterworfen sind und daher nicht rasch in jeden Kramladen eines stillen Ortes dringen: allen voran die Versandgeschäfte für Damenmoden, die großen Pariser Häuser des Louvre, des Bonmarché, des Printemps, der Samaritaine, die ursprünglich sehr viel in Deutschland absetzten — und auch heute noch recht viel absetzen! —; dann die Berliner und Leipziger verwandten Geschäfte: Gerson, Herzog, Steckner, Polich. Und neben sie trat dann das Versandgeschäft überhaupt: für Wurst und Schinken in Westfalen, in Braunschweig und Gotha, für Papierkragen und Herrenkonfektion und tausend andere Artikel in Leipzig, für Wäsche in Schlesien, für Butter in Friesland und Schleswig-Holstein u. s. w. Der Umsatz dieser Geschäfte ist außerordentlich, wenn auch noch keineswegs so groß wie bei den entsprechenden Geschäften in Frankreich oder England. Neben diese Versandgeschäfte, die in ihrer reinen Form vornehmlich auf einen weiten Abnehmerkreis für bestimmte Waren einer Gattung rechnen, trat dann später in den größesten

Städten ein anderer Typus des Detailhandels im Großbetrieb: das sogenannte Warenhaus. Man könnte es auch das Großkramgeschäft nennen: denn es geht darauf aus, für eine bestimmte Schicht von Konsumenten, meistens die der breiten Masse, alle Waren, deren sie bedürfen, in nicht allzuviel Qualitätsabstufungen an einem Orte zu vereinen: so daß es den Angehörigen dieser Schicht möglich ist, sich an diesem einen Orte in allen Dingen gleichsam zu verproviantieren, ohne noch viel Zeit durch Laufen von Straße zu Straße und von Laden zu Laden zu verlieren. Exemplare dieser Warenhäuser sind heute schon in fast allen mittleren und größeren Städten zu finden; in Berlin haben sie sich zu den Riesenunternehmen von Wertheim und Tietz ausgewachsen, die auch schon für verschiedene Ansprüche und abweichende Geschmacksrichtungen Auswahl bieten.

Gerade diese Häuser sind dem Kleinhandel besonders verderblich geworden. Denn sie verkaufen trotz eleganter Aufmachung und hoher Magazinmiete wenigstens einige Lockartikel erstaunlich billig; und dies wird ihnen möglich, weil sie wegen des Massenkonsums beim Produzenten direkt und, wenn indirekt, so doch auch unter besonderen Vergünstigungen gegen bar bestellen können und bei nur gangbaren Artikeln und ohne großes Warenlager rasch umsetzen, während der kleine Detaillist aus zweiter, wenn nicht dritter Hand teuer kaufen muß und bei verhältnismäßig großen Lagerbeständen einen weit langsameren Umschlag seines Kapitals erzielt. Kein Wunder daher, wenn gerade diese Geschäfte Gegenstand heftiger Angriffe seitens der Kramhändler geworden sind, und wenn nicht wenige Volksvertretungen der Einzelländer sich zu Trägern dieser Angriffe gemacht haben, so namentlich der bayrische Landtag: hier hat man vor einigen Jahren eine staatliche Besteuerung solcher Warenhäuser bis zu 3% des Umsatzes vorgeschlagen, so daß z. B. in München solche Geschäfte mit Einschluß der Gemeinde- und Kreisumlagen bis zu 7½% des Umsatzes belastet: und d. h. so gut wie unmöglich gemacht worden wären. Anderswo ist man nicht so grimmig gewesen; in Sachsen z. B. ist den Gemeinden verboten worden,

mehr als 2% Umsatzsteuer zu nehmen, während eine Staatssteuer überhaupt nicht besteht.

Als besondere Arten dieser Großunternehmungen kann man wiederum das Engrossortiment ansehen, ein Warenhaus, aus dem her der kleine Detailliſt seinen Laden ausstattet, und volkswirtschaftlich vielleicht noch wichtiger, das Abzahlungsgeschäft: ein Warenhaus, das gegen Ratenzahlungen verkauft, und das von gewissen Schichten vor allem zur Begründung einer ersten Einrichtung herangezogen wird; in Berlin sollen nach der Schätzung eines besonders Sachverständigen, Höhnes, des langjährigen Dirigenten der Prozeßabteilung 4 des Landgerichts I, acht Zehntel der Gesamtbevölkerung mittelst Abzahlungsgeschäftes kaufen[1].

Übersieht man nunmehr die stattliche Reihe dieser Formen eines neuen Großbetriebes des Detailhandels — und diese Formen sind mit der gegebenen Aufzählung noch keineswegs erschöpft —, so begreift man, wie außerordentlich dieser Wettbewerb, trotz allen Wachstums der Bedürfnisse der Konsumenten und aller Vermehrung der Bevölkerung, auf den alten Kramhandel drücken mußte. Wie viele Existenzen sind hier nicht ruiniert worden, — auch in Deutschland, obschon wir keine so klassische Schilderung des Unterganges der älteren Formen des mit Handwerk verbundenen Kramhandels besitzen, wie sie Zola in seinem Romane „Au bonheur des dames“ gegeben hat.

Allein mit all dieser neuen Ausgestaltung des Wettbewerbes war es noch nicht genug. Wie im Handwerk, so drang auch im Kramhandel die Unternehmung selbst in die alten Formen ein und unterhöhlte sie. Hier, wo es sich nicht um den Kampf von Unternehmungsgeist gegen Arbeit, sondern wesentlich um den von größerem Kapital gegen kleineres handelte, der Hauptsache nach in der Form der Kreditgebung. Wie viele Detailliſten sind heute nicht zu bloßen Statthaltern des hinter ihnen stehenden Unternehmers geworden, mag dieser nun ein Bauherr sein, der die Ladenmiete vorschießt, oder ein Unternehmer-Industrieller, der die Waren kreditiert!

[1] Sombart, Moderner Kapitalismus Bd. 1, S. 385.

Und auch damit noch nicht genug. Das, was schließlich den Krämer im Innersten traf, die neue Gewalt, der er sich unterordnen mußte unter allen Umständen, wenn er nicht verderben wollte, das war der unternehmerische Geist des neuen Kramhandels selbst. Es war jetzt aus mit dem gemächlichen Dahinschleifen in einem gegebenen Kundenkreis, mit dem behaglichen Verbrauch der ohne weiteres zufließenden „Nahrung". Es hieß unter allen Umständen sich im Wettbewerb um die Kunden mühen und die dafür gegebenen und immer und immer wieder erweiterten Mittel anwenden: die Reklame nach außen, sei es in tausend Formen gedruckter Anzeigen, sei es in anziehender Schaufensterauslage, sei es sonst auf möglichst mannigfache und überraschende und daher „wirksame" Art, und die Kulanz im Innern, das liebenswürdige Benehmen gegen den Kunden, die Fähigkeit, dem Geschmacke des Käufers rasch zu folgen, und die Besonnenheit, selbst den Launen dieses Käufers gerecht zu werden. War der Erwerb dieser Eigenschaften so leicht? Wie viele gerade der ehrsamsten Krämer sind daran zu Grunde gegangen, daß weder sie noch die Ihrigen sie erwerben konnten!

Im ganzen aber vollzog sich auf dem Gebiete des Detailhandels eine soziale Verschiebung und Umschichtung, die verhältnismäßig schwerlich geringer war wie die auf dem Gebiete des Handwerks. Gewiß litten, sozial betrachtet, Handwerk und Krämerei, Bildungen verwandten Ursprungs, nicht so sehr als Hausierertum und Hausfleiß — auch ihrerseits wieder Bildungen verwandter Art: die ältere von beiden Gruppen wurde von der jüngsten Entwicklung stärker getroffen, vielleicht eben, weil sie die ältere war. Aber dafür war der Kreis der dem Handwerk und der Krämerei Angehörigen doch auch gleichmäßiger im Wirtschaftsleben verbreitet und machte zugleich auch einen wichtigeren Bestandteil dieses Lebens aus: und so griffen die sozialen Folgen der hier eintretenden Veränderungen wohl fast noch tiefer. Wir werden sie später kennen lernen, wenn von der Bildung neuer sozialer Schichten seit den vierziger bis sechziger Jahren zu sprechen ist.

Innerhalb des Handels aber machten die Einwirkungen

der neuen Zeit nicht beim Kramhandel Halt. Sie griffen höher, auch in die Sphäre derjenigen Kaufmannschaft hinein, die sich über der Krämerei entwickelt hatte.

Diese Kaufmannschaft war doppelter Art: sie vermittelte entweder zwischen dem Ausland und dem Binnengebiet, oder sie stellte eine höhere Stufe bloßen Binnenhandels dar. Soweit die erste Kategorie und damit der eigentliche Fernhandel in Betracht kommt, ist von ihr schon gelegentlich der Schilderung der Formen des internationalen Handels gesprochen worden [1]. Es mußte das geschehen, weil die auf diesem Gebiete eingetretenen Veränderungen wirtschaftlich von der höchsten Bedeutung waren, während sie für die Weiterbildung der allgemeinen gesellschaftlichen Struktur unseres Volkes weniger ausschlaggebend geworden sind. Dabei ergab sich als das wesentlich soziale Element, soweit ein solches vorhanden war, daß der Zwischenhandel immer mehr zu Gunsten des Kommissionshandels ausgeschaltet wurde, — mithin die alten Zwischenhandelsformen zu Gunsten von Kommissionshäusern wegfielen.

Ganz entsprechend verläuft nun auch die Entwicklung auf dem Gebiete des reinen Binnenhandels. Hier war es eine der wesentlichen Aufgaben des alten Zwischenhandels gewesen, den Kramhandel mit seinem Bedarf zu versehen und den kleinen Produzenten ihre Roh- und Halbstoffe zu liefern. Anfangs war das freilich noch vielfach seitens der größeren Produzenten unmittelbar geschehen, solange sich bei diesen noch kein stärkerer Großbetrieb ausgebildet hatte: noch in den dreißiger und vierziger Jahren in der Form, daß solche größere Produzenten in Person oder deren Beauftragte die Märkte, in früherer Zeit noch mit der Ware selbst, später mit Musterstücken bezogen und hier direkt an die Krämer und kleinen Produzenten verkauften. Neben diesem größeren Produzenten aber hatte dann doch, ihn vielfach überragend, auch der größere Händler als Zwischenhändler, z. B. für Eisen, Porzellan, Glas, Kolonialwaren, gestanden und seine

[1] S. oben S. 172 ff.

Geschäfte ebenfalls zumeist persönlich betrieben, auch wohl in der größeren Stadt, in der er saß, gern den Besuch der Kunden aus der Kleinstadt empfangen.

Dieser Betrieb änderte sich nun, als die Eisenbahnen häufiger wurden. Der Marktbesuch der größeren Produzenten hörte jetzt zumeist auf; sie ließen sich von den Kunden, wie schon von alters her die Zwischenhändler, besuchen, sandten aber noch lieber und bald vornehmlich Reisende. Und Reisende sandten jetzt auch die wirklich großen Produzenten von Eisen und Stahl, von Glas und Porzellan wie die Importeure von Kolonialwaren. Indem diese Art der Reisenden aufkam, wurde dem kaufmännischen Zwischenhändler der Existenzboden zum guten Teile entzogen. Denn da er in diesen Zeiten, entsprechend der Organisation des Kramhandels nach der Provenienz der Waren (Kolonial-, Eisen-, Gewebe- u. s. w. Handlung), gewisse Waren eben nach diesem Grundsatz der Provenienz aus einer bestimmten Produktion führte, so war nicht einzusehen, warum die Großproduzenten dieser Waren, wenn sie jetzt einmal Reisende einführten, welche die größten Entfernungen durchmaßen, nicht auch denjenigen Teil der Kundschaft mitbesuchen und direkt mit Waren versehen sollten, der bisher durch den Zwischenhandel bedient worden war. Und so kamen für den alten Zwischenhandel nach dem Grundsatz der Warenprovenienz unter der Einwirkung dieses Umstandes gar schlimme Zeiten. Das um so mehr, als sich, gerade für den Verkehr mit den Detailliſten, die großen Unternehmer-Produzenten mit dem bloßen Aussenden von Reisenden bald nicht mehr begnügten. Sie betrauten vielmehr einerseits, um billiger zu arbeiten, häufig Kommissionäre mit der Vertretung ihrer Erzeugnisse an einem bestimmten Platze oder in einer gewissen Gegend und übergaben anderseits da, wo eine besonders energische Einwirkung auf die Kauflust der Kunden nötig schien, den Verkauf sogenannten Agenten, die, an sich selbständig, nur nach der Masse der gemachten Geschäfte remuneriert wurden, — sich also zum Reisenden etwa verhielten wie der Stücklohnarbeiter zum Arbeiter im Akkord.

Und diese Organisation, die sich in ihren entschiedensten Ausläufern erst in den letzten zwei Jahrzehnten vollends entwickelte, wird jetzt sogar gelegentlich und immer mehr nicht bloß gegenüber kaufmännischen, sondern auch gegenüber Privatkunden zur Anwendung gebracht.

Indem sich nun diese Entwicklung vollzog, war klar, daß dem Zwischenhändler alten Stils das Feld seiner Tätigkeit sehr beschränkt worden war, und er handelte zeitgemäß, wenn er sich durch die Organisation eines sogenannten Engrossortimentes zu retten suchte. Dieses Geschäft, von dem schon einmal kurz gesprochen wurde, läuft in einer seiner vollendetsten Formen darauf hinaus, in einem einzigen Betrieb eine große Anzahl oder wenigstens die wichtigsten derjenigen Waren zum Verkaufe zu stellen, deren ein kleineres Kramgeschäft oder auch manche Produzenten nach dem modernen Grundsatz des Absatzes für eine bestimmte Gesellschaftsklasse bedürfen, und durch diese Vereinigung eben die Inhaber solcher Geschäfte und solche Produzenten zu Einkäufen im ganzen anzulocken. Man sieht: es ist ein Ausweg in der Richtung einer neuen Art des Zwischenhandels, den schließlich nur energische und kapitalkräftige Zwischenhändler einschlagen konnten: im ganzen ist der Zwischenhandel in seinen älteren Formen als ein unter den heutigen Verhältnissen des Verkehrs und der freien Wirtschaft nicht mehr notwendiges Glied der Handelsorganisation zu Grunde gegangen.

Dabei kann es als eine der Lebenstendenzen der modernen Wirtschaft überhaupt bezeichnet werden, daß der Produzent so viel wie möglich direkt den Konsumenten zu treffen sucht: daß mithin der Produzent unter allen Umständen, indem er die Vermittlung seiner Ware an den Verbrauch selbst in die Hand nimmt, zugleich Händler — und also im ganzen Unternehmer wird. Gänzlich durchgeführt würde diese Tendenz den vollen Sieg der Unternehmung auf wirtschaftlichem und auch auf sozialem Gebiete bedeuten.

Freilich: wäre es ein Sieg ohne Niederlage und ohne Stachel? Wir werden bald eingehend eine nicht minder entschieden

vertretene Tendenz des neueren Wirtschaftslebens kennen lernen, die darauf hinausläuft, daß der Konsument seinerseits ohne jede Zwischenstufe, auch ohne die Vermittlung des Produzenten, zu diesem vorzudringen sucht: eine Tendenz, deren radikales Durchdringen die Abstreifung der Händlereigenschaft vom Produzenten und somit den Untergang der modernen Unternehmung bedeuten würde.

IV.

1. In der Schilderung der sozialgeschichtlichen Wandlungen, die sich während der letzten beiden Menschenalter in Handel und Industrie vollzogen haben, ist auswärtiger Einwirkungen nur von Zeit zu Zeit gedacht worden. In der Tat spielte der fremde wirtschaftliche Wettbewerb, um den es sich hier an erster Stelle handelt, in diesen Zusammenhängen nur eine geringere Rolle; nur für die erste Periode des Verfalls des Handwerks und gewisse Wandlungen der Hausindustrie in früher Zeit kommt er als ausschlaggebend mit in Betracht; im ganzen sind die sozialen Wandlungen auf dem Gebiete des Verkehrs und der Gewerbe, wie sie sich unter dem Einfluß der freien Unternehmung vollzogen, ein innerer Entwicklungsvorgang.

Anders auf dem Gebiete der Landwirtschaft. Hier spielt das Eingreifen des auswärtigen Wettbewerbes eine solche Rolle, daß die populäre Betrachtung der landwirtschaftlichen Krise der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit vor allem dies eine Moment zu sehen und aus ihm den ganzen Entwicklungsprozeß herzuleiten gewohnt ist. Ist das nun im höchsten Grade einseitig, so besteht doch darüber kein Zweifel, daß die auswärtige Konkurrenz für die Landwirtschaft viel mehr zu bedeuten hatte und hat als für Handel und Gewerbe. Warum? Aus demselben Grunde, aus dem das Grundrentenproblem für den Landwirt wichtiger ist als für den Kaufmann oder Industriellen. Die landwirtschaftliche Produktion ist an sich begrenzt; sie ist zwar großer, aber doch keineswegs so unbedingter Steigerung fähig wie die industrielle Erzeugung; und mit zunehmender Produktion wachsen daher in ihr im allgemeinen die Kosten, während sie auf industriellem Gebiete zu fallen pflegen. Das

Problem noch weiter gefaßt, kann man sagen, daß der landwirtschaftlichen Erzeugung in ausgesprochener Weise etwas vom Monopolcharakter anhafte: ein Wesen, das für sie in mancher Richtung besondere Vorteile, zugleich aber auch besondere Schäden zur Folge hat. Zu den letzteren gehört, daß sie, in der Masse ihrer Erzeugnisse, wie wir sahen, begrenzt, allein schon bei besonders rasch zunehmendem Verbrauche, anderer Möglichkeiten einstweilen noch nicht zu gedenken, Gefahr läuft, eine auswärtige Konkurrenz an ihrer Seite zu sehen.

Unter diesen Umständen können die Schicksale der Landwirtschaft und ihrer Stände in den letzten zwei Menschenaltern als ein Vorgang der inneren Entwicklung nicht voll verstanden werden, wenn nicht vorher eine Übersicht über die Entfaltung und Bedeutung des auswärtigen Wettbewerbs gewonnen worden ist. Und da muß immerhin bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts zurückgegriffen werden.

Um diese Zeit gab es nur wenige Länder in Europa, in denen die Ernährung der einheimischen Bevölkerung eines Zuschusses von außen her bedurfte: es war England, dann Holland und Skandinavien. Auf Grund dieser Verhältnisse hatte sich im europäischen Norden ein größerer Getreidehandel von den südlichen Küstenländern der Ostsee, die über ihren Bedarf hinaus produzierten, nach den genannten Ländern gebildet: ähnlich wie im späteren Mittelalter für die Ernährung des damals einfuhrbedürftigen Italiens ein pontischer Plantagenbau und Getreidehandel entstanden war, eine Ausbeutung der Küstenländer des Schwarzen Meeres, die später verloren gegangen und erst wieder seit dem Vordringen Rußlands zur Küste und seit der Gründung Odessas (1795) aufgenommen worden ist. Abgesehen aber von diesen Export- und Importbeziehungen der Küstenländer der Ost- und Nordsee behalfen sich um 1800 die europäischen Länder im allgemeinen mit den Erzeugnissen ihres eigenen Anbaues; und dem entsprach es, daß, bei der gering entwickelten Ausgleichungsmöglichkeit voneinander entfernt gewonnener Erträge, noch starke Preisschwankungen der gewöhnlichsten Lebensmittel an der Tages-

ordnung waren und Teuerungen, ja selbst Hungersnöte auch in Zentraleuropa noch nicht als ausgeschlossen gelten konnten.

Diese Lage begann sich im Verlaufe der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts langsam und in der zweiten Hälfte rapid zu ändern. Vornehmlich aus zwei Gründen. Einmal hatte schon in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts eine starke Fortentwicklung der Landwirtschaft stattgefunden; über den Körnerbau hinweg war man zum entschiedenen Anbau von Hackfrüchten (Kartoffeln, Rüben, Krautarten u. s. w.) fortgeschritten. Und diese Bewegung setzte sich dann in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts noch kräftiger fort. Ihr Ergebnis war, daß das Brachfeld innerhalb der im allgemeinen noch bestehenden Dreifelderwirtschaft nunmehr fast durchweg besömmert wurde, zum Anbau gelangte: was der Vermehrung des Baulandes um etwa ein Drittel seines bisher erreichten Umfanges gleich kam. Und eine Folge wiederum dieser Wandlung war eine außerordentliche Vermehrung der Bevölkerung, — eine Erscheinung, die der Bevölkerungsvermehrung der jüngsten Vergangenheit im allgemeinen verhältnismäßig wenig nachgab. Indem aber diese Bevölkerungsvermehrung, wie sie begreiflicherweise namentlich in den Landbaugegenden eintrat, durch ein oder zwei Menschenalter hindurch zur Gewohnheit geworden war und bei der von der neueren Landwirtschaft schließlich erreichten Grenze der Produktionsfähigkeit nicht Halt machte, sondern sie überschritt, kam es gegen Mitte des 19. Jahrhunderts zu Erscheinungen der Übervölkerung, die den Import von Nahrungsmitteln unmittelbar nach sich zogen. Der zweite Grund aber, der um diese Zeit den herkömmlichen Zustand aufhob, wonach ein jedes Land im allgemeinen für die Ernährung seiner Bevölkerung selbst sorgte, lag in der nunmehr beginnenden großartigen Entfaltung der modernen Transportmittel, von der früher ausführlich die Rede gewesen ist[1]. Damit war die Möglichkeit gegeben, die Bevölkerungen Mittel- und Westeuropas, die infolge ihrer zunehmenden Industrialisierung für fremde

[1] S. oben S. 117 ff.

Bodenerzeugnisse kaufkräftig wurden, trotz ihres steigenden Überschusses noch weit über die Grenze der heimischen Ernährungsfähigkeit hinaus zu erhalten; und es entwickelte sich allmählich jener gewaltige internationale Getreidehandel, der heutzutage mehr als den zehnten Teil aller Welthandelswerte umfaßt.

Als einfuhrbedürftige Länder ergaben sich neben England, den Niederlanden und Skandinavien jetzt auch die Länder der antiken Kultur im Süden: Griechenland, Italien, Spanien, Portugal, Frankreich, und das Gebiet etwa des heutigen Deutschen Reiches; als Ausfuhrländer kamen anfangs vornehmlich Rußland und die Vereinigten Staaten in Betracht. Es war eine Lage, die sich in den sechziger Jahren zu accentuieren begann; Ende der siebziger Jahre hatte sie bei den niedrigen Preisen der eingeführten Nahrungsmittel schon zu mehr oder minder starken agrarischen Krisen der Importländer geführt, deren diese im ganzen und großen zunächst durch Zollschutzgesetzgebungen Herr zu werden suchten.

Deutschland speziell war dabei schon ziemlich genau seit Mitte des Jahrhunderts zu einem Getreide einführenden Lande geworden, noch bevor der russische und amerikanische Wettbewerb zerstörend auftrat; vor allem Roggen wurde seit Anfang der fünfziger Jahre mehr vom Ausland bezogen als an dieses abgegeben. Doch überwog für Getreide im allgemeinen immer noch die Ausfuhr, nach England, Frankreich, den Niederlanden und der Schweiz. Und so blieb es noch bis in den Anfang der sechziger Jahre; nur in Roggen, der Hauptfrucht für die Ernährung Norddeutschlands, bestand im Jahre 1860 schon eine Mehreinfuhr von 259 000 Tonnen. Aber bereits mit dem Anfange des nächsten Jahrzehnts war eine Änderung eingetreten, indem nicht bloß Roggen, sondern auch Gerste und Malz, Hafer und Mais in größeren Beträgen mehr über die Grenze hereinkamen als hinausgingen. Allein beim Weizen ließ sich noch ein Überschuß der Ausfuhr über die Einfuhr verzeichnen. Im Jahre 1880 aber war auch dieser Überschuß verschwunden: das Reich war zu einem Importland für alle Körnergattungen geworden; und diese Bewegung hat sich seitdem nur noch kräftiger fort-

geſetzt; im Jahre 1900 betrug der Einfuhrbedarf ſchon etwa zwei Fünfzehntel der eigenen Erzeugung.

Minderbetrag oder Überſchuß der Einfuhr über die Ausfuhr in Tauſenden von Tonnen während der entſcheidenden Jahrzehnte des Umſchwungs:

Getreideart	1860	1870	1880	1890
Weizen	— 211	— 175	+ 88	+ 672
Roggen	+ 259	+ 269	+ 672	+ 880
Gerſte und Malz . .	— 39	+ 45	+ 124	+ 801
Hafer	— 16	+ 52	+ 118	+ 187
Mais	?[1]	+ 17	+ 339	+ 561
Bevölkerung in Millionen	37,7	40,8	45,2	49,4

Dabei iſt das Einfuhrbedürfnis keineswegs auf Getreide beſchränkt geblieben; es hat auch die Tiere, Fleiſch- wie Nutztiere, ergriffen; bei Schafen ſtand die deutſche Aufzucht Ende des 19. Jahrhunderts weit hinter dem einheimiſchen Bedarfe zurück; auch bei Pferden und Rindvieh ergab ſich ein Ausfall; nur bei Schweinen überſtieg die eigene Aufzucht, aber in beſcheidenem Maße, den Verbrauch.

Und dies alles, obwohl die landwirtſchaftliche Erzeugung ſtärker gewachſen war als die Bevölkerung. Denn ſie ſtieg im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts von 12,1 auf 16,15 Millionen Tonnen netto (d. h. nach Abzug der Ausſaat), alſo um 36 %, während ſich die Bevölkerung nur um 18 %, alſo noch nicht die Hälfte von 38 %, vermehrte. Kein Zweifel alſo, daß der Getreide-(und auch der Fleiſch-) Verbrauch in weit ſtärkerem Maße gewachſen iſt als die Bevölkerung, verhältnismäßig vielleicht um 20 bis 25 %.

Dieſe ganze Entwicklung würde nun für die deutſche Landwirtſchaft und überhaupt für die mittel- und weſteuropäiſche Produktion nicht ſo große Schwierigkeiten gebracht haben, wenn nicht gleichzeitig die Preiſe der landwirtſchaftlichen Erzeugniſſe außerordentlich geſunken wären.

[1] Mais iſt 1860 noch ſtatiſtiſch im Weizen enthalten.

Es gingen in Preußen, verglichen mit der Periode von 1876—80, die Durchschnittspreise zurück um Prozent:

Getreideart	1881/85	1886/90	1891/95	1896/1900
Weizen	10,3	17,7	20,7	23,5
Roggen	3,7	13,4	8,5	18,3
Gerste	16,4	11,9	10,2	13,5.

Dabei ist noch zu bedenken, daß die sinkende Tendenz seit 1879 durch Getreidezölle bekämpft wurde. Vgl. auch Troeltsch S. 36, 41.

Und dieses Sinken machte sich um so fühlbarer, als es eine Zeit außerordentlichen Steigens ablöste. Dazu wichen die Preise nicht bloß beim Getreide, sondern auch bei den wichtigsten Erzeugnissen der landwirtschaftlichen Nebengewerbe, namentlich des Großgrundbesitzes, so vor allem bei Zucker und Spiritus.

Woher nun dieser Umschwung? Soweit er aus dem ausländischen Wettbewerb zu erklären ist — auch eine Fülle innerer Gründe wirkten mit —, wird er namentlich durch folgende Momente verständlich. Die Länder, die nach dem Reiche importierten, waren anfangs vornehmlich Rußland, auch Rumänien und die Vereinigten Staaten. Später kam Ostindien dazu, wenn es sich auch keineswegs zu dem gewaltigen Gegner auswuchs, den man befürchtet hatte, sowie einige südamerikanische Staaten, Uruguay z. B. und vor allem Argentinien; vielleicht daß in Zukunft auch einige Teile Innerasiens stärker mit in Frage kommen dürften, Sibirien etwa, Kleinasien, Mesopotamien, Turkestan. Alle diese Länder nun, so verschieden sie auch ihrer Wirtschaft nach untereinander sind — Rußland erzeugt, auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet, kaum ein Zehntel der Getreidemenge der Vereinigten Staaten —, zeichneten und zeichnen sich doch gemeinsam dadurch aus, daß in ihnen die Gestehungskosten des Getreides weit geringer sind als in Deutschland. Vor allem galt und gilt das für die Länder, die noch jungfräuliches Land in großen Mengen aufweisen. Um zunächst das Beispiel der Vereinigten Staaten anzuführen, so waren in diesen im Jahre 1850 erst 113 Millionen Acres (1 Acre = 40,5 Ar) unter Kultur, 1870 aber 189 Millionen und 1890

allein, welche die deutsche Landwirtschaft der jüngsten Menschenalter vornehmlich bedrückten. Neben diesen mechanischen Einwirkungen ging vielmehr eine überaus schwierige innere Umwandlung her, die dadurch hervorgerufen wurde, daß die freie Unternehmung in die Landwirtschaft eindrang und sie von Grund aus umgestaltete. Soll dieser Vorgang ganz verstanden werden, so muß freilich ziemlich weit in die Sozialgeschichte des platten Landes zurückgegriffen werden. Die Erzählung wendet sich im folgenden der damit gestellten Aufgabe zu.

2. Die mittelalterliche Landwirtschaft hat im allgemeinen nur zum eigenen Verbrauche der ihr Angehörigen oder zum unmittelbaren Tausche ihrer Produkte gegen andere Erzeugnisse gesät und geerntet. Auch die Entwicklung der Städte brachte diese Regel im Grunde weit weniger ins Schwanken, als man zunächst zu glauben geneigt sein könnte. Die Städte besaßen fast durchweg eine große Feldflur, von der wichtige Teile sogar nicht selten innerhalb der Mauern lagen; ihre Geschlechter waren zugleich Grundbesitzer, und auch der Handwerker stand mit einem Fuße im Ackerbau, hielt Groß- wie Kleinvieh und trieb Geflügelzucht. Und wie klein war zudem der Prozentsatz der städtischen Bevölkerung im Verhältnis zur ländlichen! So war denn der Fall, daß ein landwirtschaftlicher Produzent mit seinen Erzeugnissen im eigentlichen Sinne Handel trieb und auf diesen hin produzierte, sehen wir vom Kolonialgebiete ab, im ganzen selten, und eine Ausnahme machten der Hauptsache nach nur Produzenten besonderer Art, sei es, daß es sich um den Anbau von Wein, Waid, Hanf und anderen Handelsgewächsen handelte, sei es, daß von kleinen Leuten in der Nähe größerer Städte Gemüsebau, Geflügelzucht und dergleichen zum Verkaufe der Produkte getrieben wurde. Mit Rücksicht auf diese Kreise also, die spezialisierenden und kleinbäuerlichen, konnte man am ehesten im Mittelalter von ländlichen Produzenten für den Handel und regulären kleinen Unternehmern reden; diese Klassen sind es darum auch gewesen, die sich im 19. Jahrhundert am frühesten und behaglichsten dem Einflusse des Geistes der

freien Unternehmung hingegeben haben. Sie gleichen hierin den Hausierern ebenso, wie diese ihnen ähnlich im Mittelalter früh die Vortruppen kommender Gesellschaftsschichten der Unternehmung gebildet haben.

Im übrigen aber ist noch im Mittelalter eine innerliche, von der Landwirtschaft selbst ausgehende Umgestaltung landwirtschaftlicher Betriebe zur Unternehmung eigentlich nur an einer Stelle eingetreten, und zwar an einer der Kleinwirtschaft diametral entgegengesetzten: im Großbetrieb. Und das geschah sofort zu der Zeit und in den Gegenden, wo sich auf deutschem Boden zum ersten Male überhaupt ein wirklicher ländlicher Großbetrieb auszubilden begann: während des 14. und 15. Jahrhunderts in der Gutsherrschaft vornehmlich des kolonialen Nordostens. Es ist eine Entwicklung von höchstem Interesse schon insofern ihre unmittelbaren Folgeerscheinungen bis in die Gegenwart hereinreichen; aber ihr Verständnis ist nur möglich, wenn man von ihr auch um Jahrhunderte rückwärts in frühe Zeiten deutscher Agrargeschichte Einschau hält.

Man trifft da, in der Periode etwa vom 7. bis 12. Jahrhundert, innerhalb der ländlichen Kreise als höchste wirtschaftliche und soziale Entwicklungsform in den Gebieten des deutschen Mutterlandes — das koloniale Deutschland, das heutige Ostelbien, ist bekanntlich erst im Laufe des 12. bis 14. Jahrhunderts entstanden — die Grundherrschaft an. Was will sie, und wie hat sie sich entwickelt?

Die landreichen Leute, mochten sie dem weltlichen oder dem kirchlichen Adel angehören, welche im 6., im 7. oder 8. oder in späteren Jahrhunderten Bauernhöfe oder Hufen — die ordnungsmäßige Wirtschaftsausstattung des freien Mannes — in verschiedenen Orten und Dörfern besaßen, waren nicht im stande gewesen, diese ganz in den genossenschaftlichen Betrieb des Dorfes eingeordneten, dem Flurzwang der Dorfgemeinde unterworfenen Gebilde nach freiem Ermessen zu bewirtschaften oder bewirtschaften zu lassen: sie hatten sie vielmehr im allgemeinen an bäuerliche Wirte verpachten müssen; und nur auf den großen Flächen des Rottlandes und sonst in Ausnahme-

fällen war ihnen die Möglichkeit eigener ausgedehnterer Wirtschaft geworden. Dabei war aber die Verpachtung in den Zeiten noch ungebrochener Naturalwirtschaft, in denen wir uns vom 7. bis zum 12. Jahrhundert befinden, nicht möglich gewesen gegen einen Geldbetrag, sondern nur gegen Zahlung von Naturalerträgen und vor allem auch, da die Bebauung des Pachtbodens nicht einträglich genug war, um starke Überschüsse über den Bedarf des Pächters hinaus zu liefern, gegen Leistung von persönlichen Diensten. So erkärt es sich, daß der Pächter vor allem auch persönlicher Diener des Pachtherrn wurde: er frondete einige Tage der Woche auf den Rottländereien des Herren, er leistete Dienste höheren Aufwartens in dessen Wohnräumen, der Residenz, der Burg, er zog mit ihm als reisiger Mann zu Feld: das Verhältnis von Pächter zu Eigentümer ward in dieser naturalwirtschaftlichen Zeit ohne weiteres das des persönlich an den Herren und dessen Dienst Gebundenen: hierin beruht die soziale Stellung des Standes der Grundholden im früheren Mittelalter.

Nun versteht sich aber, daß dieses Verhältnis, das den Grundholden ursprünglich überaus eng an den Grundherren fesselte, mit eindringlicherem Anbau und steigender Grundrente immer freier werden mußte: denn der Genuß des steigenden Rentenzuwachses fiel nach dem bestehenden Zinsrechte dem Grundholden zu. Und so kam es dazu, daß die Grundholden, etwa im 12. Jahrhundert, wirtschaftlich immer unabhängiger wurden, ja zu behäbigem Wohlstande aufstiegen, während der Herr nur im Besitze der kärglichen, im 8. oder 9. Jahrhundert mit dem Grundholden vereinbarten Zinsen blieb — und im Besitze der persönlichen Dienste.

In diesem Momente konnte nun zweierlei eintreten. Entweder der Herr hielt an der unfreien Qualität persönlicher Gebundenheit des Grundholden fest, verlor aber den wirklichen wirtschaftlichen Genuß seines Landes: dann wurde er aus einem Grundherrn sozusagen zu einem Landesherrn; und war das Glück gut, und flossen ihm die unentbehrlichen Rechte staatlicher Hoheit aus dem Auflösungsprozesse der Reichsverfassung zu, so

konnte er es wohl zum Fürsten bringen. Oder aber: der Herr vereinbarte mit dem Grundholden die Beseitigung seines persönlich gebundenen Verhältnisses gegen Zahlung einer wirklichen einheitlichen Pacht ohne persönliche Dienste, wie diese nun jetzt, in den Anfängen geldwirtschaftlicher Zeiten und bei höherem Ertrage des Landes, sehr wohl schon möglich war: dann trat er wieder in den vollen Genuß der Bodenrente, und der bisher gebundene Grundholde wurde zum freien Pächter.

Von diesen beiden Möglichkeiten ist die erste in Deutschland unendlich viel häufiger eingetreten als die zweite; aber auch von der zweiten finden sich, namentlich längs der Westgrenzen, gewichtige Spuren. Und vor allem: in Verbindung mit ihrer Entwicklung, sei es direkt durch sie angeregt, sei es nur äußerlich parallel, doch innerlichst mit ihrer Tendenz verbunden, entstand im äußersten Westen, so vor allem in den Niederlanden, wohl schon viel früher, im 10. und 11. Jahrhundert, ein selbständiges freies Pachtrecht. Es kam auf, wo bisher ungenutzter Boden zur Besiedlung ausgegeben ward, — wo noch nicht irgend welche grundherrlich-grundholde Beziehungen aus früherer Zeit bestanden, — wo sich die modernsten Vertragsformen einer werdenden neuen Wirtschaft entwickeln konnten: und so ward es von vornherein zu einem Pachtrecht der Besiedlung.

Welch unendliche Bedeutung aber hat es aus dieser Eigenart heraus erlangt! Schon die ersten niederländischen Kolonisten, die im Beginn des 12. Jahrhunderts durch den geistlichen Fürsten des Landes vom Utrechter Bistum her in die Bremer Moore berufen worden sind, sind nach diesem freien Pachtrecht angesiedelt worden; und alsbald ward es zur Grundlage der Siedlungsverträge jener Tausende und Abertausende, die sich, anfangs den Nordabhängen der deutschen Mittelgebirge entlang, bald aber auch auf anderen Wegen, ja schließlich zur See der Kolonisation des Ostens zuwandten. So wurde dies Pachtrecht, wenn auch vielfach in modifizierten Formen, zu dem Bauernrecht der neuen Siedlungsländer, zum freien agrarischen Rechte des heutigen Ostelbiens.

Allein auf diesem kolonialen Boden hatte dies besonders

günſtige Recht binnen wenigen Jahrhunderten ein Schickſal, deſſen Geſchichte ſich faſt wie ein Märchen, wie der Bericht einer genauen Umkehrung der Entwicklung des alten Grundholdenrechts anhört. Neben den Bauern eines Kolonialdorfes pflegte im Dorfbereiche zugleich auch ein Ritter, ein Junker zu ſitzen und in einer umfangreicheren Gutsanlage mit einem meiſt in ſich geſchloſſenen Landareale Haus zu halten: mit der Möglichkeit alſo, ganz im Gegenſatz zu dem frühmittelalterlichen Grundherrn mit ſeinem Streubeſitze nicht bloß eine Gutsherrſchaft zu üben, ſondern eine wirkliche größere Gutswirtſchaft zu betreiben. Dabei ſtanden ihm anfangs für ſeine Wirtſchaft und für deren Vergrößerung bäuerliche Kräfte gar nicht oder nur in geringem Maße zur Verfügung: die Bauern waren frei und zinſten nur ihrem Pachtherrn. Nun wurden aber die Junker im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts und auch noch ſpäter in vielen Territorien des Koloniallandes, die mit finanziellen und militäriſchen Verlegenheiten zu kämpfen hatten, von den Fürſten mit der Gerichtsbarkeit über das Dorf, in dem ſie ſaßen, ausgeſtattet, falls ſie ſie nicht von Anbeginn beſaßen: ſie erhielten ſie gegen bar oder gegen andere beſondere, meiſt militäriſche Dienſte. Sie wurden alſo gleichſam zu kleinen Herrſchern in ihrem Dorfbereiche in eben den Zeiten, in denen ſich die großen Grundherren des Mutterlandes, indem ſie ſich von den rein lokalen Verhältniſſen loslöſten, immer mehr zu Landesherren durchbildeten; während im Weſten die kleinen Territorien des 16. bis 18. Jahrhunderts entſtanden, bereitete ſich im Oſten unter den Landesherren die dörfliche Junkerherrſchaft derſelben Jahrhunderte und noch des 19. Jahrhunderts vor. Und damit noch nicht genug. Es ergab ſich für den einzelnen Dorfjunker auch bald als vorteilhaft, ſeine Gutswirtſchaft entſchiedener durchzubilden und wo möglich auch — vielfach durch Heranziehen von Bauernland — zu vergrößern. Die Gründe hierfür waren mannigfaltiger und örtlich teilweis verſchiedener Art, ſehr vielfach aber griffen ſie ſchon auf das Gebiet der Unternehmung über: ſchon im 14. und 15. Jahrhundert waren die Niederlande und wohl durchgängig auch England für Getreide import-

bedürftig; dies Getreide kam aus den Küstenländern der Ostsee, und so verlohnte es sich auch in den deutschen Kolonialgebieten des Baltikums schon, Getreide über den eigenen Bedarf hinaus zu bauen und an die Ostseehäfen zum Export zu verhandeln. Es war auf großagrarischem Gebiete vielleicht der erste bedeutendere Fall, in dem das Motiv der Unternehmung sich geltend machte: es ist auf deutschem Boden das agrarische Gegenstück zu den Anfängen des industriellen Unternehmertums im 14. und 15. Jahrhundert.

Woher aber die Arbeitskräfte für den Betrieb der erweiterten Gutswirtschaft nehmen? Hier wurde nun noch einmal, und zum letzten Male wohl in der Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens, der Herrschaftsgedanke, so wie ihn der Großgrundbesitz des früheren Mittelalters entwickelt hatte, von Bedeutung. Aber während damals, in der großen Grundherrschaft des 7. bis 12. Jahrhunderts, der Verlauf der gewesen war, daß aus einem naturalwirtschaftlichen Pachtsystem mit starken Dienstleistungen grundholder Leute bei steigender Kultur ein System der Untertanschaft und der hoheitlichen Herrschaft hervorgegangen war, war hier der Verlauf der umgekehrte. Aus der Gerichtsherrschaft folgerten die Junker Zinsabhängigkeit und Fronde, und die ehemals freien Bauern wurden aus Gerichtsuntertanen zu Hörigen und in mannigfachen Pflichten abgestuften Grundholden gemacht: es war in der Tat, als ob in den Gegenden des damit aufkommenden Systems der neuen Gutsherrschaft eine Bewegung einsetze, die zum allgemeinen Verlauf der Entwicklung entgegengesetzt ströme. Und doch war dies nur teilweis der Fall. Denn die durchgebildete Unternehmung, das Produzieren zum kaufmännischen Verkaufe, bedarf, wo sie gedeihen soll, überall starker abhängiger Arbeitskräfte. Das Besondere war nur, daß hier, in einem überaus frühen Falle, diese Kräfte noch nicht in einer der modernen Formen der Arbeitsabhängigkeit, sondern wesentlich in der Form der frühmittelalterlichen, grundhörigen Arbeitsabhängigkeit gewonnen wurden: und daß sich demgemäß das wirtschaftliche Unternehmerdasein des Junkers mit der Ausübung von Herrschaft,

daß sich nach unseren Begriffen private und öffentliche Rechte aufs engste verquickten.

Diesen besonderen Zusammenhang muß man im Auge behalten, will man sogar noch die heutige Lage des ostelbischen Rittergutsbesitzes, sowie den privaten und öffentlichen Charakter dieses Besitzes richtig verstehen. Zwischen dem deutschen Mutterland und dem deutschen Kolonialgebiete ist, wenn auch in starker Abschwächung, lange Zeit hindurch und noch heute nachwirkend etwas von dem Gegensatze vorhanden gewesen, der zwischen den Nord- und Südstaaten der Union vor der Aufhebung der Leibeigenschaft bestand. Hier wie dort waren es persönlich abhängige Arbeitskräfte, die die Entwicklung größerer agrarischer Unternehmungen, in dem einen Falle im Plantagenbau, in dem anderen im Rittergute des deutschen Nordostens, ermöglichten.

Die geschilderten Zusammenhänge aber reichten auch in Deutschland noch bis hinein ins 19. Jahrhundert. Ja gerade zum Schlusse dieser langen Periode vom ausgehenden Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert, kurz vor der Zeit der Stein-Hardenbergschen Gesetzgebung, die ihre Grundlagen zu erschüttern drohte, ergab sich ein besonderer Anlaß, sie noch einmal, wenn auch in gewissen Abwandlungen, eingehender zu begründen. Wie wir wissen, kam in England um die Mitte etwa des 18. Jahrhunderts — und zwar hier zuerst in ganz Europa — ein Zeitalter modernen Wirtschaftslebens empor: und damit wuchs unter steigender Bevölkerung der Bedarf an Landesprodukten, Flachs, Wolle, Vieh, Getreide derart, daß auch die rasch fortschreitende einheimische Landwirtschaft ihn nicht mehr zu decken vermochte. Daher zog man auswärtige Hilfsquellen heran, und in einem gegenüber früheren Zeiten wesentlich erhöhten Maße entwickelte sich ein Export baltischer, vornehmlich preußischer Landeserzeugnisse nach England. So kamen frohe Zeiten für die Rittergutswirtschaft des Nordostens: Weizen und Wolle namentlich stiegen gewaltig im Preise, und die Intensität der Wirtschaft wurde, zum Teil unter Ausnutzung des weiten Kreditsystems der fridericianischen Landschaften, wesentlich gesteigert: bis die Störung der bestehenden Wirt-

schaftsverhältnisse durch die Kontinentalsperre und nach ihr die Drohungen der Stein-Hardenbergschen Reformen immer schwereren Eintrag taten. Das zweite Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts brachte dann eine schwere Krise; das erste Zeitalter des teilweis noch mittelalterlich gebundenen agrarischen Unternehmertums der Gutsherrschaft war vorüber; und ein neuer, nun ganz moderner, auf starke Kapitalverwendungen hinauslaufender Aufschwung setzte erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts wiederum ein.

Ehe wir indes diese späteren Zeiten genauer verfolgen, wird es nötig sein, die Umwandlungen kennen zu lernen, denen auch die bäuerliche Wirtschaft schon seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Richtung auf die freie Unternehmung hin unterlag.

Versetzen wir uns in das Wirtschaftsleben des platten Landes in Deutschland während der zwanziger bis vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts, so stoßen wir, trotz der emanzipatorischen Gesetze der Franzosen- und Rheinbundszeit im Süden und Westen und trotz der Stein-Hardenbergschen Reformen in Preußen, im ganzen doch noch auf Verhältnisse, die nicht allzusehr von dem ländlichen Dasein des vorhergehenden Jahrhunderts abwichen. Und das gilt für alle ländlichen Kreise, die des Großbesitzes wie des Mittel- und Kleinbesitzes, in besonderem Maße aber für den Mittelbesitz, die bäuerliche Wirtschaft. Noch immer war damals das wirtschaftliche Dasein des Vollbauern, wie vielfach auch des kleineren Grundbesitzers, tief eingesenkt in das alte Gemeindeleben des Dorfes. Das Wort „Nachbar" hatte noch viel von seinem alten gewichtigen Sinn und Klang: die Nachbarschaft verband die Dorfgenossen noch zur Abwehr gemeinsamer Gefahr des Wassers und Feuers und zu gemeinsamer Aushilfe der Schäden, die dem Einzelnen sonst von übermenschlichen Mächten drohten; sie hieß noch Gemeinschaft des Fühlens und Wollens in Freud' und Leid, hieß gemeinsame Feier der Hochzeit und gemeinsamer Grabgang. Wenn irgendwo, so lebte vor allem in den echten Bauerndörfern noch ein Stück Mittelalter fort: der Satz, daß sich Kulturreste ver-

gangener Zeitalter in den konservativen Schichten des Volkslebens vererben über Menschenalter, Jahrhunderte, Jahrtausende, hier galt er einmal besonders umfassend zu Recht.

Sogar für die individuellste Seite des Lebens, die Wirtschaft. Noch war in den meisten Gegenden die alte Gemeinheit des Waldes und der Weide nicht aufgelöst, noch bestand, wenn auch vielfach durch Landesordnung und behördlichen Eingriff reguliert und der Absicht der Eingriffe nach verbessert, markgenossenschaftliches Dasein. Noch kamen die Bauern jährlich mehrmals zu Hauf, um den gemeinsamen Wirtschaftsplan der Flur zu besprechen; noch erholte sich der arme Häusler mit einer Kuh oder ein paar Ziegen an dem Gemeinbesitz der Gemeinde, an der Grasnarbe der Wegraine, an den der Weide offenstehenden Wiesen und im Laubgang des Waldes. So lebten auch die Kleinen zwar oft kümmerlich oder wenig behäbig dahin, doch selten arm: noch griff auch die Armut in Wonne und Weide, in den schier unerschöpflichen Vorrat des Gemeinbesitzes. Und da, wo im Dorfe ein Gutsherr saß, waren diese Verhältnisse wohl oft gedrückter und bald mehr, bald minder verschoben zu Gunsten dieses Herrn: im ganzen aber hatten sich auch hier beträchtliche Teile des alten Markwesens in Recht und Sitte erhalten; und der Arme und auch der Arbeiter gutsherrlichen Dienstes genoß noch zahlreicher freier Gaben nach altem Recht der Allmende.

Was sich aber vor allem wenigstens in den ländlich-behäbigen Schichten erhalten hatte, und zwar wiederum beim Bauer, als dem Urtypus ländlicher Wirtschaft, am meisten, das war das alte Selbstgenügen der einzelnen Wirtschaft und eine Form der haus- und hofwirtschaftlichen Erzeugung, in der die Familie des Eigentümers wie das Gesinde unter dem Befehlswort des Haus- und Hofherrn in einer großen Erzeugungs- und vielfach auch Verbrauchsgemeinschaft zusammen arbeitete. Da ließ der einzelne Vollbauer noch wenig Geld aus dem Hofe gehen, und wenig Geld kam auch in den Hof hinein. Er baute noch, wessen er bedurfte; er war noch sein eigener Handwerker; er trug noch selbstgezogene, selbstgesponnene

und oft auch selbstgewebte und selbstgefärbte Leinwand; Wolle galt ihm als Luxus. Und in seiner Absicht, ganz auf sich gestellt zu sein, ein freier Herr seiner Wirtschaft, half ihm groß und klein, Mann und Weib; ein wichtiger Teil der hausgewerblichen Tätigkeit fiel von alters her eben den Frauen zu; und die Spinnstuben sahen wie zur Zeit der Ahnen im Winter allabendlich die Vereinigung von Arbeit und Frohsinn. Es war ein Leben, das in gar manchem unmittelbar an die Hausgemeinschaft der Urzeit erinnerte, oft ganz in sich zurückgezogen, ungern der Verkehrswelt der Städte zugewandt: noch in den sechziger und siebziger Jahren haben deutsche Bauern in hochkultivierten Gegenden Papiergeld ungern genommen, sie zogen den Silbertaler vor: pecuniam probabant veterem et diu notam (Tac. Germ. c. 5).

Der kleine Mann auf dem Dorfe aber war in gewissem Sinne den großen Produktionseinheiten, sowohl der des Dorfes wie der der einzelnen Wirtschaft, einrangiert, mochte er nun selbständig auf einem Häuschen sitzen: „auf eigenem Herde rauchen und von eigenem Dache traufen", oder mochte er auf der Arbeitsstelle eines Bauernhofes oder auch in der Arbeitsstraße eines Gutshofes Platz halten. Stand er für sich, so war sein nächstes Lebensziel, die Selbständigkeit bäuerlichen Daseins nachzuahmen, — fern war er der Entwicklung eines eignen agrarischen Lebensideals. Stützte er sich auf die Stelle eines Bauern- oder Gutshofes, so nahm er an der Hauswirtschaft dieser Stätte als Arbeiter und Empfänger von Produktionserträgen ständigen Anteil.

Diese vielfach noch so „patriarchalischen", freilich auch schon in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in manchem Betracht archaischen Zustände erfuhren nun bis in die vierziger Jahre hin einen ersten Wechsel. Dabei sind die Ursachen der Wandlung heute noch nicht völlig aufgeklärt, wie denn überhaupt die Wirtschafts- und Sozialgeschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts an vielen Stellen eingehender Bearbeitung noch harrt; doch ergeben sich die folgenden Zusammenhänge als teilweis evident, teilweis höchst wahrscheinlich.

Schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war eine große Anzahl von wichtigen Veränderungen im Betriebe der Landwirtschaft eingeleitet worden, die, anfangs zumeist auf größeren Gütern erprobt, doch auch an den mittleren Besitz übergehen konnten: Verbesserung des Körnerbaues vornehmlich und Bebauung der bisher zu periodischer Brache verurteilten Äcker, insbesondere des jeweils rastenden Flurdrittels der Dreifelderwirtschaft, mit Hackfrüchten: Schubarth von Kleefeld, der Einführer des Kleebaues, ist 1787 gestorben; der hundertundfünfzigste Geburtstag Thaers konnte im Jahre 1902 gefeiert werden. Indem nun diese Verbesserungen, vor allem der Kartoffelbau, auch in die bäuerliche Wirtschaft eindrangen, erlebte diese ein starkes Ansteigen ihrer Erträge; ein gut Teil jener Errungenschaften der deutschen Landwirtschaft, die im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einer durchschnittlichen Verdoppelung der Produktion führten, gehört schon der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts an.

Naturgemäß war damit ein Moment gegeben, das zu größerer Behäbigkeit der bäuerlichen Zustände führte. Dazu kam aber, besonders auch für die kleineren bäuerlichen Besitzer, noch ein zweites. In derselben Zeit etwa, die den landwirtschaftlichen Aufschwung sah, und vornehmlich seit dem zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts begann die Industrie leise und in den folgenden Jahrzehnten immer deutlicher, ihren Anlauf zu der gewaltigen Entwicklung der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zu nehmen. Das geschah aber der Hauptsache nach zunächst auf dem platten Lande, sowohl insofern es sich um die sehr beträchtliche Entfaltung der Hausindustrie handelte, wie teilweis auch insoweit das Fabrikwesen in Betracht kam: denn auch die Fabrik, anfangs meist auf natürliche Bewegungskräfte angewiesen, war zuerst vielfach ein Kind des platten Landes. So fiel denn dem Landvolk zur Zeit der agrarischen Verbesserungen zugleich in den Industrielöhnen ein unerwarteter und vielfach nicht unbedeutender Nebengewinn zu; und an nicht wenigen Stellen wuchs sich dieser Nebengewinn zum Lebensunterhalt, das Nebengewerbe zum Berufe aus.

Auf dieſe Weiſe ergaben ſich für den Bauer wie den kleinen Wirt der ländlichen Kreiſe ſtändig wirkende Antriebe zu höherer Lebensgeſtaltung. Und da iſt es denn für die Zeit und die ſittliche Struktur von Land und Leuten bezeichnend, daß dieſe Zuſammenhänge ihren letzten und einheitlichſten Ausdruck in einer ſteigenden Tendenz der Geburten erhielten. In dem Menſchenalter von 1816 bis 1845 wuchs die Bevölkerung innerhalb des heutigen Reichsgebietes von beinahe 25 auf 34½ Millionen oder um 38,7 %, während ſie im folgenden Menſchenalter, von 1845 bis 1875, nur um 24,1 und in der nächſten Generation, ſoweit bisher feſtzuſtellen, auch nur um etwa 32 % geſtiegen iſt: es war verhältnismäßig die ſtärkſte Bevölkerungsvermehrung während des ganzen Jahrhunderts. Und zwar vermehrte ſie ſich vor allem in den ſpezifiſch ländlichen Gebieten. Sombart[1] hat darauf hingewieſen, daß die Zunahme in den preußiſchen Regierungsbezirken Marienwerder, Köslin und Bromberg raſcher war als in Düſſeldorf; in Gumbinnen und Stralſund raſcher als in Arnsberg und Köln; in Poſen und Königsberg raſcher als in Breslau, Magdeburg und Minden. Und im ganzen ergab ſich für Preußen, daß ſich die Bevölkerung in Gegenden mit ärmeren Böden von 1819 bis 1845 ſogar raſcher vermehrte, nämlich um 146 %, als in ſolchen mit reicheren Böden, wo die Vermehrung nur 145 % betrug.

Die letztere Erſcheinung, obwohl mit dem geringen Ausſchlag nur eines Prozentes, iſt doch charakteriſtiſch. Die Zunahme, an ſich durchaus normal, hatte ſchließlich doch einen etwas proletariſchen Charakter angenommen: ſie war bei weitem ſtärker als der Fortſchritt im Ertrage der Landwirtſchaft, ſie mag dieſen etwa um das Doppelte, wenn nicht noch mehr überholt haben. Eine an ſich berechtigte, glückliche Tendenz war alſo zu lange und darum übertrieben verfolgt worden: der erſte agrariſch-techniſche und teilweis induſtrielle Aufſchwung der neueren Zeit rächte ſich bitter am Bauern und kleinen Mann des Landes:

[1] Kapitalismus Bd. 2, S. 147. Ebenda S. 146 die oben gegebenen allgemeinen Bevölkerungsziffern.

Zeiten der Not, ja für die kleinen Leute Zeiten des Hungers traten in den vierziger Jahren ein; Motive wurden laut, die die passive Haltung des Bauerntums und die revolutionäre Stimmung eines Teiles des ländlichen agrarischen und industriellen Proletariats in der Revolutionszeit des Jahres 1848 erklären.

Sehen wir aber genauer zu, was denn nun eigentlich geschehen war, so ergibt sich das folgende. Ein starker Aufschwung der landwirtschaftlichen Intensität und dadurch erhöhte Einnahmen der mittleren ländlichen Bevölkerung waren von dieser nicht zur Kapitalansammlung und dadurch zur Möglichkeit, den Betrieb noch weiter zu steigern, benutzt worden, sondern vornehmlich der Vermehrung der Bevölkerung zu gute gekommen. Diese Vermehrung war dann so rasch fortgeschritten, daß sie die Steigerung der Intensität des Anbaus überholte: und Zustände der Not mußten eintreten.

Es war eine im Grunde noch wenig moderne Entwicklung. Mit Recht kann man sie ihrer inneren Struktur nach in gewissen Beziehungen mit der Entwicklung der Gutsherrschaft, soweit wir diese bisher kennen gelernt haben, vergleichen. Wie in dieser die Arbeitskräfte alles waren und die Notwendigkeit, stärkeres Kapital in den Boden zu werfen, sich erst langsam seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aufzudrängen begann, so wurde hier fast jede Möglichkeit der Fortentwicklung noch in der Vermehrung der Arbeitskräfte der Bevölkerung gesucht und gefunden.

Ja es waren im Grunde noch geradezu primitive Formen der Erweiterung der ländlichen Wirtschaft, die letzten Endes darauf beruhten, daß die alte Erzeugungs- und Verbrauchsgemeinschaft zwischen Herr und Gesinde, zwischen Hausvater und Familienmitgliedern noch immer mit lebendiger Kraft fortwährte. Soweit die rein bäuerliche Seite der Entwicklung in Betracht kommt, wird man daher sogar noch recht stark an einzelne Vorgänge des bäuerlichen Aufschwunges im 12. und 13. Jahrhundert erinnert. Damals führte der Schluß jener Besiedlung des Heimatlandes, die mehr als ein Jahrtausend lang den jungen Leuten ohne ländliche Wirtschaft die Möglich-

keit der Begründung eines eignen Hofes gewährt hatte, zu einem raschen Steigen der Grundrente und damit auch des bäuerlichen Wohlstandes: zugleich aber auch zu den ersten ganz ausgesprochenen Erscheinungen einer zunehmenden bäuerlichen Übervölkerung. Es war eine Kombination, in vielen Stücken der der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ähnlich. Sie hätte auch damals zu Notständen führen müssen (und durch diese hindurch zu einer rascheren Steigerung der Intensität des Anbaues und zu einem früheren Übergang in geldwirtschaftliche Zeiten), wenn nicht in diesem Augenblicke entlastend und unter ganz anderen Gesichtspunkten rettend die Kolonisation des Ostens eingetreten wäre: in der Besiedlung und Eroberung der Gegenden jenseits der Elbe und die Donau hinab entlud sich der Überschuß der Bevölkerung und des Wirtschaftsmutes der ländlichen Klassen.

Ähnlich war nun auch das schließliche Ergebnis im 19. Jahrhundert; ja, an Mächtigkeit und Schnelligkeit der Bewegung übertraf es zweifelsohne die verwandten Erscheinungen des Mittelalters. Aus den behäbigen und doch unter starker Kinderzahl leidenden mittleren und kleineren ländlichen Haushaltungen Deutschlands löste sich Mann auf Mann und Jüngling auf Jüngling und aus den übervölkerten Gemeinden Haushalt auf Haushalt los und zog zu nicht geringem Teile den Weg der Kolonisation jungfräulichen Bodens. Freilich nicht mehr in der Nähe der Heimat. Wo war da noch freies Land zu finden? Längst war die Unkultur des mittelalterlichen Osteuropas höheren Bildungen gewichen: ein polnisches und ein Magyarenreich festeren Wesens waren schon im 14. und 15. Jahrhundert entstanden und hatten noch der mittelalterlichen Kolonisation allzufrühe Ziele gesteckt; und hinter ihnen hatte sich seit dem 18. Jahrhundert die kompakte Macht Rußlands gebildet. So hieß es weiter wandern, hinaus in neue Welten, in die Länder über See: vor allem nach dem amerikanischen Norden, der einen tüchtigen Ansiedlerstamm zu nähren bereit schien. Der breite Strom der Auswanderung nach Amerika entwickelte sich, wie er Jahrzehnte hindurch gedauert hat, erst Süddeutschland ergreifend und dessen bevölkertste

Gebiete, vor allem die Pfalz und Württemberg, dann vornehmlich genährt durch Auswanderer aus dem deutschen Nordosten. Wird diese große Bewegung dem Mutterlande dereinst noch nützen, wie die mittelalterliche dem damaligen Mutterlande Segen gebracht hat, — nach Jahrhunderten: in der Entwicklung Preußens und Österreichs, in der Gründung des neuen Reiches?

Aber nicht alles Volk des platten Landes, das überflüssig erschien, zog jetzt wie einstmals neuer Landarbeit zu, ging über See. Neben die Auswanderung trat eine Abwanderung: hin zu den großen Industriezentren der Heimat, die in erster Bildung begriffen waren, und hin zur größeren Stadt. Es ist ein früher Strom, der das weite Meer des modernen vierten Standes mit bilden half; wir werden an späterer Stelle sehen, was er in dieser Hinsicht bedeutete.

Indes mit dieser doppelten Leerung des platten Landes, der Aus- und der Abwanderung, waren die Wirkungen der bäuerlich-agrarischen Bewegung der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts keineswegs erschöpft. Wenn auch zunächst ohne viel Kapital, nur mit stärkeren menschlichen Wirtschaftskräften, mit mehr Händen ausgestattet, war man doch zu einem intensiveren Anbau fortgeschritten und verfolgte diesen Weg immer weiter. Konnten nun die damit verbundenen Änderungen im Wirtschaftsleben ohne Einfluß auf die althergebrachte Produktionsgemeinschaft des bäuerlichen Hofes bleiben? Es war nicht anders möglich, als daß sie diese lockerten. Geschah dies aber, so konnte ein neues bäuerliches Wirtschaftsdasein der Regel nach nur in einem Sinne entwickelt werden, der der modern wirtschaftliche war und immer mehr wurde: im Sinne des Betriebes auch der Landwirtschaft als einer rechnerisch-kommerziell zu führenden Unternehmung. Gewiß war das ein Zug der Entwicklung, der zunächst leise genug einsetzte: allein nachdem einmal ein Anfang gemacht worden war, wirkte dieser, durch den allgemeinen Verlauf des nationalen Wirtschaftslebens beständig unterstützt, immer stärker: bis schließlich wenigstens die fortgeschrittenen bäuerlichen Wirtschaften einen modernen Zug der Unternehmung annahmen. Von Bedeutung in dieser

Richtung wurde es, wenn auch noch nicht so sehr in diesen Frühzeiten als später in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, daß nun der Bauer bei steigender Wirtschaft auch des Kapitals bedurfte: künstlicher Dünger mußte angewandt, Maschinen mußten gekauft werden. So hatte man zu sehen, wie Geld ins Haus kam: immer stärker wurde die Produktion auf den Verkauf; immer sichtbarer drang auf diesem massivsten aller Wege der Geist der Unternehmung ein. Und wo die Ertragsüberschüsse zur Durchführung modernen Anbaues nicht genügten, da wandten sich „unternehmendere" Bauern wohl bald auch dem Kredit zu: und neben den alten verderblichen Verbrauchskredit heillos verschuldeter Landleute trat, als eine fast neue Form der wirtschaftlichen Befruchtung, der produktive Kredit des aufstrebenden mittleren Landmanns. Im ganzen aber wurde auf diese Weise doch schließlich auch von dem mittleren und kleineren Grundbesitze derselbe Weg eingeschlagen, den der Großbesitz zumeist schon früher betreten hatte: der Weg zur modernen Unternehmung.

Das volle Beschreiten dieses Weges aber, die mehr oder minder starke Unterwerfung unter den Geist der freien Unternehmung, bedeutete für alle diese Formen einen schweren Bruch mit der Vergangenheit, einen Eintritt grundstürzender Veränderungen. Es sind die Wehen einer ganz neuen Zeit, deren Geschichte wir nunmehr verfolgen müssen.

3. Die Vorerscheinungen des modernen agrarischen Wirtschaftslebens, die wir soeben kennen gelernt haben, lassen sich schließlich mit wenigen Worten kennzeichnen: innerhalb des Großgrundbesitzes eine primitive Form der Unternehmung, in der an Stelle modernen Kapitals noch Dienstleistungen im Grunde naturalwirtschaftlichen Charakters zur Anwendung gelangten; innerhalb der bäuerlichen Kreise eine noch mittelalterliche Betriebsform, die bäuerliche Hauswirtschaft, in der gesteigerte Intensität des Betriebes Überschüsse ergab, die aber nicht an erster Stelle zur Vermehrung des Betriebskapitals und zu einer unternehmungsmäßigen Umformung der Wirt-

schaft, sondern vielmehr zu einer starken Vermehrung der arbeitenden Stände, der Bevölkerung Anlaß gaben. In beiden Fällen noch nicht eine eigentlich moderne Wirtschaft; dazu fehlte im ersten Falle trotz allen vorhandenen Unternehmersinnes noch die Umwandlung der naturalwirtschaftlichen Betriebsformen in geldwirtschaftliche und im zweiten Falle trotz vorhandenen Kapitals der Unternehmersinn. Die Entwicklung schreitet nun so fort, daß diese beiden Momente beseitigt werden: und zwar beide Male von außerhalb der Landwirtschaft her, heraus aus einem Unternehmertum vornehmlich bürgerlichen Charakters. Das ist die große Peripetie der landwirtschaftlichen Stände in den jüngsten Zeiten; sie geraten unter die geistig-wirtschaftliche Vormundschaft der Unternehmung, und diese Unternehmung ist eine Lebensform an erster Stelle jener Klassen, die sie bisher als sich untergeordnet betrachtet hatten, der bürgerlichen. So wird die Landwirtschaft abhängig und verliert ihre bisher führende Stellung.

Dieser Vorgang ist nun im einzelnen zu schildern. Dabei kann aber das gewünschte Ziel nicht erreicht werden, wenn sich die Erzählung nicht gleichsam in verschiedene Kanäle zerteilt entwickelt, zuerst vom Bauern und den kleineren Besitzern, auch freien Tagelöhnern des platten Landes spricht und darauf vom Gutsherrn.

Die ersten Elemente der Dekomposition, die den freien Bauer, den kleineren Besitzer und den Taglöhner zugleich trafen, waren diejenigen, die in Verhältnisse eindrangen, an welchen sie alle zugleich beteiligt waren, in die Verhältnisse der uralten Gemeinwirtschaft des Dorfes. Da hatte die liberale Gesetzgebung seit den Stein-Hardenbergschen Reformen im Norden und Nordosten und seit der Einführung des Rechts der französischen Revolution in großen Teilen Süddeutschlands und des Westens die entscheidende Bresche zu legen begonnen. Das neue preußische Recht beruhte mehrfach auf englischem und französischem Vorbild, das französische wiederum auf der Anwendung rechtlicher Begriffe der römischen Kaiserzeit: in beiden Fällen ging die neue Gesetzgebung auf den rechtlichen Ausdruck eines Zeitalters

der Unternehmung zurück. So stand sie unter dem leitenden Gedanken des freien Wettbewerbs aller Kräfte und der Verselbständigung, der Subjektivierung jedes Wirtschaftsdaseins. Wie hätte sie da den mittelalterlich-sozialistischen Tendenzen der alten deutschen Markgemeindeverfassung gerecht werden sollen? Sie hob dieses wirtschaftliche Gemeinleben auf, soweit es die Zeit des Absolutismus noch hatte bestehen lassen; und sie vernichtete zu diesem Zwecke namentlich die materiellen Grundlagen dieses Gemeinlebens, die Allmende und die mannigfachen Nutzungsrechte der Gemeinden an staatlichem oder sonstigem ehemaligen Obereigen, Wäldern, Mooren, intensiv bisher noch nicht genütztem Lande. Es sind die mannigfachen Gesetze über Ablösung von Servituten- und Gemeinheitsteilungen in den deutschen Ländern, die hier in Betracht kommen, in Preußen vornehmlich die Gemeinheitsteilungsordnung vom Jahre 1821 und das ergänzende Gemeinheitsteilungsgesetz vom Jahre 1850.

Die Folge der Gemeinheitsteilungen war für den Bauer die Beschränkung mehr auf den eignen Hof und die Möglichkeit, den Wirtschaftsplan seines Landbaues persönlicher aus sich heraus zu gestalten; und diese Möglichkeit wurde noch verstärkt durch die Ablösung zahlreicher Nutzungsrechte an Wald und Weide, an Wasser und Moor, die ihm bisher zugestanden hatten; zugleich bekam er auch durch die Aufhebung dieser alten Rechte vielfach Kapital in die Hand, das zur Meliorierung des Bodens benutzt werden konnte. Es waren Veränderungen, die günstig wirken konnten, wo klare Einsicht in die Richtung der modernen Wirtschaftsentwicklung vorhanden war, die dazu führen konnten, den Bauer zum modernen agrarischen Kleinunternehmer, zum „Gutsbesitzer" zu machen. Freilich, zunächst wesentlich negativer Art, waren diese Änderungen höchst zweischneidiger Natur: bei geringerer Einsicht in den Lauf der Dinge wie bei auch nur einmaliger Verwendung des erhaltenen Kapitals zu unproduktiven Zwecken konnten sie rasch bergab führen.

Überwiegend vom Übel war aber die Aufhebung der Nutzungen und die Gemeinheitsteilung für den kleinen Mann. Er verlor nicht bloß das Gemeinheitsgefühl wie der Bauer — und es

hatte für ihn doch noch immer einen moraliſchen Zuſammenhang mit der dörflichen Ariſtokratie bedeutet —, er verlor auch den eigentlichen Reſſort ſeines wirtſchaftlichen Daſeins, die letzte Hilfsquelle, den eiſernen Beſtand gleichſam ſeiner materiellen Exiſtenz, wie er in den Weideberechtigungen auf den Äckern, Wieſen, Angern, Wäldern, in den Forſtberechtigungen zur Maſt, zum Mitgenuß des Holzes und zum Streuholen, in den Berechtigungen zum Plaggen-, Heide- und Bultenhieb beſtanden hatte. Alle dieſe Wohltaten waren nun verſchwunden, aufgehoben; und der kleine Mann war im weſentlichen leer ausgegangen; er war expatriiert aus der engen Dorfheimat, die ihm einſt naturalwirtſchaftliche Zeiten bereitet hatten. Und er fühlte ſich auch verelendet. So verließ er Heimat und Dorf der Väter und wanderte neuen Zielen und neuem Leben, faſt durchweg der Stadt und dem Daſein eines jüngſten, vierten Standes, zu.

Aber auch das andere, noch ältere Element des dörflichen und vornehmlich des vollen bäuerlichen Daſeins, die Hausgemeinſchaft der Familie auf ererbtem Hofe, wurde ſchließlich durch die Aufhebung der Gemeinwirtſchaft des Dorfes ſchwer geſchädigt, wenn auch auf ihre volle Zerſtörung ſtärker wohl noch andere Erſcheinungen des modernen Wirtſchaftslebens eingewirkt haben.

Wie groß war doch dieſe Gemeinſchaft in früheren Zeiten geweſen! In Gegenden mit Erbfolge gleich naher Erbberechtigter zu gleichen Teilen waren oft die „Gemeiner", wie ſie ſich bezeichnenderweiſe nannten, die Gleichberechtigten zuſammengeblieben; ſie hatten nicht geteilt, hatten die alte Gemeinſchaft der Familienmitglieder im Anbau des Hofes zu geſamter Hand aufrechterhalten. Und wo die Erbfolge eines bevorzugten Sohnes, ſei es des erſten oder des letzten, beſtanden hatte, da hatten die anderen Söhne wohl unter dem Bruder gedient: als eine zum Empfang des Dienſtes berechtigte Perſon gleichſam von ewiger Dauer hin durch die Geſchlechter war das Landgut der Väter erſchienen. Und um die Familie in ihren verſchiedenen Zweigen hatte ſich das Geſinde gruppiert, ſie gleichſam nur ergänzend, noch im weiteren Sinne zu ihr ge-

hörig, mit gemeinsamem Kirchgang und gemeinsamer Atzung: geistig und körperlich ihr gleichwertig. Dies Ganze aber wiederum der menschlichen Wirtschaftseinheit eines Hofes hatte diesem nach uralten, von den Ahnen her vererbten Satzungen des Anbaues und der Stoffveredlung gedient zur direkten Deckung etwa aller jener Bedürfnisse, die die Lutherſche Erklärung der vierten Bitte aufführt.

Jetzt brach die neue Zeit in diese Wirtschaftseinheit ein. Teilweis in mehr äußerlichen Einwirkungen: wer wollte noch Leinwand wirken und Röcke tragen nach Altväterweise in Jahren, da der städtische Händler als Vertreiber fabrikmäßiger Webwaren schon weit billiger lieferte und die Tracht anfing, immer mehr durch die Mode bestimmt zu werden? Und wer wollte noch sein eigner Schmied und Stellmacher sein im Zeitalter aufkommender Maschinen der Landwirtschaft? Vor allem die häusliche Stoffveredlung ging durch äußere Einflüsse zurück und teilweis zu Grunde. Das alles störte aber die alte Arbeitsordnung überhaupt. Da hatte das Gesinde in den Zeiten, die von Landarbeit frei waren, im Winter vornehmlich, gesponnen und geschnitzt und gestellmachert, Dächer geflickt und Ställe gebaut; jetzt baute der Maurer massiv und deckte der Dachdecker mit Ziegeln, und die Handwerker drangen in das ständige Leben des Hofes ein: ein Teil des Gesindes wurde überflüssig, und für jederlei Arbeit bedurfte es andrer Verteilung.

Was aber wichtiger war: der Geist selber der Wirtschaft änderte sich. Die höhere Intensität des Anbaues, das Wegfallen alter Routine dörflich gemeinsam beschlossener Arbeit auf Grund der Allmende, die Beseitigung herkömmlicher Nutzungen, die andere Lage der Hofäcker infolge von Separation oder Verkoppelung der Dorfflur: dies alles und tausend andere Neuerungen geringfügiger wie wichtigerer Art warf das alte Wirtschaftssystem um, führte zu ständigen Änderungen, brachte schärfere Berechnung des Vorteils und Nachteils: legte eine persönliche, subjektive Disposition, legte wirtschaftliche Spannungen nahe, die das Gegenteil waren alten Brauches und von den Vätern heraus vererbten Denkens.

Es waren Wandlungen, unter denen Herrschaft und Gesinde sich allmählich seelisch veränderten. Der Herr begann zu rechnen, nicht weniger die Glieder seiner Familie. Und diese Glieder fanden nicht selten, daß sie draußen, in der Fremde, weiter kommen würden wie daheim in dienender Stellung: sie emanzipierten sich, sie zogen dem Sterne eigenen Glückes nach zur Stadt, in die Fabrik, zum Heer, in den Königsdienst, nicht selten hinaus ins Freieste, in fremde Weltteile, in die Lande jenseits des Wassers. Und ähnlich wie sie dachte das Gesinde. Der sogenannte patriarchalische Zustand schwand dahin: der Herr rechnete, und der Diener rechnete, und zwischen beide trat immer mehr, ein kalter Ausdruck ihres kalten Rechnens, das Geld.

Es sind Zustände, deren Anfänge sich scharfen Beobachtern unter den Zeitgenossen schon in den dreißiger und vierziger Jahren ankündigten; wie lehrreich ist es, ihre ersten Keime z. B. in den Schriften von Jeremias Gotthelf zu verfolgen! Es ist eine zunächst sozialpsychische Wandlung; aber alsbald zieht sie starke Veränderungen der tatsächlichen wirtschaftlichen Haltung nach sich und des Rechtes, das dieser Haltung gegolten hatte. Vor allem das Familienrecht, soweit es sich auf das Gut bezog, also vornehmlich das Erbrecht, wurde von ihr ergriffen. Das alte Recht und die alte Sitte, so, wie sie aus noch naturalwirtschaftlichen Zeiten herkamen, hatten da bei Gleichberechtigung aller Erben zumeist Vorkehr getroffen gegen allzu starke Zerstückelung der Güter im Erbgang: mehr wie eine Viertelung der alten Hufe, des normalen großen Bauerngutes, war meist vermieden worden. Es war ein Zustand, der bei guter Wirtschaft die alte, behäbige bäuerliche Hausgemeinschaft aufrechtzuerhalten gestattete, denn die Konsequenzen der Viertelung wurden gegenüber dem Genuß des ganzen alten Vollgutes in früherer Zeit im allgemeinen noch ausgeglichen durch intensivere Bewirtschaftung. Dann aber hatten viele Landrechte der absolutistischen Zeit die freie Teilung des Bodens im Erbgang eingeführt: und eine solche Teilung entsprach den Idealen des neuen Wirtschaftslebens der freien Unternehmung und wurde darum rechtlich zunächst im 19. Jahrhundert fast

überall zuläſſig. Konnte nun die innerlich ſchon in Gefahr geratene bäuerliche Hausgemeinſchaft den Verlockungen dieſes neuen Rechts auf die Dauer widerſtehen? Keineswegs: wo einmal die alte Produktionsſitte in Verfall geraten war, verhalf grade dieſer Umſtand dem neuen Erbrecht zum Siege. Und ſo folgte denn dem Verfall der bäuerlichen Perſonalverfaſſung der Verfall der Verfaſſung des Gutes: das Erbe wurde ſtärker geteilt, oder die Erben, die an einem Teile berechtigt waren, dieſen aber nicht erhielten, wurden von demjenigen der Erben, der das ungeteilte Gut übernahm, in ſtarken Zahlungen abgefunden. Dabei ſtellten ſich denn in dem einen wie dem anderen Falle Schwierigkeiten ein; im Fall der Teilung kam es zu einer unproduktiven Parzellenwirtſchaft und man ſank aus einſt beſſeren Verhältniſſen herab unter die kleinen Leute, die zumeiſt des induſtriellen Nebenverdienſtes bedurften, um ſich zu halten; im anderen Fall kam es zu tief verſchuldetem Beſitze des Vollgutes.

Verſchuldung der größeren Bauerngüter wurde aber auch ſonſt eine der ſchweren Nöte der Zeit. Nach Auflöſung der alten Produktionsgemeinſchaft hieß es modern wirtſchaften. Hierzu bedurfte es ſtärkeren Kapitales: Maſchinen mußten angeſchafft, Kunſtdünger verwandt, Ent- und Bewäſſerungen vorgenommen werden. Und das alles, wenn das Kapitalerbe der Väter nicht ausreichte, auf einen Kredit hin, der vielfach nicht langfriſtig genug und zu teuer war, um ſichere und fruchtbare Ergebniſſe zu geſtatten. Auch auf dieſem Wege ergab ſich eine immer drückendere, immer ſchwerer zu tilgende Verſchuldung. Und ſie wirkte um ſo ſchlimmer, als man ſich nur zu leicht daran gewöhnte, landwirtſchaftliche Inſtallationen auf Kredit mit den Augen des gewöhnlichen kaufmänniſchen Unternehmers zu betrachten. Denn dieſe Auffaſſung iſt für die Landwirtſchaft kaum oder nur in ſeltenen Fällen anwendbar. Immer bleibt der Landwirt an die geduldig-langſame Arbeit der Jahreszeiten gebunden gegenüber dem haſtenden Kapitalumſchlag der Induſtrie und des Handels; immer hängt er von der Treue und Untreue ſeines Bodens und des heimatlichen Klimas ab;

und immer fast sind für ihn die Absatzbedingungen wechselnder, die Verkehrsverhältnisse schwieriger als für den städtisch-bürgerlichen Unternehmer. Wie vermag er da mit diesem in der Ausnutzung eines gegebenen Kredits zu wetteifern und damit auch in der Leichtigkeit, Kredit zu erlangen? Der Unternehmergeist, durch tausend Motive der eigentlichen landwirtschaftlichen wie der städtisch-industriellen und kommerziellen Entwicklung auf den Landmann übertragen, wurde diesem gegenüber zur Übermacht; so sehr der Bauer sich in seinen Sielen plagte, und so energisch er auch vorwärtsstrebte „im Sinne der Zeit": nur zu oft unterlag er. Es waren die schweren Stunden des Bauernstandes vornehmlich seit den fünfziger Jahren.

Dennoch hat der Bauernstand im ganzen die Krisis überstanden. Der Hauptsache nach durch eigene Kraft. Er wußte sich nach der Decke zu strecken, er machte Abzüge an seiner Lebenshaltung, während die Lebenshaltung der übrigen Stände stieg; er begann auch auf dem Gebiete der Kreditnahme an Selbsthilfe zu denken, indem er sich die Schöpfung Raiffeisens, die landwirtschaftliche Kreditgenossenschaft, zwar langsam, aber schließlich mit zähem Zugreifen zu eigen machte und das ländliche Genossenschaftswesen von heute, die blühendste aller korporativen Bildungen, zum besten Teile entwickeln half. Erst verhältnismäßig spät ist ihm dann auch das allgemeine Interesse und die öffentliche Gewalt zu Hilfe gekommen: zu einer Zeit erst, in der aus mehr mechanischen Anlässen seit den siebziger Jahren eine neue Krise infolge auswärtigen Wettbewerbes zu drohen begann. —

Der Entwicklung des Bauerntums verwandt ist im Grunde die der modernen Gutsherrschaft: sind doch seit der Befreiung des Grundeigentums durch die Reformen aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts die Unterschiede zwischen Bauerngut und Rittergut zum guten Teile mehr quantitativer als qualitativer Art geworden. Nur daß die einzelnen Entwicklungserscheinungen hier entschiedener hervortreten, statistisch und historisch besser bekannt sind und durch das in die gutsherrliche Bewegung verflochtene Schicksal zahlreicher dienender Kräfte des platten Landes ihre besondere Färbung erhalten.

Die Grunderscheinungen der jüngsten Entwicklung traten in der Gutswirtschaft schon einmal, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, auf: sehr begreiflich, denn schon damals waren die Gutswirtschaften Unternehmungen, wenn auch noch nicht spezifisch kapitalistischen Charakters. Wir haben schon gesehen [1], wie wenigstens die norddeutsche Gutsherrschaft in dieser Zeit, vornehmlich durch gesteigerte Ausfuhr nach England, eine hohe Blüte erreicht hatte. Und früh hatten sich auch die Folgen dieser glücklichen Lage geltend gemacht; man hatte den Betrieb verbessert und höhere Erträge erzielt: es waren die ersten Zeiten rationellerer Landwirtschaft unter der Führung Thaers, und die Preise der Landgüter stiegen beträchtlich. Dabei konnte die ganze Entwicklung als überaus günstig erscheinen, vorausgesetzt, daß sie sich ohne Rückschlag fortsetzte. Geschah das nicht, so mußte sich freilich herausstellen, daß bei sinkenden Preisen der Produkte auch die Preise der Güter wiederum sinken würden, während die Verzinsungspflichten für die zur Erhaltung des Betriebes schließlich doch aufgenommenen Kapitalien, sowie für die stehen gebliebenen Erbanteile abzufindender Miterben und andere Lasten die alten blieben: und eine Krisis trat ein. Und die Pfandbriefschuld der alten preußischen Provinzen belief sich im Jahre 1805 immerhin schon auf beinahe 54 Millionen Taler! Im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, nach den unerhörten politischen Wechselfällen des ersten, kam dann der gefürchtete Augenblick: vornehmlich der nordostdeutsche Grundbesitz erlebte eine Zeit wirtschaftlichen Rückgangs.

Im Verlaufe des 19. Jahrhunderts hat sich darauf diese Krisis, die zunächst einen internen Charakter trug, wiederholt, ist aber bis zur Gegenwart hin durch besondere, von auswärts herwirkende Ursachen noch außerordentlich verschärft worden.

Nachdem während der Krisenzeit durch Bankrotte und Besitzwechsel die Lage vielfach geklärt und befestigt worden

[1] S. oben S. 354.

war und zugleich die Ablösung der alten Untertänigkeiten, die Bauernbefreiung dem größeren preußischen Grundbesitze allein 260 Millionen Mark zuzuführen begonnen hatte, begann ein neuer Aufschwung, der vor allem infolge der Zunahme des inneren Marktes bei stark steigender Bevölkerung ein ständiges Steigen der Preise, vornehmlich von 1850 bis etwa 1875, herbeiführte. Es hoben sich in den alten preußischen Provinzen von 1831/40 bis 1871/80 die Preise von Roggen um 69, von Weizen um 60, von Gerste um 90, von Butter um 104 und von Rindfleisch um 148 Prozent. Gewaltige Summen flossen so der Landwirtschaft zu. Und wer wollte leugnen, daß sie, namentlich auch vom Großgrundbesitz, wenigstens teilweis in produktivem Sinne angelegt worden seien? Es sind die Anfänge jener Landwirtschaft, die mit den experimentellen Wissenschaften und den Kräften der modernen Mechanik zu wirtschaften weiß: 1840 erschien in Liebigs Handbuch die Grundlage für einen von chemischem Standpunkte aus wissenschaftlichen Pflanzenbau und führte allmählich eine Revolution in der Behandlung der Saatfrucht und des Ackers herbei; die Drainierung verbreitete sich leise, die Tiefkultur kam auf, der Gebrauch künstlicher Düngemittel und die Verwendung von landwirtschaftlichen Maschinen begann: und das intensiv bebaute Areal wuchs ständig auf Kosten von Brache und Hutung. Ja, selbst der Wald wurde in intensivere Kultur genommen, die Schälwaldung beschränkt, die Produktion auf Nutzholz gefördert. Was endlich die Viehzucht anging, so stieg auch hier die Intensität und die Zucht teils auf Wolle und teils auf Nutzfleisch: auf Haupt-Großvieh veranschlagt ist im ganzen 19. Jahrhundert ein Zuwachs von 8,7 auf 17 Millionen Stück, also mehr als eine Verdoppelung eingetreten und der Qualitätsertrag der Tiere hat sich außerdem um mindestens 20 % gesteigert. Zugleich entwickelte sich damit unter dem Rückgang der weniger rentablen Kulturen, wie z. B. des Flachsbaus, langsam eine neue Differenzierung in der Produktion: hier führte man Körnerbau durch, dort Rübenbau, dort Milchwirtschaft und hier Zucht von Fleischtieren; allmählich unternehmerhaft je nach den Konjunkturen von Zeit und Ort ent-

wickelte sich eine immer mannigfaltiger gestaltete Großwirtschaft; und völlig heraus wuchs die alte Großwirtschaft aus den Urzuständen des Markdorfes, dem auch sie anfangs noch vielfach mitangehört hatte, aus Gemeinheitsbesitz und Hutungsrecht wie den unterschiedlichen Servituten an Wald und Weide. In diesem Aufschwung bildeten sich dann eigentlich erst recht auch die sogenannten landwirtschaftlichen Gewerbe und Industrien aus: vornweg die Zuckerindustrie und die Spiritusbrennerei; ja man hat mit Recht behaupten können, daß diese Gewerbe eigentlich diejenigen gewesen seien, an denen Deutschland sich zuerst zur wirklichen modernen wirtschaftlichen Großmacht entwickelt habe, so wie etwa Baumwoll- und Eisenindustrie den Grund zu Englands Größe gelegt haben.

Dieser außerordentliche Aufschwung der Landwirtschaft bei ständig zunehmenden Preisen führte zu einem mächtigen Steigen der Grundrente und des Bodenpreises, und indem man in diesen Preisen schon die Hoffnungen weiteren Fortschrittes realisierte, überstiegen deren Zunahmekoeffizienten sogar bei weitem diejenigen der Preise der landwirtschaftlichen Produkte.

So nahm z. B. die Höhe des Pachtzinses der preußischen Domänen in den alten acht Provinzen von 1849 bis 1879 um 156 % zu, und das Wachstum des Verkaufswertes des Bodens wird von Tröltsch (S. 33) für die Zeit 1830/39 bis 1870/79 auf 200 bis 300 % berechnet.

Natürlich war dieser Aufschwung nur möglich, wenn außerordentliche Kapitalien für einen intensiveren landwirtschaftlichen Betrieb flüssig gemacht wurden. Und gewiß ist dies zunächst seitens der Großgrundbesitzer selbst aus ererbten und ersparten Mitteln her geschehen. Allein die so zur Verfügung stehenden Summen reichten bei weitem nicht aus, und so mußte Kredit in Anspruch genommen werden: bis in die Zeiten des größten Aufschwunges unserer Industrie nach 1870 hinein ist wohl eben die Landwirtschaft, und vor allem der Großgrundbesitz, der größte der Schwämme gewesen, die die Flut der nationalen Ersparnisse aufsogen. Nur schwer lassen sich dabei und in einer Totalsumme wohl kaum die Massen flüssigen Kapitals berechnen, die sich in die Landwirtschaft ergossen. Eine Vor-

ſtellung aber von der Zunahme weniger der Maſſe an ſich als ihres ſteigenden Zufluſſes ergibt ſich vielleicht aus der Entwicklung der Pfandbriefſchuld in den alten preußiſchen Provinzen: ſie ſtieg von 1825 bis 1845 um etwa 25, von 1845 bis 1865 um rund 78, von 1865 bis 1885 um rund 255 Millionen Taler. Es waren Summen, die namentlich dem nordoſtdeutſchen privaten Großgrundbeſitze zuſtrömten.

Geſchah dies nun aber durchaus im Bereiche des bei aller Vorſicht noch Möglichen? In der Kreditgebung wie der Kreditnahme war beinah ſtändig das entſcheidende Moment die Meinung, die man ſich auf Grund der Annahme auch zukünftig ſtändig ſteigender Erträge gemacht hatte: die Meinung, wie ſie in Grundrente und Verkaufspreis der Güter zum Ausdruck gelangte. Und ſo belieh und belaſtete man auf die Annahme einer bloßen Konjunktur hin, die in den tatſächlichen Erträgen des belaſteten Gutes noch keineswegs zum Ausdruck gelangt war, und kam damit ſelbſtverſtändlich, ſobald die gute Konjunktur, z. B. infolge der Zunahme des ausländiſchen Wettbewerbs ſeit den ſiebziger Jahren, nicht anhielt, zu mehr oder minder imaginären Werten.

Es iſt eine Entwicklung, die ſich ſehr wohl mit der bäuerlichen der zwanziger und vierziger Jahre vergleichen läßt. Damals hatte die Erwartung ſtetig und unabläſſig ſteigender Produktion bei noch mittelalterlichem wirtſchaftlichem Denken wenigſtens teilweiſe die Überſpannung der Vorſtellungen eines künftig möglichen Konſums und damit Übervölkerung zur Folge; diesmal führte dieſelbe Erwartung in Kreiſen, die ſich bereits dem modernen wirtſchaftlichen Denken ſtärker näherten, zur Übertreibung der Vorſtellungen einer künftig möglichen Produktion und damit zur Überſchuldung des Großgrundbeſitzes durch kreditmäßige Vorwegnahme künftig zu erwartenden Grundwerts.

Es iſt eins der wichtigſten Momente für den Rückgang des modernen Großgrundbeſitzes. Daneben aber wirkten andere, die wir ſchon in der Entwicklung des Bauerngutes kennen gelernt haben, die aber hier viel klarer zu überſehen ſind und in deutlicherer Wucht auftreten. Während der Bauer gern auf der Scholle der Väter ſitzen blieb, auch wenn ſein Gut im

Preise stieg, war der Großgrundbesitzer schon vielfach Kaufmann und Unternehmer genug, um das rasche Steigen seines Gutswerts durch Verkauf auszunutzen und das Geld, das nach dem Verkaufspreis des Gutes im Verhältnis zum Ertrage nur 6 oder 5 oder gar 4 % (der Gegenwart näher vielleicht noch weniger) trug, in anderen Unternehmen mit viel ergiebigerem Zinsertrage werben zu lassen. So kam es auf der ganzen Linie fast des Großgrundbesitzes zu einer rasch verlaufenden Mobilisierung des Grundeigens. In den preußischen Ländern und Provinzen Kur- und Neumark, Ostpreußen, Pommern, Posen, Schlesien, Sachsen, Westfalen z. B., in denen die Zahl der Rittergüter 11771 ist, fanden nach Sombart in den Jahren 1835 bis 1864 nicht weniger als 23654, d. h. 200,9 %, Besitzveränderungen statt, von denen weit über die Hälfte, nämlich 14404, freiwillige waren. Bei diesen Besitzveränderungen blieben nun häufig auf die immer steigenden Preise Restkaufgelder stehen: natürlich mehrten sie nochmals, und dazu in so gut wie völlig unproduktiver Weise, die Verschuldung. Das gleiche war aber auch mit den Erbanteilen abzufindender Familienmitglieder der Fall; und diese Lasten wirkten um so drückender, als die Erbanteile vielfach, wo sie nicht eine alte Überlieferung auf eine bestimmte Summe festlegte, nach dem eben gültigen Kaufwert des belasteten Gutes ausgemessen wurden.

Die Folge dieser Überlastung mußte bei sinkendem Ertrage der Güter alsbald eine Krisis sein: denn von woher sollte jetzt die Verzinsung der kreditierten Kapitalien erfolgen?

Diese Krisis trat seit Mitte der siebziger Jahre etwa ein und hat bis heute immer stärker fortgewirkt, ohne daß ihr Ende schon abzusehen wäre. Was ihren Verlauf betrifft, so sanken zunächst die Preise der ländlichen Erzeugnisse, der verschiedenen Getreidearten, des Zuckers, des Branntweins. Und dann folgte ein starker Rückgang der ländlichen Grundrente und mithin auch der Grundstückpreise. So brachte z. B. die Verpachtung der preußischen Domänen seit Anfang der neunziger Jahre immer geringeren Gewinn; die Mindererträge beliefen sich bei Neuverpachtungen auf den Hektar 1896

auf 5, 1897 auf 7, 1898 auf über 8 Mark, was einem Rückgang von 15, 17 und 22 % gegen den Ertrag der früheren, meist um 1880 beginnenden Pachtperioden entspricht. Und im Posenschen sind in der Zeit von 1881/85 bis 1891/95 die Verkaufspreise für Land im Großbesitz um 17 % und für Land im Mittelbesitz um 7 % gesunken, während freilich der Kleinbesitz noch um 20 % höhere Preise erzielte.

Fragt man, welche Umstände diese Krise verschuldeten, so ist gewiß an erster Stelle auf die Veränderungen hinzuweisen, welche jener zunehmende landwirtschaftliche Wettbewerb des Auslandes, dessen einzelne Phasen wir früher kennen gelernt haben[1], hervorrief. Allein erklärt ist mit der Einführung dieses Motives das Ganze der Erscheinungen in der neueren Entwicklung des Großgrundbesitzes noch keineswegs. Was hier vielmehr aus der ganzen Erzählung der Ereignisse, die die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts erfüllt haben, als so charakteristisch hervortritt, daß der Nachweis im einzelnen nicht erst mehr zu führen ist, das ist die Umbildung der Großgrundwirtschaft zum modernen Unternehmen, die Industrialisierung nicht bloß, nein auch — wenn es erlaubt ist, den Ausdruck zu bilden — die Kommerzialisierung der alten Gutsherrschaft. Und eben darin beruht mit die Gefahr der Lage, daß damit auf den landwirtschaftlichen Großbetrieb Formen des modernen Wirtschaftslebens angewendet erscheinen, die zunächst nur für die Industrie und den mit ihr verbundenen Handel entwickelt worden sind.

Sind aber diese Formen, in denen sich der Geist der freien Unternehmung verkörpert hat, nur auf den Betrieb des Großgrundbesitzes übergegangen? Keineswegs; wir haben gesehen: auch der Bauer und der kleine Landwirt, ja, selbst der freie Tagelöhner nehmen an ihnen teil. Und auch damit ist der Kreis der Beeinflussung noch nicht geschlossen. Durch Vermittlung der Wandlungen, die der Großgrundbesitz durchmachte, wie nicht minder auf direktem Wege drang der Geist des modernen Wirt-

[1] S. oben S. 343 ff.

schaftslebens auch in die dienenden Schichten des platten Landes ein, in die Kreise der Knechte und Mägde, der Heuerlinge und Insten.

In den früheren Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts bestand im Verhältnis des Gesindes zum Herrn auf dem Lande wohl ohne Ausnahme noch der sogenannte patriarchalische Zustand. Das heißt: der Knecht wurde vom Bauern noch als Teil der Familie betrachtet, und der Dienstmann der Gutsherrschaft fühlte sich in allen großen Lebensfragen als deren unmittelbarer und, im günstigen Falle, vertrauensvoll gebundener Untertan. Es waren Verhältnisse, wie sie beruhten einerseits auf der Fortdauer eines uralten Familienbegriffs, der im Hausvater noch den Hausherrn sah und in der Gutsherrschaft nichts als die erweiterte Hausherrschaft, und anderseits auf der Fortdauer der alten Produktions- und Konsumtionsgemeinschaft, die um alle Hofhörigen ein gemeinsames Band gleichartiger Interessen schlang. Zum Ausdruck kamen sie vor allem in der Art der Ablohnung der Untergebenen. Da war es ganz gewöhnlich, daß diese noch am Tisch des bäuerlichen Herrn mitaßen oder wenigstens beim Bauer ganz und auch beim Gutsherrn teilweis in der Nahrung des Herrn standen, und daß sie ferner am Ertrage des Landes teilnahmen durch Überlassung eines Stückes Land etwa zum Flachs- oder Körnerbau, oder auch durch einen bestimmten Anteil am Erdrusch des Getreides, etwa den 10. oder 12. Scheffel; und ebenso selbstverständlich war es, daß sie auf dem Hofe wohnten, sei es in den gemeinsamen Gesinderäumen des Bauern, sei es in einer Katensiedlung der Herrschaft. Der Lohn aber, der über all diese Emolumente hinaus gegeben wurde, hatte alter Gewohnheit folgend ebenfalls noch zumeist die Form naturalwirtschaftlicher Reichnisse.

Diese noch ganz patriarchalische Haltung des Gesindes und der Dienstleute begann nun mit steigendem Wachsen des Unternehmergewinnes in der Landwirtschaft immer mehr zu schwinden. Am frühesten wohl da, wo die Landwirtschaft schon in früheren Jahrhunderten den Charakter des Unternehmens

anzunehmen begonnen hatte, in den Großbetrieben des Kolonial-landes; hier wurden Insten und Dreschgärtner schon bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts von seiten der Herren sogar zu Arbeitern im Sinne des modernen vierten Standes gemacht[1]. Aber auch in den Großbetrieben des Mutterlandes wie allenthalben in den bäuerlichen Verhältnissen setzte dieselbe Bewegung leise mit den dreißiger und vierziger Jahren ein, um in den siebziger Jahren, als schlimme Zeiten für die Land-wirtschaft kamen, die die Landwirte zu genauerem Rechnen zwangen, augenscheinlich und reißend hervorzubrechen. Gesinde- und Dienstmannsgeist verschwand; der Begriff des modernen Arbeiters zog auch auf dem Lande ein: Stellung rein auf dem Boden eines wohl abgezirkelten Vertragsrechtes, Geldlohn, Ver-selbständigung der Lebensweise des früher dem Hause an-geschlossenen Gesindes. Es ist eine Bewegung, die heute noch keineswegs abgeschlossen ist: die Emanzipation aus der alten Konsumtions- und Produktionsgemeinschaft des Hauses und Hofes.

Wen der größere Teil der „Schuld" an dieser Entwicklung trifft, die Herren oder das Gesinde, wer wollte es entscheiden? Auch in den hauswirtschaftlichen Verhältnissen der städtischen Familie hat sich derselbe Umschwung vollzogen und vollzieht sich noch, bis zu dem Grade, daß die Dienstmädchen in gewissen Städten schon nicht mehr in der Wohnung der Familie mit-hausen wollen, sondern nur auf Stunden erscheinen, gleich einer Aufwartefrau oder einer Primadonna, die ohne festes Enga-gement auf Gastrollen reist: es ist ein gemeinsamer, elementarer Zug der Entwicklung, der über die Köpfe der Individuen hin-weg alte Vertrauensverhältnisse in Rechtsverhältnisse, Sitte in Vertrag, virtuelle Dienstleistungen in gemessene verwandelt.

Für einen solchen Wechsel mag bei dem Dienstboten das Beispiel freien Lebens der Industriearbeiter von Bedeutung gewesen sein; gewiß aber auch der eigene Vorteil: wollte er auch nur seine Stellung behaupten, so mußte er sich auf gleiches

[1] S. darüber Genaueres unten in Kap. VI.

Niveau ſetzen mit einer Volkswirtſchaft, die immer mehr in Geld und Rechnung, in Bilanz und Hauptbuch aufging. Und war nicht das Motiv bei dem Herrn, nun dem Arbeitgeber, das gleiche? Schließlich trafen ſich beide in der Umwandlung des alten Dienſtverhältniſſes in den modernen Arbeitsvertrag.

Doch zeigte ſich bald, daß der Herr bei dieſer Umwandlung in agrariſchen Verhältniſſen den kürzeren zog. Die Landwirtſchaft, auch in den modernſten Formen, behält immer noch etwas Virtuelles und Potenzielles; ſie läßt ſich nicht gleich einem induſtriellen Großbetrieb faſt rein auf Heller und Pfennig ſtellen, faſt ganz in exakt zu kontrollierende Zwangsbewegungen von Maſchinen auflöſen. Darum bleibt der in ihr beſchäftigte Arbeiter immer mehr Menſch: er muß nicht bloß etwas, er muß ſogar viel können, und er muß ein auch in unvorhergeſehenen Fällen ſich bewährendes Verantwortlichkeitsgefühl beſitzen, muß eine ſittliche Perſönlichkeit ſein: im allgemeinen mehr als der einfache Induſtriearbeiter. Sittliche Perſönlichkeit aber heißt in den unteren Klaſſen noch weit mehr als in den oberen: eine an die Sitte gebundene, in ihr lebende Natur. Nun wurde aber grade durch das Eindringen des Unternehmungscharakters dieſes Moment ſittenmäßiger Bindung zwiſchen Herr und Geſinde zerriſſen. An die Stelle der potenziell und virtuell bindenden Sitte und eines untrüglichen Verantwortlichkeitsgefühls traten abgezirkelte Pflicht und vertragsmäßige Leiſtung. Konnten ſie dem Landwirt genügen? Allgemein erſchollen die Klagen über die Unzuverläſſigkeit, die Intereſſeloſigkeit des modernen Geſindes.

Und dieſe Arbeiter ſelbſt, nicht mehr an einen dem Herrn und den Dienern gemeinſamen Anteil am Ertrage des Bodens gebunden, ſie reckten ihre Köpfe höher, blickten umher, ſahen ihrer Stellung ſcheinbar analoge Verhältniſſe in der Induſtrie und verglichen. Verglichen zunächſt auf Heller und Pfennig. Und fanden, daß ihre länger währende und ſchwerere Arbeit ſchlechter bezahlt wurde als die Arbeit da draußen. Fanden dann weiter, daß ſie von den Zahlungen, die ſie erhielten — und ſie erhielten faſt weiter nichts mehr als Zahlungen —, da

draußen viel beſſer, bunter, vergnüglicher kaufen und leben konnten. Fanden endlich, daß ihnen auch andere Bedürfniſſe eines höheren Daſeins, Belehrung, Mitleben mit der Zeit, äſthetiſche Freuden primitiver Art in der Stadt geboten wurden, für deren Erſatz daheim faſt nur die Kirche, und dieſe oft einſeitig und kümmerlich, ſorgte. Zu ſchweigen von den Dingen, welche die Sinnlichkeit der Jungen lockten.

Und da ſie nichts weiter hielt, ſo wanderten ſie fort, hinein in das neue Leben. Bis zu welchem Grade dies ganz allgemein geſchah, iſt ſtatiſtiſch ſchwer zu faſſen. Aber es gibt Anzeichen, die eine für die agrariſche Entwicklung höchſt bedenkliche Ausdehnung der Bewegung außer Zweifel ſtellen. Die einſchneidendſte Beobachtung, die ſich auf dieſem Gebiete machen läßt, iſt wohl die folgende. Wir ſehen überall, wo die Unternehmung eindringt, ſich Organiſationen bilden derart, daß die Zahl der Abhängigen in der Bevölkerung zunimmt: man kann einen ſolchen Zahlenverlauf geradezu als ein ſicheres Anzeichen der günſtigen Entwicklung moderner Wirtſchaftsformen betrachten. Und hier ergibt ſich nun für das induſtrielle und kommerzielle Deutſchland folgendes Bild der Entwicklung[1].

Die Zahl der Selbſtändigen betrug auf 1000 Seelen:

1882: 64,2, 1895: 56,1; alſo 1895 weniger 12,6.

Die Zahl der abhängigen Perſonen auf dieſem Gebiete betrug auf 1000 Seelen:

1882: 120,8, 1895: 157,4; alſo 1895 mehr 30,5.

Ganz anders in der Landwirtſchaft. Hier gab es auf 1000 Seelen:

Selbſtändige 1882: 48,4, 1895: 49,8; alſo mehr 2,9,
Abhängige 1882: 131,5, 1895: 110,4; alſo weniger 16,1[2].

Dieſe Daten zeigen, wie das Eindringen des Unternehmens in die Landwirtſchaft auf dieſem Gebiete keineswegs die üblichen Folgen gehabt hat, ſondern entgegengeſetzte: die „Arbeiter"

[1] S. Troeltſch S. 140 f.
[2] S. Troeltſch S. 140—141.

haben die Umformung in die Unternehmung schließlich in der für sie eintretenden Fassung nicht angenommen; sie sind weggewandert.

Und was schlimmer ist: sie sind kaum an einer Stelle des Reiches durch neue, gute Elemente ersetzt worden. Gewiß mag sich mancher Abgewanderte aus den rußigen Straßen der Stadt, aus dem Qualm und dem Getöse der Fabrik, aus seiner traurigen Hofwohnung im vierten oder fünften Stock wieder heimsehnen in Gottes freie Luft, nach dem frischen Brodem der Ackerkrume: aber geht er wieder hinaus? Es ist eine ständig wiederkehrende Erfahrung, daß, während industrielle Arbeiter von Fabrikation zu Fabrikation nicht selten wechseln, Arbeiter zur Landwirtschaft nur selten und ungern zurückkehren: die Arbeit ist zu schwer, zu mannigfaltig für den ausgemergelten und in einseitiger Muskelarbeit ungelenk gewordenen Körper. Und so ertönen von überall her, und keineswegs bloß etwa im Osten, die Klagen über den Mangel an ländlichen Arbeitern.

Dies Schicksal des ländlichen Arbeiterstandes ist nun eine Hauptursache gewesen für die Verschiebung der sozialen Bedeutung der Landwirtschaft innerhalb des nationalen Daseins. Denn wenn ein Maßstab für die Wichtigkeit der einzelnen Zweige nationaler Erzeugung gesucht wird, so wird ihn ein gesunder Sinn nicht so sehr in der Produktionshöhe an sich finden — einem zudem sehr schwankenden Begriff, da die Produktionshöhe eines bestimmten Erzeugnisses immer wieder auf die Höhen anderer bezogen werden kann und nicht zu sagen ist, welchem Erzeugnis dann die Grundbedeutung zuzusprechen sei —, sondern vielmehr in der Zahl der in dem betreffenden Erzeugungsgebiet beschäftigten Seelen. Denn die Menschen und der Menschen Seelen sind es schließlich, die Glück und Unglück bestimmen und in Hoffnung und Erfolg, in Absicht und erreichtem Ziel jenes vielverschlungene Gewebe herstellen, das wir Geschichte nennen. Wenden wir aber diesen Maßstab an, so hat eben die Abwanderung der Landarbeiter die prozentuale Beteiligung der Landwirtschaft an der Volkswirtschaft gewaltig verschoben. Gewiß ist es die Abwanderung der Arbeiter allein

nicht gewesen. Auch die kleinen Stelleninhaber, die selbständig waren, sind vielfach abgewandert; auch Bauern haben ihr ererbtes Gut verlassen, auch Rittergüter sind ausgeschlachtet worden und ihre Geschlechter eingegangen als Bestandteil der ländlichen Bevölkerung. Aber der Kopfzahl nach werden doch die ländlichen Arbeiter und die ihnen nahestehenden Bestandteile des Landvolkes (jüngere Söhne von Bauern in Knechtsstellung beim brüderlichen Wirt u. a. m.) die Hauptmasse der Abwandernden gebildet haben.

Was ist nun unter gleichzeitiger Zunahme der industriellen, kommerziellen und kopfarbeitenden Klasse das Ergebnis dieser Abwanderung für die Stellung der Landwirtschaft im Volkskörper gewesen? In den dreißiger Jahren waren noch mindestens vier Fünftel der deutschen Bevölkerung dem Berufe nach Landwirte, in den sechziger Jahren waren es noch drei Fünftel, im Jahre 1882 noch mehr als zwei Fünftel, gegen Ende des Jahrhunderts wurden diese zwei Fünftel schon längst nicht mehr erreicht. Die entscheidende Zeit war wohl die Mitte des Jahrhunderts hin bis zu den siebziger Jahren. Damals machte die landwirtschaftliche Bevölkerung noch reichlich die Hälfte aller Erwerbstätigen aus; später ist der Prozentsatz gesunken. Freilich doch nicht so stark, wie die angeführten statistischen Ziffern zum Ausdruck bringen. Denn in ihnen sind die zahlreichen Fälle nicht miteinbegriffen, in denen Erwerbstätige im Nebenberufe noch etwas Landwirtschaft treiben; im Jahre 1895 waren dies 3,7 Millionen. Zieht man diesen Umstand mit in Betracht, so wird man wohl sagen können, daß von den sechziger Jahren an bis zur Gegenwart der Anteil der ländlichen Bevölkerung am Gesamtkörper der Nation um mehr als 10 % abgenommen haben mag: so daß sich in der Gegenwart, roh gerechnet, bei Ansetzung aller anderen (freieren) Berufsarten auf 20 %, Landwirtschaft einerseits und Handel und Industrie anderseits mit je 40 % der Bevölkerung die Wage halten mögen. Freilich: über die Richtung der Entwicklung kann keine Frage sein: sie wird dem Personenbestand der Landwirtschaft immer ungünstiger.

Daß eine ſolche Entwicklung nun in manchem Betracht ungeſund und bedenklich iſt, kann vom nationalen Standpunkte aus wohl kaum einem Zweifel unterliegen. Iſt ſie doch ſchon längſt ſo ſtark, daß zur Bearbeitung des heimiſchen Bodens Nachſchübe von Arbeitern fremden Stammes notwendig ſind. Sie wie nicht minder ſtarke Nachſchübe auf induſtriellem Gebiete haben zur Folge gehabt, daß das Deutſche Reich in den letzten Jahren einen früher nie erhörten Überſchuß der Einwanderung über die Auswanderung erlebt hat.

Natürlich aber hat bei einem ſolchen Entwicklungsgang der ländlichen Bevölkerung auch die landwirtſchaftliche Produktion in ihrer Bedeutung gelitten. Und auch hier erfolgte der Umſchwung etwa um die Mitte des Jahrhunderts. Bis dahin war die landwirtſchaftliche Erzeugung Deutſchlands ſchon deshalb ausſchlaggebend für die Nation, weil ſie vollſtändig ausreichte, um deren Bedarf zu decken. Seitdem war das nicht mehr der Fall; und zugleich verſchob ſich der Wert der landwirtſchaftlichen Erzeugung immer ungünſtiger im Verhältnis zum Werte der induſtriellen Erzeugung. In der Gegenwart wird die Jahresproduktion für die Landwirtſchaft auf etwa 6 Milliarden Mark, für das Klein- und Großgewerbe dagegen etwa auf das Doppelte angenommen, — und das Einkommen aus landwirtſchaftlichem Betrieb ſoll etwa 3, das aus Handel und Induſtrie etwa 13½ Milliarden betragen.

Was dieſe Ziffern, ſo wenig ſicher und mancher Korrektur bedürftig ſie an ſich ſein mögen, für die Geſamtentwicklung der Landwirtſchaft und das Verhältnis der Bedeutung der landwirtſchaftlichen Bevölkerung von einſt und jetzt eigentlich beſagen, das wird erſt ganz klar, wenn wir ſie in den Geſamtverlauf der europäiſchen und der deutſchen Bevölkerungsbewegung während des 19. Jahrhunderts ſtellen. Europa hatte — nach Levaſſeur — im Jahre 1800 175 Millionen Menſchen; im Jahre 1890 waren es 350 Millionen und im Jahre 1900 etwa 400 Millionen. Es iſt alſo im 19. Jahrhundert wohl mehr als eine Verdoppelung der Bevölkerung eingetreten. Dabei beſteht aber ſeit den letzten zwanzig Jahren

des 19. Jahrhunderts in West- und Mitteleuropa eine deutliche Tendenz allmählichen Rückganges der Geburten. Was Deutschland speziell angeht, so ist in dem heutigen Reichsgebiete eine Verdoppelung der Bevölkerung schon in etwa 75 Jahren, nämlich von 1816 bis 1890, erreicht worden: so unrichtig es also ist, sich die deutsche Bevölkerungsbewegung als gegenüber anderen Völkern in ganz einzigartiger Weise begünstigt vorzustellen, so sehr trifft es doch zu, daß die deutsche Volkszahl etwas mehr als die europäische im Durchschnitt gestiegen ist. Nun liegt aber die stärkere Seite dieses Wachsens keineswegs in so hohem Grade, wie das zumeist geglaubt wird, nur in der mehr industriellen zweiten Hälfte des Jahrhunderts, sondern fällt zu einem nicht geringen Teile auch der ersten Hälfte zu. In der Tat gab damals bereits, ja sogar schon in den letzten Zeiten des 18. Jahrhunderts, die Landwirtschaft mit dem Wachstum der agrarischen Erzeugnisse, mit dem systematischen Anbau von Hackfrüchten vornehmlich auf der Brache — heute liefern Getreidebau und Hackfruchtbau annähernd die gleiche Summe von Nährsubstanz — die erste Möglichkeit einer starken Bevölkerungsvermehrung. Es geschah dies aber, wie wir sahen, in den Zeiten einer noch immer anhaltenden Blüte der Hauswirtschaft, in einer Periode, da die alte Produktions- und Konsumtionsgemeinschaft des ländlichen Gutes noch nicht aufgegeben war. Die Folge war, daß die Erträgnisse nach noch halb mittelalterlicher Weise in einem besonders hohen Grade auch der ländlichen Bevölkerung unmittelbar zu gute kamen: und daher neben manch ländlichem Rückgang an einzelnen Stellen und einer schon beginnenden proletarischen Bildung der ländlichen Arbeiterverhältnisse im Osten doch im ganzen die gehobene agrarische Lebenshaltung dieser Zeit und der Kinderreichtum und somit das Anschwellen der ländlichen und auch noch landwirtschaftlichen Bevölkerung.

Anders dagegen in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. Man wird wohl sagen dürfen, daß auch in ihr die Quantitäts- und Qualitätssteigerung der landwirtschaftlichen Produktion verhältnismäßig nicht kleiner, eher größer gewesen sei als in

der ersten Hälfte des Jahrhunderts: hat sich doch der Körnerbau im Laufe des ganzen Jahrhunderts verdoppelt ohne Ausdehnung des Areals: eine Leistung, die gewiß wesentlich der zweiten Hälfte des Jahrhunderts anzurechnen ist. Aber ist dieses weitere Erträgnis in gleichem Maße einem Steigen der Bevölkerung zu gute gekommen? Keineswegs; und am allerwenigsten ist die landwirtschaftliche Bevölkerung gestiegen. Indem die Landwirtschaft der Unternehmung anheimfiel, exportierte sie viel mehr als bisher in die Städte, deren Bevölkerung nun machtvoll wuchs, und zu gewerblichen Zwecken: durch Vermittlung der landwirtschaftlichen Gewerbe auch stark ins Ausland. Zugleich aber wird sie ihre Gewinne nunmehr weit konsequenter als früher im Geiste der Unternehmung außer auf die Vermehrung der Bevölkerung auch zur Melioration des Betriebes verwandt haben. In diesem Zusammenhang gelangte sie dann zur Rationalisierung ihrer Aufgaben und zur Behandlung des Gesindes im Sinne von Arbeitern. Das aber hatte wiederum zur Folge, daß die Arbeiter, die nun auch ihrerseits rechnen lernten, aus den moderner werdenden Verhältnissen zumeist nach den großen Städten abwanderten. So hat sich die Bevölkerung aus dem landwirtschaftlichen Ertrage heraus schon an sich nicht in gleichem Maße wie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vermehrt; außerdem aber trug neben anderen minder wichtigen Tendenzen die Industrialisierung der Nation in hohem Maße zu einer Entvölkerung des platten Landes bei.

Damit ist denn die Landwirtschaft für die Volkswirtschaft, und das heißt für die Nation, weniger ausschlaggebend geworden als früher: sie steht nicht mehr gleich stark im zentralen Interesse der nationalen Wohlfahrt; ja verglichen mit früheren Zeiten, hat sie auch bei Anwendung eines relativen Maßstabes an Wichtigkeit verloren. Erst eine ganz andere Organisation der landwirtschaftlichen Interessen würde ihr wieder die Bedeutung geben können, die ihr schon als dem konservativsten Gewerbe und ihren Angehörigen als den Inhabern eines der gesundesten Berufe gebührt.

4. Versuchen wir, all die Eindrücke des bunten Bildes, das in dem vorigen Abschnitte zu zeichnen war, noch einmal zu einer Totalwirkung zusammenzufassen, in einem zentralen Motive gleichsam gipfeln zu lassen, so läßt sich sagen: all die jüngsten Umwandlungen der ländlichen Stände und ihrer Berufe beruhen auf dem Vordringen des Geistes und der Praxis der freien Unternehmung in die agrarischen Kreise. Und soll die unendliche Zersplitterung und Breite der einzelnen Eindrücke des Bildes einer Erklärung unterzogen werden, so liegt diese in dem trivialen Gedanken, daß die agrarischen Bildungen, als die konservativsten, naturgemäß die größten Schwierigkeiten fanden, sich der modernsten aller wirtschaftlichen und sozialen Bewegungen anzupassen.

Allein es will dem Erzähler scheinen, als wenn eine solche Reduktion auf ein einfachstes Motiv, so richtig sie wissenschaftlich ist, doch der anschaulichen Phantasie des Lesers nicht ohne weiteres genügen werde. Für diese müssen Mittelglieder den Übergang greifbar darstellen; Mittelglieder, deren nähere Betrachtung dann zugleich auch neue Streiflichter auf das Verhältnis von Landwirtschaft und Unternehmung von hoffentlich auch einigem wissenschaftlichen Werte fallen lassen wird.

Welches würde denn diejenige Betriebsform der Landwirtschaft sein, die den Anforderungen der freien Unternehmung am besten entspräche, ihren Einfluß mithin am entschiedensten und klarsten zum Ausdruck brächte? Es wäre offenbar ein plantagenartiger Großbetrieb, der, in Gegenden mit der Möglichkeit doppelter und dreifacher Ernten im Jahre, also sozusagen jahreszeitlos gelegen, in ständig wechselnder Bebauung jeder Konjunktur des Weltmarktes durchaus unmittelbar folgen könnte; dieser Plantagenbetrieb müßte dann aufs reichste mit umfassendem Maschinenpark und einer Arbeiterschaft ausgestattet sein, die, obwohl ungelernt und ohne tieferes Verantwortlichkeitsgefühl, dennoch alle — durch die Maschinen freilich aufs äußerste beschränkten — Dienste leicht verrichten, gegen Geldlohn dienen und jederzeit in beliebiger Weise vermehrungs- oder verminderungsfähig sein müßte. In einem

ſolchen Betriebe wären offenbar die beiden Elemente der Unternehmung, das kaufmänniſch-ſpekulative und das induſtriell-arbeitgeberiſche, gleich gut vertreten.

Läßt ſich in Deutſchland das Ideal eines ſolchen Betriebes irgendwo, und womöglich gar raſch verwirklichen? Offenbar nicht: ſelbſt wenn Klima und geographiſche Lage nicht entgegenſtünden, ſo iſt das platte Land doch mit in langer Entwicklung gewordenen Gebilden bedeckt, die dieſem Ideale faſt ſämtlich widerſprechen.

Am einfachſten würden ſich gewiſſe Seiten der landwirtſchaftlichen Idealunternehmung in Deutſchland noch in kleinen Betrieben von beſonderer Intenſität verwirklichen laſſen: für dieſe würde zwar das induſtriell-arbeitgeberiſche Element nicht in voller Ausdehnung entwickelt werden können, wohl aber das kaufmänniſch-ſpekulative durchaus zutreffen. In der Tat ſind nun auf dieſem Boden in Deutſchland die erſten wirtſchaftlichen Unternehmungen groß geworden: der Anbau des Weins und der Handelspflanzen wie der Gemüſebau ſchon des Mittelalters. Und in den letzten Jahrzehnten haben derartige Unternehmungen unter der offenbaren Gunſt der allgemeinen Wirtſchaftsentwicklung gewaltig zugenommen: außer allen Arten der Handelsgärtnerei gehört hierher die Butter- und Käſefabrikation, die Obſtzucht für den Abſatz eingemachter oder getrockneter Früchte und dergleichen. Dabei ſind dieſe Kleinbetriebe im Verlaufe der Entwicklung gezwungen worden, den einzigen Mangel, der ſie von der echten und rechten Unternehmung trennt, die fehlende Größe des Betriebes, durch Vergeſellſchaftung wettzumachen: daher iſt auf dieſem Boden ein mächtiges Genoſſenſchaftsweſen erblüht.

Ganz entgegengeſetzt gegenüber den Einflüſſen der modernen Unternehmung verhielt ſich das deutſche Bauerngut. Von ihm aus ließ ſich ein ſo raſcher Übergang zur Form der Unternehmung nicht vollziehen, auch nicht auf dem Wege der Vergeſellſchaftung. Grade die beſten ſittlichen Eigenſchaften des deutſchen Bauern, ſein Hängen am Hergebrachten, ſein frommes Beharren, ſeine Stetigkeit und Treue, verſchloſſen dieſen Weg.

Gewiß: manchem Einflusse des neuen Geistes hat sich der Bauer nicht entziehen können, wie wir früher gesehen haben. Aber auch auf dem Boden der Zugeständnisse — und namentlich in den ersten Jahrzehnten — trotzte er und litt vielfach, ohne zu klagen; und half alles nichts, so wanderte er aus oder ging zu Grunde. In Polenz' Roman „Der Büttenbauer" ist dieser Leidensweg ergreifend und in mancher Hinsicht typisch dargestellt. Neuerdings begann sich dann der Bauer allerdings den neuen Verhältnissen etwas mehr anzubequemen; aber daß er sie beherrschte, daß er sie ausbeutete in souveräner Behandlung, davon ist doch auch jetzt noch nicht entfernt die Rede: dem widerspricht nicht bloß sein Charakter, sondern auch das objektive, ebenfalls nicht so leicht zu ändernde wirtschaftliche Herkommen.

Aber auch der deutsche Großgrundbesitzer konnte und kann nicht ohne weiteres Unternehmer im vollsten Sinne werden. Sein Besitz ist für die allermodernsten Anforderungen der Unternehmung doch meist noch zu klein: wenigstens gilt das von den Gütern der etwa zehntausend mittleren Rittergutsbesitzer. Anderseits sieht sich der Großgrundbesitzer doch — und auch schon der mittlere — zunächst dadurch in den Kreis der Unternehmung hereingerissen, daß er von seinen Erzeugnissen zu verkaufen gezwungen ist: das schließt ihn, wie die Dinge heute liegen, sofort dem Weltverkehr an und damit allen Entwicklungsstufen und allen Wechselfällen der spekulativ-kommerziellen Unternehmung.

Wird er aber Unternehmer, so muß er auch intensiver anbauen. Und bei dem reißenden Fortschritt der Wissenschaft und des Verkehrs seit etwa drei Menschenaltern vermag er das auch. Ein Fachmann wie Max Delbrück hält eine Verdoppelung der landwirtschaftlichen Produktion im allgemeinen, ja eine Verdreifachung der Kartoffelerträge im Laufe des 20. Jahrhunderts für möglich; Wagner hat weite Kreise belehrt, daß eine gesteigerte Stickstoffdüngung dazu dienen würde, von der großen in Deutschland zur Anwendung gelangenden Dungmasse von Phosphorsäure erheblich höheren Gewinn zu ziehen, um

vor allem größere Körnerernten zu erzielen; und v. Rümler zieht aus der allgemeinen Lage der landwirtschaftlichen Wissenschaft und anderen Momenten den Schluß, daß Deutschland bei weiteren, selbst nicht übergroßen technischen Fortschritten in der Landwirtschaft und einiger Ausdehnung des Ackerareals noch auf längere Jahre hinaus in der Lage sein würde, seinen Getreidebedarf selbst zu decken. Das sind — freilich rein kulturtechnisch und ohne Rentabilitätsrücksichten berechnet — sehr verlockende Aussichten. Allein was setzen sie unter den heutigen Verhältnissen voraus? Bedeutende Erhöhung der Intensität des Anbaus bei gesteigertem Gewerbebetrieb: stärkeres Maschinenwesen, Verbesserung der Verkehrswege, zahlreiche Arbeitskräfte mit gutem Lohne, — mit einem Worte: mehr Kapital. Wird aber das Kapital dem Boden investiert, so wird dieser, da das Kapital das Blut des modernen Unternehmertums ist, auch von dieser Seite her, nicht bloß durch den Eintritt seiner Erzeugnisse in den Weltverkehr, dem Geiste und den Entwicklungsbedingungen der freien Unternehmung unterworfen. Das Kapital kann ein- und auswandern, es kann, je nach der Höhe des Zinssatzes, befreien und drücken, sein massenhaftes Auftreten in der Verwendung zu produktiven Zwecken genügt unter den heute im übrigen vorliegenden Verhältnissen, dem betroffenen Betrieb den Charakter des Unternehmens zu geben: und dieser Charakter wird in verstärkter Weise betont, wenn Verschuldungen auch zu anderen als produktiven Zwecken (Restkaufgelder, Erbenanteile) hinzukommen.

So tritt also das spekulative Element in den modernen Grundbesitz und namentlich den Großgrundbesitz in doppelter Form ein: in der Abhängigkeit der Produktenpreise und damit der Grundrente von der Konjunktur der Welthandels, und zwar in dem Sinne, daß die wirtschaftlichen Erwartungen für die agrarische Zukunft im Steigen und Fallen der Grundrente spekulativ vorweg eskomptiert werden, — und in der Teilnahme des Kapitals an der landwirtschaftlichen Produktion, wobei es nach Flüssigkeit und Zurückhaltung, nach Fallen und Steigen des Zinsfußes der Entwicklung nur seiner Konjunktur

und den allein dieser zu Grunde liegenden allgemeinen Bedingungen folgt.

Ist nun aber anzunehmen, daß diese doppelte Verquickung mit spekulativen Elementen immer gleich harmonische Ergebnisse zeitigen werde? Ist die Grundrentenkonjunktur günstig — steigt die Grundrente — und die Kapitalkonjunktur ungünstig — sinkt der Zinsfuß —: ja, dann ist alles wohlbestellt, und die Landwirte feiern Feste. Es war der Fall bis in die siebziger Jahre hinein. Und wie es zu gehen pflegt: diese Kombination berauschte die Beteiligten noch einmal wieder aus sich heraus: sie verschärfte noch einmal die günstige Meinung vom Steigen der Grundrente.

Wie aber, als nun, ganz offensichtlich seit den achtziger Jahren, die Grundrente zu fallen begannn? Und der Zinsfuß im allgemeinen wenigstens nicht sank, ja für landwirtschaftlichen Kredit im Hinblick auf die gute Verwertbarkeit des Kapitals in Handels- und Industrieunternehmen höher zu werden drohte? Da zeigte sich stärker als je zuvor die Gefahr der Umgestaltung der Landwirtschaft zur Unternehmung, — freilich damit zugleich auch die Tatsache, wie sehr die Landwirtschaft schon zur Unternehmung geworden war: und den fetten Jahren folgten bisher mindestens schon zwei magere Jahrzehnte.

Aber neben diesen kommerziell-spekulativen Tendenzen war inzwischen auch schon das industriell-arbeitgeberische Motiv des freien Unternehmens in die Landwirtschaft eingedrungen: die Landwirte — und vor allem die Gutsbesitzer — waren mehr oder minder zu modernen Arbeitgebern geworden. Ein Vorgang von der größten sozialen Bedeutung. Aber wir haben schon gesehen, wie auch auf diesem Gebiete die Entwicklung der Landwirtschaft nicht eben günstig war. Trotz aller Versuche, den landwirtschaftlichen Arbeitsbetrieb durchaus im Sinne des freien Unternehmens umzugestalten, gelang dieses Beginnen doch nicht, — aus schon bekannten Gründen: die Betriebsformen der Landwirtschaft sind zu konservativ, sind zu sehr von dem Walten der Natur abhängig, sind zu mannigfach, um von der ungeschulten und sittlich wenig verantwortungsgewöhnten Kraft des bloßen

„Arbeiters" mit vollem Leben erfüllt zu werden. So zog denn die Landwirtschaft im Wettbewerb um diesen Arbeiter mit der Industrie den kürzeren: ein neues und starkes, wenn nicht stärkstes Element der heute bestehenden Verlegenheiten bildete sich.

Im ganzen läßt sich daher wohl sagen, daß der deutsche Großbetrieb dem Ideale einer landwirtschaftlichen Unternehmung nachgestrebt hat und ihm auch in manchen Dingen nahegekommen ist; erreicht hat er es aber weder nach der kommerziellen noch nach der industriellen Seite hin. Er ist in dieser Hinsicht längst nicht so modern wie jene kleinen ländlichen Spezialbetriebe, die im Handel besonders leicht gehende Produkte erzeugen, namentlich wenn diese vergesellschaftet auftreten, — wenn er auch wiederum um vieles moderner ist als der Betrieb der Bauernwirtschaft alten Schrotes und Kornes.

Ist dies, freilich, wie bei kurzem Worte nicht anders möglich, in sehr genereller Form das Ergebnis der unmittelbaren Einwirkung des Geistes der freien Unternehmung auf die Entwicklung der landwirtschaftlichen Betriebe und Stände — die Summe jener Einflüsse, die ganz unvermeidlich waren: so hat doch eine Reihe anderer Vorgänge mehr mittelbaren Zusammenhanges dies Ergebnis noch besonders betont. Unter ihnen ragen zwei hervor: der Einfluß, der sich für die Landwirtschaft aus der direkten Berührung mit der Entwicklung der fremden und namentlich der heimischen Industrie ergab, und der landwirtschaftliche Mitbewerb des Auslandes. Von diesen Vorgängen ist der zweite zu Beginn der Geschichte der ländlich-sozialen Entwicklung schon eingehend erörtert worden[1]; von dem zweiten kann erst jetzt, am Schluß der allgemeinen Geschichte der ländlichen Stände, mit Nutzen die Rede sein.

Dabei handelt es sich an erster Stelle um die Aufgabe, die allgemeinen Wirkungen des gewerblichen Aufschwunges des letzten halben Jahrhunderts auf die Landwirtschaft überhaupt kennen zu lernen. Und da darf man nun nicht von vornherein von dem heute in diesem Zusammenhange so häufig geäußerten

[1] S. oben S. 341 ff.

Gedanken ausgehen, daß die Landwirtschaft unter den Wirkungen industrieller Fortschritte unbedingt habe leiden müssen. Im Gegenteil! Je mehr Mägen einer steigenden industriellen Bevölkerung zu sättigen sind, um so stärker wird im allgemeinen die Landwirtschaft zur Vermehrung der Produktion angeregt werden. Und wenn Industrie und Handel höhere Formen wirtschaftlichen Denkens entwickeln, so kommen diese Formen auch der Landwirtschaft zu gute. Freilich: sie muß dann den neuen Formen zu folgen wissen. Da sich aber der Fortschritt zu höheren Wirtschaftsformen in einer kräftigen Nation nicht umgehen läßt, auch wenn er schwierige Wandlungen des Bestehenden mit sich bringt, so begreift sich, wie von diesem Standpunkte aus aufstrebende noch vorwiegend agrarische Kulturen regelmäßig der Förderung der Industrie günstig sind: so heute Rumänien, Serbien, Ungarn, so bis vor kurzem noch die Vereinigten Staaten, so im 17. und namentlich 18. Jahrhundert auch Deutschland.

Dieser glückliche Einfluß der Industrie ist aber, wie es scheint, ganz allgemein an die Bedingung geknüpft, daß er durch günstig gelegene größere Städte in genügender räumlicher Verteilung wirken könne. So war es z. B. in dem Flandern und Italien des 13. bis 16. Jahrhunderts, in dem Spanien etwas späterer Zeit der Fall: daher dort so frühe Zeitalter überaus intensiver Landwirtschaft. In der Tat ist der Zusammenhang einfach genug: jeder dieser Handels- und Gewerbemittelpunkte hatte einen starken Bedarf an Nahrungsmitteln und Rohstoffen, den er zunächst aus der ländlichen Umgebung befriedigte, und der unter allen Umständen die Preise der Landesprodukte so steigerte, daß den ländlichen Klassen genügendes Kapital zur Intensivierung des Anbaus zufloß.

Dieser Art ist denn auch in Deutschland die Wirkung überall da gewesen, wo ein reicher Kranz größerer Städte die Linien unserer Mittelgebirge oder die Flußläufe begleitete: eine Erscheinung, die fast für das gesamte mutterländische Gebiet zutrifft. Anders dagegen im Kolonialland, namentlich des Nordostens. Hier gab und gibt es nur eine geringere Zahl größerer, dagegen eine Unzahl

kleinerer Städte. Inwiefern dieſer Unterſchied vom Mutterland geſchichtlich, inwiefern er auch geographiſch-phyſikaliſch bedingt iſt — Mangel an Erzen und Foſſilien, ungünſtiges Flußnetz u. ſ. w. —: darauf iſt hier nicht einzugehen. Sicher ſteht die Tatſache, daß dieſe kleineren Städte den erwähnten Einfluß ſchon an ſich nicht ausüben konnten. Sie konnten es aber um ſo weniger, weil noch ein weiteres erſchwerendes Moment hinzukam, um ihre Kraft lahmzulegen. Dieſe Länder ſind im weſentlichen Gegenden des Großgrundbeſitzes: die Überſchüſſe der Landesproduktion ſammeln ſich alſo in wenigen Händen. Bringen nun aber und brachten dieſe Hände die jährlichen Überſchüſſe wieder im Lande und vornehmlich in den kleinen Landſtädten in Umlauf? Keineswegs. Die Magnaten, die größten Grundbeſitzer, leben teilweis garnicht im Lande; und auch der gewöhnliche Rittergutsbeſitzer hat zahlreiche Bedürfniſſe, die er nicht durch Einkauf in der benachbarten Landſtadt, ſondern in Breslau, Königsberg, Berlin und wo möglich gar in Paris und London befriedigt. So tritt denn hier im Nordoſten jene heilſame lokale Wechſelzirkulation zwiſchen Land- und Stadtlandwirtſchaft weit weniger ein als ſonſt in Deutſchland, und die Folge iſt, daß nicht leicht größere ſtädtiſche Zentren entſtehen, welche geeignet wären, ihrerſeits das Land der Umgebung ſtark mit Kapital zu befruchten. Und ſo darf man wohl ſagen, daß die induſtrielle Entwicklung mit ihren günſtigen Einflüſſen auf das platte Land weit mehr den weſtelbiſchen als den oſtelbiſchen Gebieten oder wenigſtens den Oſtmarken, den Gebieten rechts der Oder, zu gute gekommen iſt.

Nun geht freilich neben dieſem in ſtädtiſch-ländlicher Wechſelwirkung verlaufenden Einfluſſe der Induſtrie noch ein anderer her: er wird durch die Seßhaftmachung der Induſtrie auf dem Lande ſelbſt entwickelt. Und hier wird man wieder, nach ihrer ſozialen Wirkung, zwei Arten induſtrieller Feſtſetzung unterſcheiden können: die in großen landwirtſchaftlichen Nebengewerben (Brauerei, Brennerei, Zuckerſiederei u. a. m.), und diejenige in Induſtrien, welche großer freier Arbeitermaſſen bedürfen, mögen ſie nun fabrikmäßigen oder hausinduſtriellen Charakters

ſein. Da haben nun zunächſt die landwirtſchaftlichen Nebengewerbe eine Entwicklung durchgemacht, die vornehmlich zu Gunſten des Großbetriebes ausgeſchlagen iſt. Von vornherein galt das, ſoweit nicht vornehmlich genoſſenſchaftliche Bildungen auch die Beteiligung des mittleren Grundbeſitzes ermöglichten, von den Zuckerſiedereien: ſie ſind immer größere Betriebe geweſen. Was die anderen Induſtrien betrifft, ſo gab es in Preußen Brennereien 1831: 22988, 1865: 7711; Brauereien auf dem Lande 1839: 6890, 1864: 3683[1]; es waren die kleinen Betriebe, die in den vierziger, fünfziger, ſechziger Jahren zu Grunde gingen; und dieſe Bewegung, in Norddeutſchland ſchon bedeutend, iſt in Süddeutſchland vielleicht, wenn auch etwas ſpäter, ſo noch ſtärker verlaufen. Damit iſt es klar, wer unter dieſer Bewegung im allgemeinen litt und gewann: der bäuerliche Beſitz, der immer gern gebrannt und gebraut hatte, wurde geſchädigt, und dies war ein Verluſt, der vornehmlich das Mutterland traf; der Großgrundbeſitz dagegen wurde gefördert, und das war vornehmlich der Großgrundbeſitz des Nordoſtens. Freilich: auch ihm fiel nicht der ganze Gewinn zu. Neben den ländlichen Brauereien hatten ſchon immer die ſtädtiſchen geſtanden; ja, ſie hatten, wegen der Koſtſpieligkeit des Apparates, ſchon im Mittelalter, damals wohl durchweg in Regie der Städte, beſonders geblüht. Nun war allerdings die Brauerei im allgemeinen ſeit dem 17. Jahrhundert verfallen und im 18. Jahrhundert erſt recht heruntergegangen; die Welt des Rokoko trank kein Bier; Tee, Kaffee und — für die niederen Klaſſen — Branntwein traten in Wettbewerb. Im 19. Jahrhundert dagegen, in der Zeit des liberalen Philiſteriums, wurde das Bier wieder beliebt: und nun ſchoß die ſtädtiſche Brauerei, auch diejenige privater Unternehmer, ſtark empor. Es waren zunächſt mittlere Geſchäfte; ſie verſetzten der ländlichen Brauerei, außer der zum Eigenverbrauch, ſchwere Stöße. Dann freilich ſind auch dieſe mittleren ſtädtiſchen Betriebe im allgemeinen wieder verſchwunden; denn nach 1870 kam die Zeit der

[1] Sombart, Moderner Kapitalismus 2, S. 140 f.

Großbrauereien. Der Aufſchwung in dieſem Sinn begann vor allem in Bayern. In München gab es ſchon 1857 zwei Brauereien, die jährlich über 100000 Eimer, und zehn, die zwiſchen 34000 und 70000 Eimer erzeugten, einzelner weiterer nicht zu gedenken, die es auch noch bis auf durchſchnittlich 14000 Eimer brachten. Es waren die Anfänge zu einer Großinduſtrie, die ſich dann völlig erſt in den Zeiten des neuen Reiches und faſt durchgängig in Großſtädten, neben München z. B. in Erlangen, Nürnberg, Berlin, entwickelt hat. Es war eine Bewegung, durch die der Betrieb des platten Landes, auch der des Großgrundbeſitzes, ſo gut wie lahmgelegt ward. Aber auch die Brennerei und Zuckerinduſtrie lohnte ſchließlich, ſogar im ländlichen Großbetriebe, nicht mehr wie früher: die Preiſe für Spiritus und Zucker gingen in der Zeit von Ausgang der ſiebziger Jahre bis Ende des 19. Jahrhunderts um mehr als die Hälfte zurück.

Außer den großen landwirtſchaftlichen Nebengewerben aber kamen für das Land noch die Induſtrieen großer Arbeitermaſſen in Betracht: Fabriken wie Hausinduſtrien. Dieſe wurden nun, in Ergänzung der Wirkungen der landwirtſchaftlichen Nebengewerbe auf Gutsherr und Bauer, namentlich für den kleinen ländlichen Stelleninhaber von Wichtigkeit. Und da haben wir ſchon früher gehört, wie ſtark die ländliche Hausinduſtrie von den zwanziger bis in die vierziger Jahre hinein zunahm, und wie auch die Fabriken ihren Standort anfangs gern auf dem Lande wählten. Aber in jeder dieſer Beziehungen trat ſpäter, beginnend mit den fünfziger und ſechziger Jahren, ſtärker dann nach 1870, ein bemerkenswerter Wechſel ein. Die alten Hausinduſtrieen wurden vielfach durch fabrikmäßige Produktion oder auch durch jüngſt entwickelte proletariſche Hausinduſtrieen der Großſtädte abgelöſt; und die Fabriken zogen ſich mit der Ausbildung des Verkehrs und der Verbilligung des Transportes vom Lande hinweg, um in einzelnen ſtädtiſchen oder ſtädtiſch werdenden Orten und Gegenden Fuß zu faſſen.

Es war ein für große Maſſen der ländlichen Bevölkerung überaus wichtiger Vorgang; er nicht zum mindeſten hat die

Abwendung der kleinen selbständigen Besitzer vom Lande, vornehmlich im Westen, mit zur Folge gehabt.

Überblicken wir jetzt die Entwicklung des Einflusses der Industrie auf das platte Land, so ergibt sich zunächst, daß von einer einheitlichen Richtung und Wirkung dieses Einflusses keine Rede sein kann. Sogar innerhalb der Haupttendenzen, die hier allein verfolgt werden konnten, besteht Widerspruch, Stoß und Gegenstoß. Dabei ist freilich kein Zweifel, daß der Gesamteinfluß, rein wirtschaftlich betrachtet, ein günstiger gewesen ist. Stellt man dagegen die Frage nach dem sozialgeschichtlichen Ergebnis, so läßt sich wohl das eine mit Sicherheit behaupten, daß ein Unterschied der Wirkung zwischen Mutterland und Kolonialgebiet und zwischen Mittel- sowie Kleinbetrieb und Großbetrieb, soweit etwa diese Gegensätze sich decken, bestand: das Kolonialgebiet ist gewiß weniger günstig beeinflußt worden als das Mutterland. Die Antwort aber auf die Frage, ob im übrigen die soeben geschilderten sozialen Verschiebungen als ein Ganzes günstig oder ungünstig zu beurteilen seien, hängt ganz von dem besonderen etwa einzunehmenden Standpunkte ab, und dieser Standpunkt wird bekanntlich heutzutage sehr verschieden gewählt; wie ihn denn spätere Zeiten gewiß wiederum anders nehmen werden wie wir. Die Geschichte ihrerseits kann sich nur über Verlauf und Zusammenhang der Begebenheiten im ganzen äußern. Bleiben wir innerhalb dieses Bereiches der geschichtlichen Betrachtung, so ergibt sich vor allem, daß hier zum ersten Male ein Unterschied von entscheidender Wichtigkeit wird, dem wir von nun ab noch weiter werden folgen müssen, und der mit die größten Probleme der inneren deutschen Politik der Gegenwart in sich schließt: der wirtschaftliche und soziale Gegensatz zwischen dem deutschen Mutterland und den Kolonialgebieten des Ostens.

5. Im Nordosten haben die Schwierigkeiten, die der Landwirtschaft seit mindestens einem Menschenalter drohen, abgesehen von den an sich schon vielfach entscheidenden Nachteilen, die mit der besonderen physikalisch-geographischen Ausstattung

dieſer Gegenden für die Gegenwart verknüpft ſind, vornehmlich aus zwei Gründen eine beſonders bedenkliche Wendung genommen. Einmal überwiegt in dieſen Gegenden der Großbetrieb, der unter der beſtehenden allgemeinen Lage beſonders zu leiden hat, und zwar wiederum beſonders jener mittlere Großbetrieb, der noch mehr betroffen iſt als der ganz umfangreiche. Dann aber haben ſich auf dieſem Boden die wirtſchaftlich-ſozialen Fragen mit nationalen und konfeſſionellen verquickt.

Bekanntlich ſtehen ſich in dieſen Gebieten faſt durchweg Deutſche und Polen gegenüber. Was iſt da nun die Lage zunächſt der Polen? Die geſamte polniſche Nation zählt heute nach den wahrſcheinlichſten Berechnungen etwa 15 bis 16 Millionen Seelen. Von dieſen mögen rund 2 Millionen auf Amerika kommen, etwa 7 Millionen auf Rußland, ſowie gegen 4 Millionen auf Öſterreich; bleiben für Deutſchland, insbeſondere Preußen, über $2^{3}/_{4}$ Millionen. Von dieſer Zahl ſind nur ein Zehntel proteſtantiſch, neun Zehntel dagegen katholiſch; und daher erklärt es ſich, wenn im deutſchen Nordoſten und vor allem bei den Polen dieſes Nordoſtens ſelbſt katholiſch und polniſch faſt für identiſch gelten.

Dieſe polniſche Bevölkerung des Deutſchen Reiches nimmt große Teile der Provinzen Oſt- und Weſtpreußen, ſowie Poſens und Schleſiens ein, aber auch in die Provinz Pommern greifen noch polniſche Elemente über; und neuerdings haben ſich nicht unbeträchtliche Anfänge einer polniſchen Diaſpora in den Provinzen Brandenburg (Berlin), im Königreich wie in der Provinz Sachſen, vor allem aber im rheiniſch-weſtfäliſchen Induſtriegebiet entwickelt. Dabei ſind die Polen in ihrer Heimat, der Sprachzugehörigkeit der Bevölkerung nach gerechnet, entſchieden im Vordringen; nach Boeckh haben ſie ſich allein in der Provinz Poſen ſchon in den letzten fünfundzwanzig Jahren ſeit 1861 um mehr als 200000 Seelen vermehrt, während die Deutſchen der Provinz nur einen Zuwachs von 4000 Seelen erfuhren: und dieſe außerordentliche Zunahme der polniſch redenden Bevölkerung, die noch immer andauert, iſt nicht bloß durch Vermehrung der nationalpolniſchen Elemente,

ſondern auch durch Poloniſierung katholiſcher Teile der deutſchen Bevölkerung hervorgerufen worden.

Sind auf dieſe Weiſe die Polen als Bevölkerung ſeit den letzten Menſchenaltern entſchieden im Vordringen begriffen, ſo ging dagegen der Grundbeſitz in polniſchen Händen ſeit eben jener Zeit zurück. Im Jahre 1848 hatte in der Provinz Poſen der polniſche Großgrundbeſitz noch $3^1/_4$, der deutſche erſt $2^1/_2$ Millionen Morgen betragen; nach einer Generation, 1878, hatte ſich dies Verhältnis faſt umgekehrt: nun waren in polniſcher Hand noch etwa $2^3/_4$, in deutſcher faſt $3^1/_2$ Millionen Morgen. Im Jahre 1889 waren dann deutſch etwa 3 700 000 Morgen, polniſch nur noch 2 520 000 Morgen; und ſeitdem hat ſich die Lage noch weiter zu Gunſten der Deutſchen entwickelt. Ähnlich aber wie in der Provinz Poſen haben ſich auch ſonſt die Verhältniſſe, und zwar auch für das Bauerngut, verſchoben.

Alſo eine in Sachen der Sprachzugehörigkeit und der ländlichen Beſitzverhältniſſe ganz verſchiedenartige, ja entgegengeſetzte Entwicklung! Dabei tritt der in dieſer Entwicklung liegende Widerſpruch vornehmlich in der Form in Erſcheinung, daß die nationale Vorwärtsbewegung der Polen, wie ſie in der Sprachzugehörigkeit zum Ausdruck gelangt, nicht ſo ſehr an die ſozialen Schichten der Großgrundbeſitzer und Bauern geknüpft iſt wie an die der Landarbeiter und der unterſten ländlichen Schichten überhaupt, und daß es für deren Bewegung nahezu gleichgültig geworden iſt, ob ſich der Großgrundbeſitz, der dieſer Bevölkerungsſchichten bedarf, in deutſchen Händen befindet oder nicht.

Aus dieſem Zuſammenhange geht zugleich hervor, daß der Angelpunkt der nationalen und auch der konfeſſionellen Fragen im deutſchen Nordoſten zum guten Teile in der ländlichen Arbeiterfrage gelegen iſt. Es iſt das eine Auffaſſung, die in dieſer Form ſchon mehr als einmal von Deutſchen der bedrohten Provinzen ſelbſt vertreten worden iſt. Zu ihrem genaueren Verſtändnis bedarf es freilich der Einführung in die beſondere Geſchichte der ländlichen Arbeiter des Nordoſtens.

Wir müſſen hier eingehender als bisher auf die Geſchichte

der kolonialen Gutsherrschaft des 18. Jahrhunderts zurückgreifen. In dieser war ein geordneter Betrieb ziemlich ausgedehnter Landgüter in einer Hand dadurch erreicht worden, daß für den Anbau des Rittergutslandes in einem Dorfe neben den Gutseinrichtungen zugleich die Hand- und Spanndienste der Bauern und kleinen Stelleninhaber, sowie auch die Gesindedienste der jugendlichen Bevölkerung in Anspruch genommen wurden. Der Gutsherr hatte sich also die zum Betriebe eines Gutes nötigen Arbeitskräfte vermöge einer Zwangsarbeitsverfassung in unmittelbarer Nähe gesichert. Dabei war das ständige Gleichgewicht zwischen Gutsareal und Untertanenareal, das Voraussetzung der Stetigkeit und Blüte dieser Verfassung war, durch polizeiliche Vorschriften des Staates, vornehmlich durch das Verbot des Bauernlegens, gesichert worden. In diese Verhältnisse schlugen nun ohne genügende Vermittlung durch Zwischenzustände die Edikte der preußischen Reformzeit nach 1806 ein; vor allem das über die Aufhebung der Gutsuntertänigkeit vom Jahre 1807: da sollten die hergebrachten Fronden beseitigt und die unsicheren Besitzverhältnisse der Bauern in Eigentum verwandelt werden, um die Grundlage zu schaffen für ein freies Bauerntum und ein dörfliches Leben der Selbstverwaltung.

Wie war es nun unter diesen Umständen denkbar, die Gutswirtschaft möglichst in alter Weise weiterzuführen, zumal deren Landflächen durch die von den Bauern für Ablösungen der Fronden und Erringung des Eigentumsrechtes hergegebenen Landentschädigungen noch wesentlich vergrößert worden waren? Den Widerstreit der Interessen hatten die kleinen Leute zu zahlen. Schon bisher hatte es deren neben den Bauern gegeben: sie hatten kleine, nicht spannfähige Stellen gehabt, sich ziemlich kümmerlich genährt und dem Gute nur mit Handdiensten gefrondet: hörige Tagelöhner gleichsam, doch mit der Aussicht, von dem Herrn bei gutem Dienste gelegentlich in eine spannfähige Stelle, in ein besseres Bauerngut befördert zu werden. Jetzt sahen sich diese kleinen Leute von der allgemeinen Reform ausgenommen. Und sie erlebten nun ein verschiedenes Schicksal, je nachdem sie bisher ein besseres Recht an ihrer

Stelle, Erbpacht oder Eigentum, beſeſſen hatten oder nicht. Im erſteren Falle änderte ſich für ſie im Grunde wenig oder nichts: ſie frondeten ruhig fort, bis mit dem Jahre 1850 für ſie, wie um ein halbes Jahrhundert früher für die Bauern, die Zeit der Ablöſung ihres Dienſtes kam. Im anderen Falle dagegen — und in dieſes Schickſal wurden infolge der Deklaration von 1816 ſchließlich ſogar ſpannfähige Güter in nicht geringer Zahl hineingeriſſen — war der Ausgang nicht ſo glimpflich. Die kleinen Stellenbeſitzer, die kein beſonders gutes Recht an ihrer Stelle hatten, die auf Zeit oder gar auf Kündigung angeſetzten Laſſiten der alten Zeit verloren jetzt das Schutzrecht, das der Abſolutismus gleichſam über ſie ausgeübt hatte, indem er nicht geduldet hatte, daß ihre Güter vom Herrn eingezogen oder unbeſetzt gelaſſen wurden: ihre Güter traten in die Luft jenes freien Grundeigentumverkehrs, deſſen Herſtellung zu den wichtigſten Maßregeln des Steinſchen Reformjahres gehört hatte. Die Folge davon war, daß ihre Gütchen von dem Gutsherrn eingezogen wurden, daß ſie nichts blieben als Gutstagelöhner, — vielleicht noch in ihrer alten Stelle, aber zu völlig zweifelhaftem, jeden Augenblick kündbarem Beſitze. Es iſt eine Entwicklung, die ſich in den Jahren 1816 bis 1848 reißend vollzog und aus der ein ganz neuer Stand hervorging, ein ländliches Proletariat: als man im Jahre 1850 den ſpannloſen Laſſiten endlich das Recht verlieh, auf ihren Antrag Eigentum an ihren Stellen zu erwerben, da gab es ſchon kaum noch größere Maſſen dieſer Klaſſe in dem althergebrachten Verhältnis.

Eine neue Arbeitsverfaſſung weſentlich der kolonialen Gutsherrſchaft hatte ſich ſtatt deſſen ſeit etwa einem Menſchenalter durchgeſetzt: reißend raſch, denn die Gutsherrſchaft war, mit ihrem Grundcharakter der Unternehmung ſchon während des 18. Jahrhunderts, auf ſie vorbereitet geweſen. Die alten kleinen Frondner waren zu modernen Arbeitern gemacht worden: nicht mehr patriarchaliſch, ſondern nach rationalem Rechte dienten ſie ihrem Herrn, und gleich dem Induſtriearbeiter der Stadt, ja noch weniger häufig als dieſem, winkte ihnen nur ſelten die Gelegenheit, ſich oder ihre Kinder aus ihrem

Zustande emporzuheben zu besserem Besitz und höherem Dasein. Denn sie lebten nun in den Fesseln eines Arbeitsbetriebes, der immer mehr nach den Gesichtspunkten der freien Unternehmung geordnet wurde, je mehr die Intensität des Landbaues bis zur Berechnung der Pfunde künstlichen Düngers für den Hektar stieg, und je stärker die ländlichen Großindustrieen, Brennerei, Brauerei, Zuckerfabrikation, heranwuchsen. Wie sollten gegenüber den neuen Anforderungen der Dienste, die mit diesen bisher unbekannten Produktionsweisen verknüpft waren, ihre alten, vielfach noch recht patriarchalischen Rechte gewahrt bleiben? Die schlesischen Dreschgärtner oder Erbdrescher, eine besondere Abart kleiner dienender Stellenbesitzer, die auf ihrem Gütchen, dem Garten, abgesondert saßen wie kleine Herren, hatten z. B. das erbliche Recht auf den Erdrusch des zehnten bis sechzehnten Scheffels, dazu das Recht, daß ihre Zahl nicht vermehrt werde: wie sollten sich solche „mittelalterliche" Rechte, die jede größere Änderung, jeden Fortschritt unterbanden, gegenüber dem Unternehmergeist des nunmehr in seinen Handlungen freien Rittergutsbesitzers haben halten können? Nach endlosen Prozessen zwischen den halsstarrigen Erbleuten und den Herren wurden die Rechte und Pflichten der Dreschgärtner durch das Gesetz, betreffend die Ablösung der Dienste in der Provinz Schlesien, vom Jahre 1845 beseitigt. Um es mit einem Worte zu sagen: in dem Momente, da dem Unternehmungsgeist des Großgrundbesitzes, vornehmlich in den kolonialen Gebieten, Freiheit gelassen wurde, sich auf rechnerisch-kommerzieller Grundlage einen Arbeiterstand zu bilden, formte er diesen nach seinen Bedürfnissen im Sinne eines modernen Fabrikarbeiterstandes; und schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts war er damit der Hauptsache nach fertig. Und nun folgten zwei Jahrzehnte blühendsten Aufschwunges der agrarischen Verhältnisse: die Zeit, da die internationalen Störungen der deutschen Landwirtschaft noch nicht eingesetzt hatten; die Zeit zugleich, in der der neue Instenstand noch nicht durchaus zum Bewußtsein seiner neuen, industriellen Lage, der Lage des freien Arbeitsvertrages, gelangt war.

Allein seit spätestens Mitte der siebziger Jahre begannen diese guten Zeiten zu schwinden. Gewiß versorgten deutsche Landarbeiter in diesen Zeiten teilweis sogar noch Galizien und Rußland bis tief ins Land hinein mit dem Überschuß ihrer Arbeitskraft: ein Zeichen, daß es ihrer daheim, im deutschen Osten, noch genug gab. Aber schon das Jahr 1861 war ein Wendepunkt in der Polenfrage: bis dahin hatten die Polen langsam abgenommen in den deutschen Gebieten, jetzt nahmen sie zu: leise begann die Heranziehung polnischer Wanderarbeiter. Denn während die deutschen Insten, vom Garnisondienste aus der großen Stadt oder gar von den Kriegen gegen Österreich und Frankreich heimkehrend, fanden, daß es anderswo schließlich eine freudevollere und bessere Belohnung ihrer Dienste gebe als daheim, hatten die Arbeitgeber, die Herren, inzwischen eine nicht minder unternehmungslustige Berechnung angestellt. Wenn sie jetzt mit Maschinen arbeiteten, wenn sie Saisongewerbe betrieben, wie die Brennerei und namentlich das Zuckerrübengeschäft: bedurften sie dann noch der das ganze Jahr über ständig tätigen Arbeiter von ehedem? Und erschienen sie schließlich der Welt für diese Einheimischen nicht moralisch verantwortlich auch dann, wenn sie ihnen nicht Arbeit gaben, geben konnten? Einen Saisonarbeiter, der von außen kam, wohl gar von jenseit der Grenzen, den konnte man abschieben lassen, wurde er lästig oder bedurfte man seiner nicht mehr. So wirkten zweierlei Motive einträchtig zusammen, um einen ganz neuen Zustand zu schaffen. Denn schließlich faßten die polnischen Saisonarbeiter doch dauernd Fuß; und die deutschen Insten verschwanden in der Bevölkerung der Großstädte wie des Westens. Motive der Abwanderung bei den Insten, Motive der Heranziehung fremder Arbeitskräfte bei den Gutsherren: unter diesem doppelten Spiel ist die jüngste Entwicklung im Nordosten verlaufen — und hat sich zugleich vielfach weiter erstreckt auf die Großgüter des ganzen deutschen Nordens hin bis zum Rhein wie bis tief hinein in die Nachbargegenden Rußlands und Österreichs. Ein Viertel etwa des Gebietes des Deutschen Reiches und mehr als ein Drittel Preußens begann auf diese Weise an einem ständigen

Verluſt deutſcher Elemente zu leiden. Denn wo der Deutſche den Fuß hob, da rückten faſt überall Polen aus Rußland und auch aus Galizien nach. Es war eine bis zur Mitte der achtziger Jahre faſt von niemand voll überſehene, geſchweige denn gehemmte Entwicklung. Dann aber begann man in den Kreiſen der preußiſchen Zentralregierung das Verhängnisvolle dieſes Wechſels zu begreifen; und jetzt wurde die Zuwanderung polniſcher Arbeiter verboten, während man zugleich die ſchon vorhandenen Arbeiter über die Grenze ſchob. Allein dieſe Haltung wurde bald gemildert und ſchließlich im Jahre 1890 der Hauptſache nach aufgegeben. „Den Oberpräſidenten wurde geſtattet, im Falle des Nachweiſes des Bedürfniſſes Arbeiter aus Rußland zuzulaſſen, unter dem Vorbehalt, daß es ſich nicht um Familien, ſondern weſentlich nur um ledige Arbeiter handeln dürfe, und daß ſie bis zum 1. November jedes Jahres über die Grenze zurückgeſchafft würden.“ (Weber.) Und ſchon das nächſte Jahr ſah eine Völkerwanderung von weit mehr als 30000 Perſonen, welche die Grenze paſſierten. Im Jahre 1900 aber war „die Zahl der Bauern, die aus Ruſſiſch-Polen nach preußiſchen Provinzen gingen, um ſich als Landarbeiter zu verdingen, im Vergleich zu den letzten Jahren noch bedeutend größer. Allein aus dem Gouvernement Kaliſch ſind im Frühjahr 1899 etwa 40000 Bauern und faſt ebenſoviel aus den anderen an Preußen grenzenden Gouvernements über die Grenze nach Preußen gegangen, ſo daß die Geſamtzahl ſolcher zeitweiliger Auswanderer ſich im Jahre auf 75000 bis 80000 belaufen haben dürfte. Die Hauptmaſſe derſelben ſoll nun freilich, wie die Lodzer Zeitung äußert, nicht in den Grenzgebieten Preußens bleiben, ſondern mehr in das Innere Deutſchlands wandern“[1]: dies aber doch offenbar nur, weil die Grenzgebiete ſchon gefüllt ſind.

Und die im Bodenerwerb noch immer fortſchreitenden deutſchen Großgrundbeſitzer des Landes, — wie ſahen ſie dieſen national ſo verhängnisvollen Wechſel an? Es gibt in den Oſtgegenden Magnaten-Beſitzer, deren Latifundien ſo umfaſſend

[1] S. Zeitſchr. f. Sozialwiſſenſchaft 1900 S. 70.

sind, daß sie an sich wohl in der Lage gewesen sein würden, wenn auch unter Opfern, einen großen Bestand deutscher Landarbeiter festzuhalten. Allein war dazu jetzt noch die Zeit, nachdem einmal der Abmarsch der Deutschen den Charakter einer fast elementar fortreißenden Bewegung angenommen hatte? Waren deutsche Arbeiter, ja waren bisweilen Arbeiter überhaupt noch zu haben? Was aber den mittleren Großgrundbesitz, die etwa zehntausend einfachen Rittergutsbesitzer des kolonialen Ostens angeht, so waren sie wirtschaftlich kaum noch in der Lage, nationalen Regungen mit jener Stärke des Willens zu folgen, welche wohl für die Magnaten im allgemeinen noch angenommen werden konnte. Man darf es nicht verkennen: der Junker kämpfte und kämpft etwas wie einen Todeskampf seines einstigen Daseins und des Daseins seiner Vorfahren. Wo sind die fetten Zeiten noch der ersten Hälfte und der ersten Jahrzehnte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geblieben? Der Absatz des Getreides und der Wolle ist geringfügig geworden oder stockt: der Weltmarkt diktiert die Preise. Die Rentabilität der Spiritusfabrikation, die schon die Generation der Väter zu halben Unternehmern gemacht hatte, ist zurückgegangen. Und der Zuckerrübenbau? Immer verhängnisvoller wächst der Wettbewerb im Ausland; staatliche Schutzmaßregeln haben zwar vorübergehend Linderung geschafft, aber sie haben zugleich eine Ausdehnung des Anbaues emporgezüchtet, die, ohne künstliche Mittel unhaltbar, eines Tages in sich zusammenbrechen wird. So ist auch der Junker nicht mehr der alte Landedelmann geblieben; er ist ein Unternehmer geworden, der ängstlich auf den Markt hört, und der da vielfach weiß oder zu wissen vermeint, daß ihn nur noch Getreidemonopol und eine halbe Milliarde jährlich oder mehr an allgemeinen Kontributionen der Nation auf der Scholle halten können: ein halb Depossedierter, der sich anschickt, mit altem Einfluß und ererbtem politischem Sinne va banque zu spielen um ein Dasein, das ihm gleichwohl unhaltbar erscheinen muß. Und dieser Junker, der so schwer nicht bloß um die alte Ehre seines Standes, nein, um sein Daseinsrecht glaubt kämpfen zu müssen, er sollte so hoher

nationaler Regungen und Opfer fähig sein, den deutschen Arbeiterstand und mit ihm die deutsche Nationalität auf dem einst so heiß umstrittenen, aber später in den polnischen Teilungen so leicht gewonnenen Boden zu erhalten? Haben etwa die deutschen Magnaten Böhmens unter für sie ungleich günstigeren Verhältnissen den čechischen Arbeiter von ihrem Boden ferngehalten? So traurig und beschämend dieser Vorgang in Böhmen ist: von einem so hart ringenden Stande wie dem der preußischen Junker im Nordosten darf man nicht zu viel der Opfer erwarten: zumal, abgesehen vom platten Lande, ein neu erwachsender polnischer Mittelstand den deutschen Besitz auch in den Städten aufs entschiedenste bedroht.

Ohne staatliches Eingreifen und die Verwendung starker öffentlicher Mittel ist das nationale Interesse im äußersten kolonialen Osten nicht aufrechtzuhalten: das wurde zur immer stärker bestätigten Anschauung etwa des letzten Jahrzehntes schon des 19. Jahrhunderts. Und wir werden an anderer Stelle, wo die politische Seite der ganzen Bewegung zu behandeln sein wird, sehen, mit welcher Energie der preußische Staat das hier gewiesene schwere Problem ergriff.

Inzwischen aber war die große Bevölkerungsbewegung, die in den ländlichen Bezirken des kolonialen Ostens ihren Ausgang nahm, in ihrem Gesamtaspekt in Bewegungen viel größerer Art eingemündet, die hier nur angedeutet werden können. Die Völkerströmung von Osten her nach Westen, zunächst deutschen Charakters, begann mit der Einwanderung in größere, industriereiche Städte noch des ostelbischen Gebietes, namentlich in Berlin, und mit stärkerer Durchbildung der sogenannten Sachsengängerei, agrarischer Saisonarbeit auf den Feldern der großen Rittergüter links der Elbe, vornehmlich des Königreichs und der Provinz Sachsen. Aber er blieb, sowohl seitens der deutschen Elemente der Wanderung als auch der diesen Elementen sehr bald nachdrängenden Polen, nicht bei dieser Grenze stehen. Er flutete weiter nach Westen, hinein in die großen Industriegebiete Rheinlands und Westfalens; und selbst hier machte er teilweis nicht Halt.

Und als seine Unterströmung ergab sich ein noch viel elementareres Fluten der deutschen Kultur überhaupt hin nach dem Westen. Es ist ein Vorgang, der der Erhebung der holländischen Kultur des Westens (Amsterdam, Leiden, Harlem) gegenüber der des Ostens (Zwolle, Deventer, Utrecht) seit dem 15. und 16. Jahrhundert ähnelt, oder auch der Verschiebung der Kulturelemente in Mitteleuropa von Osten nach Westen im Verlaufe des 14. bis 19. Jahrhunderts. Und die Ursache ist wohl im Grunde in allen drei Fällen dieselbe: die Eröffnung des großen Atlantischen Ozeans als des Mittelmeers der neuzeitlichen Entwicklung: seinen Küsten strömte und strömt das neue Leben der alten Zentralländer Europas zu, sei es im Süden, am alten Mittelmeer, sei es in den mittleren Gegenden, in dem der See zunächst benachbarten Holland und später im kontinentaleren Deutschland. Und wie sehr hat während dieser Entwicklung innerhalb der letzten Jahrzehnte nicht bloß der Westen deutschen Landes über den Osten, sondern auch die Nordsee über die Ostsee den Vorrang gewonnen!

In so weitem Zusammenhang aber läßt sich die neue Bevölkerungsbewegung nicht bloß mit der Kolonisation des Ostens im 12. bis 14. Jahrhundert, sondern auch mit der Entwicklung der Hanse vom 13. zum 15. Jahrhundert in Parallele stellen. Wie der Zusammenbruch der Hanse einen Verlust der eine Zeitlang unbestrittenen bürgerlichen und aristokratischen Hegemonie der Deutschen in der Ostsee, des Dominium maris baltici und der Beherrschung der baltischen Küsten zur Folge hatte, so droht durch die neue Strömung der Verlust der agrarischen und aristokratischen Vorherrschaft des deutschen Elementes innerhalb der staatlich gewonnenen Landgrenzen des Ostens[1].

6. Die Entwicklung der sozialen Verhältnisse des platten Landes, wie sie bisher geschildert wurde, geht, wie wir jetzt wissen, aus einer Fülle von sehr komplexen Ursachen hervor und entfaltet sich ganz allmählich zu sehr verschiedenartigen

[1] S. die genauere Ausführung hier nur angedeuteter Zusammenhänge unten S. 455 ff.

Zuſtänden. Dennoch kann man von einem Elemente ſprechen, das ſie der Hauptſache nach im tiefſten beherrſcht: es iſt die Entfaltung des Einfluſſes der freien Unternehmung. Dieſes Entwicklungsmotiv hat ebenſoſehr zu neuen Erſcheinungen geführt, wie es die alten Zuſtände, teils zur Klage, teils zur Freude der Beteiligten, verwandelt hat.

Syſtematiſch hervorgetreten iſt das Neue ſeit etwa einem Vierteljahrhundert, höchſtens einem Menſchenalter. Und ſo lag es auf der Hand, daß man ſeitdem vor allem zu dieſem Neuen Stellung nahm, ſeine Wirkungen zu mildern oder abzuſchwächen oder zu fördern ſuchte. Es ſind Richtungen, in denen ein nicht unweſentlicher Teil der inneren Politik des Reiches und der Einzelſtaaten verlaufen iſt.

Dabei machten ſich denn Maßregeln notwendig ganz gemäß der Zweiteilung, nach der wir den Einfluß der freien Unternehmung auf das platte Land bisher kennen gelernt haben: Maßregeln gegen den mechaniſchen Stoß, den die deutſche Wirtſchaft durch die auswärtigen agrariſchen Unternehmer, durch den internationalen Wettbewerb erhielt; und Maßregeln im Bereiche der Einwirkung der freien Unternehmung und der eigenen Volkswirtſchaft. Gewiß haben dabei in der einen Richtung ergriffene Maßregeln auch in der anderen oft und ſtändig mitgewirkt: denn das iſt überhaupt die Eigenſchaft jeder ſtaatlich ergriffenen Maßregel, daß ihr Wirkungskreis ein ſeiner Ausdehnung nach unbeſtimmter und vorher kaum ganz zu ermeſſender iſt. Trotzdem kann man aber dieſe Maßregeln nach ihrer hauptſächlichſten und hauptſächlich beabſichtigten Wirkung doch ſehr wohl ſcheiden und muß es, will man zur Klarheit gelangen.

Die Maßregeln gegen die Störung der eigenen Entwicklung durch auswärtigen Wettbewerb hatten naturgemäß auch ihrerſeits wieder einen mechaniſchen Charakter. Ganz im Vordergrunde ſtanden da die Schutzzölle für landwirtſchaftliche Erzeugniſſe, vor allem Getreide. Sie wurden bekanntlich mit der allgemeinen Änderung der deutſchen Zollpolitik im Jahre 1879 eingeführt, und ſie betrugen auf die Tonne Brotgetreide 1879 10 Mk., 1885 30 Mk., 1887 50 Mk. und wurden dann mit

den Handelsverträgen der Ära Caprivi 1892 und 1894 auf 35 Mk. heruntergesetzt. Jetzt sollen sie wieder erhöht werden. Was ist nun der Einfluß dieser Zölle gewesen? Mit Sicherheit sagen läßt sich nur das eine, daß eine Wirkung auf den Inlandspreis tatsächlich eingetreten ist; und daß der Getreidebau in der Zeit des Bestehens der Zölle nach Maß und geographischer Verbreitung im ganzen erhalten geblieben ist, während sonst wohl ein stärkerer Fortschritt zu intensiverer Bodennutzung, Mastviehzucht, Molkerei, Handelsgewächsbau u. s. w. eingetreten sein würde. Es liegt hier also eine Wirkung vor, die den — unausbleiblichen — Fortschritt zu größerer landwirtschaftlicher Intensität der Zeitdauer nach hinausgeschoben hat.

Ein weiteres Mittel, die Schädigung durch auswärtigen Wettbewerb herabzumildern, glaubte man dem Umstande entnehmen zu können, daß Länder mit schlechter Währung sich ihr nach Deutschland ausgeführtes Getreide mit deutschem Gelde bezahlen ließen. Es fragte sich nur, ob ein Mittel zur Verfügung stehe, das diese Tatsache zu Gunsten der deutschen Landwirtschaft zu verwerten gestatten würde. So viel ist dabei sicher: gewonnen werden könnte es nur durch eine völlige Änderung der Währungspolitik des Reiches, die grundsätzlich als eine Politik der Goldwährung inauguriert worden ist. In der Tat gingen nun viele landwirtschaftlich interessierte Kreise seit langem auf eine solche Änderung aus: hier rekrutierten sich die Kreise der Bimetallisten, wie man sie zu nennen pflegt, obgleich sie großenteils nicht die Einführung einer eigentlichen Doppelwährung bezwecken. Bisher haben indes diese Bestrebungen keinen Erfolg gehabt. Eine vom Reiche im Jahre 1894 einberufene Konferenz zur Beratung über die verschiedenen Meinungen endete in Unklarheiten und förderte als Ergebnis im wesentlichen nur eine Aussprache der regierenden Kreise zu Tage dahin, daß die jetzige Währung gewiß zu manchen Schwierigkeiten Anlaß gebe, soweit der internationale Handel vornehmlich mit Landeserzeugnissen in Betracht komme, daß es aber sehr fraglich sei, ob eine Änderung der Währung nicht noch viel größere Schwierigkeiten hervorrufen werde. Gegen-

über den Angriffen der Bimetalliſten aber bildete ſich ein Bund zur Verteidigung der beſtehenden Währung unter der Leitung des Miniſters Delbrück, des ehemaligen Führers der Freihandelszeit der Bismarckſchen Periode, und fand in den Kreiſen des Handels und der Induſtrie lebhafte Förderung.

Wirkſamer dagegen, als man gewöhnlich annimmt, konnte dem internationalen Wettbewerbe auf einem anderen Gebiete entgegengetreten werden, auf dem der nationalen Eiſenbahntarifpolitik. Da der Körnerbau in Deutſchland nicht gleichmäßig verbreitet iſt und die von einem Landwirt erzeugten Mengen namentlich im Nordoſten viel größer ſind als ſonſt, ſo daß hier der zum Verkauf kommende Überſchuß über die Eigenproduktion gewaltig anwächſt, ſo gab die Tarifpolitik der Eiſenbahnen zunächſt ein Mittel an die Hand, durch Frachtermäßigungen den Unterſchied des größeren Angebots an gewiſſen Stellen und der größeren Nachfrage an anderen derart auszugleichen, daß einheimiſches Getreide auch noch weit ab von ſeinem Erzeugungsort billig genug blieb, um im Wettbewerb mit ausländiſchen Erzeugniſſen zu ſiegen. Außerdem aber war es auf dem Wege der Tarifpolitik auch möglich, dies einheimiſche Getreide da, wo es den gleichen Weg mit ausländiſchem nahm, durch Frachtvorteile zu begünſtigen. Eine volle und klare Politik in dieſem Sinne iſt aber bisher nicht entwickelt worden.

Dagegen hat man ſeit den neunziger Jahren, und namentlich in deren zweiter Hälfte, die Börſenpolitik ſehr entſchieden dazu herangezogen, dem einheimiſchen Getreide den Wettbewerb gegenüber dem ausländiſchen zu erleichtern. Vor allem wurde hier, außer der Beſchränkung der gemiſchten Tranſitlager, der Terminhandel in Getreide verboten und den Getreidebörſen der Beirat von Landwirten bei den Preisfeſtſtellungen auferlegt. Die Folge war die Auflöſung der Getreidebörſen und vielfach auch die Verlegung des Abſchluſſes der Handelsgeſchäfte ins Ausland.

So wichtig nun ein Teil der geſchilderten Maßregeln war, ſo wenig verhinderten ſie die immer weiter vorwärtsſchreitende innerliche Durchdringung der Landwirtſchaft mit dem Geiſte der

freien Unternehmung. Und konnte diesem Vorgang überhaupt wirksam entgegengetreten werden? Es würde eine gänzlich falsche Anschauung von der Bedeutung der immanenten Kräfte einer gesellschaftlich-menschlichen Entwicklung voraussetzen und von der Macht der Gesetzgebung und des Staates, sie zu beeinflussen, wollte man diese Frage auch nur von weitem bejahen. Gegenüber den Grundentwicklungen einer großen menschlichen Gemeinschaft, wie sie sich in den Hauptzügen bei jeder dieser Gemeinschaften wiederholen, ist jedes willkürliche Eingreifen machtlos: wie keine Kunst der Gärtnerei oder der Tierzucht die grundlegenden biologischen Prozesse einer Pflanze oder eines Tieres zu verändern oder zu verhindern vermag, trotz aller Künste umbildender Züchtung.

Nur auf eine der nationalen Entwicklung günstige Beeinflussung des allgemeinen Vorganges konnte es also ankommen.

Da konnte denn vor allem versucht werden, die gerade in Deutschland allzu reißend fortschreitende Bewegung zu verlangsamen und sie mit Kräften und Mitteln auszustatten, die sie zu einer gegenüber dem Bestehenden möglichst geringen Zerstörung zu führen vermochten.

In ersterer Hinsicht war es namentlich die Aufgabe, die noch kräftigen seelischen Elemente des älteren Zustandes, der landwirtschaftlichen Erzeugungs- und Verbrauchsgemeinschaft, der alten Haus- und Hofwirtschaft zu stützen. Und dies war wieder im doppelten Sinne möglich: man konnte auf die Familiensitte des Herrn und die Gesindesitten der dienenden Kräfte einwirken. Soweit die Familie in Betracht kam, handelte es sich vor allem darum, die Folgen der unwiderruflichen Auflösung der alten Familienarbeitsgemeinschaft namentlich der Bauernhöfe nicht soweit greifen zu lassen, daß die aus der Arbeitsgemeinschaft austretenden Kinder mit Erbanteilen ausgestattet würden, deren hypothekarische Auflage auf das Gut dessen wirtschaftlichen Ruin herbeizuführen vermochte. Es war also die Aufgabe, das gleiche Erbrecht aller gleichberechtigten Erben in Bauerngüter, wie es die Landrechte der Aufklärungszeit zumeist ausgesprochen hatten, wieder aufzuheben zu Gunsten früherer, nach

Ort und Gegend einſt ſehr verſchiedener Regelungen, nach denen ein bevorzugter Erbe unter mäßiger Auszahlung der übrigen das Gut übernommen hatte. Es war eine Bewegung, die ſehr früh, ſchon in den ſiebziger Jahren, begann: denn bereits damals hatte die Verſchuldung namentlich des bäuerlichen Grundbeſitzes infolge der Auflage von Erbanteilslaſten ſo zugenommen, daß ſchon aus dieſem mehr partikularen und rein wirtſchaftlichen Grunde eine Änderung des beſtehenden Rechtes dringend notwendig erſchien. Die neue geſetzliche Regelung erfolgte, entſprechend den früheren Bräuchen, provinziell und regional durch Begründung des Rechtes der ſogenannten Höfe- oder Landgüterrollen. Nach ihm kann jeder Hof von dem Familienvater durch Eintragung in eine beſondere, behördlich geführte Rolle als Familiengut erklärt und dadurch für Veräußerung, hypothekariſche Belaſtung und namentlich auch Vererbung einem beſonderen Verfahren unterworfen werden. Für die Vererbung gilt dabei im allgemeinen, daß das Familiengut ungeteilt an einen einzigen Erben, den Anerben, übergeht, während die übrigen Erben durch geſetzlich oder teſtamentariſch vorher feſtgeſtellte geringere Erbanteile abgefunden werden. Das erſte Höferollengeſetz war das hannoverſche vom Jahre 1874 (mit Ergänzungen von 1882 und 1884). Dann folgten u. a. Geſetze für Weſtfalen 1882, Brandenburg 1883, Schleſien 1884, Schleswig-Holſtein 1886 und Baden 1888.

Was aber das Höferecht ſeit dieſen Zeiten für das Bauerngut geworden iſt, das war und ward ſchon früher für das Großgut und den Großgüterkomplex das Fideikommiß: denn auch für dieſes ſind Freiheit von gewiſſen drückenden Realſchulden und Freiheit von Reſtkaufgeldern und von Erbanteilen abzufindender Familienglieder die ſozialgeſchichtlich wichtigen Momente.

Der ältere deutſche Adel hatte teilweiſe ſchon früh erkannt, daß eine Verſchwendung, die ganze Vermögen zerrüttet und die in den Zeiten ſeiner Bildung, in naturalwirtſchaftlichen Jahrhunderten, wegen der Feſtlegung faſt aller Vermögensteile in nichtgeldlichen Objekten und wegen des ſtiftungsmäßigen

Charakters jeder größeren Summe von Einnahmen und Ausgaben kaum möglich ist, sich in geldwirtschaftlichen Zeiten allzu leicht in seinen Reihen einstellte. Sie zu verhindern erschien ihm nur dann möglich, wenn sein größerer Landbesitz durch unverbrüchliche Bedingungen so viel als möglich den Rechtszuständen der Naturalwirtschaft wiedergegeben werde: das eben tat das Fideikommiß; und in diesem Sinne fand es zunächst Eingang. Als dann seit Mitte des 19. Jahrhunderts unwiderruflich die Zeiten heraufgezogen waren, die den Adel seiner alten politischen und administrativen Vorrechte entkleideten, da machte er, vornehmlich in dem Jahrzehnt von 1849—1859, eine Zeit starker innerer Reformbildungen durch. Hatte man die politischen Rechte verloren, so wollte man wenigstens die sozialen Vorzüge um so mehr befestigen und zugleich wirtschaftlich fest begründen. Es geschah, indem man den Familiengrundbesitz mehrte, den Grundbesitz überhaupt mehr denn je als die eigentlich standesgemäße Ausstattung des Adels erklärte und zugleich verbesserte Formen von Geschlechterstiftungen zur Apanagierung jüngerer Söhne ersann. Denn da man sah, daß gerade auf agrarischem Gebiete eine genügend starke Zunahme des Reichtums nicht zu erwarten sei, um alle Erben mehrerer Generationen hintereinander standesgemäß gleich sicher auszustatten, so blieb schließlich kein anderes Mittel als die Apanagierung der Nachgeborenen übrig. Daß damit eine Tendenz zum Abschluß oligarchischer Kreise, namentlich innerhalb des hohen Adels, und in ihr zugleich eine Tendenz zum raschen Aussterben der einzelnen Geschlechter gegeben war, wurde anscheinend nicht beachtet und blieb auch einstweilen ohne Folgen. Dagegen war klar, daß für die beabsichtigten Geschlechtsstiftungen wieder die Form des Fideikommisses die weitaus günstigste war. Und so erlebte man denn schon seit den sechziger und siebziger Jahren ein gewisses Ansteigen der Zahl der Fideikommisse. In den Jahren 1881—1895 sind allein in Preußen 136 neue Fideikommisse begründet worden: so daß in diesem Jahre in Preußen im ganzen 1045 Fideikommisse mit 2121412 Hektar Areal bestanden. Die Bedeutung dieser Summe wird klar, wenn man

ſich vergegenwärtigt, daß die geſamten nutzbaren Liegenſchaften Preußens um dieſe Zeit nicht viel über 33 Millionen Hektar betrugen. Dabei gibt es Provinzen, in denen das Areal der Fideikommiſſe bis nahezu 12 % des Flächeninhaltes der nutzbaren Liegenſchaften beträgt und beinahe bis zu 10 % des Grundſteuerreinertrags anſteigt; vornehmlich im Nordoſten finden ſich ſolche Verhältniſſe.

Es iſt eine Entwicklung, die namentlich den hohen Adel, weit weniger den mittleren adligen Grundbeſitz zu einem guten Teile gewiſſen Folgen des modernen Wirtſchaftslebens entzogen hat. Gerade deshalb muß für das Fideikommiß die moraliſche Verpflichtung des Bodenbeſitzers zu angemeſſener wirtſchaftlicher Nutzbarmachung des Bodens beſonders betont werden: jenes Prinzip, das erſt die rechtliche Inſtitution des Privateigentums an Grund und Boden geſchichtlich geſchaffen hat und ſie auch heute noch allein rechtfertigt.

Neben dem alten Familienzuſammenhalt, ſoweit er an Hof- und Landgut zum Ausdruck gelangte, galt es aber, bei dem ungemein raſchen Eindringen der freien Unternehmung in das Leben der Landwirtſchaft, an zweiter Stelle auch die alten Arbeitsſitten des Geſindes möglichſt zu wahren oder in neue, ruhige und liberal-konſervative Formen umzubilden. Es war eine Aufgabe, der gegenüber in den einfachen Geſindeverhältniſſen der kleinen und mittleren Wirtſchaften faſt alle Handhaben fehlten: hier haben ſich darum die Dinge im allgemeinen nur aus ſich heraus und vielfach im Sinne raſcher Auflöſung der alten Dienſtſitten entwickelt. Stärker eingreifen konnte dagegen die Geſetzgebung da, wo ſich die Arbeitsverhältniſſe des Großbetriebes raſch ausbildeten, zumal dies vornehmlich im Nordoſten der Fall war, in Gegenden, in denen ſich die Arbeiterfrage, wie wir geſehen haben, ſofort mit der nationalen der Abwehr gegen polniſches Vordringen verknüpfte.

Was hier vom ſozialpolitiſchen Geſichtspunkte aus zu tun war, ſeitdem ſich die Schäden der Entwicklung vom Ende der ſiebziger Jahre ab immer deutlicher herausſtellten, das wurde ſchon in dem darauffolgenden Jahrzehnte deutlich erkannt: es

kam darauf an, dem landwirtschaftlichen Arbeiter wieder Interesse an seinem Beruf und wo möglich besonderen Anteil an dem Großbetrieb, dem er diente, zu verschaffen: kurz, ihn herauszuheben aus der Empfindung, daß er nichts sei als eine lebendige Arbeitsmaschine im Dienste des Gutsherrn. Und hierfür erschien als das geeignetste Mittel die Vermehrung des Kleingrundbesitzes und die organische Verbindung dieses Kleingrundbesitzes mit dem ländlichen Arbeiterstand. Dies nicht in dem Sinne, daß es nun darauf ankomme, jedem Arbeiter ein Gütchen zu verschaffen, in dessen Schatten er, unter Verwendung seiner überschießenden Arbeitskräfte auf einem benachbarten Großbetrieb, leben und sterben solle. Wohl aber derart, daß man es als notwendig empfand, die Gegenden überwiegenden Großbetriebes mit Schichten gesunden mittleren und kleinen Grundbesitzes zu erfüllen und zu durchsetzen, aus denen dann landwirtschaftlich interessierte und geschulte Arbeitskräfte für den Großbetrieb ebenso hervorgehen könnten wie tüchtige Bauern, und damit zugleich eine Stufenleiter aufsteigenden ländlichen Grundbesitzes herzustellen, deren erfolgreiches Betreten von Stufe zu Stufe für den energischen Arbeiter nicht ausgeschlossen sei.

Wenn man von solchen Erwägungen ausging, so kam es darauf an, von dem häufig wenig rentablen Außenbesitz der großen Güter, jenen Stellen des Anbaus, wo wegen der Entfernung des Wirtschaftszentrums vom Boden der „Ertrag am Wagen kleben bleibt", günstiges Land abzutrennen und in kleinen Gütern auszutun: geschah das dann von zwei nachbarlichen Gutsherrschaften gemeinsam, so konnte an deren Grenzen etwa eine neue Gemeinde von Bauern und kleinen Stellenbesitzern entstehen. Außerdem aber war es wünschenswert, daß ganze große Güter zerschlagen, zu Gemeindeboden umgebildet und dieser an größere und kleinere Bauern zu Besiedlung und Bebauung ausgetan wurde. Erwägungen, die in dieser Richtung hätten gehen können und später gegangen sind, wurden aber für den Nordosten noch überholt durch das nationale Bedürfnis, dem anhaltenden Vordringen der polnischen Bevölkerung durch

Begründung neuer deutscher Dörfer entgegenzutreten. Von diesem Gesichtspunkte her wurde im Jahre 1886 in Preußen eine staatliche Ansiedlungskommission begründet, die zunächst in den gefährdeten Gebieten, in den Provinzen Westpreußen und Posen, polnische Großgüter aufkaufen und mit deutschen Bauern besiedeln sollte. Allein bald trat neben das nationale Motiv doch auch das soziale; und so folgte dem Ansiedlungsgesetz des Jahres 1886 ein Rentengutgesetz vom Jahre 1890, das für den ganzen Staat galt. In ihm wurde die Form der Ansetzung bäuerlicher Wirte, die durch die Ansiedlungskommission erprobt worden war, nämlich eine Eigentumsübertragung gegen längere Rentenzahlungen, unter gleichzeitigen Erleichterungen beim Abveräußern verschuldeter Gutsteile, ganz allgemein für den Staat zugelassen. Und um dem Großbesitz wie den ländlichen Arbeiterkreisen die Benutzung der damit gegebenen Möglichkeit zur Bildung eines kleinen und mittleren Grundbesitzes näherzulegen, wurden im Jahre 1891 die einschlägigen Staatsbehörden, insbesondere die Generalkommissionen, beauftragt, bei der Einrichtung der geschilderten Güter in jeder Weise behilflich zu sein; auch wurde der Kredit der Rentenbanken zur Verfügung gestellt.

Das Ergebnis dieser Maßregeln ist kein unbedeutendes gewesen. Bis 1900 einschließlich sind durch die preußische Ansiedlungskommission 4277 Familien mit rund 30000 Köpfen auf 70500 Hektar Land in 75 neugebildeten Landgemeinden angesetzt und 116 Schulen, 17 Bauergehöfte, 19 Kirchen und 12 Bethäuser neu errichtet worden. Und auf Grund des Rentengesetzes wurden bis zur selben Zeit etwa 7100 Rentengüter begründet mit 77300 Hektar Fläche, — viele freilich nur zur Vergrößerung schon bestehender kleiner Betriebe. In Summa handelte es sich also schon bis zum Ende des 19. Jahrhunderts um die Begründung von weit mehr als zehntausend Wirtschaften.

Man sieht, wie diese Maßnahmen bereits einigermaßen in die Bewegung des numerischen Verhältnisses der großen, kleinen und mittleren landwirtschaftlichen Betriebe überhaupt einzugreifen

beginnen, und zwar zu Gunsten des kleinen und mittleren Besitzes. Während in Süddeutschland der Kleinbesitz im allgemeinen etwas zurückgegangen ist, während namentlich in Baden, Württemberg und Oberbayern der große Betrieb etwas zunahm, sind in Ostpreußen, Westpreußen, Pommern und Brandenburg die kleinen und mittleren Betriebe ins Steigen gekommen. Doch waren diese Bewegungen einstweilen noch keineswegs von entscheidender Art; nach wie vor bleiben der preußische Osten und die beiden Mecklenburg die Länder großer Betriebe, während im übrigen Deutschland der klein- und großbäuerliche Besitz für den sozialen Charakter des platten Landes bestimmend ist; und die Bauern dieser Gegenden bewirtschaften etwa 67 % der gesamten deutschen landwirtschaftlich genutzten Fläche.

In diesen Zuständen liegt es begründet, wenn der Übergang der deutschen Landwirtschaft in die Formen der modernen Unternehmung doch zum größten Teile nicht so rasch erfolgte, als es das Zeitmaß der industriellen und kommerziellen Entwicklung zu erfordern schien: denn wenn auch der deutsche Bauer heutzutage auf dem bewirtschafteten Hektar Land mehr Getreide verkauft als der Gutsherr, so ist er doch im allgemeinen viel langsamer Unternehmer geworden als dieser: und erst im Ineinandergreifen der Wirtschaftsweise und des Wirtschaftssinnes von drei Generationen, des noch im alten Sinne wirtschaftenden Großvaters, des mitten im Wirtschaftslernen inne stehenden Sohnes und des die Wirtschaft mit neuen Idealen antretenden Enkels, hat sich im allgemeinen im Bauernstande die Wandlung vollzogen.

Bei einer solchen Entwicklung war es denn — namentlich unter dem Eindruck, daß dieselbe unvermeidlich sei — doch möglich, den Übergang weithin und ganz im allgemeinen durch staatliche Mittel zu erleichtern. Es handelte sich dabei namentlich um zweierlei, und zwar beide Male um Versuche, den Übergang zu intensiverer Wirtschaft vor allem auch dem mittleren Besitzer bequemer zu machen: um landwirtschaftliche Belehrung und um materielle Unterstützung durch Erleichterung produktiven Kredites.

Landwirtschaftliche Belehrung im tieferen Sinne wurde nötig seit dem Eindringen wissenschaftlicher Behandlung in die ländliche Betriebsweise, also etwa seit Anfang, spätestens seit Mitte des 19. Jahrhunderts. Dem entspricht es, wenn die landwirtschaftlichen Akademien zumeist den zwanziger bis vierziger Jahren ihre Entstehung verdanken. Allein sie bildeten zunächst nur für den Großbetrieb vor, wenngleich mit der ältesten Akademie auf dem heutigen Reichsboden, der von Hohenheim (begründet 1818), zugleich ein elementarer Unterricht verbunden war, der der bäuerlichen württembergischen Landwirtschaft außerordentlichen Segen gebracht hat. Es bedurfte deshalb noch weiterer Unterrichtsanstalten, vor allem für den mittleren Besitzerstand. Hier trat nun schon früh, von der Schweiz her eingeführt, die Ackerbauschule auf; neben sie ist dann, seit den siebziger Jahren vornehmlich besser organisiert, der höhere Typ der Landwirtschaftsschule getreten, dessen allgemeines Niveau etwa dem der Realschule entspricht.

Verhältnismäßig später als der bessere Unterricht für den mittleren Grundbesitz ist das allgemeine Problem der Organisation des Kredits für diese Kreise aufgetaucht und gelöst worden, soweit eine solche Organisation nicht etwa auf dem Wege der Selbsthilfe, durch Begründung der Raiffeisenschen Darlehnskassenvereine und der Schulze-Delitzschschen Vorschuß- und Kreditvereine, geschaffen worden war. Diese Verspätung erklärt sich zum Teil daraus, daß es nur allmählich gelang, in den Charakter wie auch die Höhe der ländlichen und namentlich der bäuerlichen Verschuldung vollen Einblick zu erhalten und damit zugleich das öffentliche Interesse daran zu erkennen, daß hier geholfen werden müsse. Gewiß hatte Rodbertus schon im Jahre 1868 darauf hingewiesen, daß die größte Menge aller Hypothekenschulden der Landwirte nicht der Inanspruchnahme produktiven Kredits entstamme, sondern vielmehr aus rückständigen Kaufgeldern oder Anteilen nicht ausgezahlter Erben herrühre. Aber erst viel später wurde festgestellt, daß diese Behauptung bis zu dem Grade zutreffe, daß etwa 80—90 % aller Hypothekenschulden ihre Entstehung un-

produktiver Kreditnahme verdanken. Und auch die absolute Höhe der vorhandenen Belastung festzustellen, gelang erst allmählich. Jetzt freilich weiß man, daß man hier vor einem wahren Unglück steht. In Preußen erscheint der bäuerliche Besitz durchschnittlich zu einem Drittel, der größere Grundbesitz gar schon zu mehr als der Hälfte seines Wertes verschuldet. Dabei nimmt diese Verschuldung noch immer zu. In den Gemeinden Preußens mit ländlichem Charakter ist 1886 die vorhandene Schuldenlast schätzungsweise auf 8700 Millionen bestimmt worden. Seitdem hat sie in dem nächsten Jahrzehnt um 2100 Millionen Mark, und das heißt um 24 %, zugenommen. Als diese Verhältnisse und die an sie geknüpfte Auswucherung namentlich des Bauernstandes in gewissen Gegenden, wie an der Saar und in Hessen, genauer bekannt wurden, besprach man dann freilich die ländliche Kreditfrage aufs eifrigste, und zahlreiche Reformvorschläge tauchten namentlich seit den achtziger Jahren auf: so der Schäffles (Inkorporation des Hypothekarkredits, 1883) und der Hechts (Schuldentilgungsversicherung, 1891). Aber gelöst ist die überaus schwierige Frage noch immer nicht, ja noch nicht einmal ein rechtes Mittel ist gefunden, den für den Großgrundbesitz besser entwickelten Kredit der Hypotheken- und Bodenkreditbanken sowie der staatlichen und kommunalen wie genossenschaftlichen großen Kreditinstitute auch dem mittleren und kleinen Grundbesitz zu eröffnen.

Aber läßt sich an dieser Stelle und in diesem Moment nicht noch einmal die Frage aufwerfen, ob denn überhaupt gegenüber den ungeheuren und elementaren Bewegungen der Volkswirtschaft, wie sie sich heutzutage in dem Eindringen der freien Unternehmung in die Landwirtschaft vollziehen, mit verhältnismäßig so gering wirkenden Mitteln zu helfen sei, wie sie die Gesetzgebung, und sei sie auch die energischste, darzubieten vermag? Die entschiedenste Heilung der besonderen Schäden, die hervortreten und hervorgetreten sind, wird am ehesten noch immer von den inneren Wandlungen der Unternehmung selbst zu erwarten sein.

Und hier zeigen sich, wie wir aus früheren Kapiteln wissen und bald noch genauer sehen werden, Ansätze eines starken

Überganges aus dem Leben der freien Unternehmung zu dem der gebundenen, aus dem freien Wettbewerb zu dem begrenzten, aus dem rein individuellen Wirtschaftsdasein zu einem mehr genossenschaftlichen. Würden sie sich weiter entfalten, so würde damit eine Wandlung eintreten, die auch der Landwirtschaft ohne weiteres zu gute kommen müßte: denn die teilweis noch festgehaltenen Formen älteren landwirtschaftlichen Daseins würden sich dann leicht in ihnen innerlichst verwandte Formen einer neuen, unternehmerhaften Gebundenheit umbilden. Von dieser Seite der Entwicklung her scheint also viel, ja im Grunde alles zu hoffen.

Und schon zeigt sich die Landwirtschaft nach dieser Richtung hin besonders vorbereitet für tiefere Wirkungen. Nirgends ist das moderne Genossenschaftswesen entschiedener entwickelt als auf dem Gebiete der Landwirtschaft; und keinem Berufsstande steht eine gleich energische, auch politisch gewandte Interessenvertretung zur Verfügung wie dem agrarischen in seinen Bauernbünden und in seinem Bunde der Landwirte.

Es sind Erscheinungen, auf die später, nach der Darstellung der Entwicklung der Industrie und des Handels, noch einmal, und zwar im weiteren und tieferen Sinne, zurückzukommen sein wird.

V.

1. Nach der Lektüre der letzten Abschnitte wird man leicht unter dem Eindrucke einer wesentlich zerstörenden Wirkung der freien Unternehmung und auch schon der älteren Unternehmungsformen stehen. Wie ein aus starker Säure aufsteigender Dampf, der die Lebensluft der historischen Stände durchdringt, zersetzt und umgestaltet: so erscheint der Geist namentlich der freien Unternehmung.

Da ist denn aufs entschiedendste daran zu erinnern, daß dieser zunächst rein negativ erscheinenden Seite der Entwicklung eine volle positive gegenübersteht. Wir haben sie früher schon kennen gelernt: die Erringung einer niemals vorher erreichten Intensität der Herrschaft über die Natur und die Entwicklung des freien Unternehmens und seiner heute führenden sozialen Schichten sind die stolzen Titel ihrer wichtigsten wirtschaftlichen und sozialen Leistungen. Aber damit nicht genug. Diese Entwicklung hat auch die alten Stände nicht so sehr zerstört als neu gebildet; positiv, wie alles Große, ja alles Geschichtliche überhaupt, war auch hier im Grunde ihr Wirken; und es wird noch des genaueren Eingehens auf diese positive Seite des Zerstörungswerkes bedürfen. Und auch damit noch nicht genug. In einem Vorgang, der in dieser Schnelligkeit und massigen Wucht innerhalb der deutschen Geschichte unerhört dasteht, hat die Unternehmung außer dem Unternehmerstande auch noch einen zweiten sozialen Reflex gleichsam ihrer wirtschaftlichen Wirkung, einen ganzen Komplex zunächst untergeordneter sozialer Kräfte und neuer Ständekeime entstehen lassen: das, was man heute noch mit einem Worte den vierten Stand zu nennen pflegt.

Es ist die größte Schöpfung der freien Unternehmung

außer der Entwicklung des Unternehmertums selbst, und von ihr vor allem muß erzählt werden, will man die Bedeutung des Zeitalters der Unternehmung, außerhalb der Erkenntnis der Unternehmung selbst, verstehen.

Wie kam es nun zu dieser Bildung? In dem Unternehmen vereinigten sich industrielle und kommerzielle Elemente; und die steigende Herrschaft über den Markt und immer fernere Märkte führte zum Siege des Quantitätsprinzips in der Erzeugung. Massenhafte Erzeugung aber bedarf auch, und verhältnismäßig vor allem im Beginne des Zeitalters der Unternehmung, massenhafter Erzeuger: und so entstanden zunächst die Formen der Hausindustrie mit ihren zahlreichen handarbeitenden Zugehörigen; und ihnen stellte sich nachher die Fabrikation mit ihren Arbeitermassen, die bis zu vielen Tausenden für einen Betrieb stiegen, zur Seite. Wie aber hätten diese Massen ohne Organisation Verwendung finden sollen? Die Produktionsprozesse werden zerlegt, die Arbeiter in sie arbeitsteilig eingeordnet und so eine Hierarchie industrieller und — soweit das Kontor- und Verkehrspersonal in Betracht kam — auch kommerzieller Betätigung gebildet: neben die Masse trat die stufenweise Unterordnung, in Summa die Abhängigkeit dieser Masse.

Masse, und das heißt proletarische Haltung, und Abhängigkeit vom Unternehmertum, und das heißt proletarisches Empfinden, sind die frühesten und eigentlichsten Entwicklungskennzeichen des vierten Standes. Da ist es denn nach den angeführten Zusammenhängen klar, daß sich die neue Standesbildung zunächst und am kräftigsten da entwickeln mußte, wo der Geist der Unternehmung sich zuerst und am klarsten ausbildete: auf dem Gebiete der Stoffveredlung, soweit diese sich mit kommerziellem Geiste durchdrang, in der Hausindustrie und vor allem in dem Bereiche der schärfsten Durchbildung aller einschlägigen Prinzipien, im Bereiche der fabrikmäßig betriebenen Industrieen. Und Ziel wie Zeitmaß dieser Entwicklung mußte im allgemeinen der Entstehung und dem Tempo der Durchbildung der Unternehmungsformen parallel laufen und folgen.

In der Tat ist das der Entwicklungsgang gewesen. Sieht man von älteren Erscheinungen ab, so wird man von Anfängen eines untergeordneten Berufes und Standes der Unternehmung auf deutschem Boden wohl schon für die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts sprechen dürfen: in dieser Zeit erzählt z. B. Thalbitzer in seinen „Vier Abhandlungen über Industrie und Manufakturen" (1785) von den Manufakturen als Instituten, „die eine Anzahl Arbeiter benötigen, die Arbeit durch viele Hände gehen lassen". Stärker treten dann die Arbeiter der Unternehmung schon in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts hervor. Aber noch fehlte um diese Zeit ein Motiv, das bald darauf zu einer wenigstens zunächst numerisch einigermaßen ansehnlichen Durchbildung des vierten Standes wesentlich beitrug: noch hatte der Geist der mittlerweile in Aufnahme kommenden freien Unternehmung auf die althergebrachten, die historischen Stände nicht so weit eingewirkt, daß in diesen eine größere Anzahl Deklassierter aufgetreten wären, die sich als Rekruten des neuen Standes zur Verfügung gestellt hätten. Eine volle Bewegung in dieser Richtung begann frühestens wohl in den zwanziger und dreißiger, vornehmlich aber erst in den vierziger Jahren: in jener Zeit, in der der Verfall mancher in veralteten Formen erhaltenen Hausindustrie wie der Druck ländlicher Übervölkerung ein erstes großes Überströmen halb oder ganz agrarischer Klassen in modernere Formen der Abhängigkeit vom Unternehmen veranlaßte: in die jüngeren Hausindustrieen und vor allem in die Fabriken. Von da ab hat dann die Auffüllung des vierten Standes aus Deklassierten vornehmlich der landarbeitenden und bäuerlichen wie bald auch der althausindustriellen und der handwerklichen Schichten nicht mehr gestockt; entscheidende Zeiten des Überströmens waren später einmal die fünfziger bis siebziger Jahre — die Zeit, in der sich die allgemeinen sozialen Wirkungen der freien Unternehmung zum ersten Male voll geltend machten und dann wieder die achtziger und neunziger Jahre, die Zeit der beginnenden und steigenden Not der Landwirtschaft. Inzwischen aber hatte sich der Stand, vor allem auch schon aus sich selbst, durch die gerade in ihm

besonders zahlreichen Geburten, zu ergänzen und zu erweitern begonnen.

Wie im einzelnen und in welchen zahlenmäßigen Ausmessungen der neue Stand allmählich gestiegen ist, läßt sich aus den bisher bekannt gewordenen Quellen kaum mit genügender Genauigkeit erkennen. Im Jahre 1895 zählte man im Reiche in der Industrie rund 2 Millionen Selbständige neben 204 000 kaufmännisch und technisch Angestellten und 6 Millionen Arbeitern; die entsprechenden Zahlen für den Handel und den Verkehr waren 844 000 Selbständige, 262 000 Angestellte und 1½ Millionen Arbeiter. Dabei hatten sich in Industrie und Handel die in Betrieben mit über fünf Personen beschäftigten Arbeiter und Gehilfen von 1882 bis 1895 von 2,7 Millionen auf 4,85 Millionen vermehrt. Für die Erkenntnis des Wachstums des vierten Standes in früheren Zeiten ist man noch mehr auf indirekte Hilfsmittel angewiesen, als es schon für die Spätzeit der Jahre 1882 bis 1895 der Fall ist. Am besten orientiert in dieser Hinsicht wohl noch eine von Sombart aufgestellte Tabelle. Nach dieser[1] entfiel ein „Gewerbtätiger" in der Industrie u. s. w. im Königreich Preußen 1846 auf 12,2, 1858 auf 10,3, 1871 auf 9,3 Einwohner; die entsprechenden Verhältniszahlen für die spätere Entwicklung im Reiche sind 1882: 7,6 und 1895 6,5. Freilich ist es dabei so gut als unmöglich, wie Sombart richtig betont, auch nur einigermaßen genau zu bestimmen, in welchem Verhältnis Handwerker und Arbeiter an den „Erwerbstätigen" teilhaben.

Zur besseren Belebung der angeführten Ziffern seien noch folgende Daten angeführt:

Im Jahre 1840 entfielen in Bayern (nach Sombart 1, 475) von 100 Personen auf die

Land- und Forstwirtschaft	65,7
gewerblichen und merkantilen Berufe	25,7
höheren Beamten, Künstler, Gelehrten, Rentiers	5,4
Militärs	1,4
konskribierten Armen	1,8
	100,0

[1] Der moderne Kapitalismus Bd. 1, S. 636.

Nach der Ende 1843 vorgenommenen Zählung ergibt sich (nach Sombart 1, 474) für den preußischen Staat folgende Gruppierung:

		% der Gesamtbevölkerung
eigentlich Landwirtschaft treibende Bevölkerung	9 413 022—9 490 381	= 60,84—61,34
stoffverarbeitender Tätigkeit obliegende, also gewerbliche Bevölkerung im engeren Sinne	3 614 370	= 23,37
handeltreibende Bevölkerung	149 421	= 0,97
in Verkehrsgewerben beschäftigte Bevölkerung	60 655	= 0,39
Gast- und Schankwirtschaft.	90 604	= 0,59
Beamte, Militär, Rentiers, Geschäftslose .	—	= 4,5—5

In Sachsen kamen im Jahre 1849 (nach Engel, Zeitschr. des stat. sächs. Bureaus 1857, 173) auf 100 Selbsttätige

im Nahrungsgewerbe einschließlich Landwirtschaft	45,41
im Bekleidungsgewerbe	30,24
in den Bau- und Wohnungsgewerben	12,22
alle übrigen machten aus	12,13

Im Reiche endlich gehörten nach der Statistik des Jahres 1882 noch 61 % aller im eigentlichen Gewerbe beschäftigten Personen und 97 % aller selbständigen Unternehmungen dem Kleingewerbe an.

Jedenfalls muß man sich die Anfänge des vierten Standes in den vierziger und fünfziger Jahren numerisch noch nicht besonders bedeutend vorstellen. Und sicherlich — dies ist wichtiger als bloßes Zahlenmaterial und bedingt eigentlich überhaupt erst die volle Bildung des neuen Standes — waren diese Anfänge noch nicht in sich gefestigt genug, um dem Berufe des Arbeiters selbst in den einfachsten und wichtigsten Fragen des Daseins dem Unternehmer gegenüber eine gewisse Selbständigkeit zu geben. Jede Unfreiheit beruht ja auf der Aufopferung eines Teils der persönlichen Arbeit an den Herrn: es ist der Kernpunkt aller Abhängigkeit auch dann noch, wenn diese Arbeit gegen Lohn geleistet wird; ja der Lohnertrag der Arbeit kann sogar eine rechtlich zwar nur zeitweilige, tatsächlich aber oft auch dauernde Unfreiheit von viel größerer Härte, als sie agrarische Unfreiheit, z. B. etwa die des mittelalterlichen Grundholdentums, mit sich bringt, begründen, falls es dem Arbeitnehmer im übrigen an genügender Selbständigkeit mangelt. Nun ist man aber darüber einig, daß

nicht nur in England, sondern auch in Deutschland in den ersten Zeiten des neuen Wirtschaftslebens, bis noch etwa vor einem Menschenalter, die unteren Arbeiterschichten, vor allem in der Bergwerks- und Textilindustrie, infolge ungenügender sozialer Selbständigkeit förmlich menschlich entarteten: es fand eine Ausbeutung der Kräfte statt bis zu dem Grade, daß schlechte Ernährung und Wohnung, proletarische Vermehrung und allgemeine Schlaffheit die Folge waren. Unter diesen Umständen schlug die eigentliche Geburtsstunde des neuen Standes erst dann, als er sich zu einem eigenen Berufsbewußtsein, zur Bewußtheit seiner selbst emporzuraffen begann.

Diese Entwicklung ging nun im Grunde ziemlich rasch vor sich, wenn man sie mit der Entwicklung des Bewußtseins anderer, früher entstandener Stände vergleicht und zugleich in Anschlag bringt, aus wie unendlich verschiedenartigen Bestandteilen, städtischen wie ländlichen, bäuerlichen wie handwerklichen, sich der neue Stand zusammensetzte. Aber die enge Verbindung in der gemeinsamen Arbeit, namentlich der Fabrik, tat hier ein übriges; und nicht minder die ebenfalls den besonderen räumlichen Verhältnissen angehörige Erscheinung, daß die Standorte der neuen Berufstätigkeit erst gewählt werden mußten und sich darum meist ein enges örtliches Zusammenwohnen des neuen Standes von selbst ergab. Zudem handelte es sich um das Erwachen eines demokratischen Standes, und wenigstens die im Stande Geborenen fanden sich darum besonders schnell in ihm zurecht: denn demokratische Zeiten pflegen besonders rasch zu leben, da sie kaum Ahnen kennen und damit auch nicht gewisse mit der Erinnerung an Ahnen verknüpfte Hemmungserscheinungen eines in die Zukunft gerichteten Empfindens und Wollens.

Das erste, was unter den neuen Standesgenossen bindend wirkte, war bei vielen wohl das bittere Bewußtsein des Elends. Sehr bald mußte man, auch unter günstigen Verhältnissen, erkennen, daß man das weit ruhiger gewonnene Brot der Väter nicht mehr aß. Das Schicksal des Einzelnen lag zunächst in der Hand des Arbeitsherrn, ja hing von dessen Tüchtigkeit in dem Grade ab, daß sich sogar die Sittlichkeitsbegriffe der

Arbeiter, wie zahlreiche Erfahrungen bewiesen haben, nach der Moral des Herrn zu richten pflegten. Hinter der Willkür des Herrn aber drohten die noch ungewisseren Momente der Produktions- und Absatzkrisen, des immer rapider sich ändernden Geschmackes und der sich überstürzenden Erfindungen, die nicht selten ganze Arbeitszweige vernichteten. Wer vermochte da ruhig in die Zukunft zu schauen, ja, auch nur die Gegenwart unvoreingenommen zu genießen? Und die Krisen schienen in den ersten Jahrzehnten des neuen Lebens immer bedrohlicher zu werden, und das anfangs noch patriarchalische Verhältnis des Lohnherrn setzte sich immer mehr in das des unpersönlichen Arbeitgebers um, und die Möglichkeit, aus einem einfachen Arbeiter zum Fabrikanten aufzusteigen, wurde immer begrenzter.

Zudem: barg nicht die ungeheuerlich fortschreitende Arbeitsteilung in sich schon ein Element schwerer seelischer Verstimmung? Fand da wirklich jede besondere Arbeitsgabe genügend breiten Raum, sich auszubilden? wurden nicht häufig genug starke Beanlagungen im ödesten Kampfe mit der Maschine aufgerieben? Freilich: im engen Kreis verengte sich auch der Sinn, das Ganze des Daseins erschien dem Arbeiter nur zu leicht aus der Froschperspektive, und vielfach trat jener Gleichmut, jene Passivität des Ertragens ein, die noch heute fremden Beobachtern unter deutschen Arbeitern besonders weit, und weiter als bei Romanen oder Engländern, verbreitet erscheint.

Indes erwuchs in kraftvolleren Naturen doch aus alledem auch früh schon der Geist der Opposition und der Verneinung: so nicht selten bereits in den dreißiger Jahren. In Roßwein z. B. wurde bereits 1835 ein Gewerbevereinsvortrag über die bei Fabrikarbeitern vorkommenden Ungebührnisse und Aufstände gehalten; und Josef Danhauser, einer der frühesten Schilderer sozialer Gegensätze der Neuzeit, hat sein Bild „Der Prasser" (jetzt im Wiener Hofmuseum) schon im Jahre 1836 gemalt.

Früh bildeten sich auch gewisse negative Kennzeichen neuer Standesauffassung aus: der Kosmopolitismus gegenüber dem engen Heimatssinne des ländlichen Heimarbeiters, des Bauern und des Handwerkers, durch den Aufenthalt in den Vororten

großer Städte, den Ghettos gleichsam des vierten Standes, langsam auch antinational gewandt; die Glaubenslosigkeit, dem Verlust des sittlichen Satzes entkeimend, daß die Furcht des Herrn der Weisheit Anfang sei, und großgezogen durch die instinktive Anempfindung der pessimistischen, im besten Falle opportunistischen Weltanschauung des Arbeitgebers, — und noch vor und über alledem der Neid, ja der Haß gegenüber dem Brotherrn und Kapitalisten.

Während aber diese negativen Elemente sich, wie gesagt, schon früh einfanden, blieb doch das Standesbewußtsein noch ziemlich lange eines eigentlich positiven Inhaltes bar. Noch im Jahre 1848 war ein solcher Inhalt, etwa gar im Sinne eines sozialen und wirtschaftlichen Programms, nicht vorhanden. Wo der neue Stand aktiv in die revolutionären Bewegungen dieser Zeit eingriff, da tat er es noch im Sinne der alten Zunftideale: er wollte in althandwerkliche Verhältnisse zurück und sah noch nicht, daß er damit Unmögliches erstrebte.

Gewiß war freilich, daß die positiven Ziele des neuen Standes zunächst wirtschaftlicher und damit indirekt sozialer Natur sein mußten. Denn der für das Denken der Arbeiter zunächst maßgebende Begriff war der der Arbeit. War aber die Arbeit des vierten Standes etwas an sich allein Wertvolles? Was besagte der wuchtige Hieb des Häuers, was das eifrige Schüren des Puddlers, was das aufmerksame Knüpfen der Spinnerin am Spinnstuhl, wenn es nicht in Zusammenhang stand mit der Riesenarbeit des Gesamtunternehmens: wenn es nicht Element einer allgemeinen Produktion war? Und so tauchte hinter der Arbeit die Idee der Produktion als eines Ganzen auf, und es ergab sich schließlich auch elementarem Denken der Satz, daß diese Arbeit, ihrer Wertung wie ihrer Regelung nach, von der richtigen Behandlung der Produktion abhänge. Mit diesem einen Drehpunkt des Nachdenkens verband sich dann, anscheinend fast naturnotwendig, ein anderer. Es ist eine der bekanntesten Erscheinungen der Ständegeschichte, daß mit der Entwicklung einer neuen sozialen Schicht zugleich die Entfaltung eines neuen Begriffes des Altruismus Hand in

Hand zu gehen pflegt: sobald der Stand sich fühlen lernt, regt er auch eine neue Güterverteilung an. Zu neuen Idealen der Produktionsregelung und der Güterverteilung zugleich gedieh darum langsam und gleichsam noch unbewußt und unklar das erste positive Denken des vierten Standes. Und wie es einfach und mehr ahnungsvoll als rational umschrieben war, so machte es sich fanatisch geltend, sobald ihm sein eigentliches Wollen, sein instinktiv erfaßtes Ziel von klar erkennender Seite in greller Beleuchtung gezeigt ward. Diese Erkenntnis des vierten Standes herbeigeführt zu haben ist die geschichtliche Leistung von Marx und Lassalle. Es ist kein Zufall, daß beide von Hegel herkamen: beide rationalisierten das dumpfe Empfinden des neugeborenen Standes; und beide verbanden diese Aufhellung der Ziele mit jenem Zuge fanatisierender Agitation gegenüber unmündigen und darum lenksamen Massen, der ihrer Rasse eigen gewesen ist, seit die Überlieferung über sie meldet.

Später ist dann bekanntlich neben die theoretische Programmformulierung der Sozialdemokratie die praktische Tätigkeit der vereinigten Gewerkschaften als wesentlich wirtschaftlicher Kampfesorganisationen getreten: sie ihrer Art wie ihrem Ursprungsmotiv nach mehr germanischen Charakters[1].

Von dem Augenblicke an also, da die Sozialdemokratie als Parteiferment des vierten Standes auftrat, läßt sich wohl sagen, daß sich das Wachsen des Selbstbewußtseins des neuen Standes bald an der Höhe der bei Reichstagswahlen abgegebenen sozialdemokratischen Stimmen — nur im allgemeinen freilich und unter mancherlei Vorbehalten — verfolgen läßt. Und da ergibt sich das folgende Bild. Es wurden sozialdemokratische Stimmen abgegeben 1871: 113000, 1881: 312000, 1890: 1427000, 1898: 2107000. Gewählt wurden sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete 1871: 2, 1881: 12, 1890: 35, 1898: 44.

Im übrigen versteht sich, daß eine seit den sechziger und

[1] Über all diese hier kurz berührten und einige noch zu erwähnende Momente wird an anderer Stelle noch genauer zu berichten sein.

siebziger Jahren so gewaltig ansteigende Bewegung nicht auf die Entfaltung bloßer wirtschaftlicher und sozialer Ideale beschränkt geblieben ist. Schon früh erkannten namentlich die anfangs zumeist aus den Reihen der Arbeiter selbst hervorgehenden Führer, daß Bildung Bedürfnis des Standes, weil Macht sei: und so ergriffen sie die Pflege moderner Bildungsideale mit leidenschaftlichem Eifer. Natürlich, daß auf diesem Gebiete anfangs aus dem Gröbsten herauszuarbeiten war: schon die Abnahme der Analphabeten unter den erwachsenen Arbeitern mußte als ein Erfolg gelten, und stets blieb ein gewisser Universalismus, wie ihn Autodidakten lieben, Ziel der Erkenntnis. Dann aber entwickelte sich rapid eine eigene Literatur der Standesideale, eine eigene Dichtung und vor allem eine eigene Journalistik. Und darüber hinaus dämmerten, namentlich seit den achtziger und neunziger Jahren, noch höhere Ideale empor. Der Stand gehörte, wenn einer, in seinen geistig angeregten Gliedern zu den Reizsamen des neuen Zeitalters: und so wurde bei allem Festhalten am Alten nicht selten ein ziemlich inniges Verhältnis zur neuesten nationalen Dichtung und Kunst überhaupt gewonnen, ein Verhältnis jedenfalls, das gelegentlich über die bloß platonische Liebe vieler bürgerlicher Kreise hinausging. Und von hier aus erschloß sich dann wiederum ein intimeres Verständnis für große Kunst überhaupt an gar manchem Orte: oder sollte es ein Zufall sein, daß die Abnehmer neuerer guter und billiger Wiederdrucke Dürerscher Kupferstiche und Rembrandtscher Radierungen nicht zum geringsten in den Kreisen des vierten Standes zu suchen sind?

War es aber denkbar, daß sich ein so zum Selbstbewußtsein aufsteigender Stand, auch wenn er nicht in engste Beziehungen zur sozialdemokratischen Lehre getreten wäre, von politischen Bestrebungen würde haben fernhalten lassen? Nimmermehr! Aber freilich: politische Gewalt ist allezeit mit wirtschaftlicher Macht verknüpft gewesen; und so fragte es sich, ob der neue Stand es vermögen würde, sich durch wirtschaftliches Aufsteigen Anwartschaft auch auf tiefere und wahrhaft fruchtbare politische Geltung zu erringen.

2. Lange Zeit hindurch hat niemand recht an die Möglichkeit einer wirtschaftlich günstigen Entwicklung des vierten Standes, geschweige denn einer sozial aufwärts weisenden Differenzierung desselben glauben wollen. Und doch sind beides: langsamer materieller Aufschwung und fächerförmiges Auseinandergehen in mehrere, gesellschaftlich teilweis günstigere Klassen, entwicklungsgeschichtlich so selbstverständliche Dinge, daß sie sich ohne Ausnahme bei jedem überhaupt längere Zeit bestehenden untergeordneten Stande einer nicht stillstehenden allgemeinen Entwicklung wiederholen. Den vierten Stand für entwicklungsunfähig halten bedeutete also von vornherein Verzweiflung an der Gesamtentwicklung.

In der Tat wurde die Devise Lasciate ogni speranza für den vierten Stand deutlich zuerst in den sechziger und siebziger Jahren, in den Zeiten eines allgemeinen populären Pessimismus ausgegeben. Wie anders verfuhren da doch die deutschen Ahnen des 11. und 12. Jahrhunderts, als die Zeit nahte, daß sich die ungegliederten und breiten subalternen Standesmassen der Großgrundherrschaften kräftigen und differenzieren sollten. Nicht bloß eine der Tätigkeit nach abgestufte Anzahl ländlicher Berufe und Stände, auch der Handwerkerstand zum Teil ging damals, ohne auf Zweifel zu stoßen, aus dieser Bewegung hervor: vor allem stiegen die wahrhaft Berufenen, die Hochgesinnten und Begabten der grundholden Masse empor in den lichten Kreis der höheren Stände und einten sich mit diesen unter dem Wahrzeichen eines neuen, edlen und schließlich auch adelnden Berufes, des Berufes des Rittertums. So kam es, infolge der weitherzigen Aufnahme aller wirklich fruchtbaren Kraft der unteren Stände in die Lebensformen und Aufgaben der führenden Schichten, zu jenem glanzvollen Aufschwunge der Stauferzeit, zu kriegerischen und diplomatischen Taten fast ohnegleichen, zu einer ersten Blüte unserer jüngeren Dichtkunst und unserer Geselligkeit, — und auf sozialem Gebiete zu Erscheinungen, die modernen Anschauungen zunächst so unverständlich sind, wie der, daß ein von Rechts wegen noch immer unfreier Mann Herzog von Spoleto werden konnte oder Feld-

marſchall kaiſerlicher Truppen, oder daß Töchter angeſehener Ritterfamilien noch immer einen Herrn beſaßen, der ſie von Rechts wegen verheiraten konnte, wem er wollte.

Unſere Zeit vermißt ſich ſchwerlich ſo hochgemuter Kombinationen: oder ſollten ſpäteren Geſchlechtern doch gewiſſe Erſcheinungen der Gegenwart und jüngſten Vergangenheit — der Aufſchwung etwa, das Glück und der Fall der Krupps oder die Bedeutung und Laufbahn eines Marx — in gleich märchenhaftem Lichte erſcheinen? Wie dem auch ſei, es iſt hohe Zeit, daß man den vierten Stand in allen Kreiſen der Bevölkerung als eine organiſche, zur Differenzierung und zur allſeitigen Tätigkeit geſchichtlich zugelaſſene Maſſe von nicht mehr zu unterdrückender Lebenskraft betrachte.

Die peſſimiſtiſche Anſchauung der ſechziger und ſiebziger Jahre hat ſich im allgemeinen, namentlich bei älteren Zeitgenoſſen, aber hier teilweiſe auch bei ſehr einſichtigen, bis in die neunziger Jahre erhalten. So erklärte z. B. Roſcher noch im Jahre 1892: „Wieder hat es den Anſchein, als wenn auf den höchſten Kulturſtufen eine Spaltung des Volkes in wenige Überreiche und zahlreiche Proletarier kaum vermeidbar ſei.“ Indes war das letzte Jahrzehnt des ablaufenden Jahrhunderts doch auch die Zeit, da ſich die Anſchauungen in dieſem Punkte wandelten. Wenige Jahre ſpäter meinte ein anderer älterer Nationalökonom, der, wie Roſcher, zunächſt den ſächſiſchen Verhältniſſen naheſtand, Victor Boehmert, im Gegenſatze zu dieſem[1]: „Es bildet ſich innerhalb der modernen Großinduſtrie ein neuer Mittelſtand, der vielleicht ſelbſtändiger und ſicherer daſteht als viele frühere Handwerker, welche ängſtlich auf unpünktlich zahlende Kunden harrten, während ein Fabrikmeiſter oder Fabrikarbeiter unſerer Tage bei Erfüllung der Berufspflicht auf regelmäßige Lohnzahlung hoffen darf und ſeinen Haushaltsplan viel leichter durchführen kann.“ Und ſchon früher hatte Wolf in ſeinem „Syſtem der Sozialpolitik“ (1892) eine abweichende Meinung begründet.

[1] Geſchichte Roßweins S. 48.

Seitdem ist die Einsicht in die günstige wirtschaftliche und soziale Entwicklung des vierten Standes immer mehr gewachsen. Schon im Jahre 1896 auf 1897 äußerte sie sich in lebhaften Angriffen auf die alte Verelendungstheorie Lassalles innerhalb des vierten Standes selbst und in den Anfängen eines allgemeinen Umschwunges vom sozialen Pessimismus zum Optimismus; dann proklamierten ziemlich gleichzeitig Emanuel Herrmann in seinem Buche „Das Geheimnis der Macht" für Österreich und Schmoller auf dem evangelisch-sozialen Kongresse des Jahres 1897 für das Reich die neue Lehre. Seitdem ist sie so ziemlich zum Gemeingut nationalökonomischen Denkens geworden und hat ebensosehr dem Sozialismus Marx-Engelsscher Observanz Abbruch getan wie dem Pessimismus der Kathedersozialisten und der historisch-realistischen Schule im Reiche wie der empirisch-theoretischen Schule nationalökonomischen Denkens in Österreich.

In welcher Weise aber ist es nun innerhalb der Volkswirtschaft der freien Unternehmung zu einer wirtschaftlichen Hebung und schließlich auch den Anfängen einer sozialen Differenzierung des vierten Standes gekommen?

Zunächst ist keine Frage, daß der materielle Gewinn der Entwicklung der freien Unternehmung an erster Stelle an die Unternehmer gelangt ist. Und zwar bei den fortschreitenden Industrieen nicht bloß im Sinne des gewöhnlichen Unternehmergewinnes. Wie die Grundrente an den Zentralpunkten eines neuen Verkehrs steigt auch ohne Zutun der Eigentümer des Bodens, so genießt jedes seiner Art nach neue Unternehmen unter regem Fortschritt der Volkswirtschaft an sich eine Prämie. Es ist ein Gewinn, der sich in Zeiten hochentwickelter und darum auch verwickelter Volkswirtschaft unter Umständen nicht leicht nachweisen läßt, weil er sich mit einer fast unberechenbar großen Masse von Gewinnmomenten unter demselben Nenner des Geldes oder Kredites zusammendrängt, der aber nichtsdestoweniger vorhanden ist, wie an verwandten Vorgängen in einfacheren Zeiten, z. B. in den ersten Jahrhunderten der Geldwirtschaft des Mittelalters, leicht dargetan werden kann. Darauf beruht in diesen wie unseren Zeiten die anscheinend oft magische

Gewalt des Großreichtums; hierin liegt mit das Geheimnis der Tatsache, daß man in den Anfangszeiten der modernen wirtschaftlichen Bewegung, in den fünfziger und sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts, um vieles leichter reich werden konnte als jetzt, wo die neuen Wege im allgemeinen schon gangbar gemacht worden sind. Es war eine gleichsam monopolistische Wirkung.

Aber allmählich, mit sich ausgleichenden Einzelverhältnissen der neuen Wirtschaft, fällt dies Moment des besonderen Unternehmergewinns immer mehr hinweg.

Kommt nun hierdurch, sowie durch Beschneidung auch anderer Momente des Unternehmergewinnes von diesem den arbeitenden Klassen immer mehr zu gute? Die Frage ist auch heute noch schwer — ja schwer in dem Sinne, in dem Thucydides dieses Wort zu gebrauchen pflegt: nämlich unmöglich — mit voller Gewißheit zu beantworten. Vielleicht, daß ein ausgedehnteres Material längerer Zeiträume die Lösung auch dieses Problemes einmal sicherer gestatten wird.

Heute lassen sich auf Grund noch sehr roher und äußerlicher Anzeichen nur gewisse, für den Verlauf charakteristische Erscheinungen feststellen, ohne daß ihr innerster Zusammenhang mit dem Unternehmergewinn schon ganz restlos klarzulegen wäre. Und diese Anzeichen treffen in dem sicheren Eindruck zusammen, daß wohl alle, mindestens aber gewisse höhere Klassen und Teile der arbeitenden Stände, verglichen mit dem Zustande vor einigen Jahrzehnten, im wirtschaftlichen Aufschwung begriffen sind.

Als ein solches Anzeichen wäre erstens die Steigerung des Einkommens zu nennen. Sie läßt sich vermöge der besonderen Ausbildung der Einkommensteuerstatistik vor allem im Königreich Sachsen als schon längere Zeit bestehend und anhaltend nachweisen.

Von der Gesamtsumme der steuerpflichtigen Einkommen entfielen in Sachsen in Prozenten
auf die Steuerklassen bis 800 Mk. einschließlich der Steuerfreien
1879: 39,7; 1888: 34,95; [1898: 23,4];
auf die Steuerklassen bis 3300 Mk.
1879: 33,5; 1888: 34,82; [1898: 42,0].

Die Ziffern für 1898 sind nur erschlossen und deshalb in Klammern gesetzt. Durch Gesetz vom 10. März 1894 wurden nämlich andere Klassen eingeführt; insbesondere die Grenze von 3300 Mk. gibt es seitdem nicht mehr. Es entfielen seitdem von der Gesamtsumme der steuerpflichtigen Einkommen in Prozenten

auf die Steuerklassen bis 800 Mk.
1896: 28,86; 1898: 25,74; 1900: 22,92;

auf die Steuerklassen bis 3400 Mk.
1896: 38,73; 1898: 40,71; 1900: 42,72.

Bei der Steuerklasse bis 800 Mk. sind die steuerfreien Einkommen (bis 400 Mk.) mit gerechnet. Auf die Steuerklassen von 400—800 Mk. entfielen in Prozenten
1896: 25,15; 1898: 22,74; 1900: 20,38.

Steuerfrei waren also in Prozenten
1896: 3,71; 1898: 3,00; 1900: 2,54.

Ein unmittelbarer Vergleich dieser Zahlen mit denen vor 1896 ist nicht zulässig, da die untere Grenze früher 300 Mk. betrug.

Zweitens aber läßt sich zeigen, daß der wirtschaftliche Verbrauch der arbeitenden Klassen mindestens seit etwa drei Jahrzehnten sehr gestiegen ist. So hat sich der Verbrauch von Baumwolle auf den Kopf der Bevölkerung in dieser Zeit verdreifacht, der Konsum von Bier, Weizen, Fleisch, Eiern und Milch im allgemeinen verdoppelt: und sicher ist von diesen Erhöhungen ein großer Teil gerade den arbeitenden Klassen zu gute gekommen. Daß dabei die Ersparnisse des vierten Standes nach Ausweis der Sparkassenabschlüsse und anderen Anzeichen nicht in gleichem Maße gestiegen zu sein scheinen, bedeutet keinen Gegenbeweis: denn es ist eine alte Erfahrung, daß gerade bei rasch gesteigerten Einnahmen der Sparsinn leidet, während die Ansprüche wachsen; im Extrem kommt sie in dem Worte „wie gewonnen so zerronnen" zum Ausdruck. Übrigens soll damit nicht gesagt sein, daß sich diese Ansprüche auf Nichtigkeiten erstreckt hätten; es ist vielmehr ein ehrendes Zeichen der Entwicklung der arbeitenden Klassen, daß gerade in diesen Zeiten eines auch aus den persönlichen Erfahrungen jedes Zeitgenossen leicht belegbaren wirtschaftlichen Aufschwunges der Verbrauch an Branntwein und Tabak fast ganz stationär geblieben ist.

Drittens führen vielleicht gewisse Schlüsse aus der Bevölkerungsbewegung in die Tatsache und das Wesen des wirtschaftlichen Aufschwunges des vierten Standes ein. Hierher gehört zunächst, daß die Auswanderung, die 1881 bis 1885 noch etwa 170 000 Personen jährlich betrug, auf rund 22 000 Personen im Jahre 1900 gefallen ist. Freilich: die Motive zur Auswanderung sind sehr verschieden; es spielen hier auch agrarische Verhältnisse und Interessen hinein; und meist sind es nicht die Allerärmsten, die auswandern. Beweiskräftiger ist die Abwanderung der agrarischen Bevölkerung in die Gebiete der Industrietätigkeit, — sie zeigt wenigstens, daß hier Einkommen und Lebenshaltung für besser gehalten wurden als auf dem Lande. Als am erfreulichsten aber kann in diesem Zusammenhange der Hinweis auf die Statistik der natürlichen Volksbewegung gelten: hier betrug z. B. die Zahl der Eheschließungen 1881—85 7,7 ‰, 1896 bis 1900 8,4 ‰; der Überschuß der Geburten 1881—85 11,5 ‰, 1896—1900 14,4 ‰.

Daneben ließen sich auch Anzeichen einer gesteigerten Konsumfähigkeit und Lebenshaltung der arbeitenden Klassen beibringen. Allein keines von ihnen würde augenscheinlicher sein als die angeführten. Nun beweisen freilich auch diese noch nicht mit absoluter Sicherheit. Die entscheidenden Fragen, ob die Erhöhung des Einkommens nicht etwa durch Geldentwertung wieder ausgeglichen, ob der Lohn auch im Verhältnis zu der zweifelsohne gewachsenen Arbeitskraft der Entlohnten gestiegen sei: sie lassen sich nicht genau beantworten. Aber sicher ist dennoch, daß der allgemeine Eindruck — und warum soll er nicht für Imponderabilien herangezogen werden? — in den nächstbeteiligten Kreisen dahin geht, daß im Verlaufe etwa des letzten Menschenalters eine entschiedene Besserung im wirtschaftlichen Lose der arbeitenden Klassen eingetreten ist.

Daß damit freilich das Ideal des möglichen Fortschrittes dieser Klassen schon erreicht oder in Aussicht sei: das wird kein ruhig Beobachtender behaupten und kein edel Denkender wünschen wollen. Sieht man dabei auch ganz von dem Satze ab, daß der Mensch nicht vom Brote allein lebt — wie viel ist

für die geistige und gemütliche Hebung der unteren Klassen noch zu tun, und wie unverkennbar ist vielfach der Hunger nach höherer Kost in ihnen! —, so sind auch noch keineswegs alle billigen wirtschaftlichen Forderungen befriedigt, so sehr anerkannt werden muß, was getan ist und getan wird.

Ist nun aber der unbestreitbare wirtschaftliche Fortschritt wirklich allen Angehörigen des vierten Standes zu gute gekommen? Es wäre eine Ergebnis, das in der Sozialgeschichte einzig dastehen würde. In allen Fällen wirtschaftlicher Hebung eines an Kopfzahl starken Standes ist nicht gemeinsames Aufsteigen aller, sondern soziale Differenzierung in mehrere neue Klassen die Folge. Und diese erfolgt nicht selten nach einem System der Dreiteilung: gewisse Angehörige des alten Standes heben sich, andere bleiben im allgemeinen auf dessen Höhe, schließlich schafft die Bewegung an sich Deklassierte, die, häufig in Gemeinschaft mit anderen Elementen, eine dritte, untere Stufe bilden.

Dies ist die Entwicklungstendenz auch des deutschen vierten Standes seit etwa zwei Jahrzehnten geworden. Und dabei haben wir hier einen Prozeß von heute noch keineswegs vollendetem Ablaufe vor uns: denn, an die Aufeinanderfolge mindestens zweier Geschlechter gekettet, so daß sich neben Standeserwerb durch eigene Kraft auch Standeserwerb durch Geburt entwickeln kann, pflegen soziale Bildungen wenigstens eines und eines halben Menschenalters zu ihrer vollen Reife zu bedürfen. Doch sind schon jetzt deutlich die Anfänge des Neuen zu unterscheiden.

Ein oberer Stand, in dem sich im allgemeinen die Arbeiter entschiedener Willenskraft und höherer Begabung zusammenfinden, hat zunächst eine verbesserte wirtschaftliche Lebenshaltung entwickelt: in diesen Kreisen ist Wohnung und äußere Repräsentation zusehends besser geworden. Zugleich aber sind in diesen Kreisen auch schon deutliche Verschiebungen des geistigen und gemütlichen Ideals hervorgetreten und haben sich namentlich in veränderter Kindererziehung und anderem Eheleben ausgesprochen. Was sich hier entwickelt, das ist eine Klasse

induſtriell-arbeitlichen Charakters, die manche Ähnlichkeit mit dem früheren ſogenannten Mittelſtande aufweiſt. Daß ſie freilich dieſem entſpräche, ihn fortſetze oder gar wiederherſtelle, iſt ſchon nach der bisherigen Entwicklung ausgeſchloſſen, — ganz abgeſehen davon, daß es ein in der Sozialgeſchichte unerhörter Vorgang wäre. Was die neue Bildung dem Mittelſtand ſcheinbar nahebringt, iſt nur in dem Zuſammenhange begriffen, daß hoher Arbeitslohn, wie ihn die neue Klaſſe genießt, eine der ſtärkſten Sicherungen ſozialen Nivellements bildet: mithin dem Stande, der in ihm ſteht, den Charakter von etwas wie einem Durchſchnittsſtande zu verleihen vermag. Im übrigen darf nicht vergeſſen werden, daß der neue Stand unter allen Umſtänden ein Stand der Abhängigen bleibt. Dies hat zunächſt zur Folge, daß er ſich eingegliedert fühlt: daß er ſich daher — wie ſich ſchon jetzt an Einzelerſcheinungen, z. B. an der Entwicklung des hochſtehenden Berufes der Buchdrucker, zeigt — vor allem ſozial aufs entſchiedenſte von den unterſten Klaſſen des vierten Standes abzuheben, ja zu trennen befliſſen iſt. Aber auch wirtſchaftlich treten gewiſſe Trennungszeichen mit immer größerer Entſchiedenheit hervor. Der neue Stand iſt an erſter Stelle ein Stand der gelernten Arbeiter; und ſo liegt es nahe und iſt in einzelnen Fällen ſchon eingetreten, daß er einen beſtimmten Lehrgang als unerläßliche Vorausſetzung zur Teilnahme am Leben des Standes aufſtellt. Indem aber der neue Stand ein Stand der Abhängigen iſt und bleibt, entwickelt er, von den unterſten Klaſſen durch ſein eigenes Solidaritätsgefühl geſchieden, zugleich Anfänge eines Gefühls für Autorität, die bisher im vierten Stande wenig zu finden waren. Gewiß iſt er demokratiſch geſonnen: aber die demokratiſche Grundlage ſeiner ſozialen wie auch politiſchen Auffaſſung beginnt einen Beiſatz ariſtokratiſcher Empfindungen aufzunehmen, von dem man noch nicht ſehen kann, inwieweit er die Geſamtrichtung des erſt werdenden Standesbewußtſeins beſtimmen wird. Es handelt ſich hier um eine Entwicklung, die in England zu inniger Berührung einer ähnlich entſtandenen Klaſſe mit durchaus konſervativen Intereſſen geführt hat; in Deutſchland könnten viel-

leicht ſtarke Abwandlungen der Wirtſchaft des freien Unternehmens in gebundene Formen hinein — Wandlungen, von denen bald die Rede ſein wird — für das weitere Schickſal der neuen Klaſſe von Bedeutung werden.

Unter dieſer Klaſſe aber ſteht die beſonders große Mittelſchicht des ungeteilten alten vierten Standes: die Menge, die man gewöhnlich, nach einem der Hauptſache nach zutreffenden Kennzeichen, als die der ungelernten Arbeiter bezeichnet. Es ſind die Maſſen, die in Fabriken und ſonſtwo Arbeitsgelegenheit ſuchen, die die Akkordarbeit nicht lieben, da ſie nur unqualifiziert zu arbeiten im ſtande ſind, die im allgemeinen auch heute noch von der Hand in den Mund leben: und Lebensbreite eigentlich nur gewinnen durch die Erziehung, welche ihnen die Sozialpolitik des Reiches angedeihen läßt. In ihrer Mitte dauern wohl die alten Ideale des früheren ungeteilten vierten Standes noch am eheſten fort; ſie bilden das Gros der Sozialdemokratie; bei ihnen beſteht noch der alte Haß gegen die Reichen, die, mögen auch ſie ſelbſt mindeſtens an der Höhe ihres Lohnes gewonnen haben, doch immer noch unverhältnismäßig viel mehr an Behäbigkeit geſtiegen ſind. Es iſt eine Klaſſe, die neuerdings, ſeit etwa einem Jahrzehnt, höchſtens dadurch eine gewiſſe Ziſelierung erhalten hat, daß ſich in ihr nationale Unterſchiede zu bilden begonnen haben. Dem mächtig aufſteigenden Unternehmungstriebe vornehmlich der neunziger Jahre entſprach ſchließlich nicht mehr die Zahl der im Reiche ſelbſt vorhandenen Arbeitskräfte. Die erſte Folge war, daß die Löhne ſtark ſtiegen: eine Erſcheinung, die in Verbindung mit den ſinkenden Preiſen faſt aller notwendigen Lebens- und Daſeinsmittel in hohem Grade zur Differenzierung des vierten Standes überhaupt beigetragen hat. Für die unqualifizierte Arbeit aber hatte dieſe Entwicklung die beſondere Folge, daß neben den deutſchen Arbeitern ihrer Art immer ſtärker auch ausländiſche Arbeiter etwa gleicher Fähigkeiten eingeſtellt wurden: es war die Zeit, da italieniſche und polniſche, bald auch belgiſche und ruſſiſche Arbeiter in unſere Induſtrie- und Bergbaubezirke einzuſtrömen begannen. Und da ſtellte ſich denn heraus, daß, wenigſtens in

den Augen der deutschen Arbeiter gleicher Art, diese Fremden als nicht ganz ebenbürtig galten: ein Umstand, der die gesamte Masse der unqualifizierten Arbeiter, wie gesagt, einigermaßen zu modellieren geeignet schien.

Was endlich eine unterste Schicht des vierten Standes charakterisiert, das ist leider Unfähigkeit und Deklassiertheit. Hier treffen sich jene Unglücklichen — und freilich oft verdient Unglücklichen —, die in der rapiden Umwandlung der sozialen Verhältnisse während der letzten Menschenalter innerlich nicht genug gefestet waren, um, wie man sich im Mittelalter ausgedrückt haben würde, ihren Stand zu halten; hierher geraten ohne weiteres namentlich die leider so vielen Degenerierten, welche das Zeitalter der Reizsamkeit aus der Klasse der Fabrikbevölkerung ausstößt. Das verbindende Element all dieser Existenzen ist noch immer, wie schon vor alters bei den niedersten Klassen, ein roher und praktisch fast unbegrenzter freier Zug: und so bilden sie das Sammelgebiet für die ungeheure fluktuierende Masse des modernen Vagabundentums. Dabei liegt über ihrem Tun teilweis noch immer ein letzter schwacher Abglanz jenes reizvollen Nimbus, der den Stand niedriger Abenteurer in den Zeiten des Mittelalters und auch noch des 16. und 17. Jahrhunderts zu umgeben pflegte, in Zeiten, da eine weniger geregelte Einwirkung der Staatsgewalt noch für niemand wundersame Schicksale und somit innigere Berührungen auch mit dieser Klasse ausschloß. Freilich: die Zeiten des Simplicissimus sind heute vorüber, und, überall gedrängt, geschoben, reglementiert, nirgends zu ignorieren und doch nirgends bewältigt, bildet diese Klasse den teilweis geradezu hoffnungslosen Ballast der modernen Entwicklung.

3. Gehen wir in dem sozialen Aufbau, wie er sich im Laufe des letzten Menschenalters gebildet hat und in ständiger Umbildung begriffen ist, über den vierten Stand aufwärts, so gelangen wir in das Bereich der früheren Mittelstände, der Bürger und der Bauern. Was ist unter der Einwirkung des modernen wirtschaftlichen und sozialen Lebens aus ihnen geworden?

Die Frage ist nicht leicht, ja, sie ist teilweis gar nicht zu beantworten, weil der Prozeß an sich noch nicht vollkommen bezeichnende Abschnitte seiner Entwicklung aufweist, und weil inzwischen, wie wir sehen werden, das Ferment der ganzen Bewegung, die freie Unternehmung, selbst im Begriff steht, eine Umbildung zu erfahren: ein Vorgang, der natürlich die Art ihres Einwirkens selbst wiederum starken Änderungen und damit auch die Umwandlung der alten Stände neuen Verwicklungen aussetzt.

Im allgemeinen läßt sich zunächst beobachten, daß die freie Unternehmung in allen alten Ständen an erster Stelle die polaren Bildungen einer Umwandlung zugeführt hat: in der Landwirtschaft die Zwergwirtschaft und den Großgrundbetrieb, in der Industrie den alten Hausfleiß und die aus dem Handwerk heraustretende Manufaktur, im Handel das Hausierertum und den Großverkehr. Sehr begreiflich: bei ihnen war zuerst der kaufmännische Vertrieb eines Teiles oder des Ganzen der Erzeugnisse so möglich, daß er sich mit industriellen Motiven in freiester Art, und das heißt eben im Sinne der freien Unternehmung, verband: dort wegen Mangels an genügenden Daseinsmitteln, hier wegen Überflusses. Dementsprechend sind diese polaren Bildungen von der freien Unternehmung ganz eingenommen und umgebildet worden: und grade aus ihnen heraus haben sich deshalb die frühesten Formen der heutigen modernsten Stände, der Arbeiter- und der Unternehmerklassen, entwickelt.

Erst später sind dann die zentralen Gesellschaftsschichten der Landwirtschaft, der Industrie und des Handels, ist mithin der sogenannte ältere Mittelstand angegriffen worden. Und in diesen Kreisen ist die Umwandlung auch noch keineswegs vollendet.

Was für diese Schichten zunächst und wohl am frühesten eingetreten ist, das ist eine starke Ausgleichung, ja fast Aufhebung früherer äußerlicher Abgrenzungen nach Beruf und Stand. Wer will heute, nach dem äußeren Anschein, noch mittleren Bauer, Kaufmann und Gewerbetreibenden, ja selbst

die Angehörigen der liberalen mittleren Berufsklassen mit Sicherheit unterscheiden? Das Motiv für diese äußerliche Gleichstellung reicht in seinen entwicklungsgeschichtlichen Anfängen ziemlich weit zurück. Es ist eine in jeder Volkswirtschaft von neuem auftretende Erfahrung, daß mit dem Eintreten geldwirtschaftlicher Motive niemand mehr seinen Stand halten will, daß alle wenigstens äußerlich, in Haltung und Tracht, in das Wesen der höheren Stände aufstreben: so daß in Schnitt und Form der Kleider, in den gesellschaftlichen Manieren, in der Aufnahme der Modewechsel eine gewisse Uniformierung der Gesellschaft einzutreten beginnt oder nur noch durch besondere Kleiderordnungen und Luxusgesetze für Tafel und gesellschaftliches Treiben eine Zeitlang künstlich verhindert und in ihrer Vollendung aufgehalten werden kann. Die Ursache für diesen besonderen Zug der primitiven Geldwirtschaft liegt, wenn wir hier von tiefstliegenden Gründen der Entwicklung des Persönlichkeitsgefühls und dergleichen absehen, darin, daß in dieser Zeit ein neuer, viel intensiverer Handel einsetzt und damit eine enorme Steigerung des Angebots früher nicht gekannter in sich ziemlich gleichmäßig gearteter Bedürfnisse: zum erstenmal wird gleichsam ein Lehrkurs neuer Bedürfnisse durch die an die Hauswirtschaften von außen her herantretende Macht des Handels eindringlicher veranstaltet; und alle Stände sind eifrige Schüler.

Da begreift es sich denn, wie sehr auf diesem Gebiete die Anregungen steigen müssen von dem Augenblicke an, da die freie Unternehmung und mit ihr der kaufmännische Geist die Mittelstände aufs gründlichste und stetig zu ergreifen beginnt. Jetzt wird ein Ausgleich der Anforderungen an die äußere Erscheinung gegenüber den höheren, schon früher fortgeschrittenen Schichten gradezu als soziale Pflicht empfunden: und sie führt jene zunächst ganz äußerliche, schließlich aber vielfach auch tiefer eingreifende gesellschaftliche Uniformierung des Mittelstandes herbei, die heute im allgemeinen besteht.

Aber diesen äußeren Einwirkungen gehen innere zur Seite. Wo Länder von der Außenwelt lange Zeit hindurch mehr ab-

geschlossen sind und waren, sei es durch äußere Schranken, wie Ägypten, sei es durch eine infolge sehr verschiedener Erzeugungsarten mögliche Abgeschlossenheit und Selbstherrlichkeit der Volkswirtschaft, wie in Indien und Rußland, da entsteht auf sozialem Gebiete leicht Kastenbildung oder wenigstens eingerostete gesellschaftliche Schichtung: es fehlt die äußere, die befreiende Zugluft. Wo dagegen eine solche Luft in der Form lebendigen und notwendigen Austausches mit dem Ausland in Handel und Verkehr vorhanden ist, da ist der soziale Lebensprozeß frischer; es ist wie eine ständige Erquickung mit belebendem Sauerstoff. Dieser Umstand macht begreiflich, welche stark zersetzende, umbildende Kraft die Entwicklung der freien Unternehmung auf die mittleren Schichten haben mußte: war es nicht, als ob innerhalb der Volkswirtschaft selbst ständige Windstöße kaufmännischen Geistes säuberten und anregten? In nur zwei Menschenaltern, vom Beginn bis in die sechziger Jahre des Jahrhunderts schon, hatte die freie Unternehmung das Leben der Nation gesetzgeberisch bis zur vollen Verwirklichung ihrer Ideale umgestaltet: Bauernbefreiung, Verkehrsfreiheit, Gewerbefreiheit, freier Arbeitsvertrag, Freizügigkeit waren eingeführt. Und kurze Zeit darauf hatte sie auch sozial ihre höchste Wirkung erreicht. Es sind die Jahrzehnte von den sechziger bis zu den neunziger Jahren, in denen die Spalten und Risse im sozialen Bau der Mittelstände wohl am stärksten klafften, in denen am zahlreichsten aus diesen Rissen und Spalten einzelne Personen besonderer Tatkraft emportauchen konnten, um, vornehmlich im Bereiche der freien Unternehmung, Höchstes zu erreichen; seitdem sind wir schon in die Vorahnungen einer kommenden Zeit der gebundenen Unternehmung gelangt, und die vollen Wirkungen des alten, freien, ja ungezügelten Geistes erscheinen verändert und abgeschwächt.

Diese inneren Einwirkungen aber der freien Unternehmung auf die Mittelstände haben sich nun, namentlich soweit es sich um deren teilweise Deklassierung handelt, auf deutschem Boden keineswegs überall in gleicher Stärke abgespielt. Da, wo ein starker Mittelstand nicht bloß der Gewerbe, sondern auch des Ackerbaues vorhanden war und beide sich gegenseitig stützten

— wie vor allem in den mutterländiſchen Gebieten —, vollzog ſich die Bewegung weniger heftig. Anders da, wo dies nicht der Fall war und auch die Widerſtände älterer Gewerbeverfaſſungen, der alten Hausinduſtrie etwa und der Zünfte, nicht gleich mächtig waren: hier kam es zu einer viel revolutionäreren Entwicklung. So vor allem in den Kolonialgebieten und beſonders wiederum im eigentlichen Nordoſten.

Im allgemeinen ſind dabei die poſitiven Neubildungen und die Anſätze, die ſich zu ihnen bisher entwickelt haben, nicht leicht zu beſchreiben. Denn es handelt ſich hier um Umſchichtungen teils ſo vorübergehender Art, teils noch ſo wenig abgeſchloſſenen Charakters, daß ihnen vorläufig faſt nur die Dichtung, die den Einzelfall plaſtiſch ergreift, gerecht werden kann. In der Tat haben wir es hier mit einem Lieblingsgebiet der modernen Romanſchilderung zu tun, aber ſelbſt aus dieſer ſind noch nicht ſo ſichere Bilder hervorgegangen wie die, welche etwa v. Polenz in ſeinem „Büttnerbauer" (1895) und Kretzer in ſeinem „Meiſter Timpe" (1888) von dem Untergang des alten Bauerntums und des alten Handwerks zu zeichnen vermochten.

Will man ſich eine verhältnismäßig klarere Vorſtellung von den Neubildungen machen, die im alten Mittelſtande auf Grund der Einwirkung der freien Unternehmung möglich zu ſein ſcheinen, ſo muß man nach England ſehen, wo dieſe Entwicklung im weſentlichen ſchon vollendet iſt. Da ergibt ſich denn, daß dort die alte Mittelſtufe in drei neue Stände differenziert worden iſt, die ſich im Innerſten nur noch nach der Höhe ihres Einkommens unterſcheiden. Alle anderen Unterſchiede dagegen erſcheinen zunächſt weggefallen oder unweſentlich geworden, ſo namentlich auch die des Berufes und des Aufenthaltes, ſei es in Stadt oder Land; insbeſondere haben farmers und tradesmen, die Angehörigen der niederen neuen Mittelklaſſe mit agrariſchem oder kommerziellem und induſtriellem Berufe, dieſelben Ideale und nehmen die Unterſchiede, die ihre beſondere Tätigkeit zur Folge haben könnte, möglichſt wenig in ihre Lebensweiſe auf.

So weit iſt nun die Entwicklung in Deutſchland noch nicht vorgeſchritten, — und ſoweit wird ſie vermutlich auch niemals

gelangen. Richtig aber ist, daß auch auf deutschem Boden eine gewisse soziale Ausgleichung zwischen Stadt- und Landbevölkerung eingesetzt hat, wie schon aus dem hervorgeht, was über das Schwinden äußerer Unterschiede der Tracht und der geselligen Formen zwischen Land- und Stadtbevölkerung zu berichten war[1], und daß sich auch bei uns etwas wie eine Dreiteilung des Mittelstandes vorbereitet.

Die erste Klasse einer solchen neuen Gliederung würde ein Kleinunternehmertum bilden, das seit etwa einem Menschenalter ebenso aus dem Gewerbe und dem Handel wie aus der Landwirtschaft hervorgeht. Hierher gehören die zahlreichen städtischen Handwerker, die mit 6 bis 10 und mehr Gehilfen arbeiten, hierher die Inhaber größerer Ladengeschäfte und die Großwirte, hierher die ländliche Klasse der „Gutsbesitzer". Dabei sieht man leicht, daß unter diesen Kreisen die neugebildeten bei weitem mehr die städtischen sind; die Gutsbesitzer haben sich ihnen, in Umbildung zu Kleinunternehmern: Fleischproduzenten, Milch- und Butterproduzenten, Erzeugern von Gemüse u. s. w., eigentlich mehr angeschlossen. Der tiefere Grund dieses Zusammenhanges ist in der Tatsache gegeben, daß die freie Unternehmung überhaupt mehr ein Sproß der bürgerlich-städtischen als der ländlichen Entwicklung ist. Stärker betont aber wurde dieser Zusammenhang noch dadurch, daß die Kapitalbildung sich leichter und stärker in den Städten vollzog als auf dem Lande. Gewiß hat es auch bei den Gutsbesitzern selbst an äußeren Anzeichen einer solchen Bildung nicht gefehlt: die Stroh- und Schindeldächer, der Fachwerkbau, das niedrige Höhenmaß der Zimmer, der Aufbau des Hauses ohne Unterkellerung haben besseren Einrichtungen Platz gemacht. Aber darüber bleibt doch kein Zweifel, daß die Kapitalbildung mindestens der letzten zwei Jahrzehnte, wenn sie auch auf dem platten Lande nicht fehlte, doch in weit höherem Maße in den Städten eingetreten ist. Und so waren

[1] Auch die Bildung kleiner sozialpolitischer Parteien, in denen sich ländliche und städtische Elemente gleichmäßig treffen, ist hierfür charakteristisch: Antisemiten, Christlich-soziale. Umgekehrt gewinnen auch rein agrarische Parteien städtischen Anhang (Bund der Landwirte).

es die ſtädtiſchen Kleinunternehmer, die ihre ländlichen Genoſſen ſozial gleichſam ins Schlepptau nahmen: führend auftraten innerhalb ihres ganzen, ſich neu abrundenden Kreiſes. Von dieſem Geſichtspunkte aus läßt ſich denn auch, erinnern wir uns der engliſchen Entwicklung, vergleichsweiſe von der deutſchen ſagen, daß innerhalb ihrer Grenzen zunächſt auf dem beſonderen Gebiete des Kleinunternehmens der Gegenſatz zwiſchen Stadt und Land ſehr merklich abgeſchwächt, wenn auch noch keineswegs verloren gegangen ſei.

Weſentlich ſtädtiſch erſcheint dagegen eine zweite Klaſſe des Mittelſtandes, die beſonders ſtark im Wachſen begriffen iſt, wenn es auch unmöglich iſt, ſie mit Hilfe der vorliegenden ſtatiſtiſchen Hilfsmittel ſchon genauer zu umgrenzen.

Zu einer ungefähren, für große Kreiſe der neuen Klaſſe zutreffenden Vorſtellung mag die Angabe führen, daß in Preußen in den Stufen der Einkommenſteuer zwiſchen 900 und 3000 Mark veranlagt waren: 1892/3: 2 118 969; 1900: 2 963 213 Zenſiten.

Das iſt die Klaſſe, welche — im Gegenſatze zu den Abhängigen, die ſich zu einer erſten Klaſſe des vierten Standes herausbilden — Abhängige höherer Ordnung umfaßt: das Perſonal der öffentlichen Transportunternehmungen, das allein ſchon 1885 rund 220 und zehn Jahre ſpäter rund 330 Tauſend Beamte und Unterbeamte umfaßte, die Beamtenſchaft der Staats- und Gemeindeverwaltung mittleren Ranges, das höhere techniſche und kaufmänniſche Perſonal größerer Betriebe, die Agenten und Prokuriſten der Handelsunternehmungen u. ſ. w. Es iſt eine Klaſſe mit gewiß vielen Abſtufungen; aber alle Stufen ſind untereinander verbunden durch den Begriff eines Dienſtes, der höher gewertet iſt als die Arbeit auch der oberſten Klaſſe des vierten Standes. Man könnte ſie wohl in mancher Hinſicht als die moderne Miniſterialität bezeichnen: denn wie dieſe iſt ſie trotz ſozial höherer Schätzung nicht unabhängig; wie dieſe zerfällt ſie in verſchiedene Gruppen je nach der ſozialen Wertung des Dienſtherrn, wobei die Staatsdiener wie zu allen Zeiten am höchſten rangieren; und wie dieſe zieht ſie ihre ſozial höhere Wertung vor allem auch aus dem intimeren perſönlichen Zu-

ſammenhang mit den ſozial führenden Schichten und Mächten: was einſt Schildesamt war, iſt heute die Uniform, und der Rittersname wird erſetzt durch den Titel.

Unter dieſer Klaſſe des Mittelſtandes endlich ſteht eine letzte, in ſich vielfach zerſpaltene und zerſetzte Klaſſe: es ſind die Zurückgebliebenen, die Reſte der ehemaligen Mittelſtandsbildung: kleine unabhängige Handwerker und Detailliſten des Handels; auch die kleineren Bauern wird man ihr bis zu einem gewiſſen Grade anſchließen können. Es ſind Schichten, in denen noch viel altes Leben ſteckt; Berufe, denen bei veränderter Grundrichtung des Wirtſchaftslebens hin auf einen Zuſtand gebundener Unternehmung vielleicht noch eine neue Zukunft in ziemlich altem Sinne erblühen könnte, — jedenfalls Kreiſe, die noch keineswegs völlig der differenzierenden Kraft des freien Wettbewerbes unterlegen ſind.

Wie hier, ja noch mehr als hier trifft man auf Reſte des Alten auf dem Gebiete der Kopfarbeiter — Reſte, die ebenfalls zu einer Zeit der gebundenen Unternehmung, wenn ſich der Unternehmergewinn dem bloßen Kapitalzins genähert und faſt zu etwas wie einem Gehalt geworden ſein ſollte, wieder viel ſtärker führend hervortreten könnten, als heute. Den ſtärkſten Hort dieſer Reſte bilden die Geiſtlichen beider Bekenntniſſe, ferner die gelehrten Berufe und die höhere Bureaukratie wie der Offizierſtand: wenngleich in den Kreiſen des höheren Beamtentums und des Militärs infolge von Geburtszuſammenhängen oder von ſtarken geſellſchaftlichen Berührungen mit den ſozial führenden Schichten zahlreiche geiſtige und materielle Beziehungen zum Unternehmertum beſtehen. Im ganzen ſind das die Kreiſe, von denen man, freilich ſtark übertreibend, geſagt hat (Reinhold): „Staat und Gemeinde, das ganze Volk erſcheinen als Garanten ihres Lebens: keine Handels- und Gewerbekriſis, keine Konkurrenz, keine Bankerotte oder böswillige Schuldner, keine Revolutionen in Technik, Ökonomie, Markt und Mode gefährden ihr Einkommen oder gar ihre Exiſtenz. Selbſt ein Krieg wird ſie ſelten außer Brot ſetzen." Richtig iſt an dieſer Betrachtung, daß dieſe Kreiſe wie ein Stück

früherer Standesbildung wesentlich unangefochten von den jüngsten, der Spekulation und der Konjunktur so stark unterworfenen Fermenten sozialer Fortbildung im Leben stehen und dieses voll nur werden verstehen können, wenn sie sich ihm in dem bewußten Willen, es zu durchdringen, hingeben. Sie haben darum auch ihr besonderes Schicksal, haben namentlich auch ein eigenes Proletariat entwickelt.

Weit zugänglicher sind den sozialen Einflüssen der modernen Zeit jene Kreise gewesen, die sich infolge spezifisch humanistischer und gelehrter Stempelung lange Zeit hindurch fast ausschließlich an den Stand der gelehrten Berufe anlehnten: die Kreise der höheren nationalen Bildung überhaupt. Hier ist es zunächst gelungen, dem vornehmlich intellektualistischen Gehalt der klassischen Bildung andere Gehalte, die der Naturwissenschaften und einer neuen, auf der Kenntnis des Geistes der blühenden westeuropäischen Kultur aufgebauten Bildung zur Seite zu stellen, zur selben Zeit etwa, da die sittlichen Ideale des Humanismus einer vertieften Erforschung der antiken Welt vielfach zum Opfer fielen. Des weiteren aber wurde mit dem sozialen Siege der freien Unternehmung die neue Kultur der Reizsamkeit entwickelt und selbstverständlich zunächst in den Kreisen der Unternehmung, darüber hinaus aber auch bald in weiten Kreisen, ja man darf sagen: ihren wichtigsten Erscheinungen nach in allen Kreisen der Gebildeten heimisch. Diese Kultur war innerhalb eines stark betonten nationalen Rahmens zunächst wesentlich künstlerisch und setzte als solche, mit nicht geringem allgemeinem Ergebnis, ästhetische Erziehungsziele an Stelle der bisher ziemlich einseitig verfolgten intellektuellen. Sie brachte aber auch noch darüber hinaus neue soziale Anregungen, indem sie aus der zunehmenden Wertung des individuellen Lebens heraus sowohl hygienische Forderungen, vornehmlich auch in den Formen des geselligen Sports, wie die ersten Anfänge einer neuen, optimistischen Ethik entwickelte. Und alle diese neuen Elemente wurden von der nationalen Bildung in dem Sinne aufgenommen, daß deren Kreise dadurch dem Einflusse grade des modernsten sozialen Lebens nähertraten.

Während so neue Bildungsideale emportauchten, die darauf hinausliefen, die bisher durchaus engen Beziehungen der deutschen Bildung zu den gelehrten Berufsarten zu lockern und an deren Stelle eine größere Weite und Freiheit der intellektuellen wie vor allem eine schärfere Betonung der ästhetischen und auch schon der ethischen Erziehung zu setzen, haben sich jüngst zugleich Strömungen, wenn auch nur in leisem Zuge, gezeigt, die, folgerichtig durchgeführt, darauf hinauslaufen müßten, die seelische Bildung eines künftigen Geschlechtes ebenso fest dem Geiste der Unternehmung anzuschließen, wie sie bisher dem Geiste des Humanismus angeschlossen war. Der Sieg solcher Strömungen würde zu der bisher wohl nur erst für England und Amerika denkbaren Konsequenz führen, daß soziale Wertung allein noch von unternehmerischem Erfolge abgeleitet würde, und daß eine geistige Bildung eingehenderer Art nicht mehr als durchaus regelmäßige Voraussetzung angesehen würde für hohe gesellschaftliche — und demgemäß auch politische — Geltung. Der Begriff eines geistigen Adels würde damit verloren gehen oder wenigstens wesentlichen Umgestaltungen anheimfallen.

Erscheint in diesem Zusammenhange die soziale Wertung des geistigen Adels durch die freie Unternehmung, wenn auch einstweilen nur mittelbar und von ferne, bedroht, so hat sich der historische gesellschaftliche Adel, der Adel der einst naturalwirtschaftlichen Grundherrschaft wie der ehemals landesfürstlichen Gewalt, der Adel also in allen seinen geschichtlich hergekommenen Abstufungen, der vollen Einwirkung der freien Unternehmung schon längst erschlossen, ja unterworfen. Und zwar in Einzelvorgängen, die der Fortdauer seiner Bedeutung nicht eben günstig waren.

Die entscheidende Zeit für seine Stellungnahme waren die fünfziger und sechziger Jahre: jene Zeit, in der die Unternehmung zum ersten Male ihr Wesen freier entfaltete. Damals ist eine reiche Literatur über die Frage entstanden, ob es möglich sei, daß der Adel an dem neuen Wirtschaftsleben teilnehme: und die Antwort fiel verneinend aus, weil man, völlig zu Recht, im Geiste des neuen Wirtschaftslebens vor allem ein kauf-

männisches Element sah. Ist aber deshalb der Adel der Unternehmung fern geblieben? Unbewußt gehörte ihr schon längst ein großer Teil der norddeutschen Rittergutsbesitzer an; und unbewußt zog sie in allen Großgrundbesitz des Adels überhaupt ein. Nur daß damit der Adel auf diejenige Form der modernen Unternehmung beschränkt blieb, die agrarische, die von allen Formen die weitaus am wenigsten gewinnbringende ist. Nun sind zwar — im ganzen später, etwa seit den sechziger Jahren — eine nicht unbedeutende Anzahl großer Adelsgeschlechter auch der industriellen und kommerziellen Unternehmung nähergetreten: allein im ganzen ist für die soziale Bedeutung doch das agrarische Unternehmertum maßgebend geblieben — und damit eine Form, die heutzutage kaum noch die nötige wirtschaftliche Grundlage für die hergebrachte politische Bedeutung des Adels abgibt.

Dies Schicksal des alten Adels ist natürlich von Bedeutung gewesen für die Bildung des neuen, modernen Adels, des Adels der Unternehmung. In älteren Zeiten, in den sechziger, siebziger, teilweis noch achtziger Jahren, hat er sich wohl noch nach dem Muster des alten Adels sozial geschult und gebildet; er liebte einfache Adels- und noch mehr Baronstitel, und er kaufte sich gern in Rittergütern an. Es war wie im 13. Jahrhundert, da das erwachsende Patriziat der Städte noch Schildesamt und ein festes Haus erstrebte. Aber wie sich die bürgerlichen Geschlechter im 14. Jahrhundert weit über die Ritterbürtigkeit hinweg zu eigner Standesehre und besonderer Lebenshaltung entwickelten, so ging auch der Adel der Unternehmung schon bald seine eigenen Wege. Ja er begann sich schon zu spalten und einzelne Klassen zu entwickeln. In der fortschreitenden Annäherung der Nation an die Volkswirtschaft der vollen freien und schon der gebundenen Unternehmung haben sich größte Verhältnisse entwickelt, die nur die wenigsten noch und die Geldkräftigsten übersehen. Und mit dem Geschäft einer solchen Übersicht verträgt sich nur noch ausnahmsweise eine ins einzelne eingehende Sorge um ausgedehnte industrielle Unternehmen. Ein besonderer Kreis der Hochfinanz hat sich daher gebildet als ein

innerer Ring gleichsam des neuen Adels; und aus der neuen Aristokratie heraus droht sich eine Oligarchie zu entwickeln.

Es kann scheinen, als sei es an der Zeit, daß Gegenwirkungen eintreten, wie sie nur aus einer allgemeinen aristokratischen Durchgestaltung der gesamten sozialen Bewegung hervorgehen könnten.

4. Wir haben bisher die Neubildung und Umbildung der sozialen Zustände in den letzten Menschenaltern nur nach ihrer qualitativen Seite verfolgt: die soziale Abstufung in ihren Wandlungen kennen zu lernen, ist unsere Absicht gewesen. Neben den qualitativen muß aber noch ein quantitativer Gesichtspunkt gestellt werden, denn ohne dessen Berücksichtigung würden die inneren nationalen Schicksale teilweis ganz unverständlich bleiben. In der Zeit so starker Umbildungen hat die Bevölkerung zugleich eine außerordentliche Vermehrung und wechselnde räumliche Verteilung erfahren: nicht minder quantitativ wie qualitativ hat der Volkskörper Veränderungen durchgemacht.

Daß sich die Bevölkerung des Reiches im Laufe des letzten Menschenalters und noch darüber rückwärts stark vermehrt hat, gehört mit zu den bekanntesten Tatsachen der modernen Sozialgeschichte. Die Erscheinung wird aber gern isoliert betrachtet, und nicht selten kommt man aus dieser vereinzelten Beobachtung zu falschen und übertriebenen Anschauungen[1]. Die deutsche Bewegung muß deshalb zunächst in einem Kreise verwandter Tatsachen betrachtet werden.

„Nach den in den letzten Jahren vorgenommenen Erhebungen über die Bevölkerungsdichtigkeit ist Ägypten bezw. das Nildelta und Niltal das dichtestbevölkerte Land, nicht wegen seiner Fruchtbarkeit, sondern wegen der Bedürfnislosigkeit seiner Bewohner. Dann folgt das industriell hochentwickelte Belgien sowie Holland und — in weitem Abstand — Großbritannien mit Irland. Japan und Italien stehen auf einer Stufe. Italien ist dichter

[1] S. oben S. 383 und 384.

bevölkert als eine Anzahl reicherer Länder Europas. Eine mittlere Bevölkerung weist Deutschland auf. Mäßig bevölkert sind Frankreich und Ungarn. Im Vergleich zu seinem Reichtum an Naturprodukten am dünnsten bevölkert ist Brasilien." Wir haben es also in Deutschland auch heute nur noch mit einer mittleren Bevölkerungsdichte zu tun. Diese Dichte wird nun erhalten und verstärkt durch Einwanderung und Geburten, während Todesfälle und Auswanderung ihr Abbruch tun. Mit die am sichersten und leichtesten zu überschauende Erscheinung auf diesem Gebiete, wenn auch nur eine Funktion der Sterblichkeit, ist die der Geburten. Und da ist charakteristisch, daß die Geburtenziffer neuerdings in Europa abnimmt. Verhältnismäßig große Geburtenfrequenz haben heute noch Ungarn, Österreich, Deutschland und Italien. Das Deutsche Reich speziell hat nach dem Kriege von 1870/71 starke Geburtenziffern gehabt; gegen Ende des 19. Jahrhunderts ist aber ein Rückgang selbst gegen die achtziger Jahre eingetreten.

Die durchschnittlichen Frequenzen betrugen auf tausend Einwohner 1861—70: 38,8; 1871—80: 40,7; 1881—90: 38,2; 1891—1900: 37,4.

Neuere Ziffern (1891—1900) für Österreich: 37,1, Holland: 32,5, Großbritannien: 30,0, Belgien: 28,9, Schweden: 27,2, Frankreich: 22,1.

Anders geartet ist für den nationalen Körper in der letzten Zeit die Frage der Einwanderung, die zugleich mit der der Auswanderung betrachtet werden muß. Das Gebiet des heutigen Reiches ist bekanntlich vor 1870 ein Land starker Auswanderung gewesen; namentlich in den dreißiger und vierziger Jahren sind verhältnismäßig viele und edle Kräfte über See nach den Vereinigten Staaten gezogen. Aber auch nach 1870 blieb die Auswanderung zunächst noch groß, und sie bedeutete für das Jahrfünft von 1880 bis 1885, wo sie die höchsten Ziffern erreichte, einen Jahresverlust von fast 200 000 Seelen. Da ist es denn sehr bemerkenswert, daß dies Verhältnis im letzten Jahrfünft des 19. Jahrhunderts umgeschlagen ist. In dieser Zeit sind jährlich etwa 20 000 Menschen mehr in das Reich ein- als ausgewandert: ein Zeichen allgemein günstiger wirtschaftlicher und sozialer Verhältnisse und namentlich wohl auch eines Be-

darfs an ungelernten Arbeitskräften, der das nationale Angebot überstieg.

Das Reich verlor durch überseeische Auswanderung in den Jahrfünften 1871—75: 319 750, 1875—80: 381 193, 1880—85: 980 215, 1885—90: 331 196, 1890—95: 448 810 und gewann in dem Jahrfünft 1895—1900 94 125 Seelen.

Genauere Angaben für 1891—1900, überseeische Auswanderung.

Jahr	Zahl	‰ der Bevölkerung	Jahr	Zahl	‰ der Bevölkerung
1891	120 089	2,41	1896	33 824	0,64
1892	116 339	2,31	1897	24 631	0,46
1893	87 677	1,73	1898	22 221	0,41
1894	40 964	0,80	1899	24 323	0,44
1895	37 498	0,72	1900	22 309	0,40

Dazu kommt noch, daß im letzten Jahrzehnt auch die Sterblichkeit beträchtlich heruntergegangen ist (auf 23,5 ‰), nachdem sie schon in den vier Jahrzehnten von 1851 bis 1890 von 27,8 auf 26,5 ‰ gesunken war. Freilich ist dabei die Sterblichkeitsstatistik besonders leicht der Kritik ausgesetzt, und man wird ihre Zahlen nur mit Vorsicht verwenden dürfen.

Im ganzen ergibt sich für das Deutsche Reich doch in den letzten und namentlich im letzten Jahrzehnt ein günstiger Verlauf der Faktoren, welche die Bevölkerungsvermehrung vornehmlich zum Ausdruck bringen. Und die Anschauung, welche hierdurch erweckt wird, wird durch weitere Daten der positiven Entwicklung der Hauptsache nach bestätigt.

Über die Zunahme der europäischen Bevölkerung hat man erst für die Zeit nach 1820 zuverlässigere statistische Angaben[1]. Und da zeigt sich nun, daß sie von etwa 200 Millionen im Jahre 1820 auf rund 400 Millionen im Jahre 1900 gewachsen ist. Im einzelnen stellt sich dabei der Bevölkerungszuwachs im Norden des Erdteils als stärker heraus als im Süden und stärker bei den germanischen als bei den romanischen Völkern. Soweit die drei für eine deutschgeschichtliche Vergleichung wichtigsten Staaten in Betracht kommen, hat Schmoller, indem er noch weit über das Jahr 1820 zurückging, eine Berechnung für die Jahre 1700 und 1800 angestellt, die sich durch die

[1] S. dazu schon oben S. 383—84.

Ziffern für das Jahr 1900 vervollständigen läßt. Darnach hätte sich in den zwei Jahrhunderten von 1700 bis 1900 die Bevölkerung Frankreichs noch nicht verdoppelt, während die deutsche auf das Vierfache und die englische auf das Sechsfache gestiegen wäre.

Nach Schmoller lebten auf dem Geviertkilometer Einwohner:

Jahr	Frankreich	Deutsches Reich	England
1700	42	26	35
1800	50	40	58
Die Tabelle für 1900 vervollständigt ergibt			
1900	72	104,3	215,4

Man sieht: die Progression ist innerhalb der germanischen Staaten besonders stark für England. Und nehmen wir noch die Niederlande hinzu, so sind auch sie noch in wenn auch geringem Vorteil vor dem Deutschen Reich. Denn dort hat sich nach der Volkszählung von 1899 die Bevölkerung in den letzten siebzig Jahren verdoppelt. Die Bevölkerung im Reiche dagegen hat hierzu fünfundsiebzig Jahre gebraucht.

Was den Fortschritt der Bevölkerung im Reiche im einzelnen angeht, so war die Bevölkerungszunahme, sieht man von den allerjüngsten Zeiten ab, mit jährlich 1,43 % am stärksten in dem Zeitraum von 1816 bis 1820, innerhalb dessen die Zahl der Seelen im heutigen Reichsgebiete von 24 833 000 auf 26 294 000 stieg; am schwächsten mit jährlich 0,40 % in der Periode von 1850 bis 1855, wo nur eine Zunahme von 35 397 000 auf 36 114 000 Seelen begegnet. In den Jahren 1870 bis 1900 wuchs die Bevölkerung im Reiche von fünf zu fünf Jahren von 40 818 000 auf 42 729 000, 45 236 000, 46 858 000, 49 428 000, 52 280 000 und 56 367 000 Menschen. Der Vermehrungskoeffizient war dabei von 1871—1880: 1 %, 1881—90: 0,9 %, 1891—95: 1,1 %, 1896—1900 1,5 %.

Sachsen, das früheste und am gleichmäßigsten gewachsene deutsche Industrieland, hatte Einwohner:

1834	1 595 668	1864	2 337 192	1894	3 692 600
1852	1 948 078	1871	2 556 244	1900	4 202 216

Die Zunahme seiner Bevölkerung von 1871 bis 1900 betrug in Prozenten der Bevölkerung 64,4, die der Bevölkerung des Reichsgebietes 37,3.

Was lehrt nun dieſer kurze Überblick über die Hauptdaten der europäiſchen und deutſchen Bevölkerungsgeſchichte des 19. Jahrhunderts für die innere Entwicklung des Volkes?

Zunächſt ergibt ein Vergleich der fremden und der nationalen Entwicklung, daß das deutſche Wachstum zwar ein ſehr entſchiedenes, aber keineswegs ein ganz ausnahmsweiſe und abnorm großes geweſen iſt: ganz im allgemeinen hat die Bevölkerung der europäiſchen Kulturſtaaten reißend zugenommen, am meiſten in England. Mithin können auch die Urſachen dieſer Entwicklung nicht in partikularen, ſpezifiſch deutſchen Vorgängen geſucht werden; ſie ſind vielmehr genereller Natur: ſie beruhen in den allgemeinen wirtſchaftlichen Vorgängen, der einzigen Erſcheinung, die der Entwicklung aller europäiſchen Staaten in dieſer Zeit grundſätzlich in faſt gleicher Weiſe gemeinſam iſt. Ein für die Beurteilung der deutſchen politiſchen Geſchichte des 19. Jahrhunderts nicht unwichtiger Geſichtspunkt. Wie oft hat man nicht den nationalen Aufſchwung auch auf wirtſchaftlichem und ſozialem Gebiete weſentlich nur aus der Einheitsbewegung, ja wo möglich nur aus den politiſchen Ergebniſſen der Kriege von 1866 und 1870—71 oder gar aus dem Zufluß der fünf Milliarden ableiten wollen! Es iſt nichts damit: der ſtille Fortſchritt der Bevölkerung iſt die bei weitem fundamentalere Erſcheinung und als ſolche abhängig von ganz anderen Mächten.

Sind wir aber mit der Betrachtung des numeriſchen und gleichſam mechaniſchen Fortſchrittes bei der Ur-Urſache der Entwicklung angelangt? Nichts iſt hier charakteriſtiſcher als die Bevölkerungsdaten des letzten Jahrfünftes im 19. Jahrhundert. Wir hörten, wie es in dieſem geradezu zu einem Überſchuß fremder Einwanderung über die Auswanderung kam, und ſahen, aus welchen Gründen die Nation eines Zuſchuſſes fremder Volkskraft bedurfte. Kann unter ſolchen Vorgängen die Bevölkerungsbewegung der Nation an ſich noch als das ſpezifiſch nationale und geſchichtliche Urphänomen betrachtet werden? Offenbar nicht: nicht als ſchiebend, als geſchoben erſcheint die Bevölkerung in der Zunahme ihres Wachstums. Und das Element, das vorwärtsdrängt, tritt klar zu Tage: es iſt die

ökonomiſche Bewegung, es ſind die zunehmenden Bedürfniſſe, die wachſenden Erſparniſſe, die ſteigenden wirtſchaftlichen Energieen des Volkes.

Wenn aber von dieſer Grund- und Haupturſache aus der Fortſchritt in Weſt- und Mitteleuropa als ein im allgemeinen gleichmäßiger erſcheint, ſo kann für ihn wiederum in dieſem Falle, wie wir ſahen, auch nur ein einziges, all den einzelnen nationalen Entwicklungen des Erdteils ziemlich gleichmäßig zu Grunde liegendes wirtſchaftliches Motiv maßgebend geweſen ſein: und dieſes Motiv iſt das des Emporkeimens und Erblühens der freien Unternehmung und des Grundſatzes des freien Wettbewerbs. Und deshalb kann auch die Geſchichte der jüngſten Vergangenheit der Nation als eines Geſamtkörpers nur von dieſem Motive her als dem trotz tauſend anderer Einflüſſe zunächſt und prinzipiell treibenden verſtanden werden.

Wohl aber begreift man, wie nun das Wachstum der Bevölkerung doch wiederum als ſekundäre Urſache auf die einzelnen Vorgänge der Wirtſchafts- und namentlich der Sozialgeſchichte bindend und formend einwirken mußte. Denn es veranlaßte ſchon durch ſein Auftreten an ſich, dann aber wieder auch tertiär, durch die Ergebniſſe ſeiner Einwirkung auf die Geſamtſchichtung der Bevölkerung, Verſchiebungen, die groß genug waren, um die ſoziale und auch die äußerliche Lage der Bevölkerung ihrem Standorte nach ſtark zu verändern. Und auf dieſem Gebiete verbanden ſich die Wirkungen des Wachstums der Bevölkerung dann unauflöslich und unentwirrbar mit den ſtärkſten ſelbſtändigen Einflüſſen der Wirtſchaft und der geſellſchaftlichen Wandlungen: und es kam durch deren vereintes Andrängen zu einer räumlichen Umſchichtung der Nation, deren Ganzes von außerordentlichen Folgen auf die materielle wie die geiſtige Kultur wie auch auf die politiſchen Vorgänge geweſen iſt und vielleicht noch mehr ſein wird.

Standortsverſchiebungen, zeitweilige wie dauernde, hat gerade das deutſche Volk mehr als irgend ein anderes der europäiſchen Staatengemeinſchaft erlitten. Welcher Unterſchied zwiſchen dem Germanien der taciteiſchen Zeit mit dem Rhein

und der Weichsel als Grenzen und dem deutschen Gebiete etwa im Beginne der Karlingenherrschaft, als die Deutschen westlich bis zum Ärmelkanal und tief in die Picardie hinein bis zur Somme, ja darüber hinaus noch bis zur Seine saßen, als sie dichtere Wohnstätten hin in das Gebiet der oberen Maas und der oberen Rhone mit ihren Nebenflüssen vorgeschoben hatten, während im Osten schon westlich der Elbe, in den Nordosthängen des Harzes, in Thüringen an der Saale, ja Ilm, und an der Donau um die Enns herum die Bereiche der Slawen begannen! Und welche Umwälzung wieder zwischen dieser frühkarlingischen Zeit und dem ausgehenden Mittelalter, da deutsche Kolonisten von neuem über Saale und Elbe und Oder und Weichsel vorgedrungen, da die baltischen Lande erobert worden waren und in Stockholm wie Bergen und Wisby deutsches Bürgertum blühte, da die Donauländer bis zur Leitha und darüber hinaus mit Deutschen angefüllt waren hin bis zum fernen Siebenbürgen! Nur das Meer im Norden und die Alpen im Süden haben sich als einigermaßen feste geschichtliche Grenzen unserer Nationalität bewährt[1].

Im Verlaufe dieser ungeheuren Verschiebungen und dieser langen Geschichte haben sich aber die Volksbewegungen immer in den gleichen Formen vollzogen, soweit diese mit den Wanderungen vieler Individuen innerhalb desselben Raumes und darüber hinaus ein für allemal gegeben sind; sie waren entweder zentripetal: von vielen Seiten her auf einen bestimmten Punkt gerichtet, oder zentrifugal: von einem bestimmten Punkte nach vielen Seiten wegstrebend, oder endlich diskursiv: regelloser von einer Stelle nach einer anderen verlaufend. Dabei waren sie alle im allgemeinen zwangsläufig: gebunden an die gegebenen Verkehrswege; und diese Zwangsläufigkeit hat mit der Ergänzung der natürlichen Verkehrswege durch künstliche, zuletzt durch die Eisenbahnen, noch erheblich zugenommen.

Soweit nun solche Bewegungen die Grenzen des gegebenen nationalen Raumes weit überfluteten, gehören sie der Haupt-

[1] Über Verlauf und Bedeutung dieser Verschiebungen wird an anderer Stelle noch genauer zu reden sein.

ſache nach der äußeren Geſchichte unſeres Volkes an, die uns hier nicht beſchäftigt; freilich mit einer bedeutenden Ausnahme: der Nation iſt es bekanntlich vergönnt geweſen, im Laufe des 12. bis 14. Jahrhunderts dem damaligen Deutſchland ein koloniales Deutſchland unmittelbar jenſeits ſeiner Grenzen anzufügen, das dann im vollſten Sinne Teil unſeres Weſens geworden, ja von dem her uns die jüngſte politiſche Einheit geworden iſt. Gewiß: auch die anderen Ausbrüche unſerer Nationalität weit über die Grenzen hinaus ſind uns nicht völlig verloren gegangen und ſollten uns vor allem in unſerem Zeitalter des Verkehrs nicht verloren gehen: denn gerade auf ihnen beginnt ſich heute langſam ein ganz neuer Begriff der Nation, ja des Staates aufzubauen [1]. Innerhalb des allgemein gegebenen nationalen Raumes aber hat die Bedeutung der nationalen Wanderungen und der ihnen zu Grunde liegenden wie der aus ihnen hervorgehenden Verſchiebungen weſentlich davon abgehangen, inwieweit der Stand des Transportweſens und der Verkehrswege bereits geſtattete, den Geſamtraum wirklich auch ſchon als ein Ganzes zu behandeln, oder vielmehr noch Begrenzungen innerhalb dieſes Geſamtraumes notwendig machte. Und da kann nun eigentlich für das ganze Mittelalter noch nicht von einem einheitlich wirkenden Geſamtraum geredet werden. Die ſchöne Kaiſerzeit kannte im Grunde nur abgeſchloſſene Verkehrsregionen, wie die des Oberrheins, der Donau, des Mains, des Niederrheins, der Elbe, ohne daß dieſe Regionen anders als durch dünne Verkehrsfäden miteinander verbunden geweſen wären. Im ſpäteren Mittelalter erweiterten ſich dann dieſe Regionen zu je einer ſüddeutſchen und einer norddeutſchen Geſamtregion, wobei zugleich die deutſchen Grenzen nach außen zu überſchritten wurden: im Norden entſtand das Gebiet der hanſiſchen Beziehungen von England und Flandern bis Wisby und Nowgorod, im Süden der Verkehrsbereich der oberdeutſchen Städte mit ſeinen engen Beziehungen zu Oberitalien, Genua, Mailand und vornehmlich Venedig. Erſt im

[1] S. darüber Genaueres im Band der politiſchen Geſchichte.

Verlaufe des 16. bis 18. Jahrhunderts ſind dann dieſe beiden Gebiete, trotz aller partikularen und territorialen Zollgrenzen, enger zuſammengewachſen, und zwar weſentlich durch den jetzt erſt völlig lebendig, ja in dieſer Periode geradezu maßgebend werdenden Verkehr auf den Flüſſen. Die Flüſſe aber verbanden den Norden und Süden, und ſie wieſen auf den Norden als das eigentliche Machtgebiet: es iſt eins der großen geographiſch-hiſtoriſchen Momente der Entwicklung, das den Aufſchwung Preußens erklärt, wie man denn auch nicht umſonſt lange Zeit von einer Maingrenze geſprochen hat: der Main iſt der einzige wirklich große deutſche Binnenfluß, der im Gegenſatz zum ſonſt ſüd-nördlich gerichteten nationalen Flußſyſtem eine öſt-weſtliche Richtung einhält.

Heute aber dürfen wir ſagen, daß, ſoweit die Nation im Reiche geeint iſt, das Reich ihr auch einen einzigen Raum zu innerer Bewegung darbietet. Gewiß beſtehen innerhalb dieſes Raumes im einzelnen noch Unterſchiede und Vorzüge wie Nachteile günſtiger und ungünſtiger gelegener Gegenden; wenn auch zu bedenken iſt, daß gerade das letzte Menſchenalter ſie, ſoweit es zunächſt auf die reine Verkehrsgelegenheit ankommt, durch die Verdichtung des Eiſenbahnnetzes und das Syſtem der Kleinbahnen auszugleichen verſucht hat. Hiermit hängt es auch wohl zuſammen, daß der Nahverkehr in der letzten Zeit beſonders ſtark zugenommen hat — die durchſchnittliche Eiſenbahnfahrt einer Perſon in Deutſchland betrug 1880: 30,13 km, 1890: 26,34 km, 1899: 23,12 km —: denn die beſſeren Verkehrsgelegenheiten vermögen wohl gewiſſe kleinere Ungunſtmomente der Lage einer Gegend auszugleichen, während ſie die Geſamtwirkung dieſer Lage im großen umzugeſtalten außer ſtande ſind. Daß aber eine ſolche Geſamtwirkung noch immer beſteht, ja gerade im Großen und Ganzen des Raumes infolge beſſerer Verkehrsmöglichkeiten erſt recht hervortritt, das lehren die folgenden Daten aus dem Jahre 1890, — aus einer Zeit noch ungefähr vor den letzten großen Bevölkerungsverſchiebungen. Nach der Volkszählung dieſes Jahres, die u. a. auch den derzeitigen Aufenthaltsort und den Geburtsort der

gezählten Personen feststellte, konnte man das Reich in drei große Gebiete zerlegen: ein Südgebiet südlich des Mains, ein Westgebiet zwischen Main und Elbe, und ein Ostgebiet östlich der Elbe. Dabei ergab sich, daß von den Bewohnern des Westgebietes 630792 aus dem Ostgebiet stammten, dagegen nur 490976 des Ostgebietes aus dem Westen. Weniger lebhaft erwies sich der Austausch zwischen Westen und Süden: im Westen wurden 236089 Einwohner gezählt, die aus Süddeutschland stammten, im Süden 216881, die aus dem Westen gekommen waren. Die schwächsten Beziehungen endlich bestanden zwischen Süden und Osten: vom Osten waren 55874 Personen nach dem Süden, vom Süden 39558 nach dem Osten gewandert. Im ganzen aber ergab sich aus diesen Zusammenhängen, daß der Osten schon durchweg verloren hatte; er hatte an den Westen 139816 und an den Süden 16316, im ganzen 156132 Köpfe mehr abgegeben als empfangen. Der Westen dagegen hatte vom Osten die schon genannte Anzahl von 139816 Köpfen und vom Süden 19208, im ganzen 159024 Köpfe gewonnen. Der Süden endlich verhielt sich in Gewinn und Verlust ziemlich gleich. Es ist also der „Zug nach dem Westen", der in diesen Zahlen deutlich zum Ausdruck gelangt: nicht bloß als ein Zug der Arbeiterbevölkerung, sondern als eine allgemeine Erscheinung war er unverkennbar, — und ihm entsprach ein Hinwegstreben vom Osten.

Was haben wir nun hier vor uns? Es ist der Durchschnitt einer der großen diskursiven Volksbewegungen des letzten Jahrhunderts.

Im ganzen aber werden wir solcher Bewegungen während des 19. Jahrhunderts der Zeit nach zwei unterscheiden können, die freilich aufs engste miteinander zusammenhängen.

Ein erster Zug ging an die See im allgemeinen. Er setzte um das Jahr 1830 ein und hatte stärkere Accente wiederum in dem Jahrzehnt von 1850 auf 1860. Es ist die Blüteperiode vornehmlich der Ostseestädte: Stettins, Danzigs, Königsbergs. Freilich ist der Verkehr dabei nach heutigen Begriffen noch gering. Von neuem nimmt dieser Zug dann zu mit der Vollendung

und Vereinheitlichung des binnenländischen Eisenbahnnetzes und der Flußkorrektionen, sowie der enormen Entwicklung des Exports in dem Jahrzehnt von 1870 auf 1880. Und dieses Mal sind es die Nordseestädte, die vor allem gewinnen: Hamburg, Bremen, und außerhalb des Reichsgebietes, aber auf gemeindeutschem Boden Antwerpen und später Rotterdam.

Diesem Zuge nach dem Norden, der aber in seinen letzten Zeiten schon der Hauptsache nach ein Zug nach dem Nordnordwesten geworden war, ist dann seit einem Menschenalter ein immer stärkerer Zug direkt nach dem Westen zur Seite getreten. Wir haben ihn in seinen Ergebnissen um das Jahr 1890 schon kennen gelernt. Seitdem hat er noch weiter zugenommen. In der Rheinprovinz und Westfalen sind in dem Jahrfünft von 1895 bis 1900 359743 Personen mehr zugezogen als weggezogen, während der Überschuß des Zuzugs im Königreich Sachsen nur 89477, in Baden nur 29775 Personen betrug. Dagegen hat der landwirtschaftliche Osten Preußens fast eine halbe Million Einwohner durch Abzug verloren; und so ist Ostpreußen das einzige große deutsche Gebiet, das in diesem Jahrfünft eine Bevölkerungsverminderung erfahren hat: Ende 1895 hatte die Provinz 2000700 Einwohner, 1900 nur noch 1999000.

Was war nun der Grund für diesen Zug erst nach dem Norden, dann nach dem Nordwesten, endlich nach dem gesamten Westen? Gewiß zum großen Teile der Drang in die Industriebezirke Rheinlands und Westfalens. Aber ist damit die letzte Ursache aufgedeckt? Auch die Bergbau- und Industriebezirke Schlesiens, Lothringens, des Saargebietes haben einen Bevölkerungszudrang aufzuweisen. Aber er hält sich in weit mehr lokalen Grenzen. Für Westdeutschland kommt etwas anderes hinzu: die Nähe des Atlantischen Ozeans, des Weltmeeres, dem ja auch die Industrie ein gut Teil ihres Aufschwungs verdankt. Bei den heutigen Transportmitteln und der zunehmenden Verbesserung des Rheinbettes liegen die Gegenden des Niederrheins halb und halb am Meeresgestade; dringt doch noch etwas vom Verkehrshauche der See selbst bis nach Frankfurt und Mannheim hinauf und zu den neubegründeten Häfen Badens und Elsaß-Lothringens bei

Kehl und Straßburg. Und so kann man mit einer gewissen Übertreibung wohl sagen, daß das Reich in seinem gesamten Westen ein Anseestaat geworden ist, wie man im 18. Jahrhundert, zu Zeiten, da Bremen, Hamburg und Lübeck fast die einzigen deutschen Häfen waren, die alten Hanseſtädte wohl verballhornend in Anseestädte umgetauft hatte. Der Zug zum Weltmeer ist's, der die gewaltigsten diskursiven Volksbewegungen der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit auf deutscher Erde bestimmt und bestimmt hat: ein Zug der freien Unternehmung ins Große, hinaus über die Grenzen des Reiches, hinein in die Welt! Und, eben aus diesem Zusammenhange heraus, ein elementarer Zug, den nichts in seiner Entfaltung hemmen kann! Gewiß setzt sich zu diesem Zuge neuerdings eine andere Strömung in Gegensatz, eine Richtung vom Meere hinweg ins Binnenland, eine Erscheinung, deren Dasein sich wohl auch für England und die Vereinigten Staaten nachweisen ließe: aber es ist doch nicht die elementare, die weltgeschichtlich verknüpfende und dauernde Bewegung. Diese drängt vielmehr zum atlantischen Gestade; und wenn irgend eine Wirkung der modernen Wirtschaftsentwicklung dauernd feststeht, so ist es die, daß für die größeren Reiche der Erde die Zeiten notwendiger Geltung zur See hereingebrochen sind.

Neben diesem gewaltigen diskursiven Zuge nach dem Westen, vornehmlich nach dem Nordwesten, aber vollzieht sich im Innern des Reiches eine Fülle zentripetaler und zentrifugaler Wanderungen.

Die zentripetale Wanderung, das ist im allgemeinen der Zug zur großen Stadt, sei sie nun von alters eine Großstadt oder eine Industriestadt von heute und gestern. Es ist der bekannteste Vorgang in der Wanderung der Bevölkerung überhaupt; unzählige Male schon ist er bald wissenschaftlich, bald künstlerisch zur Darstellung gelangt. Hier nur wenige Daten.

Große Städte mit mehr als 100000 Einwohnern gab es im Reiche um 1840 nur zwei: Berlin und Hamburg. Sehr natürlich in einem Zeitalter vor Eisenbahnen und modernen Kanälen. In dieser Vorzeit der Gegenwart waren große Städte

nur möglich an der See oder an schiffbaren Binnenwasserwegen — deren Berlin um 1840 weitaus die besten auf deutschem Boden hatte —: oder sie mußten so klein bleiben, daß sie von der Zufuhr eines Umkreises von ein bis zwei Tagereisen Durchmesser leben konnten. Darum kam die Zeit der Großstädte erst mit den steigenden Verkehrsmöglichkeiten der sechziger und siebziger Jahre. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts gab es deren etwa dreißig; und während sie alle zusammen zu Anfang der sechziger Jahre erst 2½ Millionen Einwohner gezählt hatten, war diese Zahl im Jahre 1900 auf etwa 9 Millionen gestiegen. Und neben die ganz großen Städte, die meist auf eine stattliche Vergangenheit zurücksehen, wie München, Nürnberg, Frankfurt, Leipzig, Dresden, Breslau, Hannover, Köln — von den größten, Hamburg und Berlin, nicht zu reden — traten bald Großstädte, von denen vorher wenig zu hören war: Mannheim-Ludwigshafen, Crefeld, Düsseldorf, Oberhausen, Barmen-Elberfeld, Chemnitz, Kattowitz, und an sie schloß sich ein Reigen kleinerer, in denen sich die Bevölkerung auch noch oft verfünffachte, wie in den sächsischen Landen etwa Glauchau, Meerane, Crimmitschau, Werdau und Reichenbach. Es war ein Wachstum, das fast kolonial anmutete: ein Vorgang, der Angehörigen der Vereinigten Staaten das Leben in Deutschland vielfach besonders angenehm, weil heimisch gemacht hat.

Dieser Bewegung aber, wie sie nicht zum wenigsten wirtschaftlich von der Industrie und sozial von der Bildung des vierten Standes ausging, lief, beinah aus demselben Grunde, eine gradezu entgegengesetzte, wenn auch schwächere, zunächst zentrifugale parallel.

Die alten Exportindustrieen des Mittelalters waren Luxusindustrieen gewesen, sie hatten sich deshalb an den schon bestehenden Handelsmittelpunkten angesiedelt. Die neuen Großindustrieen dagegen des 18. Jahrhunderts wie auch die stark entwickelten Hausindustrieen dieser und früherer Zeit waren dem billigen Arbeitslohn, der Erzeugung der Rohstoffe, der Wasserkraft nachgezogen; sie waren im wesentlichen auf dem platten Lande zu Hause, in den Mittelgebirgen und in ihren Abfallstälern, den wasserreichen Ausgangsgegenden in die Tiefebene.

Da kam die erste Periode der modernen Verkehrsverbesserungen. Die ersten großen Eisenbahnen wurden gebaut; ihr spärliches Netz zentralisierte nach nur wenigen Knotenpunkten; diese wurden leicht mit Lebensmitteln versehen, das Leben war bei noch nicht stark gestiegener Grundrente billig, und so fand die Industrie hier bequeme Löhne. Dazu kamen an diesen Orten leichte Anfuhr der Rohstoffe, billiger Kredit, rasch vermittelter Absatz, günstige Verwertung von Abfällen und eine Fülle technischer und künstlerischer Bildungsmittel. Ließ man nun gar noch die alten Wasserkräfte im Stich zu Gunsten der Dampfkraft, so war der Vorteil eines Umzugs nach der Großstadt, nach dem Eisenbahnknotenpunkt, augenscheinlich. Es war die Konstellation, die seit etwa der Mitte des 19. Jahrhunderts eintrat. Aber sie änderte sich wieder seit den siebziger und achtziger Jahren. Jetzt gab es bald Eisenbahnen überall, und der Transport der Erzeugnisse wurde billig. Gleichzeitig stieg die Grundrente in den großen Städten gewaltig, und Löhne und Lebensmittelpreise zwischen Stadt und Land glichen sich aus. Da war denn die entscheidende Frage für die Ansiedlung der Industrieen und damit die Ansiedlung und teilweise auch die Entstehung des vierten Standes die, wo sich wohl die Rohstoffe am bequemsten und billigsten, wo möglich in Verbindung mit Kohle vorfinden möchten. Und wiederum vollzog sich ein Umzug nicht weniger Industrieen. Die Stadt wurde verlassen und das Land in vorteilhaften Richtungen zentrifugal aufgesucht: ein Land freilich, das sich dann selbst bald wieder zur Industriegegend und nicht selten zur Industriestadt umgestaltete.

Indem aber all diese Umwälzungen, teils zentripetal, teils zentrifugal, vor sich gingen, war das an erster Stelle entscheidende Motiv für sie im allgemeinen immer wiederum das wirtschaftliche, verstärkt freilich durch die schweren Accente fortschreitender Vermehrung der Bevölkerung. Und so läßt sich im ganzen wohl sagen, daß das neue äußere Gewand unserer Heimat, daß die moderne Eingewöhnung der Nation in ihr Land schließlich grundsätzlich und der Hauptsache nach doch eine Folgeerscheinung gewesen ist der ungeheuren wirtschaft-

lichen und sozialen Umbildungen, die man in der Heimat erlebte. In Preußen wohnten nach einer Schätzung vom Jahre 1753 von 1000 Einwohnern damals 302,5 in Städten — und zwar meist sehr kleinen Städten — und 697,5 auf dem Lande: es war ein Zustand, der im allgemeinen, unter manchen Schwankungen des Verhältnisses zwischen der Einwohnerzahl großer und kleiner Städte, noch über ein Jahrhundert erhalten blieb; das Wachstum der Bevölkerung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam wesentlich dem platten Lande zu gute, und noch 1864 wohnten von 1000 Personen nur 310,7 in Städten. Dann aber machte der städtische Anteil eine reißende Steigerung durch; 1871 betrug er 324,1, 1885: 372,7, 1895: 406,7 vom Tausend. Und gehen wir von Preußen auf das Reich über, so lebte gegen Ende des Jahrhunderts rund die Hälfte der Bevölkerung schon in Ortschaften mit über 2000 Einwohnern und rund ein Drittel in Gemeinden mit über 10 000 Einwohnern; und die Zahl dieser Gemeinden war im Jahre 1900 auf 473 gewachsen. Damit trat denn im Reiche trotz aller Zunahme der Bevölkerung (von 40,9 Millionen im Jahre 1871 auf 56,4 im Jahre 1900) sogar ein absoluter Rückgang der ländlichen Bevölkerung von 26,3 Millionen im Jahre 1882 auf 25,9 Millionen im Jahre 1895 ein: so daß nun das platte Land nur noch mit 50 % an der Gesamtbevölkerung beteiligt war, gegen noch 58 % im Jahre 1882. Im Jahre 1900 aber zählte man in Gemeinden unter 2000 Seelen, die man im ganzen wohl heute als ländlich wird bezeichnen dürfen, 25,73, in Gemeinden von 2000 Seelen und darüber 30,63 Millionen Einwohner. Dabei waren die Städte unter 2000 Einwohnern im allgemeinen stationär geblieben, und die Mittelstädte waren mit ihren Einwohnerzahlen im allgemeinen nur eben der Gesamtzunahme der Bevölkerung gefolgt.

So war es denn die Großstadt, deren Wesen sozial wie psychisch immer mehr und schließlich vornehmlich den Typus des spezifisch modernen Lebens zu bestimmen begann. In ihr setzte sich zunächst die Unrast des ganzen Daseins, das charakteristischste Zeichen vielleicht des freien Wettbewerbs, in der ent-

ſchiedenſten Weiſe durch. Es krönt in dieſer Hinſicht gleichſam alle Nachrichten über die inneren Verſchiebungen der Bevölkerung, wenn wir erfahren, daß in Breslau, einer Stadt von 400 000 Einwohnern, die Zahl der umgezogenen Perſonen im Jahre 1899 nicht weniger als 194 602 betrug, und daß in Hamburg mit ſeinen 700 000 Einwohnern im ſelben Jahre gar 212 783 Parteien die Wohnung wechſelten. Und es gibt ein ſuperlativiſches Bild zu den allgemeinen Vorgängen der Zu- und Abwanderung, wenn im gleichen Jahre, ausſchließlich der Reiſenden, in Breslau 60 283 Perſonen als zugezogen und 54 231 als abgezogen und in gleichem Sinne in Hamburg 108 281 und 86 245 Perſonen gemeldet wurden[1]. Dabei ſind die vorübergehenden Wohnungswechſel und Wanderungen noch gar nicht gerechnet. Denn wer will die Scharen von Menſchen zählen, die tagaus tagein der Stadt zur Arbeit zueilen, um ſie abends wiederum zu verlaſſen? Und wer hat ſchon eingehend und ziffernmäßig genau die vorübergehenden Strömungen der Bevölkerung unterſucht, in deren Verlauf im April bis Juni wie im November und Januar Höhepunkte des Arbeitsangebotes in den großen Städten einzutreten pflegen?

Mit der äußeren Unruhe aber wurden die Maſſen auch innerlich raſtlos und unſtet; und eine Wechſelwirkung innerer Motivationen und äußerer Beweglichkeit trat ein, unter der ſich ein neuer Menſchenſchlag, der Schlag der großſtädtiſchen Reizſamkeit, emporbildete. Eine höhere Freiheit der perſönlichen Lebenshaltung wurde verlangt und erreicht: alle alten Schranken, Zünfte, gewerbliche Zwangrechte, Einordnung in ſoziale Zwangsvorſtellungen, fielen, die Arbeit wurde der genoſſenſchaftlichen Elemente ihres Weſens beraubt, und das patriarchaliſche oder gar noch familienhafte Verhältnis zwiſchen Arbeitnehmer und Arbeitgeber ſchwand ſogar im Bereiche perſönlicher Dienſtleiſtung. Aus der Atmoſphäre größerer Freiheit aber erwuchs die Sehnſucht nach ſtärkerem Genuß, edlem wie unedlem: die Ungebundenheit des geſchlechtlichen Lebens, der entnervende Beſuch

[1] Sombart, Der moderne Kapitalismus Bd. 2, S. 329.

der Singspielhallen, die Freude an der bunten Pracht der Schaufenster, der ernste Besuch der Museen, das Hindrängen zum belehrenden Vortrag und zur beseligenden Wirkung der Musik. So entstand, freilich auf dem Untergrunde zumeist des primitivsten Motives, des Aufsuchens höherer Löhne in der Stadt, doch grade für die Begabtesten und Willenskräftigsten eine andere geistige Umwelt, eine Luft, in der sich neben ästhetischen Interessen auch politische — und sie oft noch früher als diese — einfanden. Jener soziale Untergrund der führenden Klassen der Großstadt wurde geschaffen, der empfänglich ward für die bösen wie die guten Seiten der neuen Kultur, der Resonanzboden gleichsam des verlockenden Geisteslebens der Reizsamkeit.

VI.

1. Wir haben bisher die Auswirkung der freien Unternehmung in allen ihren Erſcheinungen verfolgt: es iſt ein Siegesweg ſcheinbar ohnegleichen und von äußerſter Folgerichtigkeit, den das neue Wirtſchaftsleben durchmeſſen hat.

Werden ihm noch weitere, höhere Erfolge beſchieden ſein?

Man darf jetzt ſchon mit einiger Beſtimmtheit ſagen, daß die Zeiten entſchiedenſter Geltung der freien Unternehmung hinter uns liegen. Ja, man kann es ſchon wagen, die Periode ihrer Vollkraft auch nach der Verfallsſeite hin mit einer gewiſſen Sicherheit abzugrenzen.

Es hat eine Zeit gegeben, in der die Unternehmung zunächſt mit immer zunehmender Entſchiedenheit als frei gepredigt wurde; es waren in Deutſchland etwa die Jahre von der Stein-Hardenbergſchen Geſetzgebung bis zur Revolution von 1848: Jahre freilich bei weitem mehr einer Theorie als einer Praxis der Unternehmung. Und es hat eine Zeit gegeben, in der ſie tatſächlich, innerhalb der Grenzen der guten Sitten und der notwendigen Daſeinsbedingungen des Staates, frei war: von 1848 und vornehmlich 1860 bis etwa gegen Ende der ſiebziger Jahre. Seitdem iſt ein Umſchlag eingetreten, der, ſchon vorher in Anfängen vorhanden, ſich immer ſchärfer hervorkehrt: die Zeiten der gebundenen Unternehmung nahen heran.

Es iſt eine wohl für jede große Form des Wirtſchaftslebens, inſofern dieſe ſich eines neuen Elementes wirtſchaftlicher Erfahrung bemächtigt, nachweisbare Entwicklung, daß einem anfänglich vielfach durch Staat und Geſellſchaft begrenzten Daſein eine große Zeit freier und gleichſam perſönlicher Handhabung der neuen Kräfte folgt: bis ſich aus dieſen heraus, der Haupt-

ſache nach eben von ihnen ſelbſt ausgehend, eine Gebundenheit der wirtſchaftlichen Lebenshaltung einſtellt. Dies iſt zum Beiſpiel, um die wichtigſten hierhergehörigen Fälle der deutſchen Geſchichte herauszugreifen, das Schickſal der erſten freien Landnutzung wie der erſten freien Stoffveredlung geweſen. Die freie Landnutzung begann in den Urzeiten mit dem ſogenannten Bifangsbau; von der Markgenoſſenſchaft nur geduldet und, wenn auch in weitherziger Weiſe, von ihr reglementiert, konnte der energiſche Einzelwirt Rottland aufnehmen zu ſeinem ausſchließlich perſönlichen Nutzen. Später, in den Zeiten eines gewaltigen erſten Ausbaues des Landes, im 7. bis 9. Jahrhundert, fiel dieſe Reglementierung hinweg: in freiem Wettbewerb fielen nachgeborene Söhne der Markgenoſſen wie reichere Grundbeſitzer in die ſchier unerſchöpflichen Waldungen der deutſchen Mittelgebirge wie der Alpen ein und bauten ſich an, wo es ihnen beliebte. Aber es war eine verhältnismäßig kurze Periode. Die großen Wälder wurden, ſchon ſtetig in einem wenig beachteten Obereigen des Königs oder der ſonſt herrſchenden obrigkeitlichen Gewalten, nun einer Betonung dieſes Obereigens unterworfen, wurden „eingeforſtet“; und der ſpätere Ausbau — wie auch ihm folgend die ganze Koloniſation des Oſtens — fand der Regel nach durchaus in der Gemeinſchaft ganzer Siedlungsgruppen ſtatt. Genoſſenſchaft und Herrſchaft beteiligten ſich in gleicher Weiſe an der Entwicklung gebundener Formen. Nicht anders auf dem Gebiete der Stoffveredlung. Wie lange iſt nicht die Stoffveredlung als eine Nebenbeſchäftigung der Hausgemeinſchaft, von deren Lebensformen abhängig, betrieben worden! Dann folgte eine kurze Periode der Emanzipation zu voller Freiheit: wir müſſen ſie faſt überall annehmen, ehe die gebundene Lebensweiſe der Zünfte emporkam.

Die Unternehmung hat ſich nicht anders entwickelt. Auch ſie hat lange ihre wilden, ungeordneten und ihre reglementierten Zeiten gehabt: die Zeiten der ſpätmittelalterlichen Stadtwirtſchaft und des territorialen Abſolutismus. Dann wurde ſie frei, und rapid entfalteten ſich ihre Erſcheinungen unter der anſtachelnden Wirkung des freien Wettbewerbs. Aber auch

dieſe Periode wird verhältnismäßig kurz ſein, und Zeiten der Gebundenheit werden vermutlich folgen.

Man wird kaum anders annehmen können, als daß dieſen parallelen Entwicklungen gleichartig verlaufende Motive zu Grunde liegen. Was iſt natürlicher, als daß eine anfangs ſchwach auftretende Ausbeutung neuer Wirtſchaftskräfte, ſei es die Ausnutzung jungfräulichen Bodens, ſei es ſtoffveredelnde Handarbeit, ſei es auf Grund neu okkupierter Naturkräfte rechnende Kopfarbeit, ſich zunächſt den beſtehenden Formen des Wirtſchaftslebens unterwirft und unterwerfen muß! Jetzt aber wächſt dieſe Ausbeutung; die Tatkraft neuer Geſchlechter wendet ſich ihr immer entſchiedener zu; ſie wird zu einem beherrſchenden Motiv der Wirtſchaft. Wer will ſie in dieſem Moment verhindern, ihre ganzen Folgen zu entwickeln ohne Reſt und ohne Skrupel? Indes dieſe neue Zeit, eine Zeit ſtets raſtloſen Wettbewerbs, hegt eben in ihrer ſchönſten Blüte ſchon den Wurm, der ſie zerſtört. Die freie Konkurrenz trägt in ihrer Unerſättlichkeit das Element der Antinomie, durch das ſie vernichtet wird. Es iſt eine Konkurrenz von jener Willkür, die ſchließlich alle ſcheuen lernen; und ſie wird abgelöſt durch eine Konkurrenz von jener Freiheit, die ſich ſelbſt begrenzt, von einer geſetzmäßigen Gebundenheit.

Inwiefern dieſer Prozeß ſich — man möchte faſt ſagen: in einer Art der Selbſtreinigung — vollzieht, ſo wie man etwa von einer Selbſtreinigung der Flüſſe ſpricht, davon iſt ſchon früher die Rede geweſen[1]. Der moderne Handel nimmt, vom einfachen Kommiſſionsgeſchäft ausgehend, Formen an, wie zum Beiſpiel die des Engrosſortimentes, in denen er die Unternehmen, die mit ihm in Verbindung treten, von einem großen Teile des kommerziellen Riſikos entlaſtet. Oder er entwickelt ſich aus älteren Formen des Warenhandels zu Spekulations- und Termingeſchäften, die ebenfalls in ihrem Kerne Veranſtaltungen zur Entlaſtung der Unternehmen vom kommerziellen Riſiko und zur Verteilung desſelben auf viele Schultern ſind. Und

[1] S. oben S. 61 ff.

ganz allgemein läßt sich sagen, daß alle modernen Formen des Handels, wie sie etwa seit den siebziger Jahren aufkamen und noch immer in rascher Entwicklung begriffen sind, ein Doppeltes bezwecken: einmal zwischen der Unternehmung als vorzugsweise nur noch produzierendem Organe und dem Konsumenten eine direkte Verbindung herzustellen und weiter diese Verbindung derart zu gestalten, daß die in ihr enthaltenen spekulativ-kommerziellen Elemente durch Versicherungsformen allein des Handels gedeckt werden.

Nun ist klar, daß auf diese Weise eine neue Entwicklung eingeleitet wird. Die Unternehmung wird an den Handel gebunden und technisch auf die industrielle Seite beschränkt: würde der hier eingeschlagene Weg konsequent bis zum äußersten Ende verfolgt werden, so würden sich die in der Unternehmung vereinigten kommerziellen und industriellen Elemente wiederum gänzlich trennen, wie sie vor dem Zeitalter der Unternehmung getrennt gewesen sind, — und eine neue Periode des Wirtschaftslebens, ein Komparativ gleichsam zu dem Positiv primitiven Nebeneinanders von Kram und Handwerk im 11.—17. Jahrhundert, würde eintreten.

Ob freilich damit zugleich das seelische Wesen dieser Zeit wiederkehren würde? Es ist die Frage eines unhistorischen Kopfes, eine Frage zudem, die schon jetzt durch die Tatsachen entschieden verneinend beantwortet wird. Da, wo heutzutage modernster Handel und modernste industrielle Unternehmung in der geschilderten Art auseinandertreten, ergeben sich nach dem einstimmigen Urteile derer, die die alte Form der freien Unternehmung an sich erlebt haben und jetzt dieser neuen Form schaffend angehören, psychische Spannungen, die zwar von geringeren Momenten äußeren Hastens begleitet sind, im übrigen aber sich — vornehmlich infolge von Verfeinerung und Verlängerung der Produktions- und Vertriebsmanipulationen — durch eine Intensität auszeichnen, die selbst den Spannungen der freien Unternehmung in gleicher Höhe noch nicht eigen war. Und ein weiterer noch augenscheinlicherer Grund für diese Erscheinung wird von denen, die sie in und an sich erleben, zumeist

darin gefunden, daß dieſe modernſten Formen des Geſchäftslebens, auf minimalen Nutzen an Produktion und Vertrieb des Einzelſtückes zugeſchnitten, eine Schärfe der Kalkulation erfordern, welche die Breite des gangbaren Weges zwiſchen Gewinn und Verluſt überaus beſchränkt hat.

Wie dem nun auch ſei: ſicher iſt, daß der Entwicklung all dieſer Formen ein tiefſtes Moment gegenſeitiger Verſicherungsgewähr der wirtſchaftlich Handelnden und damit innerlicher Bindung der Volkswirtſchaft innewohnt.

Aber neben dieſen Vorgängen, die mehr intim feſſeln und gängeln, ſind auch ſtarke Elemente äußerer wirtſchaftlicher Bindung aufgetreten und immer mehr entwickelt worden.

Der Elemente, die eine ſolche neue wirtſchaftliche Gebundenheit herbeiführen helfen und gewährleiſten, ſind auf deutſchem Boden von jeher zwei geweſen: Genoſſenſchaft und Herrſchaft; und von jeher faſt war das ſtärker bindende von beiden die Genoſſenſchaft. So iſt die freie Landkonkurrenz der Urzeit der Gebundenheit in Siedlungsgenoſſenſchaft und herrſchaftlichem Oberlandeseigentum unterlegen, ſo die freie Stoffveredlungskonkurrenz des 11. und 12. Jahrhunderts der Handwerkergenoſſenſchaft und der ſtädtiſchen Verkehrshoheit des ſpäteren Mittelalters; und ſo wird der freie Wettbewerb des 19. Jahrhunderts vielleicht dem modernen Genoſſenſchaftsweſen unterliegen und der Wirtſchaftshoheit des modernen Staates.

Und wie ſich in früheren Zeiten, ſobald der Staat als ein Lebeweſen von ſtarken und ſtetigen Energieäußerungen entwickelt war, die Überlegenheit des genoſſenſchaftlichen Momentes, als des zunächſt in der Tiefe des Volkslebens begründeten, darin gezeigt hat, daß der Staat in den Zeiten des Aufkommens neuer Wirtſchaftsgebundenheit mehr genoſſenſchaftlichen Charakter annahm, ſo erleben wir auch heute wieder, daß man dem Staatsleben genoſſenſchaftliche Daſeinsmotive zuſchreibt: es iſt der Kern alles Lebens des Staatsſozialismus.

Verſtärkt aber werden dieſe Anfänge eines Überganges zu neuen wirtſchaftlichen Daſeinsformen von jeher und werden ſie vornehmlich auch in der Gegenwart durch zwei weitere

Momente, die aus dem seelischen Charakter alles geschichtlichen Lebens und aus der seelischen Einheit jeder Zeit herfließen. Der Wechsel verknüpft sich nämlich einmal mit den Eigenheiten einer seelischen Reaktionserscheinung: indem die innere Entwicklung aus den Formen der Freiheit vorwärtsdrängt in die Formen der Gebundenheit, wird man der ersten Formen zugleich überdrüssig und sehnt sich nach den starken seelischen Wirkungen des Kontrastes. Und indem dies geschieht, erhält der Übergang etwas Beschleunigtes, Schroffes und Accentuiertes; und zu den wirtschaftlichen Erwägungen treten, sie oft weithin überwältigend, die Affekte. Und weiter: bei der organischen Einheit jedes sozialpsychischen Lebens einer Zeit beschränkt sich die Wandlung nicht allein auf das wirtschaftliche und soziale Leben; sie erfaßt vielmehr auch das gesamte sogenannte höhere Geistesleben: ja dieses nimmt, wie wir schon gesehen haben, in unserem hier vorliegenden Falle diese Wirkungen so rasch auf, daß es sie sogar in spontanerer Energie nun schneller fortentwickelt, als dies die Entwicklung auf dem Mutterboden nur des Wirtschaftslebens und der gesellschaftlichen Schichtung an sich zu leisten vermöchte. Und so ergibt sich, in einer natürlichen Rückwirkung, auch aus dem Geistesleben her eine Fülle von Anregungen, welche Wirtschaft und Gesellschaft zur Gebundenheit forttreiben: in unserer neuen Ethik, in den jüngsten Wandlungen unserer Weltanschauung, im Drama, überhaupt in der religiösen und philosophischen Gedankengängen zuneigenden Dichtung, — und selbst jene Wandlung in den Naturwissenschaften, die von den erschöpften mechanischen Anschauungen des 17. bis 19. Jahrhunderts hinwegführt zu den Problemen einer neuen Energetik, arbeitet der Technik eines gebundeneren Wirtschaftslebens vor, um ihr dereinst zu dienen.

Es gibt keinen denkenden Zeitgenossen, der sich dieser Wandlungen nicht in irgend einer Richtung und unter irgend einem Gesichtspunkte bewußt wäre; so wie es wohl kaum einen unter den Männern der Praxis in der Gegenwart geben wird, der nicht schon den zunehmenden Einfluß genossenschaftlicher wie herrschaftlich-staatlicher Elemente — nicht selten auch der

Gemeinschaft beider: so in den Zwangsgenossenschaften — deutlich gespürt hätte.

Hier aber wird es darauf ankommen, von diesen Einflüssen so zu sprechen, daß aus der Erzählung die leise Wandlung der freien Unternehmung in eine künftige gebundene deutlich und in zunehmend scharfen Umrissen hervortritt. Dabei wird denn von dem genossenschaftlichen Gebiete als dem breiteren und einflußreicheren auszugehen sein. Und hier wiederum, in diesem engeren Bereiche, müssen verschiedene Arten genossenschaftlichen Einwirkens unterschieden werden.

Nachdem die freie Unternehmung, an sich jeglicher Art engerer Genossenschaft als einem Hindernis freien Wettbewerbes feindlich, das genossenschaftliche Leben so weit als nur möglich zerstört hatte — man erinnere sich der Schicksale der Markgenossenschaft und der alten handwerklichen Zunft im 19. Jahrhundert —, vollzogen sich neue Genossenschaftsbildungen anfangs nicht mehr in der Meinung, der freien Unternehmung als solcher entgegenzutreten: allzu gewagt und praktisch gänzlich aussichtslos wäre ein solches Beginnen erschienen. Vielmehr war die Absicht, soweit sie zu praktischen Ergebnissen führte, zunächst nur die, Gesellschaftsschichten, die aus irgend einem Grunde, namentlich infolge Kapital- und Kreditmangels, nicht in der Lage waren, an den Wohltaten der freien Unternehmung unmittelbar teilzunehmen, die Aussicht auf eine Beteiligung dadurch zu verschaffen, daß ihnen auf genossenschaftlichem Wege ermöglicht wurde, zu Unternehmern zu werden. Es handelte sich also noch nicht um genossenschaftliche Gegenwirkungen gegen die freie Unternehmung, sondern vielmehr um eine genossenschaftliche Behandlung der unternehmerischen Praxis.

Aber daneben wuchsen allerdings früh Versuche auf, der freien Unternehmung, ja der Unternehmung überhaupt in jeglicher Form feindlich entgegenzutreten und sie wo möglich zu vernichten, — Versuche, die naturgemäß zum größten Teile sehr radikal und sogar utopistisch waren: es ist das Feld vornehmlich der vollendeten sozialdemokratischen Lehre, des ursprünglichen Marxismus.

Und schließlich setzten Neigungen ein, auf dem Boden der freien Unternehmung selbst diese zu begrenzen, — Neigungen, die sich naturgemäß vor allem in den eigentlichsten neuen Berufen der Unternehmung ausbildeten, bei den Arbeitern des vierten Standes und bei den arbeitgebenden Unternehmern: das ist der Boden, auf dem die Gewerkschaft erwuchs und die Erscheinung der Kartelle.

Zunächst also von den Versuchen, die Unternehmung durch das Mittel der Genossenschaft auch solchen wirtschaftlich Tätigen zugänglich zu machen, die das für ein Unternehmen notwendige Kapital nicht besaßen. Hier waren zwei Möglichkeiten gegeben: entweder dem einzelnen wurde durch eine genossenschaftliche Verbindung mit anderen, die in der gleichen Lage waren wie dieser einzelne, eben dadurch, daß diese einzelnen genossenschaftlich zusammentraten, ein Kredit verschafft, auf den hin er das zu seinem Unternehmen nötige Kapital suchen und finden konnte, — oder aber die einzelnen traten zusammen, um auf Grund gemeinsam zusammengeschossenen Kapitals den teilweis oder ganz gemeinsamen Betrieb eines Unternehmens zu eröffnen. Im ersteren Falle entstanden Kreditgenossenschaften, im zweiten Betriebsgenossenschaften.

Nun leuchtet von vornherein ein, daß von diesen beiden Bildungen die Kreditgenossenschaft dem erstrebten Ziele besser entsprach. Denn sie gleicht in sich auf einfachste Weise zwei anscheinend unvereinbare Prinzipien aus, die zusammenzubringen eben das Problem war: die individuelle und persönliche Initiative des einzelnen, der Unternehmer werden will, und die genossenschaftliche Grundlage, aus deren Kredit er seine kapitalistische Kraft saugt. Die Kreditgenossenschaften, sozusagen die Lösung der Zirkelquadratur der Frage, inwiefern freie Unternehmen aus einer gebundenen Grundlage hervorgehen können, sind daher in gewissen Richtungen, von denen bald genauer die Rede sein wird, die weitaus blühendsten Veranstaltungen zur Sozialisierung der Praxis der freien Unternehmung geworden.

Die Betriebsgenossenschaften dagegen binden die freie

Initiative des einzelnen an die Genoſſenſchaft, die hier ſelbſt als Unternehmer auftritt: ſie ſind alſo eigentlich nur für ſolche Kreiſe recht geeignet, für die zwar die Notwendigkeit beſteht, ihre Wirtſchaft mehr oder minder auf dem Fuße des Unternehmens einzurichten, die aber anderſeits noch alte Gebundenheit, alten Gemeinſinn in ſo hohem Grade beſitzen, daß ſie für die ganz oder teilweis vorzunehmende Überführung ihrer Wirtſchaft in den Charakter des Unternehmens in der Lage ſind die genoſſenſchaftliche Form gutzuheißen und an ihrem Teile zu fördern. Es waren daher weſentlich die Kreiſe der Landwirte, die an den Betriebsgenoſſenſchaften Gefallen fanden; und ſie haben ſie vor allem für einzelne Seiten ihres Geſamtbetriebes ausgebildet, etwa den gemeinſamen Bezug von Rohſtoffen (Dünger u. ſ. w.), oder für den gemeinſamen Ankauf von Maſchinen oder Werkzeugen, oder für den gemeinſchaftlichen Verkauf gewiſſer Erzeugniſſe (z. B. Milch): ſo ſind die Rohſtoffvereine, die Werkgenoſſenſchaften, die Abſatz- und Magazingenoſſenſchaften entſtanden. Aber darüber hinaus haben ſich gerade die Landwirte auch der noch ſtärker bindenden Form der Produktivgenoſſenſchaft bemächtigt, die der Herſtellung und zugleich dem Verkauf gewiſſer, bisweilen der wichtigſten oder gar aller Produkte dient; namentlich in Geſtalt der Molkereigenoſſenſchaft iſt dieſe Form auf dem Lande weit verbreitet.

Kredit- und Betriebsgenoſſenſchaften begannen ſich auf deutſchem Boden ziemlich zu gleicher Zeit, um 1850, und ziemlich gleichmäßig in Stadt und Land zu entwickeln; dabei iſt die Kreditgenoſſenſchaft in ihren klaſſiſchen Formen recht eigentlich eine deutſche Errungenſchaft; ihre Helden waren Schulze-Delitzſch (1808—1883) und Raiffeiſen (1818—1888). Im übrigen traten die verſchiedenen Formen keineswegs immer rein, ſondern vielfach gemiſcht hervor, namentlich auf dem platten Lande, wo bei den begrenzteren Verhältniſſen eine Genoſſenſchaft oft den verſchiedenſten Zwecken dienen mußte und diente: ſo daß namentlich die Raiffeiſenſchen, dem platten Lande zugewandten Pläne von vornherein ihren Zielen nach ſehr vielſeitig waren. Den erſten Vorſchuß- oder Kreditverein

gründete Schulze im Jahre 1850 zu Delitzsch; schon vorher hatte er, 1849, die Errichtung eines Rohstoffvereins für Schuhmacher und Tischler in Delitzsch durchgesetzt, nachdem rheinische Tischler (zu Mainz, Mannheim, Worms, Köln, Frankfurt und Wiesbaden) bereits seit 1841 mit der Begründung von Magazingenossenschaften (sogenannten Gewerbehallen) vorangegangen waren. Gegen Ende der fünfziger Jahre war das von Schulze zunächst für mehr städtische Bedürfnisse gepflegte Genossenschaftswesen schon so gediehen, daß seitens der Vorschußvereine im Jahre 1859 die Begründung eines Zentralbureaus unter Schulzes Leitung beschlossen werden konnte, aus dem dann im Jahre 1864, wiederum unter Schulzes bis zu seinem Tode andauernder Leitung, der Allgemeine Verband deutscher Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften hervorging. Inzwischen hatten sich auch die Raiffeisenschen ländlichen Darlehnskassen gut zu entwickeln begonnen: in der Regel als Sparkassen, Kredit- und Betriebsgenossenschaften zugleich und nicht weniger auch mit dem Gedanken, die sittliche Festigkeit der einzelnen Mitglieder wie deren Gemeinsinn zu heben. Der erste Darlehnskassenverein war der von Raiffeisen im Jahre 1849 zu Flammersfeld auf dem Westerwald begründete; später zog sich Raiffeisen in das Neuwieder Becken und begann hier seit den sechziger Jahren eine besonders segensreiche Wirksamkeit. Zugleich aber verbreitete sich sein System über das ganze Reich, vielfach in besonderen, untereinander auch wohl abweichenden territorialen und provinzialen Organisationen.

Über den Einzelgenossenschaften aber erhob sich allmählich zweierlei: eine höhere Verwaltungs- und Vertretungsorganisation und eine den Genossenschaftsgedanken fördernde und regelnde Gesetzgebung. Die frühesten Gesetze waren das preußische vom Jahre 1867 und das Gesetz des Norddeutschen Bundes vom Jahre 1868, das später in der Hauptsache Reichsgesetz wurde. Es war eine Stufe der Gesetzgebung, die erst die Genossenschaft mit unbeschränkter Haftpflicht aller Genossen kannte und durch eine so ängstliche Einschnürung des genossenschaftlichen Gedankens der Verbreitung desselben manchen Abbruch tat. Daher wurde

es in den siebziger Jahren Zeit, nachdem sich die Form der Genossenschaft in den mannigfachsten Richtungen bewährt hatte, auch Genossenschaften mit beschränkter Haftpflicht zuzulassen. In Österreich ging man in dieser Richtung durch das Gesetz vom Jahre 1873 vor; im Reiche brachte erst ein Gesetz vom Jahre 1889 diese und einige andere, die Ausbreitung des Genossenschaftswesens fördernde Änderungen.

Inzwischen aber hatten die Genossenschaften schon von sich aus, nicht zum geringsten durch Ausbau ihres inneren Zusammenhanges, gewaltig an Boden gewonnen. Es geschah das einmal, indem sie sich immer entschiedener zu Verbänden zusammenfaßten, um gegenseitige Erfahrungen auszutauschen, ihre Angelegenheiten gemeinsam zu fördern, Geschäftsverbindungen anzubahnen und die nötigen Revisionen durch gemeinsame Sachverständige durchführen zu lassen. Weiterhin aber war dafür maßgebend, daß die Genossenschaften den Ab- und Zufluß der bei ihren Kassen zirkulierenden Gelder durch übergeordnete gemeinsame Kassen derart zu regeln suchten, daß ihnen daraus größere Vorteile erwuchsen, als wenn sie private Banken in Anspruch genommen hätten. Dabei erwies sich diese letzte Maßregel als so heilsam, daß sie schließlich in Preußen auch von staatlicher Seite gefördert wurde. Im Jahre 1895 wurde hier, zuerst mit 5, aber schon 1896 mit 20 Millionen Mark ausgestattet, eine Zentralgenossenschaftskasse errichtet, deren Aufgabe es wurde, wie den Landeskommunalverbänden und den ritterschaftlichen Darlehnskassen so auch den Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften in ihren Verbänden Kredit zu gewähren. Und es versteht sich, daß die Einrichtung dieser Kasse sehr bald auf die Zentralisation der Genossenschaften zurückwirkte und deren Aufgaben beträchtlich zu fördern begann.

Nach Crüger, Jahrbuch des Allgemeinen Verbandes der auf Selbsthilfe beruhenden deutschen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften, IV. Jahrg. 1900 (42. Folge des Jahresberichts), Berlin 1901, S. XI, bestanden am 31. März 1900:

Kreditgenossenschaften		11 477
Betriebsgenossenschaften:		
Rohstoffgenossenschaften,	gewerbliche	95
	landwirtschaftliche	1 237
Werkgenossenschaften,	gewerbliche	53
	landwirtschaftliche	501
Absatzgenossenschaften,	gewerbliche	73
	landwirtschaftliche	127
Produktivgenossenschaften,	gewerbliche	203
	landwirtschaftliche	2 186
verschiedene Arten von Genossenschaften		310
Baugenossenschaften		322
		16 584

Dazu kommen noch 1404 Konsumvereine.

In Preußen speziell hat die Zunahme im Genossenschaftswesen (eingeschlossen die Konsumvereine und Baugenossenschaften und einiges andere) allein von 1899 auf 1900 sich auf 633 Genossenschaften und 111 139 Genossenschafter belaufen. Mitte 1900 bestanden in Preußen ausschließlich der Zentralgenossenschaftskassen 9456 Genossenschaften mit 1 331 450 Genossen; davon entfielen auf Genossenschaften

mit unbeschränkter	Haftpflicht	6 561 mit 770 244	Mitgliedern
" "	Nachschußpflicht	108 " 15 749	"
" beschränkter	Haftung	2 787 " 545 457	"

Da die beiden letzten Formen erst seit 1889 hinzugekommen sind, so zeigen sie zugleich einen guten Teil des Wachstums innerhalb des letzten Jahrzehnts. Die Bewegung hat sich, wie man sieht, in dieser Zeit — nach einer Krise übrigens in der Zeit vor Erlaß des Gesetzes von 1889 — mächtig gehoben, und sie schwillt noch immer an; in Preußen entfielen auf 1000 Seelen der Bevölkerung 1898: 35,33, 1899: 38,74, 1900: 42,27 Genossen.

Im ganzen ist nun diese Bewegung, ihrer innersten Natur nach, an erster Stelle den mittleren landwirtschaftlichen Ständen zu gute gekommen. Viel weniger haben von ihr die städtischen mittleren Kreise, die Detailhändler und die Handwerker, gewonnen; denn selbst in den Kreisen der Handwerker und sogar innerhalb der speziell für sie bestimmten Kreditvereine Schulze-Delitzschs ergab sich, daß der handwerkliche Individualismus zu fortgeschritten war, um sich genossenschaftlicher Formen erfolgreich zu bedienen: im Mitgliederbestande der Schulze-Delitzschschen Kreditvereine ist der Anteil der Handwerker von dem Jahre

1871 bis 1894 von 36,8 % auf 26,3 % herabgegangen. Noch viel weniger haben natürlich in Handwerkerkreisen die Betriebsgenossenschaften Fuß gefaßt, obwohl deren Idee gerade aus ihnen hervorgegangen ist; in ihrer ausgeprägtesten Form, der der Produktivgenossenschaft, bestanden sie um die Wende des Jahrhunderts nur noch in zweieinhalbhundert Exemplaren und gehörten anscheinend vielfach nicht einmal dem eigentlichen Handwerk an: waren zum Beispiel Buchdruckereien, Brennereien, Tabakfabriken.

Dieser Entwicklung entspricht es denn, wenn, bei ziemlich gleichmäßiger Verbreitung, die Genossenschaften doch am besten da emporgeblüht sind, wo ein freies Bauerntum auf kleinerem und mittlerem ererbtem Eigen saß. An solchen Stellen haben sich vor allem auch zahlreichere Betriebsgenossenschaften, Molkereigenossenschaften, Winzervereine, Obstverwertungsvereine, Ackerbau- und Meliorationsgenossenschaften gebildet. Nur sehr wenig ist dagegen die ganze Bewegung dem vierten Stande zustatten gekommen, wie sie denn ja teilweis von vornherein auf den späteren kleinen Unternehmerstand, einen Stand also der Arbeitgeber, berechnet war. Höchstens in den Kreditgenossenschaften hat man ab und zu einen Arbeiter willkommen heißen können; und auf dem Gebiete der Betriebsgenossenschaften ist dem Arbeiter wohl gelegentlich durch das System der Gewinnbeteiligung an dem Unternehmen, dem er angehört, ein klein wenig etwas wie eine genossenschaftliche Stellung gewährt worden: doch ist das System der Gewinnbeteiligung in Deutschland wenig verbreitet.

2. Wir haben bisher genossenschaftliche Bildungen verfolgt, deren Absicht auf die Sozialisierung der Praxis der freien Unternehmung hinauslief. Man könnte ihre Aufgabe auch noch anders bezeichnen. Die ihnen Angehörigen gehen nur gezwungen auf den Geist der freien Unternehmung ein; sie sind ursprünglich in der Welt eines ganz anderen Wirtschaftslebens groß geworden. Die Genossenschaftsform erfüllt für sie nur die Aufgabe, ihnen den Übergang zu einer ganz neuen, ihnen zunächst nicht eigenen Art des Wirtschaftslebens zu er-

leichtern. Insofern ist sie eine Liquidationsform nunmehr veralteten Wirtschaftslebens.

Gegenüber genossenschaftlichen Bildungen dieser Art erheben sich nun aber auch ganz andere, die von vornherein dem neuen Wirtschaftsleben als dessen berechtigte Folgeerscheinungen angehören: legitime Sprossen sozusagen und doch, wie wir bald sehen werden, schlimmste Feinde der freien Unternehmung: die Gewerkvereine des vierten Standes und die Kartelle der Unternehmer.

Gewerkvereine und Kartelle sind Verkörperungen des genossenschaftlichen Bedürfnisses der spezifischen, der neuen Stände der Unternehmung. Wie kommen diese Stände nun zu genossenschaftlichen Bedürfnissen, — Bedürfnissen, welche ihrem Entstehungsprinzip, dem Grundsatze des freien Wettbewerbs, direkt entgegenstehen, Bedürfnissen, die ganz bewußt in der Richtung auf irgend eine Gebundenheit der Unternehmung hin geltend gemacht werden?

Das Prinzip der freien Konkurrenz, logisch der volle Gegensatz zu jeder Art monopolistisch oder sonst irgendwie gebundener Wirtschaftsform, steht den Grundsätzen einer solchen Bildung — und also auch der gebundenen Unternehmung — entwicklungsgeschichtlich doch nur polar gegenüber und geht zu ihnen im Verlaufe jeder Entwicklung des freien Wettbewerbes allmählich über. Inwiefern dies im Verlauf des Wirtschaftszeitalters der Unternehmung der Fall war und ist, das läßt sich an bestimmten Entwicklungstendenzen der Gegenwart genau verfolgen.

Zunächst besteht beim Arbeiter des vierten Standes von vornherein die Neigung, den Grundsatz der freien Konkurrenz, soweit er es ist, der an ihm teilhat, einzuengen, zu „binden". Der Arbeiter hat nur einen Faktor wirtschaftlichen Daseins zur Verfügung, hat nur eine Ware zu verkaufen, die Arbeit; und an dieser Ware — wenn man sie eben darum noch Ware nennen darf — klebt seine ganze Person, sein Schicksal, seine Zukunft nicht bloß in wirtschaftlicher, sondern in jeder Hinsicht. Unter diesen Umständen muß es ihm, zur Sicherung und dauerhaften Ausgestaltung seiner heiligsten Interessen, darauf an-

kommen, den Verkauf dieſer Ware nicht bloß möglichſt teuer vorzunehmen, ſondern vor allem auch zu regeln. Indem aber ſo ſein Drang nach guter und ſicherer Exiſtenz ſich mit dem Ausbau der Unternehmung, der er angehört, aufs innigſte verquickt, tritt er dem noch heute geltenden Prinzip dieſer Unternehmung, der zügelloſen Freiheit im Wettbewerb beim Abſatze der Produkte, durchaus entgegen. Denn dieſe Freiheit hat zur Vorausſetzung, daß die Arbeit des vierten Standes eben nur als Ware, wie jede andere Ware, behandelt und darum, je nach Lage ihres Angebotes und nach Lage des Abſatzes der Unternehmungsprodukte, in ihrem Preiſe bald erhöht und bald vermindert, bald gefragt und bald beiſeite gelaſſen werde.

Aber auch in dem herrſchenden Stande der freien Unternehmung, bei den Unternehmern ſelbſt, ſtellte ſich im Laufe der Zeit das Bedürfnis einer Bindung des freien Wettbewerbes ein. Das freie Unternehmen, durch das in ihm angelegte Kapital ebenſo vorwärtsgetrieben wie durch ſeine eigenſte wirtſchaftlich-ſeeliſche Konſtruktion, mußte auf Maſſenerzeugung und demgemäß auf Maſſenabſatz ſehen. Und dies um ſo mehr, je ſtärker beim Fortſchreiten des Unternehmungszeitalters die Arbeitsteilung ward, je mehr alſo in einem Unternehmen nur eine begrenzte Anzahl verſchiedener Arten von Artikeln erzeugt wurde. Wie aber dieſen Maſſenabſatz garantieren? Er wies hinaus über den lokalen, den nationalen Markt, über das Wirtſchaftsgebiet, das man allenfalls überſah, auf das man ſich einrichten konnte, ſo wie etwa innerhalb der mittelalterlichen Stadtwirtſchaft oder der Territorialwirtſchaft noch des 16. bis 18. Jahrhunderts die Abſatzmöglichkeiten im allgemeinen bekannt und darum reguliert geweſen waren und zu gebundenen Wirtſchaftsformen geführt hatten. Er wies um ſo mehr in alle Welt, als jetzt Eiſenbahnen und Telegraphen und Schiffsverbindungen in ganz anderer Weiſe als je zuvor geſtatteten, dieſe ganze Welt zu beſenden. Überſah nun aber der einzelne Unternehmer noch die Abſatzmöglichkeiten dieſes ganzen ungeheuren Gebietes? Keineswegs. Und ſo produzierte er

vielfach, vermöge der dem freien Unternehmen eigenen Impulsivität wie infolge ungenügender Kenntnis der Absatzmöglichkeiten, halb blind darauf los, bald mit besonders gutem, bald mit besonders schlechtem Erfolge: Hochkonjunkturen und Krisen jagten sich in hastendem Erwerb und trostlosem Verzichten, und der Beruf wurde teilweis zum Glücksspiel. Da war denn der Unternehmer ungefähr bei den gleichen Empfindungen angelangt wie der Arbeiter: gewiß wollte auch er hohe Preise für seine Ware, vor allem aber ersehnte er Ruhe und Regelmäßigkeit des Absatzes. Und er lebte der Hoffnung, daß eine Assoziation mit gleichgesinnten Unternehmern gleicher Produktion ihm diese verschaffen werde: denn eine Gemeinschaft kann die Absatzbedingungen ganz anders übersehen, da sie die Konkurrenz unter ihren Mitgliedern hemmt oder ausschließt. Aber freilich: je mehr eine solche Assoziation den Absatz beherrscht, um so mehr unterbindet sie auch die zügellose Werbekraft des Kapitals und die psychischen Voraussetzungen der freien Unternehmung: um schließlich von deren Gebieten hinüber in Bereiche einer neuen, entwicklungspsychologisch mindestens zunächst noch höher stehenden Gebundenheit zu führen.

Es ist schon angedeutet und erklärt sich aus den soeben besprochenen Motiven des Übergangs von der Freiheit der Unternehmung zu deren Gebundenheit, daß sich der Assoziationsdrang der Arbeitnehmer früher entwickelt hat als der der Arbeitgeber. Die Arbeitgeber mußten erst die Erfahrungen einer vollentwickelten, immer unerträglicher werdenden Konkurrenz hinter sich haben, ehe sie — von vereinzelten früheren Beispielen abgesehen — zur Assoziierung schritten; für die Arbeitnehmer erschien diese fast von vornherein als Bedingung des neuen Daseins, als Sauerstoff gleichsam des Wirkens in der Unternehmung an untergeordneter Stelle. So versteht es sich auch, daß der Gedanke des Gewerkvereins, der Arbeiterassoziation, überall, wo es freie Unternehmen gab, ziemlich gleichmäßig, wenn auch auf germanischem Boden besonders stark, aufgetaucht ist: in England, in Frankreich, in Deutschland; und daß er auf deutschem Boden sich wiederum an den verschiedensten

Stätten fast zugleich Bahn brach und die abweichendsten Färbungen politischer und kirchlicher Natur annehmen konnte und annahm: so daß die Gesamtbewegung, bei aller Einheit der Grundtendenz, doch schließlich in sehr mannigfaltigen Ausbildungen verlaufen ist, freilich mit einer namentlich neuerdings immer stärker hervortretenden Neigung zu gemeinsamer Fühlung und Stellungnahme.

Die ältesten deutschen Gewerkvereine sind der von Fritzsche begründete Tabakarbeiterverein und der Verband der deutschen Buchdrucker; sie stammen aus den Jahren 1865 und 1866.

Einen starken Anstoß zur weiteren Begründung von Gewerkvereinen gab dann die Kenntnis der viel stärker entwickelten englischen Trade-Unions, welche Max Hirsch auf Grund der Erfahrungen einer englischen Reise im Jahre 1868 den deutschen Kreisen vermittelte. Damit kam es aber auch alsbald zu einer Scheidung in der assoziativen Bewegung. Während Hirsch, begeistert von seinen englischen Erfahrungen, aber, soweit die Angelegenheit politische Färbung hatte, im Sinne etwa der Fortschrittspartei, der er angehörte, Gewerkvereine zu gründen suchte, nahm sich anderseits von Schweitzer, der Nachfolger Lassalles im Präsidium des „Allgemeinen deutschen Arbeitervereins", der Idee an: und so entstanden ziemlich gleichzeitig die Hirsch-Dunckerschen linksliberalen Gewerkvereine und die zunächst völlig sozialdemokratischen Gewerkschaften. Damit kam es aber auch auf lange Zeit zu gewissen Unterschieden in der Auffassung des Assoziationsprinzipes: die Gewerkvereine gingen mehr von der Annahme einer natürlichen Harmonie zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer aus und suchten diese auf gütlichem Wege, durch Schiedsgerichte etwa und Einigungsämter, zu sichern; die Gewerkschaften lebten mehr dem Gewinn einer würdigen Stellung der Arbeiter durch Kampf mit den Arbeitgebern und pflegten daher als ultima ratio plebis den Ausstand.

Von diesen beiden ältesten Arten blühten nun anfangs die Gewerkvereine ziemlich rasch empor; nach einjährigem Bestehen gab es Ende 1869 deren schon an 258 Orten mit etwa 30 000

Mitgliedern. Darauf kamen freilich Zeiten des Verfalls; Ende 1878 bestanden zwar noch 365 Ortsvereine, aber sie hatten nur 16500 Mitglieder. In den achtziger Jahren, im Zusammenhang mit der Sozialgesetzgebung des Reiches, trat dann eine neue Periode des Aufschwunges ein, in der sich bis Ende 1901 die Zahl der Mitglieder auf etwa 97000 gesteigert hat.

Weit wechselvoller war das Schicksal der sozialistischen Gewerkschaften. Der Anfang war glänzend; auf dem Kongresse des Jahres 1868, der Gründungsversammlung, waren 142000 Arbeiter in 110 Orten durch 206 Delegierte vertreten. Aber schon auf der Delegiertenversammlung vom Jahre 1869 mußte eingestanden werden, daß nur noch 35000 Mitglieder am Verbande festhielten, und 1874 war die erste, von Schweitzer angeregte Bewegung gescheitert. Darauf kamen zwar Jahre einer politischen Konsolidation der sozialdemokratischen Bewegung, die auch den Gewerkschaften hätte zu gute kommen müssen, aber es waren zugleich die Zeiten des Sozialistengesetzes (1878 ff.), und diesem fiel auch das Gewerkvereinswesen — und nicht bloß das der Sozialdemokratie — vielfach zum Opfer. Zwar wurden, nach einem ersten fast völligen Zusammenbruch, seit den achtziger Jahren hier und da neue Organisationen in Anfängen begründet, und sie erhielten sich auch, trotzdem ein Erlaß der preußischen Regierung vom April 1886 es fertig brachte, den Ausstand, das Hauptkampfmittel der Gewerkschaften, unter die in dem Sozialistengesetze bedrohten revolutionären Bestrebungen zu rechnen. Zu voller Blüte kam indes das sozialistische Gewerkschaftswesen erst nach der Aufhebung des Sozialistengesetzes (Oktober 1890). Nun wurde als inzwischen gut weiterentwickelte Zentralinstanz die „Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands“ zu Hamburg ins Leben gerufen und im Jahre 1892 ein neuer erster Gewerkschaftskongreß zu Halberstadt abgehalten, auf dem 208 Abgeordnete als Vertreter von 306000 Mitgliedern anwesend waren. Seitdem haben Gewerkschaftskongresse 1896 zu Berlin, 1899 zu Frankfurt und 1902 zu Stuttgart stattgefunden; und die Zahl der Mitglieder betrug gegen Ende des Jahres 1901 etwa 687000. Im

übrigen war das letzte Jahrzehnt vornehmlich von Erörterungen über die Stellung der Gewerkschaften zu der politischen Sozialdemokratie erfüllt, mit dem Ergebnis, daß die Gewerkschaften jetzt, obgleich ihre Mitglieder vornehmlich der sozialdemokratischen Partei angehören, doch selbständig neben dieser stehen; sie „wollen hinsichtlich der politischen und religiösen Überzeugungen keinerlei Zwang ausüben und heißen konservative, freisinnige, ultramontane, protestantische und atheistische Mitglieder in ihren Reihen willkommen".

Inzwischen aber waren auch noch andere Assoziationen als die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine und die sozialistischen Gewerkschaften entstanden, so vor allem die christlich-sozialen oder christlichen Gewerkvereine, in denen sich vielfach weniger eine positiv-christliche als eine antisozialdemokratische Richtung auszuprägen suchte. Von ihnen ist die älteste, wenn man von dem neuerdings durchgeführten teilweise gewerkschaftlichen Ausbau früher wesentlich nur religiöser christlicher Arbeitervereine absieht, der „Gewerkverein christlicher Bergarbeiter für den Oberbergamtsbezirk Dortmund" vom Jahre 1894, der sich inzwischen in den „Gewerkverein christlicher Bergarbeiter Deutschlands" verwandelt hat; weiter gehören hierher die zahlreichen gewerkschaftlichen Vereinigungen der deutschen Eisenbahnarbeiter und endlich eine Anzahl von Textilarbeiterverbänden, als deren bedeutendster der 1898 gegründete „Niederrheinische Verband christlicher Textilarbeiter" gelten kann, u. a. m. Die Zahl der in diesen christlichen Gewerkschaften vereinten Mitglieder belief sich im Jahre 1900 auf etwa 160 000.

Neben den bisher erwähnten großen Assoziationen, deren jede sich wieder in einem Gesamtverband zentralisiert hat, gibt es aber noch eine Fülle anderer gewerkschaftlicher Vereinigungen von Arbeitern oder von Ständen, die den Arbeiterinteressen analoge Interessen aufweisen, so namentlich von untergeordneten Kopfarbeitern: Post- und Telegraphenunterbeamten, Eisenbahnbeamten, Verkehrsbeamten überhaupt, Handlungsgehilfen, Werkmeistern u. s. w. Rechnet man sie alle mit ein, so mag die Zahl der irgendwie gewerkvereinlich organisierten Personen

innerhalb des Reiches in den Anfangsjahren des neuen Jahrhunderts wohl schon zwischen anderthalb und zwei Millionen geschwankt haben: eine stattliche Zahl, die, zum größten Teile doch erst innerhalb des letzten Jahrzehntes des 19. Jahrhunderts gewonnen, zeigt, bis zu welchem Grade diese Bewegung die Macht besitzt und besitzen kann, der freien Unternehmung als einem Grundprinzip des bisherigen Wirtschaftslebens eine gebundene folgen zu lassen.

Denn dem äußeren Wachstum ging zugleich ein innerer Ausbau der Ziele parallel. Nachdem die Entwicklung der freien Unternehmung die gesetzliche Regelung der Arbeitsbedingungen, wie sie aus absolutistischer Zeit her fast noch überall bestand, hinweggefegt hatte, und nachdem die wichtigsten Vertreter einer Nationalökonomie der freien Unternehmung, so schon Smith und Turgot in England und Frankreich, in Deutschland vornehmlich von Hermann in seinen „Staatswirtschaftlichen Untersuchungen" (1832), den Charakter der Arbeit als Ware gelehrt hatten, war es die erste Aufgabe der Gewerkvereine, die wirtschaftliche Unsicherheit auszugleichen, die mit einer solchen Auffassung notwendig über den Arbeiter kommen mußte. Es erschien daher das Moment der Versicherung gegen Arbeitslosigkeit als eines der ursprünglichsten aller Genossenschaftsbildung. Aber bald erkannte man auch die großen Vorteile, welche die neue Auffassung dem Arbeiter bot, falls er wirklich in der Lage war, in dem gesetzlich als frei bezeichneten Vertrage mit dem Arbeitgeber über seine Arbeit auch ökonomisch möglichst frei abzuschließen. Gewiß hatte eine neue Arbeiterschutzgesetzgebung in dieser Hinsicht inzwischen manche Schwierigkeiten ausgeglichen[1] und der Herrschaft des Arbeitgebers über die Person des Arbeiters wichtige Schranken gezogen. Indes der Hauptsache nach doch nur für Kinder und weibliche Arbeiter; die männlichen mußten sich selbst helfen. Und so kam es denn an zweiter Stelle zu immer stärkerer Ausbildung aller der Mittel, die den Arbeitsvertrag zu einem für den Arbeiter sichereren und günstigeren zu

[1] Darüber Genaueres in dem Bande der politischen Geschichte.

machen geeignet ſchienen. So vor allem zur Aufſtellung gewiſſer, für die Mitglieder der Gewerkvereine als unverbrüchlich angeſehener Arbeitsforderungen. Als ſolche traten z. B. bei den Hirſch-Dunckerſchen Vereinen auf: eine Arbeitszeit von nicht über 10 Stunden, möglichſte Beſeitigung der Nacht- und Sonntagsarbeit, Wegfall des Wettbewerbes von Zuchthausarbeit, obligatoriſche Vereinbarungen von Fabriks- und Arbeitsordnungen mit den Arbeitern u. a. m. Darüber hinaus aber wandten ſich die Mühen der Genoſſenſchaften vor allem der Erzielung eines möglichſt hohen Lohnes zu; und hierfür wurde, wenn gütliche Verhandlung mit der Gegenpartei nicht zum Ziele führte, von den meiſten Organiſationen der Ausſtand gutgeheißen und unter Umſtänden verkündet. Dieſer Punkt vor allem war es denn, der die Genoſſenſchaftsbildung nach gleicher Beſchäftigung, die auch ſonſt angezeigt war, zu einer Notwendigkeit machte und zugleich über bloß lokale Verbindungen hinausdrängte. Denn wie ſollte ein Ausſtand wirkſam durchgeführt werden, wenn nicht durch eine interlokale Organiſation der Zuzug neuer Arbeiter abgeſchnitten ward? Es iſt der Zuſammenhang, der ſchon im Mittelalter die interlokale Organiſation der Geſellenverbände zur Folge gehabt hatte. Dementſprechend umfaßten nun die Gewerkvereine nur ſolche Arbeiter, deren gewerbliche Intereſſen identiſch waren, dieſe aber in allen Orten des Landes. Dabei nahmen und nehmen ſie — denn ſonſt vermögen ſie ihren nächſten Zwecken nicht gerecht zu werden — keineswegs jeden Arbeiter des Faches auf, ſondern nur die, deren Tüchtigkeit durch Bürgſchaft zweier Mitglieder gewährleiſtet iſt. Im übrigen aber haben ſich die vollendeten Organiſationen auch nicht einſeitig an die enger oder weiter gezogenen Grenzen ihrer nächſten Ziele gebunden. Vielmehr läßt ſich von faſt allen ſagen, daß ſie die genoſſenſchaftlichen Formen, die, wie wir ſahen, der Mittelſtand zur Sozialiſierung der Praxis des freien Unternehmens ausgebildet hatte, auch auf ihre Verhältniſſe anzuwenden ſuchten, und daß ſie außerdem zum Teil ſtarke Gemeinſchaft mit den Bewegungen zur Hebung der Volksmoral und der Volksbildung zu pflegen be-

gannen: so stehen z. B. die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine in engem Zusammenhang mit der „Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung".

Im ganzen lebt heute in den verschiedenen Arten der Gewerkvereine eine Kraft und auch schon eine Vielseitigkeit des Tuns und der Interessen, die zu der Hoffnung auf noch weitere bedeutsame Fortschritte berechtigt. Dabei sind einzelne der Vereine, wie z. B. der vielleicht vollendetste von allen, der der Buchdrucker, schon zu einer Sicherheit in der Behandlung ihrer großen wie kleinen Angelegenheiten gelangt, welche zeigt, daß selbst dann eine Entwicklung in immer ruhigere Bahnen erwartet werden kann, wenn es zu einer stärkeren Verschmelzung der verschiedenen Gruppen und dadurch zu einer weit größeren sozialen Machtstellung der Gesamtheit kommen sollte als bisher.

Gegenüber dieser schon ziemlich ausgesprochenen Stufe einer Entfaltung der Arbeiterkoalitionen bieten die Koalitionen der Unternehmer einstweilen noch ein überaus verworrenes Bild: ein so verworrenes, daß es kaum möglich ist, über dies Chaos in kurzem zu berichten, ohne nicht selbst wichtigen Tatsachen Gewalt anzutun.

Freilich: daß größere Unternehmungen nur auf der Grundlage einer Assoziation wenigstens des Kapitals verschiedener Personen bei beschränkter Haftbarkeit durchgeführt werden können, das hatte man schon sehr früh begriffen: daher die Summe primitiver Formen der Aktiengesellschaft schon seit Ausgang des Mittelalters und daher auch völlig klare in diesem Sinne lautende Aussprüche der Praktiker, wie z. B. Savarys in seinem Parfait négociant (1675): il est très difficile de faire le commerce en gros sans joindre plusieurs forces ensemble[1]. Einen wirklichen Aufschwung im modernen Sinne haben die Aktiengesellschaften trotzdem, nachdem man im 17. und 18. Jahrhundert mit ihnen vielfach schlechte Erfahrungen gemacht hatte, erst im 19. Jahrhundert genommen.

[1] Zitiert bei Sombart Bd. 1, S. 377.

Und auch in dieser Zeit sind sie wiederum ihrer ganz überwiegenden Zahl nach Kinder der jüngsten Entwicklung. In dem zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts ist ihre Zahl in Deutschland nur bis auf 102 gekommen; von 1850 bis 1870 stiegen sie dann, nach Begründung ihres modernen Rechtszustandes im Anfang der sechziger Jahre, auf 295. Accentuiert aber wurde die Entwicklung innerhalb des Reiches erst nach 1870; vom Jahre 1871 bis 1874 wurden allein 562 neue Gesellschaften begründet. Und seitdem hat die weitere Entwicklung nicht nachgelassen, wenngleich sie nicht in dem gleichen reißenden Zeitmaße fortschritt. Indes in dem Zusammenhange, der uns hier beschäftigt, handelte es sich gar nicht an erster Stelle um eine Assoziation bloß (und das heißt zugleich Akkumulation) von Kapitalien, sondern vielmehr um eine Vergesellschaftung der hinter ihnen stehenden Kräfte lebendiger Unternehmung. Und da traten nun sehr verschiedene assoziative Formen auf, von denen vielleicht die folgenden unterschieden werden können.

Zunächst der einfache Ring (Corner), der darauf hinausläuft, daß Kaufleute sich zeitweis in den Besitz des alleinigen Absatzes einer Ware setzen und deren Preis nun monopolistisch erhöhen.

Ferner der Trust, der darauf beruht, daß Unternehmer sich in die alleinige Herrschaft über die Produktion eines bestimmten Gutes — und damit auch über seinen Absatz — setzen und nun wiederum deren Preis monopolistisch steigern.

Versteht man unter Ring und Trust die geschilderten Erscheinungen, so ist klar, daß der Ring schon einer niedrigeren Entwicklungsstufe — der des bloßen Handels — angehören konnte, während der Trust erst dem Zeitalter der Unternehmung eigen ist; für beide ist zudem die außerordentliche Energie monopolistischer Durchbildung charakteristisch. Demgemäß kommen beide Formen nur in Zeiten eines extremen wirtschaftlichen Individualismus vor, und zwar, soweit die deutsche Geschichte in Betracht kommt, die erste am frühesten in dem ausgebildeten Handelsleben vor und nach 1500, die zweite aber, und neben ihr

auch wieder die erste, nicht vor dem Zeitalter der vollendeten freien Unternehmung. Übrigens ist das klassische Land des Trusts der Gegenwart nicht Deutschland, sondern die Union. Was hier der Petroleumring bedeutet, ist jedermann bekannt; und es sind die Namen von amerikanischen Trustbildnern, die eines Carnegie, Rockefeller oder Morgan, die heute durch die Welt mit etwa den Empfindungen genannt werden, welche man etwa vier Jahrhunderte früher den Namen der Hochstetter oder Fugger entgegenbrachte. Schon im Jahre 1899 klagte in dieser Hinsicht eine amerikanische Zeitung so beweglich wie nur ein Pamphlet der Reformationszeit: „Alles, was wir gebrauchen, alles, was wir essen, die Einrichtung unserer Häuser, fast sogar die Luft, die wir atmen, wird durch eine monopolistische Anhäufung von Kapital beherrscht. Jeder Tag bringt einen neuen Trust, und die heute vorhandenen Vereinigungen gebieten bereits über 3000 Millionen Dollar Kapital." Seitdem hat die Trustbewegung in den Vereinigten Staaten noch erhebliche Fortschritte gemacht, wenn sie auch auf Heller und Pfennig nicht kontrolliert werden kann; allein in den ersten Monaten des Jahres 1901 sollten Bahnen in einer Ausdehnung von 109 000 Kilometern (zweiundeinhalbmal so viel, als Deutschland überhaupt an Bahnen aufweist) mit rund 16 Milliarden Mark Anlagekapital vertrustet werden, ebenso Eisen- und Stahlwerke mit etwa 5 Milliarden Mark Anlagekapital, — 2 Milliarden nur weniger als das Anlagekapital sämtlicher deutscher Aktiengesellschaften beträgt.

Dabei darf man solche Erscheinungen nicht für vorübergehend halten. Es ist ein tiefster Zug der modernen Unternehmungswirtschaft, einen endlos anwachsenden Markt für ihre Industrieerzeugnisse zu ersehnen und mit diesem Markte — was nur auf dem Wege des Monopols dauernd möglich ist — gleichsam einen engen Bruderbund zu schließen, um aus den unsicheren Verhältnissen der Spekulation und der Krisen herauszugelangen. Wie durchaus tief er ist, ersieht man am besten an der englischen Volkswirtschaft, die ganz diesem Ziele zusteuert, obgleich sie aus besonderen, in der geographischen Lage und

in der nationalen Wirtschaftskonstellation gegebenen Gründen sich hier zu der Form der Trusts und Corners nur in geringem Grade bedienen kann.

Was die deutsche Entwicklung der jüngsten Vergangenheit betrifft, so hat sie die Ringe, die „eitel Monopolia", gegen die Bauer und Rittersmann der Reformationszeit wetterten, wenig gekannt, und ebenso ist ihr die ausgebildete Form der Truste bisher im allgemeinen fern geblieben. Beide Bildungen können in der Tat in der Luft einer Volkswirtschaft, die staatssozialistisch geschwängert ist, nicht eben besonders gedeihen: sie bedürfen einer Atmosphäre vollster Rücksichtslosigkeit des wirtschaftlichen Individualismus. Statt dessen sind auf deutschem Boden vielmehr gemäßigtere Formen der Eindämmung gegenseitigen Wettbewerbes der Unternehmer aufgetreten, die man insgesamt am besten, trotz noch sehr verschiedener Durchbildung im einzelnen, als Kartelle bezeichnen mag.

Für diese Kartelle kommt dann freilich bei dem Versuche weiterer Einteilung in Untergruppen ein verwandter Gesichtspunkt in Betracht wie der auf Ringe und Trusts angewandte: sie sind innerhalb des allgemeinen Zwecks einer Konkurrenzbegrenzung entweder bloße Absatzkartelle oder Produktionskartelle. Von ersteren wird man dann sprechen, wenn eine Anzahl von Unternehmern zu einer Vereinigung zusammentritt, deren Absicht es ist, bestimmte Preise für ihre Produkte bindend festzusetzen. Die zweiten entstehen dann, wenn eine solche Vereinigung auf Ermäßigung der Produktionskosten ausgeht, sei es, daß sie die Arbeitslöhne drückt, sei es, daß sie eine billigere Beschaffung der Roh- und Hilfsstoffe der Erzeugung durchsetzt oder durch Organisation eines mehr oder minder entwickelten Gesamtproduktionsprozesses, die bis zur Fusion der betreffenden Einzelunternehmen gehen kann, oder auch durch Einschränkung der Produktion Ersparnisse erzielt.

Kartelle, die auf diese und verwandte Weise, auch durch Kombination der verschiedenen im Bereiche der beiden Arten bestehenden Möglichkeiten entstehen können, tauchten in Deutschland in einer gewissen Anzahl seit den sechziger Jahren auf.

Im Jahre 1862 bestand schon das Kölner Weißblechkartell; 1864 wurde die deutsche Schienenvereinigung begründet; die Anfänge der deutschen Salinenkartelle reichen bis zum Jahre 1868, die des Kalisyndikats bis ins Jahr 1870 zurück. Die Bewegung nahm dann noch zu bis etwa 1874, — dann, von den Jahren des Krachs an bis etwa 1879, folgten stillere Zeiten. Eine zweite Periode begann mit dem eintretenden Schutzzollsystem der europäischen Großstaaten, gelangte aber zu stärkerer Durchbildung erst seit Mitte der achtziger Jahre. Die Zeitschrift „Industrie" zählte für das Deutsche Reich 1887: 70, 1888: 75, 1889: 106, 1890: 137 Kartelle auf[1]. Seitdem hat sich, in dem wirtschaftsgeschichtlich so ereignisreichen letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts und darüber hinaus, die Zahl der Kartelle ganz außerordentlich vermehrt[2]; und heute sind sie um so mehr eine entscheidende Macht des Wirtschaftslebens, als sie innerlich vielfach zusammenhängen und nicht selten wieder größere Verbände mit sehr verschieden abgestuften Organisationen gebildet haben.

Dabei hat sich denn auch der innere Charakter der Kartelle allmählich gewandelt. Zunächst zeigte sich, daß die Form doch vor allem eine solche der ausgesprochenen freien Unternehmung ist; ältere wirtschaftliche und soziale Lebensformen, das Handwerk und die Landwirtschaft, haben sich ihrer nur in Ausnahmefällen und mit Schwierigkeit zu bedienen gelernt. Ganz zu Hause dagegen erschienen auf diesem Gebiete sehr bald die Großindustrie und der Großverkehr, und zwar sowohl der des Transport- wie der des Bankwesens. Innerhalb dieses Bereiches aber ging man aus losen Vereinigungen schließlich zu immer festerer Zusammenfassung über; handelte es sich anfangs meist nur um Preisverabredungen, so wurde immer mehr auch die Erzeugung in den Kreis der Vertragsschließung hineinbezogen, —

[1] Bücher in den Schriften des Ver. f. Sozialpolitik Bd. 60, S. 143.

[2] Nach einer Mitteilung des Staatssekretärs Grafen Posadowsky in der Zolltarifkommission des Reichstages, am 1. Oktober 1902, hatte die Reichsverwaltung um diese Zeit durch Rundfrage bei den Bundesregierungen das Bestehen von etwa 400 Kartellen festgestellt.

und gelegentlich führte die Vereinbarung zwischen den Unternehmern nicht allzu ausgedehnter Industrieen geradezu zur Fusion. Unter diesen Umständen ergab sich dann die Kartellbildung als im allgemeinen um so leichter möglich, je mehr der Großbetrieb auf dem betreffenden Gebiete zugenommen und die Qualitätsreihe der zu erzeugenden Güter beschränkter geworden war: so daß sich Kartellbildung und weitere Fortschritte im und zum Großbetrieb gegenseitig zu stützen begannen.

Indem nun aber die Kartelle in dieser Weise an Zahl und innerer Festigkeit zunahmen, wurde die Frage immer dringlicher, was sie denn eigentlich für die gesamte Entwicklung bedeuteten. Und diese Frage wurde zu einer von öffentlicher Wichtigkeit nicht bloß infolge der überaus großen materiellen Interessen, die hinter der Kartellbildung bereits von Anbeginn standen und jetzt erst recht stehen, sondern vornehmlich auch dadurch, daß sich als ihre vielleicht sicherste Folge schon früh eine bedeutende Störung der freien Preisbildung, und das heißt eines Lebensprinzipes der Volkswirtschaft der freien Unternehmung überhaupt, ergab. Diese Störung, die zunächst allein auf dem inneren Markte beobachtet und für ihn entwickelt wurde, wuchs dann noch beträchtlich seit dem Aufkommen einer neuen Zeit der Schutzzölle. Denn nun begannen die Kartelle in der Absicht, den fremden Wettbewerb auf dem Weltmarkte zu unterbieten, unter dem Schutze der Zölle die Inlandspreise so hoch zu schrauben, daß die Einnahmen aus ihnen oft allein schon hinreichten, um die Generalkosten der Unternehmung zu decken. Und so konnte es kommen, daß z. B. das Kohlensyndikat im Jahre 1897 nicht weniger als 17 Millionen Mark für die Absatzsteigerung im Auslande auf Kosten seiner Inlandsabnehmer verwandte, daß Ende 1902 das westfälische Kokssyndikat Hochofenkoks nach Österreich für 8 Mark 10 Pfennig die Tonne verkaufte, während die deutschen Werke gleichzeitig 17 Mark zahlen mußten, und daß weiterhin in der Eisenindustrie für Stabeisen und Walzdraht im Inland 125 Mark, im Ausland 100 Mark, für Träger 110 und 80 Mark, für Platinen 90 und 72 Mark, für Knüppel 95 und 74 Mark gefordert — und gezahlt wurden. Man

ſieht: hier liegen Erſcheinungen von öffentlichem Intereſſe vor, die ins Auge zu faſſen der Staat nicht umhin können wird, wenn auch nicht mit ſo maſſiven — und zugleich unwirkſamen — Mitteln der Bekämpfung, wie ſie einzelne Staaten der nordamerikaniſchen Union angewandt haben, ſondern eher vielleicht in der grundſätzlichen Richtung öſterreichiſcher, zunächſt freilich verunglückter Verſuche, die Kartelle einer eingehenden Kontrolle oberſter ſtaatlicher Verwaltungsbehörden zu unterſtellen. Freilich wird man mit ſtaatlichen Maßregeln ganz im allgemeinen zunächſt ſehr vorſichtig ſein müſſen. Denn vorläufig iſt es noch recht ſchwer, die Wirkung der Kartelle auf die Volkswirtſchaft im einzelnen mit Sicherheit feſtzuſtellen: die Anſchauungen der Sachverſtändigen z. B. über eine ſo wichtige Frage wie die günſtige oder ungünſtige Einwirkung der Kartelle auf den Verlauf der jüngſten wirtſchaftlichen Kriſe ſtehen ſich noch diametral entgegen.

Vom wirtſchaftlichen Standpunkte dagegen laſſen ſich über den Entwicklungscharakter der Kartelle immerhin ſchon einige Betrachtungen mit einem gewiſſen Grade von Berechtigung anſtellen. Und da unterliegt es nun zunächſt keinem Zweifel: die Kartelle beſeitigen ſchon jetzt mit Erfolg einen gewiſſen Teil der Wirkung des freien Wettbewerbs; und ſie würden, ihrem ganzen Weſen nach allſeitig und entſchieden durchgeführt, den Geiſt der freien Unternehmung geradezu vernichten. Damit kann in ihnen, namentlich wenn ſie ihrer extrem individualiſtiſchen Richtung durch ſtärkere ſtaatliche Aufſicht und Reglementierung entkleidet würden, das wirkſamſte Mittel gegeben ſein zum Übergang in eine neue Wirtſchaftsperiode, eine Periode der gebundenen Unternehmung.

Nehmen wir unter der fingierten Vorſtellung einer geſchloſſenen Volkswirtſchaft die Konſequenzen einer ſolchen Entwicklung als ſchon vollſtändig eingetreten an, um den Charakter des Weges zu begreifen, auf dem ſich das Wirtſchaftsleben der Gegenwart nach gewiſſen Richtungen hin zu befinden ſcheint, ſo würde ſich folgendes ergeben. Die Einnahmen der Unternehmer, heute überaus ſchwankend, würden ſtetiger werden, ſie

würden dem Charakter des Zinſes eines Staatspapieres oder Rentenbriefes zuneigen, ja, bei völlig durchgeführter Reglementierung der Kartelle das Weſen einer Art von Gehalt annehmen können. Und dementſprechend würde die Gleichmäßigkeit der Arbeitsverwendung ſeitens der Unternehmer immer größer werden, — auch der Arbeiter würde daher einen immer feſteren Lohn beziehen: bis dieſer ſchließlich ebenfalls etwas vom Weſen eines Gehaltes erhalten würde. Und da gleichzeitig die einzelnen Unternehmungen ein und desſelben Zweiges ſich immer ähnlicher werden und die aus ihnen zu erzielenden Erträge ſich ſtets gleichmäßiger geſtalten würden, ſo würde ihre Verſchmelzung zu noch billiger arbeitenden Rieſenunternehmungen nahe liegen. Dieſe würden dann wohl kaum anders als ſtaatsſozialiſtiſch zu denken ſein: — und ſo würde auf einem früher nicht eben erwarteten Wege der ſozialiſtiſche Staat herbeigekommen ſein.

Daß gewiſſe Elemente einer ſolchen ſoeben mit konſequenter Phantaſie gezeichneten Entwicklung in der Kartellbewegung mitbeſchloſſen liegen, läßt ſich nicht leugnen. Es iſt das auch von denkenden Parteimännern ſozialiſtiſcher Haltung längſt erkannt worden. Nach Lux z. B. ſind Truſte und Kartelle „nach Organiſation und Produktion rein ſozialiſtiſche Betriebe“. Gegen eine ſolche ſchroffe Formulierung hat ſich dann allerdings Borchardt ausgeſprochen; ihm ſind Kartelle und Truſte nichts als „Verſuche zu einer Organiſation der Produktion auf rein kapitaliſtiſcher Baſis“. Allein auch nach ihm tragen ſie dennoch „den Kern zur Sozialiſierung der Produktion in ſich“.

Nun iſt gewißlich nicht anzunehmen, daß ſich dieſer Keim zu einem beherrſchenden Organe innerhalb der Entwicklung der Kartelle oder gar zur Kartellbildung an ſich auswachſen werde. Dem widerſprechen ſchon die engen Beziehungen, welche die Kartellbewegung über die nationalen Grenzen hinaus zu den ewig ſchwankenden, ihrem Endziel nach ſchwerlich ſchon zu erkennenden Wandlungen der Weltwirtſchaft unterhält. Daß aber eine ſtarke Richtung innerhalb der Entwicklung der Kartelle auf die Bindung der Unternehmung in irgend welchem Sinne und

damit auf ihre teilweise Sozialisierung hinweist, das kann schwerlich bestritten werden.

Und schon zeigen sich auch die ersten psychologischen Folgen dieser Wendung. Es ist kein Zufall, daß die Kartellbewegung sich im Bereich der Aktiengesellschaften besonders rasch und glatt vollzogen hat, ja daß in einzelnen Kartellen die Umwandlung der kartellierten Unternehmungen in die Form der Aktiengesellschaft gern gesehen oder gar gefordert wird. Es ist das unpersönliche Element, das in den kartellierten Unternehmungen hervortritt gegenüber dem extrem subjektiven Charakter der freien Unternehmung. Die Kartelle können allzu starke und allzu freie Unternehmerpersönlichkeiten nicht oder wenigstens nicht in irgendwie größerer Anzahl brauchen; die Individualitäten, die sich in ihnen bewegen, müssen, abgesehen von einigen führenden Köpfen, mehr — um nach beiden Seiten hin zu übertreiben — beamtlichen als freibeuterischen Charakter haben. In der gebundenen Unternehmung wird sich darum der spezifische Charakter des Subjektivismus der früheren Periode, soweit mit diesem überhaupt noch und nicht vielmehr mit einer neuen Art des Subjektivismus[1] zu rechnen ist, mehr ins Breite weiterentwickeln; weit weniger zahlreich als bisher werden sich selbstgemachte Männer emporringen; gebieten wird eine begrenztere Aristokratie von Unternehmergeschlechtern, die zumeist schon aus den Zeiten freien Wettbewerbs herstammen, ein Adel plutokratischen Charakters, und herrschen wird über ihn eine geringe Anzahl besonders begabter und wirklich zur Herrschaft geborener Männer.

Doch es ist hier nicht die Aufgabe, die Zukunft zu malen; ist der Pinsel dazu in einigen Strichen angesetzt worden, so geschah es nur, um Erscheinungen der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart in der Vergegenwärtigung ihrer — vielleicht — möglichen Konsequenzen entschiedener zu kennzeichnen. Einstweilen aber tragen die Kartelle der vorwiegenden Absicht ihrer Gründer nach noch durchaus individualistischen Charakter, sind

[1] S. oben S. 409 ff.

ſie Aſſoziationen freier Unternehmer zur Förderung der Wirtſchaft in ihrem Sinne, in Erzeugung wie Abſatz. Wie wenig bisher in den Kartellen ein wirklich ſozialiſtiſches Moment als weſentlich beſtimmend ſchon durchgedrungen iſt, das iſt an nichts beſſer zu ſehen als an der Stellung, die das „Publikum", der Konſument, bisher in der Politik der Kartelle einnimmt. Bei jeder klaren ſozialiſtiſchen Tendenz der Kartelle müßten die Intereſſen des Konſumenten in dieſen die wichtigſte Rolle ſpielen, müßten vor allem ſie die Produktion mitbeherrſchen helfen. Davon iſt aber bisher auch nicht im allergeringſten die Rede. Im Gegenteil: der Konſument iſt, wie man es wohl ausgedrückt hat, der „Prügelknabe" auch noch der jüngſten wirtſchaftlichen Entwicklung.

Freilich hat ſich inzwiſchen auch der Konſument gegenüber der freien Unternehmung ſeiner Haut gewehrt. Aber es iſt das nicht in dem Sinne geſchehen, daß er, wenn auch nur etwa im Rahmen des Kartells, die freie Unternehmung überhaupt anerkannt hätte. Für ihn iſt das Prinzip des modernen Wirtſchaftslebens, der freie Wettbewerb, an ſich verderblich, in welcher Form es auch auftreten mag. Denn es drängt ihm die Wirtſchaftsgüter auf, ſtatt ſeinem Bedürfnis die Initiative der wirtſchaftlichen Entwicklung zu überlaſſen. Und ſo konnte es nicht Abſicht des Konſumenten ſein, den freien Wettbewerb und damit die freie Unternehmung, ja die Unternehmung an ſich überhaupt, die ihn depoſſediert, zu fördern: vielmehr mußte er ſie bekriegen, um, wenn er ſie auch nicht vernichten konnte, ſo doch von ihr in begrenztem Maße eine Duldung ſeiner ehemals viel freieren Initiative zu erringen.

Es ſind Vorgänge, die auf ein ganz anderes Gebiet hinüberführen, auf das allgemeine Gebiet grundſätzlicher Gegenwirkungen gegen die Unternehmung überhaupt.

3. Die mittleren wirtſchaftlich tätigen Stände der alten ſozialen Gliederung hatten ſich gegenüber dem Andrängen der freien Unternehmung, ſoweit ſie poſitiv reagierten, nur retten

können durch Anerkenntnis des neuen Prinzipes, aber praktische Ausgestaltung desselben in einem ihnen günstigen, genossenschaftlich-sozialen Sinne. Und sie waren zu dieser Stellung getrieben worden, weil sie, wollten sie erhalten bleiben und gedeihen, kaum ein anderes Wirtschaftsideal noch als das des Kleinunternehmers anstreben konnten. Anders war die Haltung des wirtschaftlich interessierten Publikums überhaupt, soweit es als Konsument in Betracht kam.

Zwar konnte man sich auch hier natürlich der Anerkennung des Sieges der freien Unternehmung tatsächlich nicht entziehen. Aber man suchte diesen Sieg aufzuheben, indem man die Elemente des Verbrauches und der Erzeugung so zu gestalten unternahm, daß deren neue Formierung die Verbindung, die beide in der Tätigkeit des Unternehmers eingenommen hatten, in hohem Grade veränderte, wenn nicht aufhob. Und dabei zeigte sich denn, daß das auf dem Gebiete des Verbrauches in der Tat bis zu einem gewissen Grade möglich, ja sogar rasch durchführbar war.

Dem Konsumenten war der Unternehmer von vornherein bereit als wirtschaftlicher Vormund entgegenzutreten; es war eine Haltung, die sich aus der Verbindung der Sorge für Produktion und Absatz zugleich aufs natürlichste ergab. Diese Vormundschaft gegenüber dem Konsumenten ist nun heute selbst bis auf die individuellsten und — um es kurz auszudrücken — künstlerischsten Gebiete ausgedehnt: darüber z. B., wie eine Frau sich heute kleiden „will", bestimmt nicht sie selbst mehr und auch nicht etwa die Mode im Sinne einer Schöpfung besonders dafür geeigneter Konsumentinnen, sondern vielmehr eine Mode, die auf dem Wege über Schauspielerinnen und große Kokotten von den Unternehmern gemacht wird; und ebenso leben wir zum großen Teile nicht mehr persönlichem Kunstgenuß, sondern dem Genuß, den uns Konzerte und Theater, Ausstellungen und Reisegesellschaften gegen Zahlung einer einmaligen Summe, zum großen Teile sogar gegen Zahlung eines wiederum noch besonders unpersönlichen Abonnements, zugänglich machen. Unser Genußleben ist also ein Leben im Geiste der Unternehmung, und

daher hat es auch die Formen äſthetiſchen Großbetriebes: fünfſtündige Theaterabende, achttägige Muſikfeſte mit Hunderten von Aufführenden, Gemäldeausſtellungen mit Tauſenden von „Kunſtwerken", äſthetiſcher Naturgenuß vom Nordkap bis zum Libanon, wenn nicht gar bis zum Nationalpark und den meerumfloſſenen Landſchaften Japans.

Dieſe Vormundſchaft, auf äſthetiſchem Gebiete jedem feineren Empfinden ein Greuel, wurde auf wirtſchaftlichem insbeſondere dadurch unleidlich, daß ſich zwiſchen den Unternehmer als Lenker des Abſatzes — alſo erſten Kaufmann — und den Konſumenten noch weitere Vermittler einſchoben — zweite, dritte, vierte u. ſ. w. Kaufleute; die Skala kann bis zu weit mehr als einem halben Dutzend ſteigen. Dies war der Punkt, gegen den die Konſumenten zunächſt Sturm liefen, und hier zumeiſt unter Zuſtimmung des Unternehmers: es iſt ein Zuſammenhang, der an anderer Stelle ſchon angedeutet worden iſt[1].

Allein die Konſumenten gingen darüber hinaus noch weiter. Indem ſie bis zum Unternehmer ſelbſt als Produzenten vordrangen, konnten ſie verſuchen, ſeine Produktion ſo zu beeinfluſſen, wie dies der Kunde gegenüber dem Handwerksmeiſter früher regelmäßig tat. Und ſie konnten noch unheimlichere Pläne faſſen. Sie konnten ſich geradezu in die Produktion einmiſchen, Werkſtätten von ſich aus begründen und in ihnen auf eigene Rechnung und ausſchließlich für eigenen Gebrauch arbeiten laſſen.

Natürlich aber war das alles für die Konſumenten nur viribus unitis möglich: und ſo bot ſich ihnen von ſelbſt die Form der Genoſſenſchaft. Dabei mußte ſich ein ſolches Bedürfnis da am erſten ergeben, wo viele Konſumenten von verhältnismäßig gleichartigen Bedürfniſſen zuſammenſtanden oder auch wenige Konſumenten verwandten Charakters beſonders großen Verbrauch hatten. Das war der Grund, warum die Konſumentenbewegung beſonders ſtark beim vierten Stande,

[1] S. oben S. 338 f.

überhaupt bei den unteren, sehr gleichmäßig konsumierenden Ständen und bei den mittleren wirtschaftlichen Ständen einsetzte, insofern diese größerer Posten von Rohstoffen oder Halbfabrikaten für ihre Erzeugung bedurften; später ist sie dann auch zu den Lebenskreisen der Kopfarbeiter uniformen Bedarfes, zu Offizieren und Beamten gedrungen.

Die klassische Form dieser ganzen Bewegung aber wurde der Konsumverein; und jene Entwicklung wiederum ist am raschesten und ausgedehntesten in dem klassischen Lande frühester Entwicklung der Unternehmung, in England, verlaufen. Hier begründete ein Häuflein armer Flanellweber, die Rochdale equitable pioneers, im Jahre 1844 einen ersten Konsumverein, dessen hauptsächlichste Grundsätze sich dann in aller Welt verbreitet und immer wieder als richtig erwiesen haben: Einkauf im großen, Verkauf im kleinen nur gegen bar und zu Marktpreisen, Verteilung des Geschäftsgewinnes an die Mitglieder nach Maßgabe der Einkäufe u. s. w. Zum Abschluß gelangte das Rochdaler System in den sechziger Jahren durch Gründung von Fabriken aus Vereinsmitteln und Errichtung von Großeinkaufsstellen in Manchester und Glasgow.

In Deutschland sind die ältesten wichtigeren Formen der Konsumtionsgenossenschaft wohl die Konsumanstalten des Personals großer Fabriken, die zumeist mit Unterstützung der Fabrikherren begründet wurden; sie wirken noch heute segensreich und haben teilweis eine außerordentliche Ausdehnung erreicht. So gehörten z. B. zu der Kruppschen Konsumanstalt gegen Ende des 19. Jahrhunderts 73 Verkaufsstellen für Kolonial-, Manufaktur-, Kurz-, Schuh- und Eisenwaren, Hausgeräte, Fleisch, Brot, Kohlen, Stroh u. s. w.; ferner zwei Schlächtereien, eine Mühle, zwei Bäckereien, eine Eisfabrik, eine Tütenfabrik, zwei Schneiderwerkstätten, eine Schuhmacherwerkstatt, ein Hotel, ein Kasino, sieben Restaurationen, zwei Kaffeeschenken, eine Plättanstalt, eine Industrieschule für Erwachsene, drei Industrieschulen für schulpflichtige Kinder und eine Haushaltungsschule. Neben die Konsumanstalten traten dann aber früh freie Konsumvereine, zunächst und noch heute vornehmlich des vierten Standes, der

Fabrik- und Bergarbeiter, der Gesellen, doch auch der kleinen selbständigen Handwerker, des Unterpersonals in großen Unternehmungen u. s. w. Es sind außerordentliche Massen, die an diesen Vereinen, deren es in Deutschland im Jahre 1898 1396 gab, teilnehmen[1]; im genannten Jahre hatten 489 von den 1396 Vereinen 404 000 Mitglieder und einen Verkaufserlös von 96,7 Millionen Mark. Bald aber, schon seit den achtziger Jahren, kamen auch Konsumtionsgenossenschaften solcher höherer Schichten auf, die sich durch besonders gleichmäßige Bedürfnisse und Genüsse auszeichnen, mit am frühesten der Offizierverein, aus dem sich das Warenhaus für Armee und Marine entwickelte, dann auch die zahlreichen Beamten- und Lehrervereine u. s. w. Besonders stark ist neuerdings die Bewegung der Konsumenten auf dem Gebiete der Landwirtschaft gewesen, wo sich der Bedarf zum großen Teile auf die agrarische Erzeugung bezieht — künstlicher Dünger, Kraftfuttermittel, Salz, Maschinen, Saatgetreide u. dgl. —: und damit der Gedanke des Konsumvereins mit der Idee der Rohstoff- und Werkgenossenschaft verschmelzen läßt.

Überblickt man die von den Konsumenten eingeleitete Bewegung als Ganzes, so muß sie für den Kleinhandel als wichtig anerkannt werden, so wenig sich schon mit Sicherheit sagen läßt, was sie für die Zukunft bedeutet. Denn wenn man aus den bisher aufgetretenen Erscheinungen hat folgern wollen, sie sei dazu bestimmt, den Kleinzwischenhandel gänzlich beseitigen und die Produktion in dem Sinne zu reformieren, daß diese der Hauptsache nach wiederum Kundenproduktion vornehmlich für Konsumtionsgenossenschaften werde, so ist das nach Lage der heute bestehenden Verhältnisse sicherlich zu weit gegangen. Es zeigt sich auch bei dieser Gelegenheit, was verstandesdürre Phantasie grade in Wirtschaftsfragen zu leisten vermag, sobald diese auf so einfache und konträre Faktoren, wie Verbrauch und Erzeugung zurückgeführt werden können. Es liegt da eine Erfahrung vor, die uns noch längere Zeit begleiten muß, wenn

[1] Die Ziffer für 1900 s. oben S. 477.

wir jetzt das Gebiet jener höchst eigentümlichen Entwicklung betreten, die auf Versuche hinauslief, neben der Konsumtion vor allem auch die Produktion der Unternehmung gerade derart umzugestalten, daß nicht bloß die freie Unternehmung, sondern die Unternehmung überhaupt im Wirtschaftsleben hinwegfiele.

Die Bewegung, die sich hier vollzog, verbarg sich lange Zeit hindurch ganz in kleinen Kreisen und im Bereiche der Kopfarbeiter. Dabei knüpfte sie im Sinne des Gegensatzes an das Denken der klassischen Nationalökonomie an, das sehr früh schon im Grunde auf nichts anderes als die Ausarbeitung eines Systems des Wirtschaftslebens der freien Unternehmung hinausgelaufen war.

Dieses System ist in seinen Grundzügen bekanntlich bereits von Adam Smith aufgestellt worden. Smith, von den Kreisen der schottischen Ethiker ausgehend, predigte als praktischer Moralphilosoph die Herrschaft der drei Tugenden der Wohltätigkeit, der Gerechtigkeit und der Klugheit. Von ihnen will nun sein Wealth of nations speziell eine Theorie der wirtschaftlichen Tugend, der Klugheit, geben. Dabei wird die Klugheit fundamental darin gefunden, daß der Mensch auf die Selbstliebe seiner Genossen am besten durch den Tausch einwirke: „dadurch, daß er ihnen einen hinreichenden Anreiz einflößt, ihm zu überlassen, wessen er bedarf". So ist es der Hang zum Tausche, der den Menschen vom Tier unterscheidet: und die Tauschwirtschaft ist die vollendete Form der menschlichen Wirtschaft. Aus dem Tausch aber ergibt sich das Prinzip der Arbeitsteilung und damit die wirtschaftliche — und auch soziale — Entwicklung und Motivierung der freien Unternehmung.

Diese Lehren, in ihrer Durchbildung bei Smith erst embryonal vorhanden, sind dann in England durch eine weitere Generation von Nationalökonomen, durch Ricardo und Malthus vornehmlich, erst recht in alle Konsequenzen hinein entwickelt und zugleich den Bedürfnissen der englischen Volkswirtschaft angepaßt worden, und noch eine zweite Generation der eng-

lischen Nationalökonomie des 19. Jahrhunderts, Mac Culloch, J. Stuart Mill, E. Elliot, Cairnes, blieb ihnen im allgemeinen getreu. Inzwischen waren sie längst auch nach Frankreich gelangt, wo sie, unter geringen Abwandlungen, noch länger als in England, nämlich bis in die siebziger und achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts hinein blühten. Aber auch des deutschen Geistes hatten sich diese Theorieen schon früh bemächtigt: die großen Praktiker im Beginn des 19. Jahrhunderts, Hardenberg und eine etwas spätere Generation von Staatsmännern, Rebenius, Motz u. a., haben ihnen ebenso gehuldigt wie die bedeutendsten Theoretiker der zwanziger bis vierziger Jahre, Karl Heinrich Rau und Wilhelm Hermann. Und noch heute ist in der theoretischen Nationalökonomie, trotz der inzwischen entwickelten historischen und ethischen Richtung, gar manches aus dem Smithianismus erhalten geblieben, so vor allem die Vorliebe für rein logische entwicklungslose Zusammenhänge und zeitlose begriffliche Operationen, letzte Reste einer alten rationalistischen Zeit; und nur mühsam erkämpft sich das Verständnis für eine konsequente psychologische und geschichtliche Entwicklung der wirtschaftlichen Begriffe vollere Lebensluft.

Indem nun so auf lange Zeit und in Überlebseln bis zur Gegenwart eine auf den tatsächlichen Bestand und den fortschreitenden Triumph der freien Unternehmung im Wirtschaftsleben aufgebaute ökonomische Lehre als die wirtschaftliche Lehre schlechthin in Geltung war, lag es in der Natur der Dinge, daß Kopfarbeiter, denen sich das Einseitige der wirtschaftlichen Lage aufdrängte, dieser Theorie vor allem eine andere entgegenzusetzen suchten. Und indem sie hierbei vom Begriffe des Tausches rückwärts in der Richtung größerer Tiefe fortschritten zu dem Begriffe der Güterverteilung und vor allem der Produktion, sowie der Produktionsmittel als der Voraussetzung jeder Produktion der freien Unternehmung, wurden sie zu ersten, zunächst sehr phantastischen Vertretern einer gegen die Unternehmung gerichteten, wie man zu sagen pflegt, antikapitalistischen Wirtschaftslehre.

Die allgemein bei einer solchen Richtung des Denkens auftauchenden Probleme und ihre wichtigsten Lösungen lassen sich nun in aller Kürze in folgenden Sätzen umschreiben:

Erstens: Allen Richtungen des dem Smithianismus entgegengesetzten Denkens erschien es als notwendig, daß in dem bestehenden Wesen der wirtschaftlichen Produktion und vor allem der Mittel dieser Produktion, des Kapitals, des Grundes und Bodens und der sonstigen Naturkräfte, soweit sie im Eigentum der privaten freien Unternehmung wären, Änderungen einträten.

Zweitens: Diese Änderungen wurden zunächst sehr radikal gedacht: es sollte kein Sondereigentum an den Produktionsmitteln mehr geben, diese sollten vielmehr im Besitze des Staates sein und von diesem den einzelnen nach vollster Gerechtigkeit in planmäßiger Leitung zur Benutzung übergeben werden. Dabei machte sich aber für die Feststellung dessen, was vollste Gerechtigkeit sei, wieder eine doppelte Auffassung geltend.

Nämlich einmal die durchaus radikale des Kommunismus: absolute Gleichheit der Verteilung der Produktionsmittel wie des wirtschaftlichen Ertrages: also Gleichheit der Arbeit und des Genusses.

Und weiter die gemäßigtere des Sozialismus. Der Sozialismus will eine absolut gleiche Verteilung nicht: wie die Verteilung der Produktionsmittel so soll auch der Genuß des Ertrages abgestuft werden nach Begabung und Neigung: und so soll die Produktion arbeitsteilig sein, aber allerdings in ganz anderer Art als bisher und nach staatlicher Regelung. Die Folge einer solchen Änderung werde dann eine Bindung der nationalen Gesellschaft nach ganz anderen Grundsätzen sein als bisher[1].

Drittens: In späterer Zeit hat sich neben den Kommunismus und Sozialismus der moderne Staatssozialismus gestellt.

[1] Als praktisch wohl durchführbar hat ein solches System zu erweisen gesucht Schäffle in seiner Quintessenz des Sozialismus (1874).

Grundsätzlich verschieden von Kommunismus und Sozialismus ist er dadurch, daß er überhaupt keine prinzipielle Änderung will; er geht nicht darauf aus, einen einfachen bestimmten wirtschaftlichen Gedanken zu Ungunsten aller anderen einseitig zu verfolgen. Aber er eignet sich aus dem System des Sozialismus die praktische Forderung an, die schreiendsten Auswüchse auf dem Gebiete der Produktion, wie sie wesentlich mit dem jetzigen Rechtssystem der Produktionsmittel zusammenhängen, den sogenannten Kapitalismus par excellence, tunlichst einzuschränken, wenn nicht zu beseitigen.

Nun sind die Ideale des Kommunismus und Sozialismus, wie sie zunächst und auf längere Zeit — bis etwa in die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts hinein — allein auftraten, keineswegs eine einzigartige Reaktionserscheinung gegenüber dem Aufkommen der neuen Wirtschaftsform der freien Unternehmung. Im Gegenteil: sie finden sich jedesmal ein, wenn in der rechtlichen oder wirtschaftlichen Wertung der Produktionsmittel eine starke Verschiebung eintritt. So bildete sich im Bereiche der deutschen Geschichte während des 9. Jahrhunderts der Bund der Stellinga, als die Einverleibung des Grundes und Bodens in den Machtbereich des Adels — die gefährlichste Verschiebung der Produktionsmittel in naturalwirtschaftlicher Zeit — bedrohlich wurde; so hat das 14. Jahrhundert die kommunistischen Lehren der Geißelfahrer und das 15. und 16. Jahrhundert die revolutionäre Gärung der Bauern gesehen, als neben den Grund und Boden zum ersten Male stärkere Kapitalbildung trat und dadurch die bisherige Monopolstellung der landwirtschaftlichen Erzeugung und ihrer Produktionsmittel beseitigt ward.

Neu ist innerhalb der deutschen — wie im ganzen innerhalb der europäischen — Geschichte in den Zeiten der aufkommenden freien Unternehmung und der mit ihr verbundenen Art der Behandlung der Produktionsmittel nur die besondere Weise der Formulierung der sozialistischen oder kommunistischen Wünsche. In den früheren Jahrhunderten waren die Stände, die von den Umwälzungen betroffen wurden, im wesentlichen nur die proletarischen, landarbeitenden gewesen, die Stände

begrenzten geistigen Horizontes. Und so hatten sie die Grunderscheinungen der wirtschaftlichen Wandlungen, deren Wirkung sie unterlagen, nur wenig sicher durchschaut; nicht die Gütererzeugung, nur die Güterverteilung machten sie für ihr Unglück verantwortlich; und nur dumpf, unartikuliert gleichsam und von brutaler Gewalt getragen gestaltete sich darum die Theorie ihrer Gegenwirkung: in den Begriffen „Teilen" und „dem Reichen die Kasten pochen" erschöpfte sich ihr praktisches, in wunderlichen Phantasieen einer kommunistischen Zukunft ihr theoretisches Denken: und erst der Schluß der Bauernbewegung hat auf deutschem Boden etwas wie Programme eines klareren Sozialismus gesehen. Ganz anders in dem Zeitalter der freien Unternehmung. Jetzt waren einerseits die kopfarbeitenden Gesellschaftsschichten ganz anders entwickelt als früher; und anderseits waren sie, infolge des alle menschliche Tätigkeit umfassenden Wirtschaftsbegriffs der Unternehmung, ganz anders und weit unmittelbarer in die wirtschaftliche Bewegung hineingezogen als bisher[1]. Und so wandten nicht wenige großherzige und gerechtdenkende wie neidische und hämische Naturen aus dem Kreise der Kopfarbeiter ihr Denken der Lösung wirtschaftlicher Probleme zu. Dieses ist somit weit mehr als in jeder früheren sozialistischen Bewegung ein wesentliches Moment des modernen Sozialismus: und bald richtet es sich auf das Problem der Gütererzeugung, so abenteuerlich und von diesem Probleme noch abgewandt auch seine ersten Forderungen sein mochten.

Diese Forderungen wurden zuerst in Frankreich formuliert, im Anschluß an die Ideenwelt der großen Revolution, deren Wesentliches die Verkündigung der allgemeinen politischen und rechtlichen Gleichheit als eines obersten Prinzips des öffentlichen Daseins gewesen war. Baboeuf stand dabei noch ganz unter den Nachwirkungen Rousseaus; er wollte keine Regierung, keine Kirche, keinen Staat, keine Wissenschaft, kein Eigentum: der Mensch soll nur materieller Bedürfnisbefriedigung auf dem

[1] S. oben S. 263 ff.

platten Lande leben. Es ist der stärkste Ausdruck jener reaktionären Lebensauffassung, die jugendlichen sozialistischen Strömungen eigen zu sein pflegt: noch unfähig, ein Reformprogramm für die Gegenwart zu bilden, strebt man in alte Zeiten zurück, die man sich als Paradiese der Verwirklichung eigener Tendenzen vorstellt. In Deutschland ist diese Periode der Reaktion gegen den Geist der freien Unternehmung schon viel ruhiger und in gewissem Sinne vernünftiger durch ein Rückgreifen auf den Feudalismus des Mittelalters, durch Adam Müller und Karl Ludwig von Hallers „Restauration der Staatswissenschaft" (1816 ff.) vertreten.

Baboeuf wurde 1796 hingerichtet. Seinen voreiligen und wüsten Lehren folgten in Frankreich schon feiner durchdachte und fruchtbarere Systeme des Sozialismus. Der St.-Simonismus will jedem die Genußmittel nach dem Maße der Befähigung, den Lohn nach dem Maße des Verdienstes zuführen. Die neue Welt soll beginnen mit der Aufhebung des Erbrechts und sich vollenden unter dem Regiment einer weisen Priesterschaft, der die gerechteste Regelung der Produktion obliegt. Fourier geht dann von dem in Frankreich besonders gern gehörten und gepflegten Gedanken aus, daß die Menschen, von Natur gut, im Grunde mit harmonischen wirtschaftlichen Trieben ausgestattet seien. Darum seien sie leicht in großen Genossenschaften zu gemeinschaftlicher Produktion zu vereinigen: wobei das Produktionskapital Besitz der Mitglieder sein soll zu ungleichen, aber unauslösbaren, also ideellen Anteilen. In dieser Genossenschaft erzeuge nun der einzelne, soviel ihn seine natürliche Neigung zu produzieren antreibt. Bei der Verteilung erhält dann jeder zunächst den vollen Bedarf seines Unterhalts. Der Rest aber wird unter besonders hervorragende Arbeiter und Talente, sowie unter die Genossen verteilt, die stärker mit Anteilen an den Produktionsmitteln ausgestattet sind — denn es gibt ein Erbrecht an ihnen —, und zwar nach einem Verhältnis, das durch gemeinsame Abstimmung festgestellt wird.

Wir verfolgen nicht, wie diese Lehren bei ihrem ersten Auftreten als harmlose Spielereien betrachtet und in den vor-

nehmen Zirkeln Frankreichs als Kurioſitäten beſprochen wurden, auch nicht, wie ſie nach manchen törichten Verſuchen, ſie zu verwirklichen, in der Februarrevolution des Jahres 1848 praktiſch und dann alsbald kommuniſtiſch hervortraten: ihre eigentliche Wirkung haben ſie, ſeit den vierziger Jahren, doch im Reiche der Ideen gehabt. Die ſpäteren ſozialpolitiſchen Theorieen Frankreichs aber hatten an Originalität nicht mehr ſo viel aufzuweiſen; Proudhon insbeſondere war nur ein blendender Phraſenmacher, ſo ſehr er auch auf Rodbertus gewirkt hat; und ſchließlich hat man ſich gar auf die bloße Forderung des droit au travail zurückgezogen: ein Recht, das auf germaniſchem Boden in den praktiſch denkbaren Grenzen zu allen Zeiten anerkannt und geübt worden iſt.

Ähnlich verlief die Entwicklung der ſozialiſtiſchen Lehren in England. Zwar hat hier Owen, auf lange der beherrſchende Geiſt, durchaus praktiſch begonnen. Anfang des 19. Jahrhunderts Direktor einer großen Baumwollenſpinnerei am Ufer des Clyde, hat er als erſter die moderne Fabrikliebestätigkeit in weiten Grenzen geübt und iſt damit vorbildlich nicht bloß für England geworden. Allein aus dieſer praktiſchen Tätigkeit heraus zog er ſchon im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts in den New views of society und in der Adreſſe an die auf dem Aachener Kongreß verſammelten Mächte der Heiligen Allianz allgemein ſozialreformatoriſche Folgerungen: durch beſſere Erziehung und gleiche wirtſchaftliche Lage ſoll der menſchliche Charakter umgeſtaltet und ſeinem Glücke entgegengeführt werden; Gütergemeinſchaft insbeſondere werde die bisherigen Intereſſengegenſätze beſeitigen, die Unfreiheit der menſchlichen Handlungen aufheben und an ihre Stelle das Naturgeſetz der Liebe ſetzen. Freilich: indem Owen dieſe Anſchauungen in öffentlicher Agitation vertrat, wurde er in ſeiner Heimat unpopulär; und ſein Verſuch, in Amerika eine Kolonie nach ſeinen Lebensprinzipien, die New Harmony, zu begründen, ſcheiterte. So blieb ſeine ideologiſche Welt einſtweilen unwirkſam, ſo ſtark die Folgen ſeines praktiſchen Handelns in den Beſtrebungen der chriſtlichen Philanthropen Englands, eines Lord Shaftesbury

u. a., wie in der allgemeinen englischen Fabrikliebestätigkeit fortwährten; und erst in dem Denken des nach England verschlagenen deutschen Juden Karl Marx erlebte die grundsätzliche Seite seiner Lehren teilweis die Auferstehung.

Die Deutschen haben im 19. Jahrhundert eine Entwicklung des sozialistischen Denkens durchgemacht, die von der Entwicklung der Theorieen bei den großen westeuropäischen Völkern vielfach abweicht. Bei Franzosen und Engländern erschöpft sich die abstrakt-philosophische Betrachtung der neuen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse früh; in einer schon ziemlich fortgeschrittenen tatsächlichen Entwicklung der freien Unternehmung befindlich, ergriffen sie die großen auftauchenden Probleme bald nur praktisch. Und indem dies schon vor der Mitte des 19. Jahrhunderts geschah, gewannen beide Völker zeitig Raum für die Entfaltung einer praktischen und bald auch historischen Wissenschaft von der Gesellschaft: so in England unter Spencer und so früh auch in Frankreich, wo man deren Anfänge unmittelbar bis in den sozialistischen Doktrinarismus zurückverfolgen kann; Comte war ein Schüler St. Simons. Und so kam es, daß sich die neue, immer wichtiger werdende Geisteswissenschaft der Soziologie vornehmlich auf englischem und französischem Boden gebildet hat und — jetzt auch unter Hinzutritt Italiens — bildet; erst ganz neuerdings beginnen die Deutschen regeren Anteil an ihr zu nehmen.

In Deutschland dagegen vermochten sozialistische Lehren, wenn sie um die Mitte des Jahrhunderts auftreten sollten, noch einen ganz anders charakterisierten Nährboden zu finden: es war der der romantischen Philosophie und des zum Realismus abgedämpften alten aufklärerischen Rationalismus. In der romantischen Philosophie hatte schon Fichte Lehren eines gänzlich abstrakten Sozialismus vorgetragen; wichtiger war, daß Hegel zum Beweise seiner Gedankendichtungen eine Dialektik durchgebildet hatte, deren blendende Formen noch lange nach der Aufdeckung ihrer logischen Fehler durch Trendelenburg fortwirkten. Der Realismus aber, der seit den dreißiger Jahren der Romantik gefolgt war unter starker Wiederbelebung alter

rationaler Elemente, versuchte noch einmal, logisch die Welt zu umspannen; daher seine gewaltigen Erfolge auf naturwissenschaftlichem Gebiete, daher aber auch seine geringe Fruchtbarkeit in den Geisteswissenschaften, deren Problemen er ebenfalls nur mit rein logischer Behandlung nahetrat. Im ganzen aber vermochten Romantik und Realismus, in einem scharfdenkenden Kopfe vereint, formal noch dahin fortzuwirken, daß eine Lösung geisteswissenschaftlicher Fragen rein logisch, und zwar in der Form dialektischer Schlüsse, versucht ward.

Inhaltlich kam zu alledem noch ein Element, das auch schon bei Hegel in philosophischer Hülle vorliegt, und das, in einigem Betracht ein Erbe schon des 18. Jahrhunderts, doch erst das Denken des 19. Jahrhunderts aufs gewaltigste befruchtet hat und noch befruchtet: das Element der Entwicklung. Und es war bis zu einem gewissen Grade geeignet, das abstrakt logische Denken grade in seiner Beziehung auf menschliche Schicksale abzuschwächen und der Wirklichkeit anzunähern: denn da, wo der Verstand absolute und unvereinbare Gegensätze sieht, pflegt eine evolutionistische Betrachtung an ihre Stelle eine völlig erklärbare Abwandlung von einem polaren Kontraste zum andern zu setzen.

In diesen Zusammenhängen liegt die Konstellation vor, aus der das Denken des größten deutschen und des mächtigsten europäischen sozialistischen Denkers des 19. Jahrhunderts überhaupt, Karl Marxens, hervorgegangen ist. Marx ist der erste gewesen, der das Unternehmerkapital klar als das bewegende Element der modernen Volkswirtschaft erfaßte; und praktisch griff er in die Entwicklung auf stärkste ein, indem er auf diese Erkenntnis hin in seinem Buche „Das Kapital" (1867—1894) eine sozialistisch-evolutionistische Lehre von den Produktionsmitteln und der Produktion vortrug. Die Hauptsätze dieser Lehre sind etwa die folgenden: Das Kapital entsteht, verzinst und mehrt sich nur durch Auffaugung eines Teils des Arbeitsertrages, der eigentlich dem Arbeiter selbst gehört. Dieser Vorgang ist nun in der Gegenwart besonders evident und bedauerlich: die kapitalistischen Unternehmer drücken den Lohn, ja, sie lassen den

Arbeiter in Überarbeitung früh zu Grunde gehen, um ihr Kapital zu mehren. Die Folge dieses Aufsaugungsprozesses, der seit dem 18. Jahrhundert immer beschleunigter verläuft, wird sein, daß die stärkeren Kapitalisten immer mehr die schwächeren tot machen: daß sich also die Produktionsmittel und damit die Herrschaft über die Produktion in immer weniger Händen konzentrieren. Dann aber, wenn diese letzten Konsequenzen der kapitalistischen Wirtschaftsform eingetreten sein werden, wird es zum Kampfe der geknechteten Arbeiter gegen die Unternehmer kommen: diejenigen, welche bisher die anderen expropriiert haben, werden nun selbst expropriiert werden, die Produktionsmittel werden an die Gesamtheit übergehen, und eine kommunistische oder sozialistische Betriebsform — welcher Art diese sein wird, stellt Marx nicht genauer fest — wird eintreten.

Da aber die Erscheinungen, um die es sich hier handelt, internationale, mindestens solche der europäisch-amerikanischen Kulturwelt sind, so wird auch der Kampf international sein, und wer ihn vorbereitet, hat internationale Verbindungen der Enterbten des Kapitalismus zu schaffen.

Man sieht, was diese Lehre von den früheren sozialistischen Lehren unterscheidet: sie geht nicht von sittlichen Forderungen aus und sie erstrebt nicht von ihnen her und auf sie in irgend einer Weise gestützt in bewußter Willensrichtung eine sozialistische Zukunft, sondern sie bewegt sich rein auf dem Gebiete logisch-dialektischer Betrachtung der wirtschaftlichen und speziell der jüngsten wirtschaftlichen Entwicklung, um aus ihr in rein logischen Schlüssen eine sozialistische Zukunft zu folgern. Dabei ist diese Lehre in den tiefsten geistigen Strömungen des 19. Jahrhunderts und auch noch der Gegenwart verankert: und darum ist sie weit davon entfernt geblieben, nur als Kuriosität aufgenommen zu werden; vielmehr hat sie alsbald nach ihrer Aufstellung geistig zu wirken begonnen und Kreise gezogen, deren Peripherie auch heute noch keineswegs voll zu ermessen ist. Und sie hat weiter, indem sie von der Kritik eines Kernpunktes des modernen Wirtschaftslebens ausging, eben diesen

Kernpunkt und nicht etwa das Wesen irgend eines Anneres oder Zubehörs bloß zur Erörterung gestellt. Darum hat sie praktisch nicht zur Entwicklung irgend welcher kleinen Reformvereine ad hoc oder zur Entfaltung irgend welcher partikularen gesellschaftlichen Bewegung geführt, sondern zur Begründung eines umfassenden politischen Glaubensbekenntnisses für die ganze Breite der wirtschaftlichen und sozialen Fragen: und hiermit zur Bildung politischer Parteien und einer großen politischen Partei vornehmlich im Lande ihres geistigen Ursprungs, in Deutschland. Endlich aber hat diese Lehre, indem sie die sozialistische Gesellschaft und den sozialistischen Staat zwar mit logischen Gründen als unweigerlich kommend zu erweisen suchte, ihn aber in den Einzelheiten seines zukünftigen Wesens auszumalen vermied, die Hoffnungen all der Tausende und Hunderttausende und Millionen entflammt, die der Beweisgrundlage trauten und, auf ihrer Basis gläubig verharrend, in phantasievoller Erregung der Zeiten harrten, die da kommen sollten. Und so ist sie recht eigentlich geschaffen gewesen zu einem Evangelium des niederen Volkes, bei dem der Affekt noch dicht neben dem Verstande wohnt, ihn nur zu häufig überragend, der Massen, die da noch immer besonders gläubig und begeisterungsfähig begabten Führern gefolgt sind, Depositare einer urzeitlichen Gabe schlechthin vertrauender Lenksamkeit.

Aber auch darüber hinaus darf man ihre Kraft nicht verkennen. Unzweifelhaft ist sie die scharfsinnigste Lösung der Frage, inwiefern auf dem Wege der Produktionsänderung das Wesen des modernen Wirtschaftslebens, der modernen Unternehmung grundsätzlich vernichtet werden könne. Und damit bietet sie nicht bloß starke, von der Wissenschaft und der Praxis längst ausgenutzte Möglichkeiten, das Wesen eben dieses Wirtschaftslebens tiefer zu erkennen: sie gibt auch zugleich indirekt Anleitung, dies Wesen da zu modeln, wo es vom Standpunkte der modernen Sittlichkeit und des modernen Staates bedenkliche Auswüchse zeigt. Es ist der Punkt, wo der Marxismus mit dem Staatssozialismus der jüngsten Vergangenheit und

der Gegenwart zusammenhängt; und wer will die positiven Anregungen voll ermessen, die in dieser Richtung von dem Radikalismus des Marxschen „Kapitales" zu den Problemen einer in mäßigen Grenzen gehaltenen Sozialreform hinübergesponnen worden sind?

Wir haben jetzt gesehen, inwiefern sich durch die Entwicklung der freien Unternehmung Probleme der Gütererzeugung ergaben, die schließlich bis zu einem Abbau der tiefsten Gründe des nationalökonomischen Verständnisses führten und von da aus radikale Gegenlösungen zu den bestehenden Anschauungen der nationalökonomischen Wissenschaft zuließen. Und dabei stellte sich zugleich heraus, wie außerordentlich eng das Produktionsproblem denn doch wiederum mit dem Verteilungsproblem verquickt war: sehr natürlich in einem Zeitalter hoher Kultur, in dem die Gütererzeugung auf dem Grunde reichster Ersparnisse und Okkupationen einer uralten Entwicklung erfolgt, mithin in die Fragen der Erzeugung neben dem Element der Arbeit sofort der so überaus verwickelte Faktor eines in großer Stärke vorhandenen Kapitales eingreift.

Indem sich nun aber das Problem der Verteilung auf diese Weise alsbald neben dem Problem der Produktion aufdrängt, erhalten die wirtschaftlichen und sozialen Fragen in hohem Grade auch einen moralischen und politischen Charakter: denn die Frage der Verteilung ist tatsächlich eine Frage der Macht, und der Forderung nach eine Frage der Gerechtigkeit, ein Problem also ebensosehr der sittlichen wie der politischen Haltung der Gesellschaft. Es ist der Punkt, von dem her die Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Gegenwart ohne weiteres in die Sitten- und Verfassungsgeschichte einmündet; von dem aus, neben der autonomen Entwicklung der ökonomischen und gesellschaftlichen Kräfte, sich auch das Verhalten der größten sittlichen und öffentlichen Gemeinschaften, der Gemeinde und des Staates, vielfach zu entscheidender Bedeutung entwickelt.

Gewiß sind die Probleme einer gerechten Verteilung, insofern sie aus der oft recht schwierigen Lage der unteren

Schichten, so namentlich des vierten Standes, hervordrängten, auch von einzelnen hervorragenden Volksgenossen, insbesondere großen Unternehmern, beachtet und zum Anlaß in ihrer Art großartiger und entschiedener Maßregeln genommen worden; von Owen an, dem ersten großen englischen Wohltäter des vierten Standes, haben die warmherzigen Förderer der Lage der Arbeiter bis in die Gegenwart herein nicht aufgehört, und unter ihnen befinden sich so erlauchte Namen wie der Alfred Krupps, dem sich aus seinen eigenen Lebenserfahrungen heraus die Notwendigkeit besonders aufgedrängt hatte, in der Fürsorge für die Tausende seiner Arbeiter niemals nachzulassen: längst vor der staatlichen Gesetzgebung in diesen Materien waren in der Essener Gußstahlfabrik die Ziele des Krankenkassen-, Unfall- und Altersversicherungsgesetzes durch Eingreifen des Arbeitgebers ins Auge gefaßt und teilweis erreicht worden. Auch hat in der Frage der Güterverteilung die selbständige Organisation der wirtschaftlichen Stände und Klassen vornehmlich auf dem Wege der Assoziation Großes erreicht, wie wir gesehen haben, und schon konnte gelegentlich die Befürchtung ausgesprochen werden, der freie assoziative Trieb, freilich noch mehr die Wucht der staatlichen Zwangsgenossenschaften[1], könne einmal die gemeindliche Selbstverwaltung überwuchern.

Aber gleichwohl kann man sich das daneben herlaufende Eingreifen des Staates und der Gemeinde in die sozialen Probleme und namentlich in das der Verteilung und seine Unterfragen nicht leicht zu groß vorstellen: erst in ihm erreicht die Tendenz auf öffentliche und sittliche Durchbildung der freien Unternehmung und die leise Übergangsentwicklung zu den Formen eines gebundeneren Wirtschaftslebens schon jetzt einen gewissen Höhepunkt und einen vollendeteren Ausdruck. Denn erst diese Gewalten fassen in ihren Einwirkungen die verschiedenen Seiten des wirtschaftlichen und sozialen Geschehens energischer und einheitlicher zusammen: die Ausdehnung der großen und dem

[1] Über diese wird in dem Bande über Politik eingehend gehandelt werden.

öffentlichen Wesen angenäherten Wirtschaftsformen an Stelle des kleinen Privatbetriebes, von den Monopolstellungen gewaltiger Wirtschaftsgenossenschaften und Kartelle an bis zum reinen Kommunal- und Staatsbetrieb; die stetig fortschreitende Arbeitsteilung und die daraus entspringende immer stärkere Abhängigkeit der Einzelwirtschaften voneinander; das erwachende Pflichtgefühl der wirtschaftlich und sozial führenden gegenüber den besitzarmen und gesellschaftlich zurücktretenden Klassen.

Freilich kann hier nur in Andeutungen geschildert werden, was von den beiden Gewalten zunächst die Gemeinden in dieser Hinsicht getan haben. Genug, daß man heute von einem vornehmlich doch erst seit einem Menschenalter entwickelten ganzen System kommunaler Wirtschafts- und Sozialpolitik sprechen kann, nach welchem teils Erscheinungen der freien Unternehmung ins Soziale hinein gefördert und umgebildet, teils unmittelbare Eingriffe in die Auswirkung der freien Unternehmung versucht werden. Und was für eine Unsumme von Einzelerscheinungen gehört nicht schon diesem Systeme an: so, um nur eine sinnlich ins Auge fallende Reihe zu nennen, die städtischen Bauanlagen von den Wärmstuben, chemischen und hygienischen Laboratorien, Bädern, Sportplätzen, Wasserwerken, Turnhallen, Schulhäusern, Lesezimmern, Volksbibliotheken an bis hin zu den Verkaufshallen, Straßenbahnen, Beleuchtungsanlagen — und bis zu den großen Plänen öffentlich wohlgeregelter Stadtverschönerung und Stadtbebauung überhaupt!

Und noch weniger lassen sich die staatlichen Maßregeln auf diesem Gebiete mit einigen Worten erschöpfen, — schon deshalb nicht, weil das zunächst Charakteristische eben darin besteht, daß sich seit etwa einem Menschenalter das Staatsleben überhaupt mit starken sozialistischen Idealen erfüllt hat. Während die Zeit nach 1806 in Deutschland lange Jahrzehnte hindurch mehr in der Liquidation alter sozialer und wirtschaftlicher Lebensformen, ja in dem Einreißen alter Bauten noch über das Notwendige hinaus aufgegangen war, um Platz zu gewinnen für die freie Unternehmung und ein auch öffentliches Geistesleben des Subjektivismus, begann sich der Staat seit den fünf-

ziger Jahren langsam und schwach, stark und rasch seit den siebziger und achtziger mit dem Bedürfnis zu erfüllen, nun die neu entfesselten Kräfte auf politischem Wege zu kluger Selbstbeschränkung und damit geordneter Selbstherrschaft zu erziehen und den sozialen Schäden, die die bisher wenig gegängelte Bewegung zahlreich, und namentlich in den unteren Ständen gezeitigt hatte, durch positive Abhilfe entgegenzutreten. Überall wurde, namentlich auch in der letzteren, besonders augenscheinlichen Richtung, die Erörterung aufgenommen; schon Ende der fünfziger Jahre konnte man über das endlose soziale Frage- und Antwortspiel klagen, das sich bis zum Überdrusse durch die Presse hinziehe, und schließlich machte sich eine starke Vereinigung nationalökonomischer Denker, die kathedersozialistische, zum klarer bewußten Träger der neuen Bewegung. Es waren die Schönberg und Schmoller, Rößler, Gneist, Boehmert und Brentano, in etwas loserem Zusammenhange mit ihnen auch Schäffle und Wagner, die in dieser Richtung literarisch tätig wurden; ihren Anregungen verdankte der 1872 in Eisenach begründete Verein für Sozialpolitik seine Entstehung.

Man weiß, bis zu welch hohem Grade inzwischen das Programm dieser Denker in einzelnen Punkten, wie z. B. der Arbeiterversicherung, noch weit über die kühnsten Anfangsforderungen hinaus im Staatsleben verwirklicht worden ist: Schutzzölle und Währungsgesetzgebung, Arbeitsgesetzgebung und Arbeiterversicherung, Verstaatlichung und öffentliche Beaufsichtigung der Verkehrsanstalten und des Bankwesens, wachsende staatliche Tätigkeit in der Unternehmung überhaupt und tausend andere gesetzgeberische Maßregeln der letzten fünfundzwanzig Jahre lassen sich auf Strömungen der öffentlichen Meinung zurückführen, die mit dem Kathedersozialismus zusammenfielen oder ihm parallel gingen. Und diese große Bewegung, welche eine schon vorher im Anfange vorhandene staatliche Sozialgesetzgebung so reich befruchtete, ist keineswegs, wie es einige Zeit den Anschein haben konnte, im Sande verlaufen oder durch andere staatliche Interessen dauernd zurückgedrängt worden. Eben seit einigen Jahren etwa hat, nach einer Pause, eine

neue ſtattliche Tätigkeit in dieſer Richtung begonnen; und noch bleibt die Verwirklichung großer Ideale der Zukunft überlaſſen.

Nun verſteht ſich aber, daß die Maßregeln auf dieſem Gebiete zum größten Teile ihrem Kerne nach dem Gebiete einer weit gefaßten iustitia distributiva angehören: eben die Güter- und damit die Produktionsmittelverteilung iſt durch ſie gewiſſen Modifikationen, im ganzen zu Gunſten der unteren Klaſſen und namentlich des vierten Standes, unterworfen worden. Und geſchah das zunächſt unter prinzipiellem Feſthalten an der Grundlage des modernen Wirtſchaftslebens, der freien Unternehmung, ſo iſt doch nicht zu verkennen, daß ſchließlich auch immer ſtärkere Motive eines Wirtſchaftslebens der gebundenen Unternehmung auftauchten. Allein ſchon die Tatſache, daß der Staat zur Verwirklichung ſeiner ſozialen Ziele neben den freien Aſſoziationen unzählige Exemplare und ganze große Reihen von Zwangsgenoſſenſchaften ſchuf, iſt hierfür von durchſchlagender Beweiskraft. Ja unter dieſen Umſtänden hätte ſogar die ſtaatliche Einwirkung längſt in eine vollendete Zeit gebundener Unternehmung hineinführen müſſen, wenn es überhaupt möglich wäre, auf tiefe ſoziale und wirtſchaftliche Strömungen ſelbſt mit den ſtärkſten ſtaatlichen Zwangsmitteln entſcheidend zu wirken. Denn dies iſt ein Punkt, der bei keiner auch nur flüchtigen Betrachtung der neueren Sozialgeſetzgebung unerwähnt bleiben darf: gering und unbedeutend nur iſt, was Menſchen und ſelbſt größte Staatsmänner bewußt vermögen gegenüber jenem elementaren und unbewußten Handeln der Maſſen, das ſich in dem allgemeinen Verlaufe des Wirtſchafts- und Geſellſchaftslebens zu geſchichtlicher Erſcheinung emporringt.

Wie ſehr eben dieſes Leben, die Aktion der „viel zu vielen", auf wirtſchaftlichem und ſozialem Gebiete die entſcheidende iſt, dafür gibt es wohl keinen beſſeren Beweis als die Tatſache, daß die ungeheuren Wandlungen des Wirtſchafts- und Geſellſchaftslebens vom 18. zum 19. Jahrhundert ſogar die Grundlagen des Rechtes, des wichtigſten Gebietes ſtaatlicher Lebenserſcheinungen, gänzlich verſchoben haben. Noch die erſte Hälfte des 18. Jahrhunderts war geneigt, öffentliche Rechte

unter privatem Gesichtspunkte zu betrachten, — weit hinaus über die bekannte Erscheinung, daß die Rezeption des römischen Rechtes, die sich wesentlich auf Stoffe des Privatrechtes bezog, dazu geneigt gemacht hatte, auch solche Rechtsmaterien, die noch als öffentlich-rechtliche begriffen wurden, in den Formen des Privatrechtes zur Darstellung zu bringen. Was charakteristischer erscheint, war die Tatsache, daß man selbst die grundlegendsten Funktionen der Monarchie immer mehr von privatrechtlichem Standpunkte aus zu betrachten begann: daß sich der Absolutismus um 1700 bis 1740 in ein Landesvatertum in des Wortes verwegenster Bedeutung auflöste.

Dieser Auffassung trat dann schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, vollendeter freilich erst im 19. Jahrhundert, eine ganz andere entgegen, die immer mehr geneigt war, alles Recht als im Grunde öffentliches Recht anzusehen und das subjektive Recht des Einzelnen nur deshalb als Recht zu betrachten, weil es von dem allgemeinen Rechtswillen als Recht anerkannt und geschützt wird. Es ist die Auffassung, die in Frankreich zum ersten Male von Rousseau in vollendeter Klarheit vorgetragen wurde und, in die Sprache dieser Klarheit gegossen, so unendlich auf die Zeitgenossen gewirkt hat. Und sie wurde zum Leitstern schon der letzten Phase des Absolutismus. Noch mehr aber wurde sie zur Auffassung jener Menschenalter des 19. Jahrhunderts, die, eben von ihr aus, die größten Sätze des natürlichen Rechtes der Aufklärung, die Ideale von Freiheit und Gleichheit, die allgemeinen Menschenrechte als öffentliches Recht der Verfassungen urkundlich glaubten festlegen zu müssen, der Menschenalter der frühen konstitutionellen Zeit und der Charten. Es ist, im vollendetsten Sinne, die Auffassung der Gegenwart, die jedes Recht des Einzelnen im Sinne einer staatlichen Pflichterfüllung und darum als öffentlich anzusehen geneigt ist.

Wie ist es nun zu jenem Umschwung der Rechtsauffassung gekommen? Auf welchem Wege sonst als dadurch, daß sich in der Entwicklung eines Zeitalters ungeahnten Verkehrs und freier Unternehmung die Tätigkeiten der einzelnen Volksgenossen

derart miteinander verquickten und unauflöslich verbanden, daß der Eine nicht bloß auf die Arbeit einiger, sondern unter allen Umständen aller anderen Staatsgenossen und Landsleute angewiesen war? Es ist klar, daß einer solchen Zeit die Arbeit nunmehr als staatliche und sittliche Pflicht erscheinen mußte, daß sie den Begriff gewisser unehrlicher Arbeiten verlor, dagegen den des Rechts auf Arbeit wieder schärfer hervorkehrte: daß ihr jedes Problem der Arbeit im Sinne eines Problemes öffentlichen Rechtes erschien. Bis zu welchem Grade das heute der Fall ist, beweist kaum etwas besser als die Behandlung des Arbeitsvertrages in unserer Einzelgesetzgebung seit 1870 wie in dem Bürgerlichen Gesetzbuch vom Jahre 1900: denn offenbar ist es im Verlaufe der durch diese beiden Daten umschriebenen Entwicklung das freilich noch nicht durch volles Gelingen gekrönte Bestreben, den Arbeitsvertrag aus dem Geltungsbereiche des nachgiebigen Rechtes auszusondern und überzuführen in das Herrschaftsgebiet des zwingenden Rechtes.

Das Arbeitsrecht aber: sollte das heute nicht der Kern alles Rechtes sein? Klebt an ihm nicht die Ordnung der Eigentumsfragen wie der Fragen des Vertrages überhaupt? Darum kann von diesem Punkte aus allein in Zeiten der freien Unternehmung schon eine Umgestaltung der gesamten Rechtsgrundlage in eine solche öffentlichen Rechtes ausgehen.

Indem wir uns auf dem Wege zu einer solchen Umgestaltung befinden und einen Teil der zu durchwandernden Strecke schon durchmessen haben, siegte da nicht eben mit dem steigenden Einfluß des Staates als der größten aller Genossenschaften — und schon tritt eben auch der genossenschaftliche Begriff des Staates wieder stärker hervor — der Zug zur Gebundenheit? Kein Zweifel, daß es sich auf dem soeben besprochenen Gebiete und innerhalb der Grenzen desselben so verhält: und damit zeigt es sich hier wiederum durch das Medium gewaltiger staatlicher Beziehungen hindurch: der Entwicklung der freien Unternehmung, der Zeit des freien Wettbewerbes wohnt im Innersten ein antagonistisches Element, ein Keim polaren Gegensatzes inne, ein Moment, das mächtig und um so mächtiger,

Digitized by Google

weil instinktiv, hintreibt in Zustände einer neuen, den kommenden Formen nach freilich noch nie auf deutschem und europäischem Boden erhörten Gebundenheit.

Indem aber diese Fragen auftauchen: die Fragen des Zwanges, der gegenseitigen Ineinanderordnung der nationalen Elemente in ihren allgemeinsten Beziehungen: führt die Darstellung unmittelbar zur Geschichte des modernen Staatslebens über.

Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

DUE DEC 2 1 48

MAY 12'60 H

WIDENER

APR 16 2002

APR 12 2002

BOOK DUE

ED